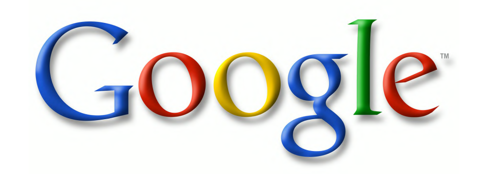

Google



[redacted]

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1868

Zweiter Band.

[redacted]

[redacted]

Historisch-politische
Blätter

für das

katholische Deutschland,

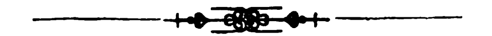
redigirt

von

Edmund Jörg und Franz Binder.

(Eigenthum der Familie Görres.)

Zweiundsechszigster Band.



München, 1868.

In Commission der Literarisch-artistischen Anstalt.

[redacted]

Inhaltsverzeichniß.

[redacted]

[redacted]

[redacted]

[redacted]

[redacted]

[redacted]

[redacted]

I.

Maria Theresias erste Regierungsjahre.

Es ist eine wohlbegründete Klage, daß Oesterreich seine eigene Geschichte lange Zeit vernachlässigt und eben dadurch nicht wenig dazu beigetragen habe, daß die Feinde des österreichischen Hauses und Reiches mit ihren ebenso frechen als boshaften Verzerrungen der deutschen und österreichischen Geschichte mehr und mehr Boden gewinnen und die öffentliche Meinung fast ausschließlich beherrschen konnten. Der edle Friedrich von Hurter war in diesem Jahrhundert der erste der die nur zu lange verschlossenen Archive durchgearbeitet und von Zeit zu Zeit Resultate seiner Studien veröffentlicht hat. Seine Geschichte Kaiser Ferdinands II. ist ein Werk von unermeßlicher Bedeutung sowohl durch den Reichthum an bisher unbekannten historischen Dokumenten als durch die siegreiche Darlegung der Gerechtigkeit des Kampfes, den jener Kaiser gegen die wie in Deutschland so in den österreichischen Erbländern mit unerhörter Keckheit auftretende Häresie und dynastische Herrschsucht geführt hat. Ebenso ist seine durch eine Menge von Dokumenten bekräftigte Darstellung der Schuld Wallensteins ein Werk von durchschlagender Wichtigkeit, denn von jetzt an können die vielverbreiteten

hämischen Urtheile über den angeblichen Undank des Hau
Habsburg gegen Wallenstein vor dem Richterstuhl der G
schichte nicht mehr bestehen. Der ganze 30jährige Krieg h
durch diese zwei Werke Hurters ein total verändertes A
sehen bekommen; die als fable convenue von den Pro
stanten festgehaltene Verläumdung des edlen Ferdinand u
der katholischen Fürsten und Feldherrn ist in nichts zerronn
und die vielgerühmten Feinde jenes Kaisers erscheinen a
höchst unreine Menschen, die von Schweden und Frankre
besoldet und von maßlosem Egoismus beherrscht in de
Kaiser das deutsche Reich, die deutsche Sitte und Ordnu
im staatlichen und religiösen Leben bekämpften und die deuts
Nation in den Abgrund bisher nie erlebter Schmach u
Schande hineinrissen. Wie viele Geschichtslügen über je
traurigste aller Perioden der deutschen Geschichte wäre
wenn schon im vorigen Jahrhundert die Wiener Archi
ausgebeutet und publicirt worden wären, unmöglich gema
oder jedenfalls nur in einem kleinen Kreis lichtscheuer Fan
tiker verbreitet worden; wie hätte Schiller es wagen könne
in seiner Geschichte des 30jährigen Kriegs ein solches Zer
bild dem deutschen Volke zu bieten und der historischen Wah
heit so derb in's Gesicht zu schlagen! Der großen Rührigk
der Protestanten gegenüber, welche jede ihnen günstig e
scheinende historische Thatsache mit rastlosem Eifer zu ve
werthen und in möglichst weite Kreise zu tragen verstehe
ist die Zurückhaltung der österreichischen Regierung in Betr
der Wiener Hof- und Staatsarchive nicht zu rechtfertige
nicht erst nach Jahrhunderten sondern so rasch als es d
Staatsrücksichten irgend erlauben, sollte den wissenschaftlic
aber auch moralisch befähigten Gelehrten gestattet werde
die Dokumente durchzuarbeiten und mit der überzeugend
Kraft derselben den Feinden Oesterreichs entgegenzutrete
Die öffentliche Meinung würde dadurch vor zahllosen Mysti
kationen bewahrt und die Vertheidiger Oesterreichs wär
nicht wie bisher genöthigt, lange Decennien hindurch n

schiebbaren Beweismitteln und ungenügenden Argumentationen der auf angeblich officielle Dokumente pochenden Gegner zu widerlegen. Wer durch rasche Darlegung der Wahrheit und seines Rechts die öffentliche Meinung für sich gewinnt, hat auch in den Tagen des entscheidenden Kampfs mächtige Bundesgenossen.

Was Friedrich von Hurter begonnen, setzt Herr Alfred Ritter von Arneth mit großem Erfolg und Eifer fort. Sein erstes bedeutendes Werk, zu welchem er aus den Archiven des kaiserlichen Hauses und der österreichischen Ministerien die Dokumente sammeln durfte, ist die 1858 erschienene Geschichte des Prinzen Eugen von Savoyen. Die vielen dem dreibändigen Werke beigegebenen Aktenstücke und officiellen Citate verleihen ihm den Rang eines klassischen Quellenwerkes. Nach Verfluß weniger Jahre trat Herr v. Arneth mit dem ersten Band eines neuen, dem vorigen an Bedeutung nicht nachstehenden Werks an die Oeffentlichkeit: mit der Geschichte der großen Kaiserin Maria Theresia. In der interessanten Einleitung dieses Bandes spricht er sich über die Motive zu diesem Werk und über die Disposition des massenhaft anwachsenden Materials aus. „Auf den Blättern der Geschichte Oesterreichs ist kein erhabneres Schauspiel verzeichnet als dasjenige welches diese Fürstin darbietet, die rechtmäßige Erbin eines uralten, aber durch Unglücksfälle aller Art tief erschütterten Throns, ungebeugten Muths ankämpfend gegen die zahlreiche Schaar sie umringender beutegieriger Feinde, und aus diesem Streite zwar nicht ohne Verlust, jedoch im Vergleich mit der wider sie gefaßten und auf ihr völliges Verderben berechneten Planen immerhin glücklich hervorgehend. Trotz leerer Kassen, trotz einer unzureichenden Heeresmacht und ganz erschöpfter Provinzen gelang es ihr durch die Kraft ihres Willens, die Festigkeit ihres Charakters und ihr unerschütterliches Vertrauen auf die Anhänglichkeit und Aufopferungsfähigkeit ihrer Völker, die ererbten Kronen zu behaupten und ihren Gemahl mit der des deutschen Reiches

hämischen Urtheile über den angeblichen Undank des Hauses Habsburg gegen Wallenstein vor dem Richterstuhl der Geschichte nicht mehr bestehen. Der ganze 30jährige Krieg hat durch diese zwei Werke Hurters ein total verändertes Ansehen bekommen; die als fable convenue von den Protestanten festgehaltene Verläumdung des edlen Ferdinand und der katholischen Fürsten und Feldherrn ist in nichts zerronnen und die vielgerühmten Feinde jenes Kaisers erscheinen als höchst unreine Menschen, die von Schweden und Frankreich besoldet und von maßlosem Egoismus beherrscht in dem Kaiser das deutsche Reich, die deutsche Sitte und Ordnung im staatlichen und religiösen Leben bekämpften und die deutsche Nation in den Abgrund bisher nie erlebter Schmach und Schande hineinrissen. Wie viele Geschichtslügen über jene traurigste aller Perioden der deutschen Geschichte wären, wenn schon im vorigen Jahrhundert die Wiener Archive [redacted]

[redacted]

scheinbaren Beweismitteln und ungenügenden Argumentationen der auf angeblich officielle Dokumente pochenden Gegner zu widerlegen. Wer durch rasche Darlegung der Wahrheit und seines Rechts die öffentliche Meinung für sich gewinnt, hat auch in den Tagen des entscheidenden Kampfs mächtige Bundesgenossen.

Was Friedrich von Hurter begonnen, setzt Herr Alfred Ritter von Arneth mit großem Erfolg und Eifer fort. Sein erstes bedeutendes Werk, zu welchem er aus den Archiven des kaiserlichen Hauses und der österreichischen Ministerien die Dokumente sammeln durfte, ist die 1858 erschienene Geschichte des Prinzen Eugen von Savoyen. Die vielen dem dreibändigen Werke beigegebenen Aktenstücke und officiellen Citate verleihen ihm den Rang eines klassischen Quellenwerkes. Nach Verfluß weniger Jahre trat Herr v. Arneth mit dem ersten Band eines neuen, dem vorigen an Bedeutung nicht nachstehenden Werks an die Oeffentlichkeit: mit der Geschichte der großen Kaiserin Maria Theresia. In der interessanten Einleitung dieses Bandes spricht er sich über die Motive zu diesem Werk und über die Disposition des massenhaft anwachsenden Materials aus. „Auf den Blättern der Geschichte Oesterreichs ist kein erhabneres Schauspiel verzeichnet als dasjenige welches diese Fürstin darbietet, die rechtmäßige Erbin eines uralten, aber durch Unglücksfälle aller Art tief erschütterten Throns, ungebeugten Muths ankämpfend gegen die zahlreiche Schaar sie umringender beutegieriger Feinde, und aus diesem Streite zwar nicht ohne Verlust, jedoch im Vergleich mit der wider sie gefaßten und auf ihr völliges Verderben berechneten Planen immerhin glücklich hervorgehend. Trotz leerer Kassen, trotz einer unzureichenden Heeresmacht und ganz erschöpfter Provinzen gelang es ihr durch die Kraft ihres Willens, die Festigkeit ihres Charakters und ihr unerschütterliches Vertrauen auf die Anhänglichkeit und Aufopferungsfähigkeit ihrer Völker, die ererbten Kronen zu behaupten und ihren Gemahl mit der des deutschen Reiches

[redacted]

zu schmücken, welche Jahrhunderte hindurch ihre Ahnherrn getragen hatten. Von noch größerer Wichtigkeit ist die organisatorische Thätigkeit Maria Theresias ... Sie vollbrachte fürwahr eine Neugestaltung des Reichs, wie Oesterreich sie unter keinem seiner früheren Herrscher auch nur in annähernder Weise erlebt hatte. Mit schöpferischer Hand wußte sie aus einem losen Verband ungleichartiger, stets sich fremd gebliebener Gebiete ein einheitlich regiertes Reich zu schaffen. Die wohlthätigen Wirkungen der Maßregeln welche M. Th. ergriff, wurden bald allgemein fühlbar und noch jetzt wird die Zeit ihrer Regierung nicht nur in den Provinzen welche den Kern der Monarchie bilden, sondern auch in den damaligen österreichischen Niederlanden, in der Lombardei und in Ungarn als diejenige der schönsten Blüthe dieser Länder einstimmig gepriesen." — Weil die 40jährige Regierung der großen Kaiserin an den wichtigsten Ereignissen so reich ist, daß Ein Menschenleben zu den Quellenstudien und der Ausarbeitung kaum hinreicht, so hat der Verfasser „um doch wenigstens ein bestimmtes Resultat so mühevoller Arbeit zu Tage zu fördern", den Entschluß gefaßt die ganze Regierungszeit Maria Theresias in vier einzelne Epochen zu theilen, deren jede den Gegenstand einer abgesonderten Publikation bilden soll. „Die erste dieser Epochen wird die Zeit vom Regierungsantritt der M. Th. im Jahre 1740 bis zur Beendigung des Kampfes um das Erbe des Hauses Habsburg, also bis zum Abschluß des Aachner Friedens (1748) enthalten. Die zweite Abtheilung soll die Epoche vom Jahre 1748 bis 1756, also den Zeitraum umfassen, in welchem sowohl die Grundlagen zu den später in noch großartigerem Maße ausgeführten Reformen im Innern der Monarchie gelegt wurden, als durch die Annäherung an Frankreich und durch die Entfremdung der Seemächte eine gänzliche Aenderung der österreichischen Politik nach Außen eintrat. In der dritten Abtheilung werden die Ereignisse des siebenjährigen Krieges zur Darstellung gelangen, und die vierte und letzte Epoche

soll die Zeit vom Hubertsburger Frieden bis zum Tode Maria Theresias, 17 Jahre voll rastloser Geistesarbeit der Kaiserin zum Wohl ihrer Länder enthalten."

Die erste Abtheilung nun, die Geschichte der ersten Regierungsjahre M. Theresias, ist in drei prächtig ausgestatteten Bänden in den Jahren 1863, 64 und 65 erschienen und bildet ein selbstständiges, in sich abgerundetes Werk mit einer reichen Fülle bisher nicht benützter oder publicirter Dokumente aus dem österreichischen Haus-, Hof- und Staatsarchiv, aus dem Kriegsarchiv, aus den Relationen der Botschafter Venedigs, endlich auch aus vielen Privatarchiven der hervorragendsten österreichischen Adelsgeschlechter. Wie in der Geschichte Prinz Eugens, so ist auch hier die Darstellung gewählt und lichtvoll; eine unerschütterliche Wahrheitsliebe, welche die Schäden und Gebrechen schonungslos aufdeckt, aber auch ein warmer Patriotismus durchdringt das ganze Werk und erweckt den Wunsch, es möchten namentlich recht viele Oesterreicher dieses Resultat mühevoller Forschungen ihres Landsmanns fleißig studiren, um von ihrem trägen Pessimismus geheilt zu werden; der felsenfeste Muth der königlichen Frau ist wahrhaft geeignet, viele tausend Männer des heutigen Oesterreichs in hohem Grad zu beschämen.

Es dürfte sich wohl der Mühe lohnen, aus dem überaus reichhaltigen Quellenwerk, welches die Zerrüttung Oesterreichs beim Tode Karls VI., die Hülflosigkeit Maria Theresias beim Antritt ihrer Regierung, insbesondere aber die grenzenlose Treulosigkeit ihrer Feinde scharf und unwiderleglich darstellt, den vielen für die Geschichte der „großen Kaiserin" sich lebhaft interessirenden Lesern dieser Blätter einige Auszüge mitzutheilen.

Erster Artikel.

Die ersten zwei Kapitel des ersten Bandes erzählen in kurzen Umrissen die vielen Opfer, welche Kaiser Karl VI. seinem Lieblingswerke, der pragmatischen Sanktion, gebracht

[redacted]

hat. Wie er früher mit leidenschaftlicher Beharrlichkeit die Spanier zum großen Schaden Oesterreichs bevorzugt und eine Masse Geld an sie verschwendet hatte, so schwärmte er seit 1713 für die pragmatische Sanktion, deren wichtigster Inhalt darin bestand, alle Länder des Hauses Habsburg zu einem untheilbaren Reich zu vereinigen und im Falle daß er keinen männlichen Erben bekäme, die Erbfolge seiner erstgebornen Tochter Theresia (so hieß sie als Erzherzogin) und nach deren etwaigem Tode seiner zweiten Tochter Marianne zu sichern; erst wenn von Karl VI. gar keine ehelichen Leibeserben vorhanden wären, sollten die Töchter Kaiser Josephs I., deren eine an den Kurfürsten von Sachsen, die andere an den Kurfürsten von Bayern vermählt war, zur Erbfolge gelangen. Um dieser papiernen Urkunde die Garantie aller europäischen Mächte zu verschaffen, brachte Karl die größten, ja geradezu unverantwortliche Opfer. Er mischte sich gegen den Rath seiner besten Minister, namentlich auch des berühmten Prinz Eugen, in die polnische Königswahl ein, indem er dem Kurfürsten August III. von Sachsen gegen das Versprechen, die pragmatische Sanktion zu garantiren und auf das Erbrecht seiner Frau zu verzichten, mit bewaffneter Macht zum polnischen Königsthrone verhalf; ebendadurch verwickelte er sich aber in einen Krieg mit Frankreich, der einen höchst ungünstigen Verlauf nahm (1733—35). Während Frankreich am Rhein kämpfte, schickte das mit Frankreich alliirte Spanien Truppen nach Unteritalien und eroberte Neapel und Sicilien; auch Sardinien war mit Frankreich verbündet und brach in die Lombardei ein. So mußte Karl den im August 1735 von Frankreich angebotenen Frieden annehmen, in welchem er das schöne Königreich Neapel und Sicilien an Spanien, einige Distrikte der Lombardei an Sardinien, das Herzogthum Lothringen aber, das Stammland seines Schwiegersohns, an den von Frankreich beschützten polnischen Thronbewerber Stanislaus Lesczynski gegen Toskana abtreten mußte. Parma und Piacenza waren sicherlich ein schlechter Ersatz

für diese großen Opfer, mit denen Karl den Frieden von Frankreich erkaufte. Noch größer waren die Verluste, die er in dem bald folgenden Türkenkriege erlitt. Die russische Kaiserin Anna hatte aus purer Eroberungslust einen Türkenkrieg begonnen und Karl glaubte sich, um die Garantie der pragmatischen Sanktion von Seite Rußlands nicht zu gefährden, zur Unterstützung Rußlands verpflichtet und statt mit einem Armeecorps, wie der Vertrag forderte, nahm er mit seiner ganzen Armee an dem Türkenkrieg Theil und hatte sogleich die ganze Wucht des türkischen Angriffs zu tragen. Während Rußland Eroberung über Eroberung machte, erlitt Karls Heer eine Schlappe nach der andern, wozu freilich die Unfähigkeit der kaiserlichen Generäle nicht wenig beitrug. Das häufige Unglück des Habsburger Hauses in der Wahl seiner Heerführer zeigte sich auch damals in furchtbarer Härte. Karl mußte sich zu Friedensunterhandlungen entschließen, aber selbst hier verfolgte ihn das Unglück, denn der damit beauftragte Feldzeugmeister Graf Neipperg übereilte dieselben so sehr und wahrte so wenig das Interesse des Reichs, daß er, Temeswar allein ausgenommen, den Türken alles herausgab was sie im Passarowitzer Frieden verloren hatten, sogar das hochwichtige Belgrad. Was nützte es daß der Kaiser Wallis und Neipperg absetzte und verhaften ließ? Das Unglück war geschehen und trug traurige Früchte: Franz von Lothringen, der Gemahl der Thronerbin Theresia, wurde auf's neue Gegenstand allgemeinen Hasses, weil man — unrichtig wie Herr von Arneth behauptet — offen es aussprach, Graf Neipperg hätte den schändlichen Frieden auf Grund geheimer, von Franz von Lothringen erhaltener Instruktionen geschlossen; die österreichische Armee war demoralisirt und ohne Vertrauen zu ihren Führern; diese selbst haderten miteinander, schoben sich in gehässiger Leidenschaft die Schuld zu und keiner wollte von dem andern Befehle annehmen. Endlich hatte der traurige Ausgang des Kriegs auf den Kaiser selbst einen so vernichtenden Eindruck gemacht, daß er von dem Schmerz und

[redacted]

Kummer sich nicht mehr erholen konnte und am 20. Oktober 1740 einer kurzen Krankheit erlag.

So war der letzte männliche Sprosse des erlauchten Hauses Habsburg zu seinen Vätern versammelt und das große Reich mußte sein Steuer der unerfahrnen Hand einer jungen Frau anvertrauen. Da Karl VI. bis zu seinem Tode die Hoffnung auf einen Sohn nicht aufgab, hatte er es versäumt die Erzherzogin Therese schon zu seinen Lebzeiten mit den Regierungsgeschäften bekannt zu machen; er hielt vielmehr sie und ihren Gemahl in verletzender Weise von denselben entfernt und regierte vollkommen absolutistisch, indem er nur wenige Räthe von Zeit zu Zeit in geheimer Conferenz um sich versammelte. Diese Selbstherrschaft des letzten Habsburgers in Verbindung mit seiner ungemeinen Langsamkeit und Aengstlichkeit, wenn es galt wichtige Entschlüsse zu fassen, hatte fast am meisten zu dem schlechten Stande der Staats-Angelegenheiten beigetragen, ja der ohnedieß schwer zu regierende Staat war in den letzten Jahren des kaiserlichen Regiments fast ohne alle Regierung, und jede Provinz, jede Behörde sorgte nur für sich selbst unbekümmert um das Wohl der Gesammtheit.

Von der Jugendgeschichte der Erzherzogin Therese, welche nun in dem Alter von noch nicht 24 Jahren als Königin Maria Theresia den Thron ihrer Väter bestieg, sind nur wenige Nachrichten auf die Nachwelt gekommen, was Herr von Arneth dadurch erklärt, daß man ihr in steter Erwartung eines Kronprinzen viele Jahre lang keine größere Aufmerksamkeit schenkte als jeder andern Erzherogin. Geboren am 13. Mai 1717 erhielt sie eine sorgfältige Erziehung. Das im Hause Habsburg fast erbliche Sprachtalent besaß sie in hohem Grade: sie sprach deutsch, latein, französisch, italienisch, spanisch, und die vier ersten Sprachen schrieb sie auch gut, namentlich französisch, wie ihre vielen Briefe beweisen. Auch zu ernsteren Studien zeigte sie große Neigung, namentlich zu der Geschichte. Je mehr die Hoffnung auf einen Kronprinzen

[redacted]

verschwand, desto mehr Aufmerksamkeit schenkten ihr die Vertreter der Großmächte in Wien und aus den Berichten derselben bekommen wir das erste treue Bild der Erzherzogin Therese. So rühmt der englische Gesandte Robinson in einem Schreiben an seine Regierung die Festigkeit ihres Charakters, die Schärfe ihres Urtheils und den regen Antheil den sie den öffentlichen Angelegenheiten widmete. „Sie bewundert die Tugenden des Kaisers, aber sie tadelt sein Benehmen und sieht ihn nur als Verwalter der Länder an, welche sie dereinst besitzen wird.“ Der venetianische Botschafter Foscarini aber versichert in einer Relation an seine Regierung, die Erzherzogin Therese sei mit einer so außerordentlichen Begabung des Geistes und des Gemüths ausgestattet, daß man sie als Erbin der Länder des Hauses Oesterreich berufen würde, wenn hiezu unter allen Frauen der Welt die Wahl freistünde. Ihren größten Vorzug sieht er in der Großartigkeit ihrer Anschauungen, welche in Verbindung gebracht mit einer gewissen Männlichkeit des Geistes sie ganz vorzüglich zur Leitung der Staatsangelegenheiten eignen werde. „Schon jetzt zeigt sie, sagt Foscarini, ein gewisses Vorgefühl ihrer zukünftigen Stellung und daß, wenn sie einmal in deren Besitze seyn wird, diejenigen welche sie als Rathgeber an ihre Seite beruft, nichts weniger als einen entscheidenden Einfluß auf sie ausüben werden.“ Aus diesen Berichten fremder Botschafter, denen man schwerlich parteiische Vorliebe zuschreiben wird, geht klar hervor daß der große Geist Maria Theresias bald genug sich Anerkennung und Bewunderung errang; und in der That nur ein mit ungewöhnlicher Kraft des Geistes und Willens begabter Regent konnte nach Karls VI. Tode das furchtbar zerrüttete Reich vor dem Untergang schützen.

Vor den letzten Kriegen Karls betrugen die Einkünfte des Staatsschatzes nahezu 40 Millionen, jetzt aber kaum die Hälfte, dazu kam die drückende Last der Staatsschulden und Zinsen; eine Steuererhöhung war bei der äußersten Erschö-

[redacted]

pfung der Provinzen unmöglich. Ungarn, das von der Natur gesegnetste Land der Monarchie, war sehr entvölkert und die stolzen Magnaten und Cavaliere hielten mit starrem Egoismus an ihrem Privilegium der Steuerfreiheit fest. Die Armee, die Hauptstütze und das kräftigste Einheitsband Oesterreichs, sollte 160,000 Mann stark seyn, faktisch aber war sie auf die Hälfte dieser Zahl zusammengeschmolzen und auch diese war ohne Zucht und ohne Vertrauen zu ihren Führern. Artillerie, Pferde, Festungen waren im höchsten Grade vernachlässigt. Die Bevorzugung des Adels, der heillose Handel mit den Offiziersstellen, die fast unabhängige Stellung der adeligen Regimentsinhaber machte einerseits eine ächt militärische Subordination der höhern Offiziere unter den Oberfeldherrn fast unmöglich, andererseits erfüllte sie die bürgerlichen Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten mit tiefem Unmuth, weil sie trotz aller Verdienste den unfähigsten Adeligen regelmäßig nachstehen mußten. Trotz dieser Bevorzugung des Adels hatte die Herrscherin an demselben, wie Arneth wiederholt scharf betont, keine Stütze, vielmehr verhielt er sich nicht bloß gleichgültig sondern sogar feindselig gegen Maria Theresia. „Inmitten der allgemeinen Betrübniß legten die hochfahrenden Magnaten von Oesterreich und Ungarn eine gewisse Sorglosigkeit an den Tag. Es schien ihnen gleichgültig zu seyn, wer künftig ihr Beherrscher seyn werde. So glichen sie ganz jenen entarteten Römern zur Zeit des Verfalls der Republik, welche unberührt waren von dem Schicksal ihres Vaterlandes, wenn sie nur ihre Landhäuser und ihre Fischteiche behielten.“ Der Fehler lag hier freilich auf beiden Seiten. „Mehr noch als dieß auch bei andern Fürsten der Fall war, haben die Herrscher aus dem Hause Oesterreich daran festgehalten, nur Männern von vornehmer Geburt nicht allein alle bedeutenderen Stellen am Hofe, sondern auch die hervorragendsten Aemter in der Staats-Verwaltung zu verleihen . . . Mit einer Freigebigkeit ohne gleichen, welche in manchen Fällen an Verschwendung grenzte, vertheilten die Fürsten aus dem Hause Oesterreich, insbesondere

[redacted]

Maria Theresias unmittelbare Vorgänger, Leopold I., Joseph I. und Karl VI. Titel, Geld und Güter an ihre Umgebung. So wenig wußten sie darin Maß zu halten, daß das Erbübel des österreichischen Staates, seine Finanzverlegenheiten, in den vergangenen Jahrhunderten zum großen Theil dieser nicht glücklich angebrachten Großmuth zugeschrieben werden muß. Um so mehr ist es zu beklagen daß diejenigen, welchen so reiche Gunstbezeigungen zu Theil geworden, sich im entscheidenden Augenblicke nicht wenigstens durch die Tugend der Dankbarkeit derselben würdig erwiesen!" (I. 61).

So war das Reich beschaffen, dessen Regierung die junge Königin auf Grund der pragmatischen Sanktion übernahm: die Kassen leer, die Erbländer erschöpft, das Militär verwahrlost, die Minister hochbetagt (der jüngste näherte sich dem 70. Lebensjahr), zwar nicht ohne Erfahrung, aber ohne Muth, Energie und Arbeitskraft, mit einziger Ausnahme Bartensteins; die Beamten ohne Eifer und ohne Controle; der Adel an unbedingte Bevorzugung gewöhnt, ohne Patriotismus; das Volk endlich, von welchem die neue Herrscherin bisher durchaus fern gehalten wurde, war gegen sie gleichgültig und theilnahmslos, gegen ihren Gemahl aber, den es einen „Fremden" und „Franzosen" nannte, geradezu feindselig. Diese Stimmung benützten bayerische Agenten mit großer Geschäftigkeit und man fürchtete an dem Tag der Huldigung in Wien einen förmlichen Volksaufstand zu Gunsten des Kurfürsten von Bayern. Dazu kamen die schweren Gefahren von außen, denn alle einsichtsvollen Staatsmänner wußten nur zu gut, daß bei der damals herrschenden Treulosigkeit der europäischen Diplomatie die von Karl mit den schwersten Opfern erkaufte Garantie der pragmatischen Sanktion in der Stunde der Gefahr sich als durchaus werthlos herausstellen werde. Fürwahr, der kräftigste Mann mußte mit Bangen in die Zukunft schauen und die besten Freunde des Hauses Oesterreich verzweifelten an dessen Glück und Bestand — nur Maria Theresia nicht! Mit klarem Geist

[redacted]

erkannte sie die Größe der Gefahren und Bedrängnisse die sie umringten, aber weit entfernt von einer unter solchen Verhältnissen leicht entschuldbaren Verzagtheit ergriff sie mit fester Hand das Steuer des Staates, und zu ihrer größten Ueberraschung und Freude erkannten die Oesterreicher schon in den ersten Tagen ihrer Regierung, daß ein fester und kräftiger Wille über Oesterreich gebiete; der große Geist und die männliche Entschlossenheit, welche der englische und venetianische Botschafter an der jungen Erzherzogin beobachtet hatten, machte sich alsbald in einer alle Erwartung übersteigenden Weise geltend. Dazu kam die von der Natur mit allen Gaben weiblicher Anmuth geschmückte Persönlichkeit der neuen Herrscherin. „Ihre körperliche Schönheit hatte sich erst nach ihrer Vermählung zu vollem Glanze entwickelt; seltener Liebreiz und majestätisches Wesen waren in ihrer äußern Erscheinung in eigenthümlicher Weise vereinigt. Der reine Strahl des tiefblauen Auges, voll Lebhaftigkeit und doch zugleich voll Sanftmuth, die hohe Stirne, das reiche blonde Haar, der sanft geschwellte Mund, die blendend weißen Zähne, das feine Oval und der heitere Ausdruck des Antlitzes, die frische Hautfarbe, die wundervollen Formen des Halses, der Arme und Hände, die ganze von Gesundheit strotzende, zugleich anmuthige und doch kräftige, mehr als mittelgroße Gestalt, ihr leichter und doch zugleich würdevoller Gang ließen Maria Theresia als eine jener wenigen von der Natur bevorzugten Frauen erscheinen, welche als Muster vollendeter Weiblichkeit angesehen werden können. Dazu gesellte sich noch eine bewunderungswürdige Lebhaftigkeit des Geistes, eine scharfe Urtheilskraft, ein immer treues Gedächtniß, die glückliche Gabe, ihre Gedanken sei es im Privatgespräch sei es in öffentlicher Rede mit Leichtigkeit, mit Sicherheit und in einer von der Richtigkeit ihrer Anschauung überzeugenden Weise auszudrücken, ein warmer Sinn für den Ruhm ihres Hauses und das Wohl ihrer Unterthanen, ein tief eingewurzeltes Gefühl für Recht und Gesetz, eine ihrem Innersten ent-

flammende Frömmigkeit und ein durch nichts zu erschütterndes Vertrauen auf Gott" (S. 87).

Rasch und durchgreifend war der Umschwung, den M. Theresia zu ihren Gunsten bewirkte. Noch am Todestage des Kaisers nahm sie die Huldigung der hohen Staats- und Reichsbeamten in der Hofburg entgegen und machte durch ihre Persönlichkeit und durch die ergreifende Rede, mit der sie die Handlung einleitete, einen so überwältigenden Eindruck auf die ergrauten Männer, daß sie in Thränen zerflossen und von jugendlicher Begeisterung erglühend Blut und Leben der Herrscherin gelobten. Wie Lauffeuer verbreitete sich die Kunde dieses Ereignisses in der Stadt; das Volk bekam bald eine ganz andere Meinung von der jungen Königin, als ihm bisher von mißvergnügten Hetzern und bezahlten bayerischen Agenten beigebracht worden war. Der befürchtete Aufstand unterblieb, die Huldigung der Stadt Wien und der niederösterreichischen Stände ging ohne Störung vor sich und die junge Fürstin wußte durch öffentliche Audienzen und durch häufiges Erscheinen in Mitte des Volks bald ganz Wien für sich zu begeistern. Von Wien verbreitete sich die Kunde von der Liebenswürdigkeit und Geistesgröße der neuen Gebieterin über alle Erbländer bis in die entferntesten Dörfer Ungarns, Belgiens und der Lombardei. Ueberall wurde mit Freuden gehuldigt und ebendamit ein großer Schritt zur faktischen Durchführung der pragmatischen Sanktion vollbracht; denn jetzt da die Huldigung aller Unterthanen geschehen war, stand Maria Theresia als einzige Erbin der österreichischen Monarchie nicht mehr bloß auf dem Papier, sondern lebte als solche im Herzen und Gewissen ihrer Völker und konnte sich den fremden Mächten als anerkannte rechtmäßige Herrscherin ankündigen. Die alten und schwerfälligen Staatsmänner Oesterreichs staunten nicht wenig über diesen raschen und großen Erfolg, den sie nicht sich sondern der energischen Initiative ihrer Gebieterin verdankten.

Die Hauptsorge widmete M. Theresia dem Kriegswesen;

[redacted]

die ersten Conferenzen schon hatten dieses zum Gegenstand. Graf Johann Palffy, der treueste Anhänger des Kaiserhauses in Ungarn, wurde nach Wien berufen um an den Berathungen Theil zu nehmen, und wurde dann mit unumschränkter Vollmacht nach Ungarn zurückgeschickt, um das Militärwesen daselbst zu ordnen und zu verstärken. Die in gänzlichem Verfall befindlichen festen Plätze in Böhmen, Schlesien und Ungarn sollten ungesäumt in vertheidigungsfähigen Zustand gebracht werden. Bei Pilsen und Budweis wollte man ein Armeekorps zusammenziehen, um jeden Angriff Bayerns zurückzuweisen. Die Ausführung dieser Beschlüsse erfoderte aber bei der Langsamkeit der Militär- und Civilbeamten sehr lange Zeit und viel Geld, welches in der Staatskasse vollkommen fehlte. Für jetzt außer Stande ergiebigere Quellen flüssig zu machen, suchte M. Theresia durch Sparsamkeit am Hof einige Summen zu erübrigen. „Zu den überflüssigen Ausgaben gehörten vor allem die ungemein zahlreichen und ansehnlichen Pensionen, welche Karl an seine ehemaligen spanischen Anhänger und auch an andere Personen die später aus Spanien nach Oesterreich gekommen waren, ausbezahlen ließ und von denen man in Wahrheit sagen konnte, daß sie den Kaiser arm gemacht hatten. Ebendahin gehörten die größtentheils durch unglaublichen Unterschleif zu übertriebener Höhe angewachsenen Ausgaben für die Hofhaltung, wie denn, um statt vieler Beispiele nur eines einzigen zu erwähnen, für die verwittwete Kaiserin Amalie als täglicher Schlaftrunk allein zwölf Kannen ungarischen Weines, für jede Hofdame aber sechs Kannen Wein verrechnet wurden“! (S. 94). Wie nothwendig die Verstärkung des Militärs war, zeigte sich wenige Tage nach des Kaisers Tod: der kurbayerische Gesandte in Wien, Graf Perusa, begab sich zu sämmtlichen Conferenzministern und stellte das förmliche Begehren an sie, daß Maria Theresia weder als Erbin und Nachfolgerin ihres Vaters anerkannt werde, noch daß sonst irgend etwas geschehe, wodurch die Rechte seines Herrn be-

einträchtigt werden könnten. Diese Rechte stützten sich nicht so sehr auf das vermeintliche Erbrecht seiner Gemahlin, der zweitgebornen Tochter Kaiser Josephs I., als auf das Testament Ferdinands I., durch welches dieser, wie der Kurfürst von Bayern behauptete, den Nachkommen seiner an Herzog Albrecht von Bayern vermählten ältesten Tochter Anna die Erbfolge für den Fall vorbehalten habe, daß der Mannsstamm des Hauses Habsburg erlöschen sollte. Um diese Behauptung in eklatanter Weise, gewissermaßen vor den Augen von ganz Europa, als eine irrige nachzuweisen, wurden am Abend des 3. November 1740 die in Wien anwesenden Gesandten Sachsens, Preußens, Hannovers, Englands und Rußlands von dem obersten Hofkanzler Graf Sinzendorff in seine Wohnung eingeladen und ihnen dann „im Auftrag der Königin das Originaltestament Ferdinands I., von ihm eigenhändig unterzeichnet, zur Einsicht vorgelegt und jeder sah klar und deutlich, daß die Nachkommen der Herzogin Anna von Bayern nicht nach dem Aussterben der männlichen, sondern erst nach dem der ehelichen Leibeserben der Söhne Ferdinands, worunter natürlich deren Töchter mit inbegriffen erschienen, zur Nachfolge in Oesterreich berufen waren" (S. 97). Am folgenden Tage wurde dem päpstlichen Nuntius und den Botschaftern Frankreichs und Venedigs, hierauf dem bayerischen Gesandten Einsicht von Ferdinands I. Testamente gewährt und Graf Perusa mußte sich, wenn gleich mit Widerstreben, von der Grundlosigkeit der bayerischerseits erhobenen Ansprüche überzeugen. Hiedurch ließ sich aber der Kurfürst, dem es natürlicher Weise weniger um die rechtliche Begründung als um die Befriedigung seines Begehrens zu thun war, von dem einmal eingeschlagenen Wege nicht abbringen. Dennoch war der Bayer nicht der erste der mit gewaffneter Hand in das Gebiet des Hauses Habsburg einbrach, sondern König Friedrich II. von Preußen.

König Friedrich Wilhelm I. von Preußen hatte am 23. Dez. 1728 durch einen feierlichen Vertrag mit Kaiser

[redacted]

Karl VI. für sich und seine Nachkommen die pragmatische Sanktion garantirt; somit war Friedrich II. zweifach an dieselbe gebunden, einmal durch den feierlichen Vertrag seines Vaters, sodann durch den Vertrag den Karl VI. mit sämmtlichen Reichsständen, zu denen Friedrich II. gleichfalls gehörte, geschlossen hatte. Außerdem war Friedrich dem Kaiserhause aus zwei wichtigen Gründen zu Dank verpflichtet, denn Kaiser Karl war es welcher den über den Fluchtversuch des Kronprinzen auf's äußerste erbitterten königlichen Vater zur Milde und Verzeihung beredete, so daß der Kronprinz von Preußen dem Kaiser recht eigentlich sein Leben verdankte; sodann hatte der Kaiser trotz seiner beharrlichen Geldverlegenheit dem Kronprinz Friedrich von Preußen und dessen Schwester viele Jahre hindurch einen ansehnlichen Jahresgehalt ausbezahlt, um es beiden bei der übertriebenen Sparsamkeit ihres Vaters möglich zu machen standesgemäß zu leben (S. 79). Jetzt aber da der Kaiser gestorben war, dachte der im Jahre 1740 auf den Thron gelangte Friedrich weder an die vom Hause Oesterreich empfangenen Wohlthaten, noch an seine vertragsmäßigen Verpflichtungen gegen dasselbe. Daß die Ansprüche Friedrichs auf Theile von Schlesien, deren absolute Unhaltbarkeit Herr von Arneth schlagend nachweist, nur den Vorwand des Friedensbruchs bilden mußten, bedarf keines Beweises, sagt es doch Friedrich selbst: „der Ehrgeiz, der Eigennutz, der Wunsch von mir reden zu machen, trugen es davon und der Krieg ward beschlossen" (S. 106). Seine kampfbereiten Truppen, sein gefüllter Schatz sollten eine nutzbringende Verwendung finden und eine günstigere Gelegenheit konnte ihm hiezu nicht werden als der Tod des Kaisers sie bot. Er wußte daß Bayern im Bunde mit Frankreich, daß auch Sachsen über Oesterreich herfallen werden, darum wollte er dem zuvorkommen und nicht unthätig still sitzen, während andere Fürsten mit Theilen der habsburgischen Erbschaft sich ansehnlich vergrößerten; dieses Motiv allein war es, durch welches Friedrichs Hand-

[redacted]

lungen von nun an geleitet wurden. Noch empörender aber als dieses aus grenzenlosem Egoismus erwachsene Motiv waren die diplomatischen Intriguen, durch welche sich Friedrich den Erfolg seines Unternehmens zu sichern wußte. Gleich nach dem Tode des Kaisers hielt er zu Rheinsberg eifrige Berathungen mit seinen Vertrauten, dem Minister Podewils und dem Grafen Schwerin, über die Frage wie er am leichtesten und sichersten in den Besitz Schlesiens gelangen könnte; zu gleicher Zeit vermehrte er seine Truppen und befahl den Regimentern sich ungesäumt in Marschbereitschaft zu setzen. Zwei Wege in den Besitz Schlesiens zu kommen, wurden berathen: entweder der Königin M. Theresia die preußische Hülfe anzubieten und sich Schlesien als Lohn dafür abtreten zu lassen, oder sich mit ihren Feinden zu gemeinschaftlichem Angriff zu verbinden und Schlesien mit offener Gewalt ihr zu entreißen. Podewils und Schwerin sprachen für's erstere, der König aber benützte beide Wege zugleich. Während also bei dem König von Preußen der Angriff auf Oesterreich schon eine beschlossene Sache ist, lebte man in der Hofburg zu Wien in solchem naiven Vertrauen auf die loyale Gesinnung Friedrichs, daß Maria Theresia in einem vertraulichen Schreiben sich an ihn wandte und ihn um seine Unterstützung bat, ihrem Gemahle Franz, um ihn aus seiner untergeordneten Stellung zu ihrer eigenen Würde zu erheben, die Wahl zum deutschen Kaiser zu sichern: „sie würde ihm, fügte sie bei, für eine so große Gefälligkeit zu unvergeßlichem Danke verpflichtet seyn.“ Die Berichte des österreichischen Gesandten in Berlin, der von Tag zu Tag dringender auf die von Preußen drohende Gefahr aufmerksam machte, fanden bei den Ministern der Königin anfangs gar keinen Glauben, wohl aber die französischer- und englischerseits gemachten Versicherungen, Friedrichs Rüstungen seien auf die Besetzung des Herzogthums Jülich und Berg oder der freien Reichsstadt Nürnberg gerichtet. „In den Gedanken eines preußischen Angriffs, eines so empörenden Aktes der Treulosigkeit

[redacted]

und Rechtsverletzung konnte man nur schwer sich finden" (S. 110). Als man endlich durch die stets drohender lautenden Nachrichten aus Berlin aus dieser Vertrauensseligkeit aufgeschreckt wurde, glaubten die Räthe Maria Theresias, Friedrich wolle nur nach Art seines Vaters „den Hahn spannen ohne wirklich loszudrücken", und er beabsichtige nichts als durch Drohungen einzuschüchtern und in solcher Weise das zu erreichen, wozu er die Waffen zu ergreifen sich doch zweimal besinnen würde; sie riethen daher der Königin, einen außerordentlichen Botschafter nach Berlin zu schicken, dem es sicher gelingen würde, auf Grundlage eines für beide Theile gleichmäßig befriedigenden Einvernehmens eine Verständigung mit dem König von Preußen herbeizuführen. Der große Irrthum der österreichischen Minister bestand darin, daß sie eine Befriedigung des Königs von Preußen für möglich hielten, ohne dafür große Opfer zu bringen. Denn während Friedrich von keiner Seite bedroht war, erschien Maria Theresias Lage doch immer als eine gefahrvolle, und Friedrich war weit entfernt von ritterlichem Edelmuth und Achtung der Verträge sich leiten zu lassen, vielmehr spornte ihn das Vertrauen Maria Theresias auf seine loyalen Absichten und die große Verblendung ihrer Minister noch mehr an, auf dem betretenen Weg des Verraths zu beharren und aus der Bedrängniß der edelmüthigen Frau möglichst großen Nutzen zu ziehen.

Der Feldmarschall-Lieutenant Marchese Botta d'Adorno, ein Mann von vieler Erfahrung und scharfem Verstande, erhielt diese Mission nach Berlin und auf seiner Reise fand er schon die Heerstraßen mit preußischen Truppen bedeckt, welche gegen Schlesien in Bewegung gesetzt waren. Dennoch versicherte ihn der preußische Minister Podewils der wahren Freundschaft seines Königs für M. Theresia, ebenso scheute sich Friedrich nicht, gegen Botta bei der ersten Audienz seine freundschaftliche Gesinnung für M. Theresia und ihren Gemahl zu betheuern und zu erklären, seine Thaten würden der

Königin den Beweis liefern, daß ihr seine Absichten keineswegs zum Nachtheil gereichen. Da ihm Botta in dieser und in den folgenden Audienzen würdevoll entgegnete, seine Herrscherin sei von Niemand als dem König von Preußen direkt bedroht, so stand Friedrich nicht an, die Gefahr in der sich M. Theresia befinde, mit grellen Farben zu schildern: „zwischen Bayern, Sachsen, Frankreich und Spanien bestünden, so versicherte er, geheime Verabredungen. Gewiß sei es daß Bayern die Kaiserkrone und das Land ob der Enns, Sachsen aber Böhmen erhalten solle. Auch die Pforte suche man in's Einvernehmen zu ziehen, während M. Theresia von Seite Englands und Rußlands auf keinen Beistand zu rechnen habe.“ — „Während Friedrich mit dem Anschein wahrhaften Mitgefühls der Königin die Gefahren aufzählte, von denen sie seiner Ansicht nach bedroht war, versäumte er keinen Augenblick, durch falsche Vorspiegelungen jeder Art bei den fremden Regierungen eine der Königin von Ungarn ungünstige Stimmung zu erregen! In Frankreich versicherte er, M. Theresia sei mit den Seemächten einig geworden und hege die feindseligsten Absichten wider das Kabinet von Versailles. In England, Holland und Rußland behauptete er, die Königin habe sich mit Frankreich verständigt und durch die Abtretung Luxemburgs die Zusage französischer Kriegshülfe erlangt. Sein Einmarsch in Schlesien bezwecke nichts als M. Theresia von dem Bündniß mit Frankreich loszulösen und sie zu bewegen, sich einer Allianz zwischen den Seemächten, Rußland und Preußen anzuschließen. Einen seiner Vertrauten, Winterfeldt, sandte er nach Petersburg, um dessen Schwiegervater, den damals allmächtigen Feldmarschall Grafen Münnich zu gewinnen und durch ihn die Billigung seines Verfahrens von Seite Rußlands zu erwirken. Zu Paris, zu München und Dresden arbeiteten seine Repräsentanten in einem wider Oesterreich feindseligen Sinn und so schürte Niemand emsiger als er den Brand, welchen zu dämpfen er Maria Theresia gegen-

[redacted]

über mit der Miene aufrichtigsten Antheils sich erbot!" (S. 113).

Unterdessen setzte er seine Conferenzen mit Botta eifrig fort, unterhielt sogar durch dessen Vermittlung eine lebhafte und überaus höfliche Correspondenz mit M. Theresia und ihrem Gemahl. Dadurch wollte er, wie Arneth überzeugend nachweist, einerseits den Wiener Hof so lange als möglich von Truppensendungen nach Schlesien abhalten, andererseits in den Augen der fremden Mächte, insbesondere in denen der Schlesier selbst sich den Anschein geben, er handle nicht nur nicht gegen den Vortheil M. Theresias sondern sogar im geheimen Einverständniß mit ihr. Weil Botta seine Absichten durchschaute, sandte Friedrich einen außerordentlichen Gesandten, Graf Gotter, nach Wien um die Unterhandlungen möglichst lange fortzusetzen und Oesterreichs Rüstungen zu lähmen.

Zum schlagendsten Beweis daß Gotters Sendung bloß die Täuschung Oesterreichs bezweckte, war Friedrich, ohne eine Antwort von Gotter abzuwarten, am 16. Dezember 1740 mit seiner Armee in Schlesien eingerückt und hatte dadurch, wie er selbst sagte, den Rubico überschritten. Ohne Kriegserklärung war er in das Land eingebrochen und um die Schlesier von allem Widerstand abzuhalten, schämte er sich nicht, in seiner Proklamation an dieselben lügnerisch zu behaupten, er komme als Freund und Alliirter ihrer Königin! (S. 136). Die Anordnungen M. Theresias zur Verstärkung der Streitmacht in Schlesien waren bei der kurzen Zeit ihrer Regierung und der Langsamkeit der Militär- und Civilbeamten kaum in der Ausführung begriffen; daher besetzten die Preußen in wenigen Wochen den größten Theil Schlesiens, auch das wichtige Breslau fiel durch Verrath in ihre Hände. Die wenigen österreichischen Truppen zogen sich, die Festungen sich selbst überlassend, hinter die Neisse zurück, wo sich der tüchtige Feldmarschall-Lieutenant Graf Browne gegen jeden Angriff tapfer behauptete. Der überaus günstige Winter

machte es den Preußen möglich, die Belagerung Glogaus ununterbrochen fortzusetzen; in der Nacht vom 8. auf den 9. März 1741 erstürmten sie die Festung, deren katholische Bewohner, namentlich die Jesuiten, furchtbar mißhandelt wurden. Ueberhaupt zeigten sich die Versprechungen Friedrichs, die Schlesier human zu behandeln, bald ebenso unwahr und heuchlerisch wie seine politischen Handlungen: er raubte, brandschatzte und plünderte so schonungslos wie je ein Eroberer in barbarischen Zeiten, „er schleppte nicht nur alles Vieh dessen er habhaft werden konnte, sondern mit einer selbst für die damalige Zeit unerhörten Grausamkeit die männliche und weibliche Jugend des Landes nach dem Innern der preußischen Provinzen fort!" (S. 148).

Unterdessen hatte M. Theresia einen Oberbefehlshaber für den Feldzug in Schlesien gewählt, aber nicht den tüchtigen und energischen Browne, welcher Schlesien sowohl als den neuen Feind genau kannte, sondern den Feldzeugmeister Graf Wilhelm Neipperg. Aus übergroßer Liebe zu ihrem Gemahl hatte sie diese Wahl getroffen, denn Neipperg hatte sich als Erzieher des Prinzen Franz von Lothringen die bleibende Anhänglichkeit seines erlauchten Schülers zu erwerben gewußt; ein anderes Verdienst als dieses besaß er nicht. Gegen Friedrich von Preußen war Neipperg keineswegs der rechte Mann, er war zu langsam und unentschlossen und blieb den ganzen Winter, sogar bis in den Monat März 1741 in Wien, so daß sogar sein mächtigster Gönner Franz ihn zur Abreise auf den Kriegsschauplatz antreiben mußte. Als er endlich bei der Armee erschien, machte er mit derselben in vollen acht Tagen einen Marsch von nicht mehr als sieben Meilen; er gehörte wahrlich nicht zur Schule des großen Eugen, dem seine überpedantischen Gegner wegen seiner Raschheit vorwarfen, er führe den Krieg nach Husaren-Manier! Als er am 5. April in Neisse ankam, wußte er schlechterdings nicht was zu beginnen, so sehr fehlte ihm ein bestimmter Kriegsplan und Feldherrngenie. Friedrich bekam

[redacted]

Zeit seine zu weit zerstreuten Truppen zu sammeln, und als endlich Neipperg vorrückte, zog er ihm mit seiner ganzen Armee entgegen und zwang ihn zur Schlacht bei Mollwitz unweit von Ohlau. Beide Heere waren sich der Zahl nach ungefähr gleich, aber Neipperg brachte mehrere Stunden mit der Aufstellung seines Heeres zu: in dieser unerhört langen und kostbaren Zeit waren die österreichischen Truppen, namentlich die Reiterei, dem furchtbaren preußischen Feuer ausgesetzt und litten schwere Verluste. Dennoch warf die in den Türkenkriegen geübte Cavallerie gleich im ersten Angriff die preußische Reiterei vollständig nieder und König Friedrich, der hier zum erstenmal den furchtbaren Ernst einer Schlacht sah und alles verloren gab, ergriff mit wenigen Begleitern die Flucht um sein Leben zu retten, zum Beweis daß sein persönlicher Muth nicht übermäßig groß war. Nun übernahm der tapfere Schwerin den Oberbefehl und führte das preußische Fußvolk in den Kampf; dieses siegte über die österreichischen Regimenter namentlich durch die Ueberlegenheit des Gewehrfeuers, denn die Preußen hatten eiserne Ladstöcke, die Oesterreicher aber hölzerne, die nach kurzem Feuern zerbrachen, so daß die Soldaten wehrlos dem preußischen Feuer ausgesetzt waren. So mußte die österreichische Armee, deren Reiterei glänzend gesiegt hatte, dennoch das Schlachtfeld verlassen und sich nach Grottkau zurückziehen. Die Verluste waren fast gleich, auf jeder Seite 5000 Mann an Todten, Verwundeten und Vermißten.

Diese am 10. April 1741 gelieferte Schlacht war durch ihre politischen Folgen für M. Theresia unendlich wichtiger als durch die Verluste an Mannschaft. In Wien, wo alles auf Sieg gerechnet hatte, machte die Nachricht von der Niederlage einen niederschmetternden Eindruck; alles verzagte, nur die Königin nicht, so schmerzlich sie auch in ihrer Siegeshoffnung getäuscht war. Die unheilvollsten Wirkungen aber hatte die Schlacht bei den deutschen und europäischen Höfen und es zeigte sich damals in eklatanter Weise, daß die An-

deutung des Erfolgs nicht erst das Kind der siebenten Dekade des 19. Jahrhunderts genannt werden darf. Auf Frankreich hatte M. Theresia bisher alle Hoffnung gesetzt, da Cardinal Fleury, der mächtige Minister Ludwigs XV. ihr wiederholt die besten Gesinnungen des französischen Hofes mitgetheilt hatte. Auch hatte Ludwig XV. auf die Kunde von dem räuberischen Einfall Friedrichs in Schlesien die scharfen Worte sich entfallen lassen: „ce roi de Prusse est un fou“, der Cardinal selbst aber sprach sich noch schärfer über Friedrich aus: „c'est un mal honnête homme et un fourbe“ (S. 389). So lange sich Frankreich nicht mit den Feinden Oesterreichs verbündete, war M. Theresia all ihren deutschen Feinden gewachsen, und Frankreichs Freundschaft hatte sich Karl VI. und Franz von Lothringen durch die Abtretung Lothringens fürwahr theuer genug erkauft. Nun aber stachelte Friedrichs Erfolg auch die französischen Staatsmänner zur Nachahmung, um von den Ländern der österreichischen Monarchie auch für Frankreich soviel als möglich zu erwerben. Zu dieser antiösterreichischen Partei gehörten die Minister Amelot und Maurepas, der eifrigste und anmaßendste aber war Graf von **Belleisle**, ein ebenso eitler und ehrgeiziger als gewissenloser Franzose. Dieser bekam bald die entscheidende Stimme im Ministerrath zu Versailles, sein auf Oesterreichs Untergang berechnetes Programm wurde angenommen und Cardinal Fleury war so schwach, seine ganze bisherige Politik zu verläugnen und von nun an als Minister gegen Oesterreich zu handeln. Graf Belleisle wurde mit dem Titel eines französischen Marschalls als Krönungsgesandter nach Deutschland geschickt, wo er mit ungeheurem Pomp auftrat, eine Masse Geld an Vornehme und Niedere vertheilte und dem Alliirten Frankreichs, dem Kurfürsten von Bayern die Kaiserwahl zu sichern suchte. Um dieselbe Zeit (Mai 1741) wurden in dem bayerischen Lustschlosse Nymphenburg die **Nymphenburger Traktate** geschlossen, in welchen Frankreich und Spanien dem Kurfürsten von Bayern die Kaiserwürde und die öster=

[redacted]

reichischen Erbländer und bedeutende Subsidien zum Krieg gegen M. Theresia versprachen; der Kurfürst aber versprach Frankreich, es dürfe alle Städte und Provinzen, welche das französische Heer besetzen würde, behalten und er werde sie als Kaiser niemals für Deutschland zurückfodern; auch die Eroberungen, welche Frankreich in den österreichischen Niederlanden zu machen im Stande wäre, hätten ihm für immer zu verbleiben; das Gleiche versprach der Kurfürst der spanischen Regierung in Bezug auf die etwaigen Eroberungen im österreichischen Italien (S. 193). Fürwahr, ein schönes Debut für einen deutschen Kaiser, dessen ehrenvollster Titel bekanntlich Semper Augustus oder deutsch „Allzeit Mehrer des Reiches" hieß! —

Während so Frankreich als Hauptgegner Oesterreichs an der Spitze einer großen Coalition erscheint und Graf Belleisle sogar in's preußische Hauptquartier nach Schlesien reist, um einerseits die Harmonie zwischen Preußen und Frankreich aller Welt offenbar zu machen, andererseits die Kaiserwahl dem Bayer zu sichern und den Kriegsplan gegen M. Theresia genau zu besprechen, nimmt auch England, Hannover und Sachsen eine feindselige Haltung gegen die königliche Frau an. Nach dem Tode Karls VI. hatte König Georg II. von England der jungen Königin M. Theresia in den verbindlichsten Ausdrücken seine Freundschaft und seine Treue gegen die pragmatische Sanktion ausgedrückt und das im November 1740 eröffnete Parlament erklärte sich in wahrer Begeisterung für die energische und geistvolle Erbin des Hauses Habsburg. Jetzt aber nach der Schlacht von Mollwitz nahm König Georg II. die Sprache und Rolle eines der Freunde Hiobs an. Weil er zugleich Kurfürst von Hannover war, besorgte er eine preußische Invasion in sein geliebtes Stammland und arbeitete daher auf eine Aussöhnung hin zwischen Maria Theresia und Friedrich von Preußen; dasselbe bezweckte der grobe englische Gesandte in Wien, welcher mehr seinem Ministerium (Walpole) als seinem König gehorchend mit aller

[redacted]

Zudringlichkeit in die österreichischen Staatsmänner drang, mit Friedrich Frieden zu machen und sich mit England, Preußen, Hannover, Holland zu einer großen Coalition gegen das in Frankreich, Spanien und Unteritalien herrschende Haus der Bourbonen zu verbünden. Anstatt also Oesterreich die vertragsmäßige Hülfe zu leisten, will England, das mit Spanien in Krieg verwickelt war und einen Krieg mit Frankreich als unvermeidlich ansah, die Kraft Oesterreichs für sich gegen Frankreich ausbeuten und zu diesem Behuf sollte M. Theresia ohne weiters Schlesien opfern und mit ihrem unredlichsten und gefährlichsten Feinde Frieden schließen. Ohne in Wien auch nur anzufragen sandte das englische Ministerium den Lord Hynford in's preußische Hauptquartier nach Schlesien, um den Frieden zwischen Preußen und Oesterreich zu vermitteln. M. Theresia leistete diesen englischen Zumuthungen beharrlichen Widerstand, weniger ihre Räthe, und selbst ihr Gemahl ließ sich bald genug von den Anträgen Englands beeinflussen. Friedrich aber, voll Stolz auf seinen Sieg und die bald darauf folgende Eroberung der Festung Brieg, zugleich von dem französischen Gesandten Belleisle und dem Engländer Hynford um seine Allianz bestürmt, spielt seine zweideutige Rolle eifrig fort: dem Engländer zu lieb hält er Waffenruhe und tritt mit Graf Neipperg, der von Wien dazu bevollmächtigt war, in Friedensunterhandlung; aber keinen Augenblick hört er auf, mit Belleisle zu verkehren und die Plane zum Untergang Oesterreichs zu berathen. Je günstiger seine Stellung, desto höher stiegen seine Forderungen. Anfangs verlangte er bloß Niederschlesien und erbot sich sogar, mehrere Millionen Thaler an M. Theresia für dessen definitive Abtretung zu zahlen; nun beanspruchte er bei weitem den größten Theil Schlesiens ohne von irgend einer Geldentschädigung etwas hören zu wollen — er konnte warten, denn schon zog das von Westen kommende Gewitter gegen Oesterreich heran.

Alle Bemühungen des Papstes Benedikt XIV., durch seine

[redacted]

Nuntien in München und Versailles diese Höfe von dem Krieg gegen Oesterreich abzuhalten und die grausame Selbstzerfleischung der größten katholischen Staaten Europas zu verhindern, blieben fruchtlos, ebenso die eifrigen Versuche M. Theresias durch Vermittlung der Kaiserin Wittwe Amalie, der Mutter der Kurfürstin von Bayern, den Münchner Hof durch die größten Zugeständnisse zufriedenzustellen. Zwei französische Heere rückten im Sommer 1741 über die Grenzen, das eine 42,000 Mann stark zog nach Bayern, das zweite in der Stärke von 20,000 Mann nach dem Niederrhein gegen die österreichischen Niederlande. Der Bayer welcher selbst mit Hülfe des französischen und englischen Geldes 20,000 Mann schlagfertig gemacht hatte, war durch das französische Heer stark genug, gegen Oesterreich die Offensive zu ergreifen. Am 31. Juli 1741 besetzte er das schwachvertheidigte Passau; Oberösterreich war fast von allem Militär entblößt, daher war das ganze Land in wenig Wochen erobert und am 15. September hielt der Kurfürst seinen feierlichen Einzug in Linz, wo ihm am 2. Oktober die oberösterreichischen Stände, der Adel voran, die Huldigung leisteten. Wie von einem Dämon gefesselt blieb der Bayer in Linz, Feste über Feste feiernd; dadurch bekam die Hauptstadt Wien Zeit sich zur Gegenwehr zu rüsten und Graf Ludwig Khevenhüller, den M. Theresia zum Stadtgouverneur ernannt hatte, zeigte sich als tüchtigen und energischen Offizier, der von der tapfern und patriotischen Bürgerschaft unterstützt in wenigen Wochen Wien vertheidigungsfähig zu machen verstand. Deßhalb wandte sich der Kurfürst, der im Winter eine lange Belagerung scheute, mit seinem Heere nach Böhmen und am 23. November kamen die Bayern, Franzosen und Sachsen vor Prag an. In der Nacht des 25. auf den 26. November wurde die Hauptstadt Böhmens erstürmt und die kaiserliche Besatzung gefangen genommen. Am 7. Dezember ließ sich der Kurfürst zum böhmischen König ausrufen und am 19. Dez. 1741 fand unter gewaltigem Jubel des böhmischen

Adels die Huldigung statt. Die edle Königin M. Theresia schien unrettbar verloren, ihre Feinde geführt von deutschen Fürsten im Bund mit dem uralten Reichsfeinde hatten ihre schönsten Erbländer weggenommen und ihre Unterthanen hatten den ihr geschwornen Eid, mit wenigen Ausnahmen, vergessen!

In dieser höchsten Noth zeigte M. Theresia der staunenden Welt, welch unerschöpfliche Hülfsquellen einem überlegenen Geist innewohnen, der im Vertrauen auf die Gerechtigkeit seiner Sache und auf den höchsten Lenker der menschlichen Schicksale unbeugsam an seinem Recht und an der Hoffnung auf endlichen Sieg festhält. Weil alle europäischen Mächte die der pragmatischen Sanktion geschworne Garantie so schnöde verletzten, England sie auf's brutalste zur Abtretung Schlesiens drängte, Rußland durch den Tod der Kaiserin Anna innerlich zerrüttet und zur Hülfeleistung unfähig und abgeneigt war; weil selbst der Kurfürst von Sachsen August III., dem doch Karl VI. die polnische Krone verschafft hatte, den Nymphenburger Traktaten am 19. September 1741 beigetreten war, so daß nur noch der Papst und — merkwürdig genug! — der türkische Sultan ihr gutes Recht anerkannten: so faßte sie den in der damaligen Blüthe des die Völker verachtenden fürstlichen Absolutismus unerhörten Entschluß, sich unmittelbar an ihre Völker zu wenden, sie durch neue Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten zufriedenzustellen und sie dann zum Kampfe für ihre angestammte Herrscherin aufzurufen.

Den Anfang machte sie mit den Ungarn. Dieses trotzige Volk hatte durch seinen hartnäckigen und blutigen Aufstand unter Rakoczi während des spanischen Erbfolgekriegs Oesterreich an den Rand des Verderbens gebracht und trotz des Szathmarer Friedens war eine eigentliche Versöhnung nicht zu Stande gekommen. Karl VI. mißtraute ihnen, weil sie immer noch mit dem Sohne Rakoczi's Verbindungen unterhielten, und die kaiserlichen Räthe theilten die Gefühle ihres

[redacted]

Herrn gegen die Ungarn. Diese beklagten sich ihrerseits über Zurücksetzung am Wiener Hof, über Verletzung ihrer Rechte und Privilegien, über ungerechte Besteuerung, insbesondere über die Menge deutscher Beamten in Ungarn und über die drückende Last der Einquartirungen, während die kaiserliche Regierung diese starke militärische Besetzung Ungarns als traurige aber unvermeidliche Folge der beharrlichen Empörungsgelüste der Ungarn erklärte. So war das Verhältniß zwischen Oesterreich und Ungarn als M. Theresia die Regierung antrat. Da faßte sie zum Entsetzen ihrer gegen Ungarn eingenommenen Räthe den Entschluß, den schon seit vielen Jahren nicht mehr versammelten ungarischen Landtag einzuberufen, um ihm Gelegenheit zu geben, die Beschwerden des Landes vorzutragen und abzuschaffen, zweckmäßige Gesetze und Reformen zu berathen, und sich dann in Gegenwart der ungarischen Stände feierlich nach uralter Sitte als Königin Ungarns und seiner Nebenländer krönen zu lassen. Alle von Kleinmuth und Mißtrauen eingegebenen Einwendungen ihrer Minister gegen diesen heroischen Entschluß wies M. Theresia zurück und am 18. Mai 1741 wurde der Landtag in der ungarischen Krönungsstadt Preßburg eröffnet, die Mitglieder beider Tafeln waren in großer Menge erschienen. Es fehlte, wie vorauszusehen war, nicht an furchtbar stürmischen Auftritten, namentlich in der zweiten Tafel, wo feurige Oppositionsmänner die Regierung heftig bekämpften; doch gewann die Anhänglichkeit an die edle Herrscherin, die so vertrauensvoll den Ungarn entgegengekommen war, nach und nach den Sieg; die Postulate des Landtags wurden der Regierung vorgelegt und dann das Krönungsceremoniell berathen. Am 20. Juni hielt Maria Theresia ihren feierlichen Einzug in Preßburg; am 25. Juni erfolgte die Krönung. Trotz des endlosen Jubels bei diesem Nationalfeste der Ungarn war aber ihre Geneigtheit, die Königin in ihrer schweren Bedrängniß thatkräftig zu unterstützen, nicht sehr groß, auch das Krönungsgeschenk, 100,000 fl. von der zweiten und ebenso viel von

der Magnatentafel, war nicht von Belang; überhaupt ging, wie Herr von Arneth wiederholt hervorhebt, das unedle Streben der Ungarn dahin, der Noth M. Theresias möglichst viele und weitgehende Zugeständnisse an Ungarn zu erpressen, und da sie nicht willenlos darauf einging, wurden viele kränkenden Reden nicht bloß über ihre Räthe, sondern über sie selbst in der zweiten Tafel gesprochen (S. 281 ff.). Am 11. September endlich gelang es ihr, nachdem sie soweit als es ihre Regentenpflicht irgend erlaubte, den ungarischen Forderungen nachgegeben hatte, einen energischen Beschluß der Stände herbeizuführen: sie berief beide Tafeln in das Schloß, hielt eine kräftige Rede an sie in lateinischer Sprache, schilderte ihnen ihre Bedrängniß, den Einfall der Preußen, Bayern, Franzosen und Sachsen in die österreichischen Erbländer, wandte sich dann unter heißen Thränen an den ritterlichen Sinn der Ungarn und flehte sie an, ihre unschuldig von so vielen Feinden verfolgte Königin nicht untergehen zu lassen. Diese ergreifenden Worte der in ihrem Schmerz doppelt anmuthigen königlichen Frau erweckten eine unbeschreibliche Begeisterung, alle riefen wie aus Einem Munde „Vitam nostram et sanguinem consecramus!“ und in ihr Sitzungslokal zurückgekehrt beschlossen sie, aus Ungarn und seinen Nebenländern 100,000 Mann zur Rettung Oesterreichs in's Feld rücken zu lassen. War auch das militärische Resultat dieses Beschlusses bei weitem nicht so bedeutend als man gewöhnlich darstellt, indem bis Ende 1741 kaum einige hundert bewaffnete Ungarn auf dem Kriegsschauplatz eintrafen (S. 308), so kam doch der moralische Eindruck dieser Ereignisse in Preßburg auf die österreichischen Erbländer und auf ganz Europa einem großen Sieg der jungen Königin gleich. Die Oesterreicher welche bisher Ungarn stets hüten mußten, bekamen nun Hülfe von dorther und rafften sich, mit den Ungarn wetteifernd, zu energischer Gegenwehr gegen den Feind auf; die Völker Europas aber und die Kabinette lernten die große Persönlichkeit M. Theresias schätzen und erkannten auf's neue

die ungeheure Widerstandskraft ihres Reichs, wenn ein energischer Geist die moralischen und physischen Kräfte desselben zu wecken und nach einem großen Ziele zu lenken versteht. Am 27. Oktober 1741 wurde der Landtag geschlossen und 70 Gesetzesartikel von M. Theresia bestätigt, welche weniger das Wohl der Bürger und Bauern, Förderung der Industrie und des Handels, als vielmehr die Bestätigung und Erweiterung der Privilegien des hohen und niedern ungarischen Adels zum Gegenstand hatten, wie denn eines dieser Gesetze dem ungarischen Adel ewige Steuerfreiheit zusicherte, ein anderes verordnete, daß die öffentliche Last nicht dem Boden (sondern der steuerpflichtigen Person, also den Nichtadeligen) anklebe; wieder ein anderes erhöhte, um die Oligarchie des Adels in Ungarn zu sichern und das Eindringen der Deutschen zu erschweren, die Taxe des ungarischen Indigenats auf 2000 Dukaten und verordnete, daß ein Nichtungar, der sich das Indigenat nicht erworben, weder ein geistliches noch ein weltliches Amt in Ungarn bekleiden dürfe! (S. 316 und 317).

Von den vielen Feinden bedrängt und von der englischen Regierung immer heftiger bestürmt gab endlich M. Theresia ihre Einwilligung zum Frieden mit dem Könige von Preußen. Am 9. Oktober 1741 wurde vom Könige selbst und dem Grafen Neipperg in dem Schloß Kleinschnellendorf in Gegenwart des Lord Hynford die Convention abgeschlossen, kraft deren Neisse nach einer Scheinbelagerung von 14 Tagen dem König übergeben werden sollte, wogegen dieser versprach, von da an weder gegen Maria Theresia noch gegen Hannover angriffsweise vorzugehen und niemals mehr als Niederschlesien mit Neisse zu verlangen; ein Theil des preußischen Heeres dürfe bis Anfang Mai 1742 in Oberschlesien Quartier nehmen, jedoch dem Lande weder Contributionen auferlegen noch in anderer Weise Geld oder Rekruten aus demselben ziehen; der definitive Friede solle bis Ende Dezember zu Stande kommen und bis dahin diese Convention geheim ge-

halten werden. M. Theresia bestätigte diese Convention, um zur Rettung des damals von dem Kurfürsten von Bayern schwer bedrohten Wien ihr schlesisches Heer verwenden zu können; auch wurde von österreichischer Seite der Vertrag pünktlich ausgeführt, Neisse an Preußen ausgeliefert und die preußischen Truppen in die Winterquartiere nach Oberschlesien verlegt und dann die ganze österreichische Armee aus Schlesien zurückgezogen, um statt Wien, das durch den inzwischen erfolgten Abmarsch des bayerischen Kurfürsten nach Böhmen von unmittelbarer Gefahr befreit war, das wichtige Prag zu retten, welche Aufgabe sie aber wegen trostloser Langsamkeit ihrer Führer, zuerst Neippergs, dann des Großherzogs Franz, welcher die Energie seiner Gemahlin keineswegs theilte, nicht zu lösen im Stande war. — Kaum hatte Friedrich die reichen Früchte der Convention von Kleinschnellendorf eingezogen, so zeigte er alsbald wieder seine ihm zur zweiten Natur gewordene Treulosigkeit. Die Clausel daß der Vertrag geheim bleiben müsse benützend, erhob er plötzlich Beschwerde, die österreichische Regierung hätte die Uebereinkunft an Sachsen, Bayern und Frankreich verrathen, um den preußischen König von seinen bisherigen Alliirten zu trennen und zu isoliren. Der ganze Vorwurf war, wie Arneth überzeugend nachweist, im höchsten Grad ungerecht, denn Maria Theresia hatte ihren Diplomaten im Auslande streng verboten, über die Convention irgend welche Andeutung zu geben weder dem Cardinal Fleury noch dem Marschall Belleisle. Eine einzige Indiskretion war von dem Grafen Khevenhüller dem Dresdener Hof gegenüber begangen worden ohne Schuld der österreichischen Regierung. Friedrich hatte sogleich davon Kunde erhalten, aber wenn er sich auch darüber beklagte, doch keineswegs erklärt, er halte sich nicht mehr an den Vertrag gebunden und derselbe sei als nicht vorhanden anzusehen — aus dem einleuchtenden Grunde weil er damals die Früchte des Vertrags noch nicht geerntet hatte. Jetzt aber da Neipperg und das österreichische Heer aus Schlesien abgezogen, das starke Neisse ihm ohne Kampf über-

[redacted]

geben und seinen Truppen die Winterquartiere in Oberschlesien d. h. in dem Gebiet der Maria Theresia angewiesen waren — jetzt machte er der österreichischen Regierung die Nichtbeobachtung des Geheimnisses zu schwerem Vorwurf und erklärte den Vertrag für gebrochen! Jene Clausel aber war, wie Arneth scharf betont, von König Friedrich ausdrücklich deßwegen in den Vertrag aufgenommen worden, um sobald es ihm convenirte, den Vertrag unter einem günstigen Vorwand brechen zu können. Er wußte daß seine Alliirten, Frankreich und Bayern, durch ihre Spione diesen Vertrag bald genug erfahren würden; auch sorgte er selbst emsig dafür, ja er sagt es ganz deutlich, daß er der Verbreitung jener Kunde gewiß war. „Er zog sie recht eigentlich in seine Berechnung und in diesem Geständniß liegt denn auch wohl der Schlüssel zu des Königs ganzem Benehmen. Er schloß die Uebereinkunft ab, um Neisse ohne Blutvergießen in seine Gewalt zu bekommen, Neippergs Heer nicht mehr sich gegenüber zu haben, in aller Ruhe sich ausbreiten zu können und seinen durch einen eilfmonatlichen Feldzug erschöpften, schon ziemlich mißstimmten Truppen Erholung zu gönnen. Er schloß sie bloß in der Absicht, die Königin von Ungarn zu hintergehen, und mit dem Vorsatze ab, sie in dem ihm geeignet erscheinenden Augenblick ungescheut wieder zu brechen" (S. 337). Die rasche Eroberung Prags durch die Bayern, Franzosen und Sachsen erschien ihm als dieser geeignete Augenblick. Während Maria Theresia Bevollmächtigte absandte, um den definitiven Frieden mit Preußen zu schließen, hatte Friedrich am 4. Nov. 1741 mit dem Kurfürsten von Bayern einen geheimen Vertrag abgeschlossen, kraft dessen er dem Bayer seine Stimme zur Kaiserwahl versprach, wogegen der Bayer als König von Böhmen die Festung und Grafschaft Glatz an Friedrich abtrat. Maria Theresia gegenüber hatte Friedrich die Convention von Kleinschnellendorf keinen Augenblick gehalten. Kaum hatte Neipperg seinen Rückmarsch nach Mähren angetreten, so gab Friedrich dem Erbprinzen

[redacted]

[Leo]pold von Anhalt-Dessau Befehl, mit seinem Armeecorps [na]ch Böhmen vorzurücken und dort die Winterquartiere zu [be]ziehen. Aber nicht bloß hiedurch verletzte er die Conven[ti]on, sondern auch dadurch daß er nach erfolgter Uebergabe [vo]n Reisse sich nicht darauf beschränkte in Oberschlesien Winterquartiere zu nehmen: er schrieb nicht allein drückende Contributionen daselbst aus, sondern eröffnete bald wieder die Feindseligkeiten gegen die wenigen in jenen Gegenden zurückgebliebenen österreichischen Truppen. Ungehindert drang der Feldmarschall Graf Schwerin in Mähren ein und am 26. Dezember 1741 ergab sich Olmütz an ihn gegen freien Abzug der österreichischen Besatzung.

So hielt Friedrich die mit seiner großen Gegnerin geschlossene Convention und gab dadurch selbst den praktischen Commentar zu seiner infamen Maxime: „Wenn durch Ehrlichkeit etwas zu gewinnen ist, so wollen wir ehrlich seyn; ist es hingegen nothwendig zu täuschen, so seien wir denn Betrüger (soyons donc fourbes)!“ (S. 349 und 415 Note 58).

II.

Aus Frankreich.

Die Symptome steigender Auflösung in Staat und Gesellschaft.

Die sichern Anzeichen eines bevorstehenden Umschwungs der Dinge mehren sich. Der Umschwung wird bedeutend und tiefgreifend seyn, das gewahrt man überall. Die Symptome treten so zahlreich auf, daß es schwierig wird sie zu überschauen und zusammenzufassen. Wir werden uns mit einigen Haupterscheinungen begnügen müssen. Aber man wird leicht herausfinden, daß sich ein rother Faden durch

das Ganze zieht. Er besteht in nichts anderem als in der immer mehr hervortretenden Schwäche der Regierung und den für sie entspringenden Verlegenheiten ohne Ende. Das Gesellschafts-rettende System hat sich ausgelebt, es fängt an seine Dienste zu versagen. Das ist mit Einem Worte die Geschichte Frankreichs seit Sadowa.

Kurz nach dieser so folgenschweren Schlacht fand es die französische Regierung für nothwendig, den innern Freiheitsbedürfnissen vorzukommen, zugleich aber auch das Heer auf das schnellste zu vermehren. In beiden Beziehungen haben nun auch die Kammern ihre Schuldigkeit gethan.

Ueber das Militärgesetz habe ich nur ein Wort hinzuzufügen zu dem was ich schon früher darüber gesagt. Außer einer jährlichen Aushebung von 100,000 Mann, gegen 80,000 unter Ludwig Philipp, werden durch das neue Gesetz fast alle andern waffenfähigen jungen Leute für die „Garde mobile" in Anspruch genommen, welche, gleich den preußischen Landwehrbataillonen, eine territoriale Organisation und Aufstellung hat. In jedem Departement steht ein Capitaine-major an der Spitze der mobilen Garde; jener Commandant hat eine Anzahl meist aus dem stehenden Heere genommener Offiziere und Unteroffiziere unter seinem Befehle und leitet so das Einexercieren der neuen Landwehr. Freilich braucht jeder dieser Soldateska einverleibte junge Mann nur einige Monate exercieren zu lernen, ohne fast aus seiner Heimath zu gehen. Nur im Kriegsfalle hat er wirklichen Dienst und zwar in den Festungen und Besatzungen des Innern. Dafür aber hat man dem Gesetze rückwirkende Kraft gegeben und in den letzten Jahrgängen alle jungen Leute herangezogen die sich bei der Aushebung eine gute Nummer geholt hatten. Deßhalb kam es auch fast überall zu Auftritten welche eine große und tiefgehende Unzufriedenheit bekunden. Namentlich in fast allen größern Provinzialstädten ist die Einstellung der Mobilgarde von Aufruhrscenen begleitet gewesen, wodurch die Aufbietung besonderer Maßregeln erforderlich wurde. Und

[redacted]

was das Bezeichnendste ist, überall waren diese Kundgebungen nicht gegen den Herrscher gerichtet. Dafür hat nun der Kaiser freilich die Genugthuung, durch die neue Mobilgarde mit einem Schlage sein Heer um mehr denn 100,000 Mann vermehrt zu haben. Denn in solcher Stärke wird die Armee durch Besetzung der Festungen mit Landwehren für den Feldkrieg frei. Für Napoleon mag darin ein Grund der Beruhigung und Sicherheit liegen, nicht aber für Europa, wo man aus Erfahrung weiß was ein solches Hinaufschrauben der Heeresmacht zu bedeuten hat.

Das neue Preßgesetz sollte die bittere Pille des neuen Militärgesetzes in etwas verzuckern. Doch hat man die Vorsicht gebraucht, die von dem Gesetz gewährten Freiheiten an so viele Bedingungen zu knüpfen und mit so vielen Vorsichtsmaßregeln zu umgeben, daß die Presse jetzt fast noch mehr als früher von dem guten Willen oder vielmehr der Willkür der Regierung abhängt. Die vorgängige Erlaubniß zur Herausgabe eines Blattes ist nicht mehr erforderlich, jeder der will, kann eine Zeitung gründen und sogar eine eigene Druckerei für sein Blatt anlegen. Das System der Verwarnungen und der administrativen Unterdrückung ist abgeschafft, alle Preßangelegenheiten werden durch die Gerichte entschieden. Dafür aber ist der Justiz ein wahres Arsenal der schwersten und empfindlichsten Strafen zur Verfügung gestellt. Geldstrafen bis zu 75,000 Franken, Gefängnißstrafen bis zu mehreren Jahren und mit vorgängiger Strafvollstreckung, d. h. sofort nach der Entscheidung in erster Instanz ob nun Berufung eingelegt ist oder nicht: dieß sind so die kleinen Annehmlichkeiten der neuen Freiheit für die französische Presse. Dabei kann ein Blatt immer noch durch die Gerichte auf mehrere Monate suspendirt werden. Rechnet man dazu den Fortbestand des Stempels, der indeß von 6 auf 5 Centimen täglich für das Exemplar und die Nummer herabgesetzt wurde, so wird man begreifen, daß bei diesem Gesetze die Presse auf die gesetzlichste Weise geistig und materiell zu Grunde gerichtet

[redacted]

werden kann. Die Freiheit ohne weiteres ein Blatt herauszugeben zu dürfen, ist also wenig mehr als die Freiheit sein Vermögen und langwierige Processe zu verlieren. In der eigens für eine Zeitung gegründeten Druckerei darf durchaus nichts als diese Zeitung gedruckt werden; eine feine Clausel welche die Unterhaltung einer solchen nicht ausdrücklich concessionirten Druckerei so unendlich kostspielig macht, daß diese neue Freiheit niemals benutzt werden kann. Einen Haupterfolg aber muß das Preßgesetz haben, daß es nämlich die Zeitungen noch abhängiger von den Geldmännern und noch bestechlicher macht als bisher. Man wird die Regierung so ziemlich in Ruhe lassen, dagegen um so mehr „Volkswirthschaft" treiben, d. h. den Beutel des gläubigen Lesers ohne Schonung in Contribution setzen. Es ist deßhalb gar nicht zu verwundern, wenn es Leute gibt die das alte Willkürsystem der Preß-Freiheit neuesten Zuschnittes vorziehen würden.

In Folge einer freilich nicht besonders geschickt abgefaßten Petition gegen den antichristlichen Geist auf den Universitäten kam es im Senat und fast noch mehr im ganzen Publikum zu einer sehr heftigen und äußerst wichtigen Debatte über die Freiheit des höhern Unterrichts. Unter Berufung auf die materialistische Richtung der mit Monopol ausgestatteten medizinischen Fakultät verlangte jene Petition die Freigebung des höhern Unterrichts. Die katholischen Redner, namentlich die Cardinäle Bonnechose und Donnet wie der Baron Charles Dupin, standen wie Ein Mann für dieses Verlangen ein. Sie legten die großen Gefahren der antireligiösen Richtung des höhern Unterrichts in schlagendster Weise dar. Der Unterrichtsminister aber verstand es, mittelst wissenschaftlicher Wortspiele die Behauptung aufrecht zu halten, daß die Universität mehr als je sich der spiritualistischen Richtung zuwende. Die Professoren der angeschuldigten Fakultät gaben Erklärungen ab worin sie ihre bisherigen sehr rationalistischen Lehren widerriefen. Ein Senator, der bekannte Sainte-Beuve, hielt eine Lobrede auf den

Materialismus. Kurz, es gelang vollkommen, den überdieß nicht sehr unabhängigen Senat für das bedrohte Staats-Monopol zu gewinnen; nur ein Drittel der Stimmen sprachen sich für Ueberweisung der Petition an die Regierung aus, also für die freie Universität.

Während aber die medizinische Fakultät vor dem Senat weißgewaschen wurde, fanden in ihren Hörsälen Kundgebungen statt, die kaum noch einen Zweifel über die dort herrschende Richtung lassen können. Die Studenten brachten den incriminirten Professoren die ausschweifendsten Huldigungen, wobei die Rufe Vive le matérialisme, à bas le clergé und ähnliches gehört, auch die so streng verpönte Marseillaise gesungen wurde. Ebenso feierten die Studenten den Senator Sainte-Beuve, dessen Erklärungen gleich denen des Dekans der Fakultät, Herrn Würtz, doch nur selber die Anklagen bestätigten, welche gegen die Fakultät erhoben worden waren. Thatsache ist u. A., daß Professoren der Anstalt die Keuschheit als ein Verbrechen gegen die Natur erklärten, eine Lehre die den ausschweifenden jungen Leuten gewiß nur sehr gefallen kann. Ein anderer impfte jungen Leuten die Syphilis ein und ließ sie nachher mit Angesteckten Umgang pflegen, um zu versuchen, ob nicht eine vorherige Einimpfung und Heilung der schändlichen Krankheit für alle Zukunft ein Präservativ sei und so alle möglichen Ausschweifungen ungestraft zu begehen erlaube. Ein Dritter bekannte offen, daß Tugend und Verbrechen eben nur Erzeugnisse körperlicher Funktionen seien gerade wie Zucker oder Schwefelsäure auch unabweislich da entstehen, wo die Vorbedingungen ihrer Entstehung gegeben seien. Wieder ein Anderer belobte [illegible] er Jahressitzung das berüchtigte System des Mal- [illegible] r die Verhinderung des Kindersegens in der Ehe. [illegible] nge werden der Jugend und dem Publikum als [illegible] der freien Forschung, als Folgerungen aus dem [illegible] er neuen Wissenschaft" dargeboten und zwar mit [illegible] n Privilegium und auf öffentliche Kosten. Und

da wollen unsere fortschrittlichen Heuchler noch behaupten, die Wissenschaft habe nichts mit Religion, Sitte und Politik zu schaffen. Wahrlich man möchte an dem Verstande der Menschen verzweifeln wenn man die Dreistigkeit sieht, mit der diese schamlose „Wissenschaft“ sich breit macht.

Die Würde der Wissenschaft war aber so ziemlich der Hauptgrund, welchen die liberale Presse beibrachte um das staatliche Unterrichtsmonopol zu vertheidigen. Alle diese freiheitsbegierigen Blätter fielen nämlich mit einer wahren Berserkerwuth über diejenigen her welche für die Freiheit des höheren Unterrichts eintraten, und vertheidigten das Monopol mit einem Eifer wie es selbst die im Solde der Regierung stehenden Blätter nicht zu thun vermochten. Eine wahre Fluth von Beschimpfungen, Verläumdungen und Lügen ergoß sich über die Kirchenfürsten und alle diejenigen welche für die wahre Freiheit der Lehre einstanden. Und warum dieß Alles? Nun, die jetzige amtliche Wissenschaft ist eben ganz nach dem Sinne der Fortschrittler und deßhalb muß deren Monopol unter allen Umständen beibehalten und vertheidigt werden. Was kümmert den Liberalismus die Freiheit, wenn er nur Geschäfte macht, herrschen und alle Andern verfolgen und unterdrücken kann? Sagten ja mehrere dieser Vertheidiger des Monopols ganz offen, daß bei der Freiheit der Universität sehr bald die kirchlichen Fakultäten die ganze amtliche Wissenschaft brach legen würden und daß man deßhalb die letztere um jeden Preis beim Monopol erhalten müsse. Was will man mehr! Sind indeß die Verhältnisse derart, daß im Falle des Bestehens einer freien katholischen Hochschule sich die meisten Studenten derselben zuwenden würden, so muß man doch wohl annehmen, daß das Entstehen einer solchen Universität kaum noch einige Zeit verhindert werden kann. Durch den Senat abgewiesen, haben die Vorkämpfer der Freiheit, die Katholiken, trotzdem den Sieg davongetragen.

Uebrigens haben dieselben auch sofort Hand angelegt

[redacted]

und einen Verein (Société générale d'Education et d'Enseignement) gegründet, der die Frage in die Hand nimmt und schon einen ersten Bericht seiner Verhandlungen veröffentlicht hat. Man wird vielleicht fragen, wie es denn komme daß die Regierung fortfährt auf ihrem Monopol zu bestehen, trotzdem die jetzige Streitfrage gar zu deutlich gezeigt hat, wer allein den meisten Vortheil davon hat. Die Antwort ist sehr einfach; die an bureaukratische Allmacht und unbedingte Centralisation gewohnte Regierung kann es nun einmal nicht vertragen, daß man ihre Unfehlbarkeit angreift. Das ist durch die Forderung der Freiheit des höhern Unterrichts geschehen; also ist die Sache abgethan für's Bureau.

Durch eine Interpellation bezüglich der Kündigung des Handelsvertrags mit England ward im gesetzgebenden Körper eine heftige Debatte veranlaßt, welche ein ganz ähnliches Ergebniß geliefert hat. Die Abstimmung war zu Gunsten der Regierung, aber das Werk der Regierung ist trotzdem verurtheilt. Haben doch die Herren Abgeordneten für rathsam erachtet, nicht durch Namensaufruf, sondern einfach durch Aufstehen und Sitzenbleiben abzustimmen, damit ihre Wähler nicht wissen könnten ob sie für oder gegen die Aufrechthaltung des Vertrags mit England gestimmt haben. Nach den Berichten und Ziffern der Regierung, welche den Vertrag auf die eigenmächtigste Weise, ja fast insgeheim abgeschlossen hatte, wären demselben nur die größten Vortheile für Frankreich entsprungen und in Folge dieser kaiserlichen Handelspolitik müßte sich das Land gegenwärtig in einem goldenen Zeitalter des Glückes und Ueberflusses befinden. Die allgemeine und selbstverständlich auf die unmittelbarste Beobachtung gestützte Meinung des Landes ist aber hiemit im entschiedensten Widerspruch, und der Widerspruch hat im gesetzgebenden Körper in einigen sehr beredten Mitgliedern sein Organ gefunden. Was aber das wichtigste war: diese Mitglieder sind praktische Leute die alles aus bester Erfahrung kennen. Besonders Herr Pouyer-Quertier, einer der größten

[redacted]

Fabrikanten Rouens, entwickelte eine wahrhaft erstaunliche Gewandtheit, indem er die künstliche Gruppirung der amtlichen Ziffern auf ihr leeres Nichts und die pure Verlogenheit zurückführte. Er wies nach daß fast alle Artikel bei der Ein- und Ausfuhr nicht nur doppelt aufgeführt sondern zu doppeltem oder dreifachem Preise angesetzt seien, daß also von den 8126 Millionen, die der auswärtige Handel Frankreichs 1866 betragen haben soll, mindestens zwei Drittel abgezogen werden müssen. Während die Vertreter der Regierung behaupteten, daß seit dem Handelsvertrag sich die Zahl der Hochöfen, Spinnereien u. s. w. vermehrt habe, wiesen die Schutzzöllner namentlich nach, daß gerade das Gegentheil der Fall sei. Trotzdem gelang es der wirklich bedeutenden Beredsamkeit Rouhers die Kammer zu beschwichtigen und eine der Regierung günstige Abstimmung zu erlangen.

Im Publikum aber ist die Wirkung eine ganz andere. Der Handelsvertrag der eine allgemeine Billigkeit und Wohlfahrt herbeiführen sollte, hat gerade das Gegentheil bewirkt und bildet somit eine weitere Enttäuschung und Niederlage für die Regierung. Bei ihren volkswirthschaftlichen und liberalen Parteigängern, die sich einbilden durch die Dreistigkeit ihrer Behauptungen die Thatsachen auf den Kopf stellen zu können, mag sie sich für den schweren Schlag bedanken. Jeder nur halbwegs seiner gesunden Sinne mächtige Mensch konnte dieses Ergebniß voraussehen und hat es vorausgesehen, indem die wirthschaftlichen, socialen und politischen Verhältnisse nicht verschiedener seyn können als sie zwischen Frankreich und England es sind. England hat Ueberfluß an Steinkohlen und Eisen, den ersten Erfordernissen der modernen Gewerbthätigkeit; dazu die besten Verkehrsmittel, namentlich Eisenbahnen in Menge und mit den billigsten Frachtsätzen. Vermöge seiner ungeheuren Colonien hat die Gewerbthätigkeit Englands ein fast unbeschränktes Absatzgebiet, was ihm erlaubt die Massenerzeugung in einem Maßstabe zu betreiben den man auf dem Festlande kaum kennt. Durch seine groß-

artige Handelsflotte, seine Geschäfts- und politischen Verbindungen ist England der Stapelplatz der meisten aus fremden Erdtheilen zu beziehenden Rohstoffe geworden, die also seinen Fabrikanten zu den billigsten Preisen zu Diensten stehen. Es hat keine Militäraushebung welche alljährig die besten Arbeiter wegnimmt. Englands Reichthum an Capitalien ist unendlich, weil das Gesetz die freie Thätigkeit des Einzelnen sowie das Eigenthumsrecht am besten schützt. In Frankreich ist in allen diesen Punkten das Gegentheil der Fall. Es ist deßhalb auch vollkommen unmöglich daß die französische Industrie mit der englischen in der Massenerzeugung Schritt halte und die paar Luxus-Artikel, für welche Frankreich vermöge der geistigen Ueberlegenheit seiner Arbeiter eine Art Monopol besitzt, können das Land nicht für die Verluste entschädigen die seine Großindustrie erleidet. Dazu kommt noch, daß das an Geld reichere England seit dem Handelsvertrag alle nördlichen Provinzen Frankreichs bis herab in das Herz des Reichs und bis über den Rhein hin zur Lieferung der nothwendigen Lebensmittel heranzieht, wodurch selbstverständlich eine Steigerung der Viktualienpreise eintreten mußte, welche andauernd geworden ist und natürlich am meisten auf die arbeitenden Classen drückt, die durch den Handelsvertrag überdieß vielfach brodlos geworden. Gegen diese von Jedem empfundenen Thatsachen helfen nun einmal alle Spitzfindigkeiten der Regierung und der kosmopolitischen liberalen Blätter nichts.

Die Niederlage der Ritter des Handelsvertrags ist so eklatant, daß sich die Frage aufdrängt, wie es komme, daß die früher so entschieden schutzzöllnerischen Blätter jetzt wieder die Regierung so eifrig unterstützen und dem durch den Handelsvertrag angebahnten Freihandelssystem das Wort reden. Die Sache ist aber ganz natürlich, wenn man bedenkt, daß der angestrebte Freihandel eben nur ein weiteres Glied in der Kette wirthschaftlicher Neuerungen ist, durch welche der Napoleonismus wie der moderne Liberalismus ihr System

[redacted]

befestigen und ausbreiten wollen. Bei dem alten politischen Liberalismus war das freilich noch anders. Erst hatten wir also den St. Simonistischen Unternehmungsschwindel der alle Franzosen zu gebornen Rentnern machen sollte, dann den Handelsvertrag der eine unerhörte Billigkeit des Lebenscomforts zu schaffen versprach, und jetzt hat unsere Kammer einen Gesetzentwurf über eine amtliche Versicherungs-Anstalt genehmigt der den „Enterbten des Glückes", den Arbeitern im Falle der Verkrüppelung Renten zusichern und so die Kette der wirthschaftlichen Einrichtungen abschließen soll die das zweite Kaiserreich geschaffen hat. Alle bisherigen Mißerfolge seiner Neuerungen haben also das Empire nicht von dem einmal eingeschlagenen Pfade abzubringen vermocht. Sieht man diese Blindheit, diese Hartnäckigkeit in der Verfolgung eines einmal aufgestellten Systems, wenn es sich auch als völlig unhaltbar täglich mehr erweist, so möchte man wirklich an dem Verstand der heutigen Staatsmänner verzweifeln. Die liberale Verstocktheit, die doktrinären Vorurtheile sind einmal so eingewurzelt bei derlei Leuten, daß nichts im Stande ist denselben die Augen zu öffnen. Trotz aller so nachdrücklichen und empfindlichen Belehrungen fangen diese Menschen ihre Sisyphusarbeit stets wieder von neuem an. Die Regierung scheint gar nicht zu bedenken, welche schwere Verantwortlichkeit sie auf sich ladet, wenn sie durch die Versicherungsanstalt für die Zukunft der Arbeiterfamilien einstehen will. Ist nicht schon alles selbstständige Thun und Streben durch die erdrückende Centralisation genug unmöglich gemacht, um auch hier wieder einen Rest eigener Thätigkeit zu beseitigen? Wird nicht die unselige Bureaukratie durch diese neue Einrichtung an Gewalt und Einfluß gewinnen, die nicht immer dem Staate zu gute kommen? Die ohnehin über alle Maßen complicirte Staatsmaschine wird durch diese neue Einrichtung nothwendig nur noch schwerfälliger, nur noch ungeschickter werden. Und mittelst einer solchen Anstalt macht sich der Staat zum Verwalter der Ersparnisse der

[redacted]

Arbeiter, mischt sich also in die eigensten Angelegenheiten der Familien; was soll daraus noch werden?

Hat sich doch der Staat, oder vielmehr das Kaiserreich, als ein so ungeschickter Verwalter seiner eigenen Angelegenheiten erwiesen, daß man über die Anmaßung staunen muß mit welcher es immer noch mehr die Angelegenheiten der einzelnen Staatsbürger in die Hand nehmen will. Da rechnet dieser Tage ein sehr gewandter Statistiker nach, daß seit sechszehn Jahren das Kaiserthum bloß 4322 Mill. Franken mehr ausgegeben als die regelmäßigen Einkünfte des Staates betrugen. Und dabei ist der Staat noch lange nicht am Ende seiner Unternehmungen, zu denen ferner große Geldsummen erforderlich sind. Da ist eben jetzt wieder eine Anleihe von 440 Millionen in Berathung die fast einzig und allein zur Bezahlung schon gemachter Schulden dienen sollen, und trotzdem bleibt immer noch eine schwebende Schuld von mehreren hundert Millionen, an deren Deckung vorläufig noch gar nicht gedacht werden kann.

Ebenso befinden sich alle von dem Kaiserreich in besondern Schutz und Pflege genommenen finanziellen und wirthschaftlichen Anstalten gegenwärtig in einem Zustande der Zerrüttung, der alles übersteigt was man bisher in dieser Hinsicht gewohnt gewesen. Wir finden uns vollkommen in das vorige Jahrhundert, unter Law, zurück versetzt. Alle die hübschen Papierchen die vor wenigen Jahren noch so lustig in der Sonne des Börsenhimmels schimmerten und lockten, sind heute nicht viel mehr werth als dereinst die Law'schen Aktien des Mississippi oder die Assignaten der weiland französischen Republik. Doch nein, Alles ist noch nicht verloren, so lange die Gründer und Administratoren der betreffenden Aktienunternehmungen noch etwas Vermögen haben: das scheint wenigstens die Ansicht der französischen Justiz zu seyn.

Das Handelsgericht von Paris hat nämlich jüngst ein Urtheil gefällt, das eine wahre Umkehr der Verhältnisse an-

[redacted]

bahnen muß, indem es die Verantwortlichkeit der Gründer und Administratoren aller Finanzanstalten zum Rechtsgrundsatz erhebt. Ein Besitzer von Aktien des Crédit mobilier verklagte die Gründer und Verwalter der Bank, die Sippe Pereire, Michel Chevalier u. s. w., auf Erstattung des für diese Aktien eingezahlten Geldes, da das Papier jetzt kaum noch 200 Franken werth sei, während es zu 516 Fr. ausgegeben worden, die Ausgabe aber ungesetzlich gewesen sei. Das Handelsgericht entschied dem entsprechend, indem es feststellte, daß die Generalversammlung welche die Verdoppelung des Capitals der Gesellschaft von 60 Millionen auf 120 Millionen und die entsprechende neue Ausgabe von Aktien beschlossen, in ganz willkürlicher Weise zusammengesetzt, also völlig ungesetzlich gewesen. Das Gericht constatirte ferner, daß zur Zeit dieser Beschlußnahme der Credit mobilier, dessen 500 Franken-Aktien damals auf 900 standen, schon völlig bankerott gewesen und die neue Ausgabe von Aktien nur den Zweck gehabt habe diese Lage zu verbergen und die Schulden zu decken, nicht aber durch die größere Ausdehnung des Geschäfts veranlaßt gewesen sei. Anderer Betrügereien der Herren Verwalter gar nicht zu gedenken, sind sie nun gerichtlich verurtheilt, alle Aktien der zweiten Ausgabe zu 516 Franken einzulösen, was etliche sechzig Millionen kosten wird. Glücklicherweise können diese Leute es ertragen; sie haben genug zusammengeschwindelt daß ihnen eine solche Summe nicht besonders wehe thut. Aber was soll man dazu sagen, wenn die besondern Schützlinge des Kaisers, welche diesem als volkswirthschaftliche Rathgeber dienten und von ihm mit Privilegien und Auszeichnungen überhäuft wurden, jetzt als Fälscher und Betrüger verurtheilt werden.

Man macht sich überhaupt nicht leicht einen Begriff von der in den letzten Jahren durch den Börsenschwindel und die damit zusammenhängenden politischen Unternehmungen bewirkten wirthschaftlichen Umgestaltung. So ist z. B. nachgewiesen, daß seit 1859 die Sippe Rothschild allein durch

die Geschäfte mit der jungitalienischen Regierung 700 Millionen Franken verdient oder vielmehr erbeutet hat. Rechnet man dazu, daß während dieser Zeit das einzige Haus Rothschild einige Dutzend Eisenbahn- und sonstige Aktienunternehmen und viele andern Staatsanleihen zu seinem Vortheile ausgebeutet, so kommt man zu dem Schlusse, daß das Vermögen dieser Familie in den letzten fünfzehn Jahren um etwa 1500 Millionen Franken zugenommen haben mag. Nun gibt es aber einige Dutzend solcher Familien von Geldmännern welche, wie die Pereire, während derselben Zeit je einige hundert Millionen zusammengescharrt haben. Das Groß-Capital hat in erschreckender Weise zugenommen, beherrscht alle politischen, wirthschaftlichen und sonstigen Verhältnisse, drückt alle Concurrenz der kleinern Besitzer zu Boden. Und wer anders zahlt die Zinsen dieser Capitalien als das arbeitende Volk? Kann man sich da noch wundern, wenn der Socialismus überhand nimmt und das ganze jetzige Gesellschaftsgebäude ernstlicher als je bedroht?

Gerade zur selben Zeit als der kaiserliche Schützling Sainte Beuve im Senat die göttliche Offenbarung verhöhnte, und der kaiserliche Minister in der Kammer die durch das Imperium geschaffene leibliche Glückseligkeit ausmalte, wurden die Theilnehmer an dem „Internationalen Arbeiterverein", der in Genf sein Hauptquartier aufgeschlagen, von dem Zuchtpolizeigericht wegen unerlaubter Verbindung zu mehrmonatlichen Gefängnißstrafen verurtheilt. Einer derselben, der Buchbinder Varlin, vertheidigte sich selbst in einer Weise die verdientes Aufsehen gemacht hat. Hören wir die Sprache dieses Mannes!

„Nach dem Gesetze sind Sie hier die Richter und wir die Angeklagten, nach den Grundsätzen aber sind wir zwei Parteien: Sie bilden die Partei der Ordnung um jeden Preis, die Partei der Unbeweglichkeit; wir sind die reformirende Partei der Socialisten. Prüfen wir einmal gewissenhaft die jetzige gesellschaftliche Lage die wir als verbesserungs-

[redacted]

fähig ansehen und deßhalb vor Gericht gezogen sind. Die jetzige Gesellschaft wird durch die Ungleichheit zerfressen, durch den Mangel an Solidarität zu Grunde gerichtet; die antisocialen Vorurtheile zermalmen dieselbe mit eiserner Gewalt. Trotz der Verkündigung der Menschenrechte, trotz des zeitweiligen Triumphes der Forderungen des Volkes, kann der Wille einiger Wenigen das Blut in Strömen fließen machen durch die brudermörderischen Kämpfe zwischen den Völkern welche, da sie dieselben Leiden haben, auch dieselben Wünsche und Bestrebungen haben müssen. Die Genüsse sind nur für die kleine Minderheit, welche sie in der raffinirtesten Weise bis auf den Grund erschöpft; die Masse, die große Mehrheit schmachtet in Elend und Unwissenheit; hier sucht sie sich unter dem unleidlichsten Druck zu regen, dort ist sie von der Hungersnoth verzehrt, überall aber verkommt sie unter dem Drucke der Vorurtheile und des Aberglaubens, welche ihre Sklaverei besiegeln."

„Gehen wir zu den Einzelheiten über, so sehen wir die Börsengeschäfte überall hin die Zerstörung und Verwerflichkeit tragen; wir sehen die Finanzpascha's nach Belieben den Ueberfluß und die Hungersnoth schaffen, indem sie die Lüge, das Elend und den schmählichsten Bankerott um die Goldberge verbreiten welche sie zusammenhäufen. In der Gewerbthätigkeit hat eine auf Kosten der Arbeiter herbeigeführte schrankenlose Concurrenz jegliches Gleichgewicht, jegliches Verhältniß zwischen Erzeugung und Verzehr vernichtet. Zum Nothwendigen fehlen die Hände, das Ueberflüssige ist im Ueberfluß vorhanden. Während tausende armer Kinder keine Kleider haben, prunkt man in den Weltausstellungen mit Shawls zu fabelhaften Preisen deren Herstellung mehr denn zehntausend Arbeitstage erfordert hat. Der Verdienst des Arbeiters genügt nicht zur Befriedigung seiner nothwendigsten Bedürfnisse, und um ihn herum blüht der Weizen der Schmarotzer."

„Das Alterthum ist zu Grunde gegangen weil es die

[redacted]

Sklaverei in seinen Eingeweiden beibehielt. Die neuere Zeit wird abgethan werden müssen, wenn sie die Leiden der großen Mehrheit nicht beachtet und wenn sie fortfährt zu glauben daß alle arbeiten und sich Entbehrungen auferlegen müssen, um einigen Wenigen den Ueberfluß zu verschaffen; sie wird untergehen, wenn sie nicht sieht, welche Grausamkeit in einer gesellschaftlichen Organisation liegt, die einen Vergleich wie den folgenden zuläßt:"

„Wenn Sie eine Schaar von hundert Tauben sehen würden die sich auf ein Getreidefeld niederläßt, wenn sodann, anstatt daß jede einzelne Taube nach Belieben die Körnchen für sich aufpickt, neun und neunzig Tauben sich damit beschäftigten die Körner auf einen einzigen Haufen zusammenzutragen und für sich nur die schlechten Körner und die Spreu behielten; wenn die 99 diesen Haufen, die Frucht ihrer Arbeit, für eine einzige Taube bewahrten und bewachten, die oft die schwächste und elendeste der ganzen Schaar wäre; wenn die neun und neunzig einen Kreis um diesen Haufen und diese Taube bildeten und einen ganzen langen Winter gutmüthig zuschauten, wie die einzige Taube sich den Kropf füllen, die Körner im Uebermuth ausspeien und verderben würde; und wenn nun eine der neun und neunzig, hungriger und ungeduldiger als die übrigen, ein einziges Korn des Haufens angreifen und die übrigen sofort auf sie einstürzen, ihr die Federn ausreißen und sie auf jegliche Weise mißhandeln würden: wenn Sie dieses sehen würden, sähen Sie in der That nur was heutzutage bei den Menschen an der Tagesordnung ist und zu ihren jetzigen Institutionen gehört. Dieß ist die nackte, schreckliche Wahrheit."

„Gehört derjenige nicht zu diesen neun und neunzig Enterbten der, im Elend von Eltern geboren deren Körper durch das Elend herabgekommen, stets Hunger leidet, schlecht gekleidet ist und schlecht wohnt; der von seiner Mutter getrennt ist welche zur Arbeit gehen muß, wenn sie ihn ge-

boren; der in Schmutz verkommt, tausend Unfällen ausgesetzt ist, und schon in der Kindheit den Keim der Krankheiten empfängt, welche ihm bis zu seinem Lebensende anhaften? Sobald er die geringste Kraft besitzt, im achten Jahre etwa, muß er arbeiten, und zwar in einer ungesunden Luft wo er, nebst der Erschöpfung, noch durch schlechte Behandlung und böses Beispiel verdorben, zur Unwissenheit und zum Laster verdammt und getrieben wird. Er wird zum Jüngling ohne daß sein Schicksal sich ändert. Im zwanzigsten Jahr muß er seine Eltern verlassen die ihn nöthig hätten, um sich in einer Kaserne einschließen und verthieren oder auch auf dem Schlachtfelde um's Leben bringen zu lassen, ohne zu wissen wofür und wozu. Wenn er zurückkommt, darf er sich verheirathen, obgleich das dem englischen Philanthropen Malthus und dem französischen Minister Duchatel nicht gefällt. Denn diese Männer behaupten, die Arbeiter dürften nicht heirathen und eine Familie haben, noch überhaupt eigentlich auf der Erde bleiben, wenn sie nicht die Mittel zum Unterhalt finden. — Er heirathet also; das Elend stellt sich mit der Theuerung, der Arbeitslosigkeit, den Krankheiten und den Kindern unter seinem Dache ein. Wenn er nun, durch den Anblick seiner leidenden Familie getrieben, eine etwas gerechtere Löhnung für seine Arbeit fordert, dann bezwingt man ihn durch den Hunger wie in Preston; man schießt ihn nieder wie in Fosse Lepine (Belgien); man wirft ihn in's Gefängniß wie in Bologna; man verhängt den Belagerungszustand über ihn wie in Catalonien; man schleppt ihn vor die Gerichte wie in Paris."

Hier wird der Angeklagte durch den Präsidenten unterbrochen, der ihn zur Zurücknahme der letzten Worte auffordert. Der Angeklagte thut dieß, nachdem er sich mit seinen Mitangeklagten besprochen, wobei ihn jedoch der Präsident darauf aufmerksam macht, daß eine solche Besprechung nicht statthaft sei und er sich nur mit sich selbst zu berathen habe. Der Angeklagte fährt fort:

„Der Unglückliche steigt weiter auf dem Calvarienberg seiner Schmerzen und Leiden. Sein reiferes Alter ist ohne Erinnerung einer bessern Zeit, er sieht nur mit Schrecken in die Zukunft. Ist er ohne Familie oder hat er mit derselben keine Hülfsmittel, so wird er gleich einem Verbrecher in das Haus der Bettler und Vagabunden eingesperrt wo er stirbt. Und dennoch hat dieser Mensch viermal mehr erzeugt als er verzehrt hat. Was aber hat die Gesellschaft mit dieser Mehrleistung gethan? Sie hat damit die hundertste Taube übersättigt!“

„Diese hundertste Taube wird mit Freuden von den ihrigen begrüßt, wenn sie zur Welt kommt. Alle Zuvorkommenheiten, aller Ueberfluß umgibt ihre reiche Wiege. Ihre Kindheit theilt sich zwischen den Liebkosungen die man ihr bringt, und den Freuden des jungen Alters. Der Lehrer oder eine Lehranstalt eröffnen ihrem Geiste neue Aussichten; ist sie fleißig, dann verschaffen ihr die Schullorbeeren einen Vorgeschmack des Ruhms. Alle Vergnügungen verschönern ihre Jugend; Ueberfluß, Spiele, guter Tisch und, sagen wir es gerade heraus, auch käufliche Dirnen — alles reizt sie, alles betäubt sie.“

„Hat ein solches Geschöpf genug dieser Vergnügungen, dann eröffnet sich ihm das Leben der Familie mit all seinen innigen Annehmlichkeiten. Mittelst eines von seinem Vermögen losgelösten Almosens hat er den Bruder des von ihm verführten Mädchens als Ersatzmann zum Heer geschickt um dort die Gefahren des Lebens zu bestehen. Trotzdem spreizt er sich mit seiner ausgezeichneten Vaterlandsliebe und die Würden, Titel und Sinekuren regnen auf ihn. Ohne Bangen sieht er in die Zukunft und verfolgt unbekümmert die Träume seines Ehrgeizes; er darf es, denn er ist ja reich! Und dennoch, dieser Mensch hat nichts erzeugt, er genießt bloß die Früchte der Entbehrungen seiner neunundneunzig Brüder.“

„Befragt die Geschichte und ihr werdet sehen daß jede

[redacted]

gesellschaftliche Ordnung und jedes Volk wo die Ungerechtigkeit hat herrschen dürfen und die Stimme der strengen Gerechtigkeit nicht gehört werden wollte, sehr bald auseinandergefallen sind. Dieß ist es was in unserer Zeit des Ueberflusses und Elendes, der Autorität und der Sklaverei, der Unwissenheit und Erniedrigung des Charakters die Lehren der Vergangenheit uns zu schließen erlauben, daß, so lange ein Mensch Hungers sterben kann an der Thüre eines Palastes wo alles im Ueberflusse schwelgt, so lange etwas Dauerndes in den menschlichen Einrichtungen nicht bestehen kann."

„Beobachtet die jetzige Zeit und ihr werdet einen dumpfen Haß gewahren zwischen der Classe welche Alles behalten, und derjenigen welche ihren Theil zurückerobern will. Ihr werdet das Wiederaufleben des Aberglaubens (des Christenthums) sehen welchen man mit dem 18. Jahrhundert begraben glaubte; ihr werdet den unverschämtesten Egoismus und die Unsittlichkeit überall gewahren: dieß sind die Zeichen des Verfalls. Der Boden weicht unter euren Füßen, nehmt euch in Acht! Diejenige Classe welche bisher nur dann auf der Weltbühne erschienen ist, wenn es galt die hohen Verfügungen der gesellschaftlichen Gerechtigkeit auszuführen, und welche zu jeder Zeit die Sklavin gewesen, die Classe der Arbeit, beansprucht ein Element der Wiedergeburt zu bringen; es wäre klug von euch, ihr vernünftiges Begehren und Auftreten zu begrüßen und dieselbe ihr Werk der Gerechtigkeit und Gleichheit vollbringen zu lassen."

„Ein Windstoß der unbedingten Freiheit ist allein im Stande die mit Ungerechtigkeiten überladene Atmosphäre des Tages zu reinigen, die die Zukunft so sehr bedroht. Anstatt zu unterdrücken, und weil die Unterdrückungen den Ausbruch nur beschleunigen, laßt doch diejenigen welche an die Zukunft glauben, die sociale Gleichheit und Gerechtigkeit herstellen; das Vertrauen wird wiederkehren und wir alsdann die Anzeichen des Verfalls verschwinden sehen, welche jetzt diejenigen beunruhigen die sie beobachten."

„Wenn eine Classe die moralische Ueberlegenheit verloren hat durch welche sie herrschte, soll sie sich beeilen sich zurückzuziehen, denn sonst muß sie grausam werden, weil die Grausamkeit das letzte Hülfsmittel einer zerfallenden Macht ist. Die Bourgeoisie sollte es wissen daß, weil ihre Bestrebungen nicht darnach angethan sind den Bedürfnissen der Zeit zu entsprechen, ihr weiter nichts übrig bleibt als sich mit der jungen Classe zu verschmelzen, welche eine durchgreifendere Wiedergeburt bringt, nämlich die Gleichheit und die Solidarität durch die Freiheit."

Diese für die Oeffentlichkeit bestimmte Vertheidigungsrede enthält ein vollständiges politisches Programm und läßt keinen Zweifel mehr übrig über die Endziele der socialistischen Bewegung. Vorläufig will man der Bourgeoisie noch Zeit lassen sich zu bedenken und von selbst abzutreten, ehe man Gewalt anwendet. Vielleicht fühlt man sich auch noch nicht stark genug um es mit der herrschenden Macht offen aufzunehmen. Aber die Socialisten, wie dieser Varlin und Genossen, sind Fanatiker deren Ueberzeugungen durch die ihnen zugewiesene sociale Stellung hervorgerufen und die deßhalb tief eingewurzelt sind. Fanatiker aber reißen stets die Mehrheit mit sich fort, besonders wenn diese Mehrheit wie hier von demselben Blute ist, wenn sie sich in derselben schiefen socialen Stellung befindet mit den fanatischen Vorreitern. Die heutigen Socialisten sind selbst Arbeiter. Ihre Ansichten sind in höherem oder geringerem Grade bei allen Arbeitern vorhanden, alle fühlen das Unhaltbare ihrer durch den Bourgeois-Oekonomismus geschaffenen Lage. Der Hauptschlag wird gegen die Bourgeoisie, gegen die ganze besitzende Classe geführt werden; die Kirche wird freilich auch in Mitleidenschaft gezogen werden, da sie die Offenbarung über die alle Unthaten entschuldigende Vernunft setzt. Doch wird sie besonders hier in Frankreich am leichtesten davonkommen. Die Kirche besitzt hier nichts und durch Unterricht, Almosen und Krankenpflege leistet sie das Außerordentlichste auf socialem Gebiete. Sind

[redacted]

auch die Mehrzahl der Arbeiter nicht religiös, so herrscht doch gegenwärtig unter denselben eine der Kirche durchaus nicht abgeneigte Stimmung. Der französische Arbeiter ist zu praktisch um nicht zu wissen, was er den socialen Leistungen der Kirche verdankt.

Kann man aber eine schärfere Verurtheilung des liberalen Oekonomismus mit seinem Freihandelssystem und unbeschränktester Concurrenz hören, als in dieser Vertheidigungsrede liegt? Es muß einem deßhalb innig wehe thun, wenn man die Blindheit der herrschenden Classe sieht, welche die Zeichen der Zeit im mindesten nicht zu würdigen weiß und ihren eingeschlagenen Weg immer weiter verfolgt. Was bedeuten neben diesem Programme all die schönen und hitzigen Reden welche zur selben Zeit zur Lobpreisung der durch den Freihandel geschaffenen Glückseligkeit im gesetzgebenden Körper gehalten worden sind? Grenzt es nicht an Blödsinn, wenn die Leute in solcher Weise fortschwatzen und forthandeln, als wäre das durch den Oekonomismus geschaffene System auf allen Punkten siegreich bewährt und nicht schon längst wissenschaftlich und praktisch gründlich abgethan und verurtheilt! 1849 schon zeigte sich der Socialismus als eine Macht in Frankreich und trotzdem hat seitdem die gesellschaftsrettende Regierung ganz im liberal-ökonomistischen Sinn ihrer Vorgängerin fortgearbeitet, ja das System noch in der überschwänglichsten Weise ausgedehnt und so dem Socialismus im großartigsten Maßstabe vorgearbeitet. Wohl noch nie hat eine Regierung die ihr von der Vorsehung zur Lösung einer großen Aufgabe verliehene Allmacht in einem solchen Grade mißbraucht, wie es die napoleonische Regierung seit 1849 gethan. Und dabei ist diese Regierung durch das allgemeine Stimmrecht gegründet, während sie für die große Mehrzahl der Stimmenden nichts zu thun weiß.

Doch, was wundre ich mich auch über die Unfähigkeit der französischen Regierung, wenn man gerade in unsern Tagen sehen muß, wie ein anderes katholisches Reich bei

dessen Bevölkerung die sociale Frage kaum erst in ihren Anfängen besteht, einem schablonenmäßigen Ausländer überliefert wird, damit er dort diejenigen Zustände herbeiführt an denen alle andern Staaten hinschwinden. Ist es nicht etwas Betrübendes zu sehen, wie die liberale Presse von ganz Europa einen Mann verhimmelt, der kein anderes Verdienst hat als daß er das System sklavisch copirt, das seit mindestens fünfundzwanzig Jahren praktisch abgethan ist? Ja, es wäre an Oesterreich und Frankreich gewesen sich durch Vorgreifen in der socialen Frage an die Spitze von Europa zu stellen. Freilich müßten dann beide vor allem und über alles katholisch seyn, und das will heutzutage keine Regierung, dazu fehlt den modernen Staatsmännern der Muth und wahrscheinlich auch der Stoff.

Eine andere fürchterliche Niederlage hat die französische und speciell auch die kaiserliche Politik in Algerien erlitten. Seitdem dieß Land Frankreich gehört, hat der daselbst im Schwinden begriffene Muhamedanismus neue Lebenskraft erhalten, indem die allerchristlichste Regierung anstatt das Christenthum zu verbreiten, dem Islam allen möglichen Vorschub leistete, ihm Moscheen erbaute, Lehrer und Ulemas besoldete. Sogar den Kabylen, etwa eine Million Nachkommen früherer Christen und heute noch in vieler Hinsicht christlich, wurde Dank der amtlichen Gleichgiltigkeit oder des liberalen Fanatismus, von Regierungswegen das Erlernen des Korans auferlegt, gegen den sich dieser von den Arabern unterdrückte Stamm bisher stets gesträubt hatte. Endlich kam vor ein paar Jahren der Kaiser selbst und stiftete das arabische Königreich, welches alle Eingebornen unter die Macht der arabischen Häuptlinge stellte und deren Bekehrung zum Christenthum den stärksten Riegel vorschob. Seitdem sind die Colonisation und Civilisation des Landes unmöglich geworden. Es mußte die fürchterliche Hungersnoth kommen die nun hunderttausenden von Eingebornen das Leben kostet, um eine Aenderung dieses alle Grundsätze und Traditionen christlicher

[redacted]

und gesitteter Völker verläugnenden Systems gewaltsam zu durchbrechen und zwar trotz des Widerstandes den die französischen Muhamedaner, die antichristlichen Fanatiker der Tribüne und Presse noch fortwährend leisten. Es ist Thatsache daß die nur vor der augenblicklichen Gewalt sich beugenden algerischen Muhamedaner, einmal besiegt, sich in alles ergeben und alle Bedingungen als Gnade annehmen, wenn man ihnen nur das Leben läßt, dagegen aber auch, sobald sie eine Schwäche ihres Besiegers fühlen, die Blöße sofort wahrnehmen und benutzen. Hätte man nach der Unterjochung ihnen die Sklaverei oder das Christenthum auferlegt, so wären sie heute nach vierzig Jahren eine gefügige, ackerbautreibende Bevölkerung. Da man aber durch den einfältigen modernen Humanismus davon abgehalten wurde, so sind heute die Muhamedaner welche die religiöse Gleichgiltigkeit der französischen Regierung als die größte Schwäche ansehen, unbändiger und uncivilisirter als je. An Ackerbau ist nicht zu denken und deßhalb die schreckliche Hungersnoth, von der die eingewanderten europäischen Ackerbauer trotz des mehrjährigen Mißwachses nur wenig berührt sind. Ein Beispiel der grundsätzlichen Unverbesserlichkeit der einheimischen Bevölkerung: Der Commandant einer Militärstation gebot den arabischen Einwohnern seines Bezirks Kartoffeln zu pflanzen, verschaffte ihnen alles Nöthige und ließ seine Soldaten die Leute in dem Anbau unterweisen. Die Araber befolgten alles auf das beste, eben weil es ihnen mit Strenge auferlegt wurde. Die geernteten Kartoffeln schmeckten ihnen aber so gut, daß sie keine einzige davon zum Setzen übrig ließen. Der Commandant verwunderte sich nicht wenig, daß die Araber keine Kartoffeln mehr pflanzten, von deren großem Nutzen sie sich ja überzeugt hatten. Er stellte sie deßhalb zur Rede, war aber wie aus den Wolken gefallen als man ihm antwortete: „Wenn wir verhungern sollen wie früher, so hat Allah es so gewollt, und wir dürfen nichts dagegen thun, indem wir von neuem Kartoffeln pflanzen.“

In diesen fatalistischen Worten liegt die ganze Erklärung der algerischen Hungersnoth, wie es übrigens auch der Erzbischof von Algier in so treffender Weise in seinem Aufruf zur Unterstützung des elenden Volkes sagte. Thatsache nun ist, daß die Hungersnoth schon Monate lange währte, schon Tausende und aber Tausende von Opfern gefordert ehe man in Frankreich etwas davon wußte. Es ist das Verdienst des Erzbischofs, daß er zuerst den Muth gehabt hat die Wahrheit in einem an die katholischen Blätter in Paris gerichteten Aufruf zu sagen. Dieß war auch der erste Anlaß zu dem Zwist mit der bis dahin allmächtigen Militärbehörde in Algier. Dieselbe verlangte geradezu, daß die von dem Erzbischof und seinen Suffraganen zu Constantine (Hippo) und Oran aufgenommenen arabischen Waisen, tausende an der Zahl, wiederum den Stämmen ausgeliefert werden müßten. Dank dem Muthe der Bischöfe, Dank der kräftigen und einmüthigen Unterstützung aller eingewanderten Europäer sowie der Katholiken Frankreichs haben die Bischöfe den Sieg davon getragen. Fernerhin wird deren Apostolat unter den Eingebornen kein amtliches Hinderniß mehr in den Weg gelegt werden können. Haben doch die ihrer christlichen Vorfahren sich sehr wohl erinnernden Kabylen schon zu wiederholten Malen Priester und Ordensleute begehrt, deren Absendung stets von der französischen Regierung verweigert und gewaltsam gehindert wurde. Die Hungersnoth mußte kommen um die ganze Blöße dieser vorgeblichen muhamedanischen Civilisation bloßzulegen und der in ihren Vorurtheilen verblendeten Regierung eines christlichen Landes die civilisatorische Macht der Kirche wiederum vor die Augen zu stellen. Die Regierung hatte 400,000 Fr. für die verhungernden Araber übrig: der Erzbischof von Algier hat allein in Paris 250,000 Fr. bei christlichen Wohlthätern gefunden und das ist noch nicht Alles. Jetzt erst wird noch besonders für seine beiden Suffraganen gesammelt, und manche Bischöfe in den Provinzen haben 30 bis 40,000 Fr. nach Algier schicken können. Wer auch könnte seine Gabe

[redacted]

diesen afrikanischen Hirten versagen, von denen einer den Titel vom Sitze (Hippo) eines der glorreichsten Kirchenlehrer führt? Uebrigens bedürfen die Prälaten gar sehr solcher großen Summen; sie haben Tausende von Kindern und Wittwen zu versorgen um daraus eine tüchtige Ackerbaubevölkerung zu bilden.

Während sich in dieser Colonie die Kirche das Recht des Apostolats nur unter außerordentlichen Umständen erkämpfen konnte, hat man dieselbe in dem weiter entfernten Cochinchina, wo sie freilich vor der Eroberung schon Fuß gefaßt, stets frei gewähren lassen und als Bundesgenossen behandelt. Deßhalb darf es nicht verwundern, wenn dort jetzt alljährlich Tausende von Eingebornen sich dem Christenthum zuwenden, wie das amtliche Blatt dieser Tage selbst mit einer gewissen Genugthuung bezeugte. Dieß ist doch immerhin ein Erfolg, dessen man sich aber nicht zu sehr rühmen kann, da man ja sich selbst und seine Getreuen stets als Muster der religiösen Gleichgiltigkeit hinstellt. Freilich wäre es überaus nothwendig, daß man sich wieder einmal eines Erfolges rühmen könnte, nachdem man sonst überall in der innern wie in der äußern Politik nur Niederlage über Niederlage erlitten, und wäre es auch ein — christlicher Erfolg!

[redacted]

III.

Zwei Postscripta zu den Badischen Briefen *).

I.

Mai 1868.

Der 3. Juli 1866 hat das Antlitz der deutschen Erde verändert, mein lieber Herr Rath! aber die alte Germania hat ein gar hippokratisches Gesicht davon bekommen. In Süddeutschland wie im Nordbund und in Cisleithanien ist vieles anders und wenig besser geworden. So auch in Ihrer engern Heimath.

Die Karlsruher Herren mit ihren parlamentarischen Gehülfen prätendiren nicht mehr ein Musterstaat zu seyn; auch die Prahlerei mit den „freiheitlichen Gestaltungen" ist kleinlaut geworden. Man zittert vor Begierde Land und Leute der „nationalen Idee" zu opfern, d. h. unter das noch etwas luftige Dach der großpreußischen Kaserne zu bringen. Für dieses „Ziel" scheut man vor keinem „Opfer" zurück, zumal die patriotische Pflicht des Opferns doch nur die kleinen Leute treffen würde. Man ist tief verstimmt, daß

*) An den Freund in der Wiener Loge.

[redacted]

der französische Nachbar stets auf der Lauer steht und daß Graf Bismarck aus der Rolle des Cunktators nicht hinauszubringen ist. Man ist verstimmt über die Stimmung des Volkes und aus vielen andern Gründen. Indeß borussificirt man fort, so gut es die Umstände erlauben, bevorab im Bereiche des Militärstaats.

Zwar sitzen noch immer keine leibhaftigen Preußen in der ehemaligen Bundesfestung Rastatt. Doch an der Spitze der badischen Division steht Prinz Wilhelm, weltbekannt durch die eigenthümlichen Lorbeeren die er im traurigen Feldzuge von 1866 sich erworben, seitdem auch zum preußischen Generallieutenant befördert. Kriegsminister ist der preußische General v. Beyer unter pecuniär so günstigen Bedingungen, wie solcher ein badischer Kriegsminister noch niemals sich erfreut. An preußischen Ober- und Unteroffizieren mangelt es täglich weniger. Das badische Landeskind, welches Offizier zu werden wünscht, hat nach Preußen zu wandern, denn die Karlsruher Cadettenschule ist aufgelöst worden. Die Kammermehrheit copirte die preußischen Militärgesetze mit so rührender Gewissenhaftigkeit, daß sie sogar den preußischen Weichselzopf als einen Befreiungsgrund vom badischen Militärdienst adoptirt hat. Zwar entsprach das preußische Militärstrafgesetz dem Geschmacke der Herren nicht so ganz und sie gedachten in endlosen Kammersessionen daran zu nergeln und zu mäkeln. Zum Unglück sitzen die Herren jedoch daheim hinter ihren Aktenschränken und Comptoirtischen und ohne deren zahme Opposition im mindesten zu berücksichtigen, hat das Ministerium Jolly das genannte Gesetz in der Form eines provisorischen Gesetzes in die rauhe Wirklichkeit des badischen Staatslebens hineingezwängt.

Das officielle Baden hat freiwillig auf jede politische Selbstständigkeit verzichtet; ungern erträgt es auch nur den Schein einer solchen. Preußischer als die Preußen selbst haben die Karlsruher Herren bloß der Kirche gegenüber die Rolle der 1866 ruhm- und klanglos verschollenen neuen

[redacted]

lan von 1860 rücksichtslos weiter gespielt. Mag man in Berlin für gut gefunden haben, den südwestdeutschen Vasallenstaat der protestantisch-freimaurerischen Propaganda als Experimentierknochen auch ferner zu belassen; oder mag man sich an der Spree mit der Illusion tragen die christliche Bevölkerung Badens durch Verzweiflung in die Eisenarme der Dame Borussia zu treiben: es kommt auf Eins heraus. Bis heute ist man in Karlsruhe taub gegen die Forderung geblieben, den Musterstaat Preußen auch in religiös-kirchlicher Hinsicht nachzuahmen und den genug tormentirten Katholiken Badens die Lage der preußischen Katholiken zu bereiten. Ueber Nacht könnte dieß anders werden, allerdings. Man munkelt seit dem so höchst unangenehmen Verlauf und Ergebniß der Zollparlamentswahlen gar seltsame Dinge. Doch wir stehen im Anfange des Wonnemonats und bis jetzt blieb die Kirche an der Geißelsäule Pilati angebunden. Graf Bismark scheint nach wie vor die religiös-kirchlichen Wirren Badens jenen „Besonderheiten" beizuzählen, in welche er sich nicht zu mischen gedenkt.

Hat der deutsche Dupanloup das System des modernen Culturstaates gegenüber der Religion und Kirche jüngst im Freiburger Dom in seiner ganzen Nacktheit bloßgelegt, so möchte ich Ihnen, Verehrtester, nunmehr zeigen wie dasselbe in der Praxis sich ausnimmt. Lassen wir zunächst einen officiösen Artikel reden, den das „Freiburger Katholische Kirchenblatt" vom 8. Mai 1867 gebracht hat. Officiöse Auslassungen kirchlicher Organe unterscheiden sich von den in *Musterstaaten* üblich gewordenen officiösen und officiellen Kundgebungen vortheilhafter als je zu einer Zeit durch Wahrheitsliebe und Objektivität. Jede Zeile des fraglichen Artikels könnte nur allzureichlich mit einzelnen Thatsachen aus dem Arsenale der zu Freiburg serienweise erscheinenden „Officiellen Aktenstücke" und aller badischen Blätter erhärtet werden. Man soll zu Paris Notiz von dem Aufsatz genommen haben. Suchte die liberale Presse denselben todtzuschweigen,

[redacted]

so entsprach dieß der Taktik ihrer Partei; nicht sowohl merkwürdiger- als ungeschickter Weise hat aber auch die katholische Presse Deutschlands ihn ignorirt.

Der Artikel war offenbar weniger an Karlsruhe als an Berlin adressirt und plaidirte im Eingange dafür, die süddeutschen Regierungen seien verpflichtet ihren Unterthanen auch die Rechte der Preußen zu gewähren, nachdem sie Land und Volk an Preußen verpflichtet und demselben die preußische Militärlast sowie die Gefahren eines preußischen Krieges aufgeladen hätten. Darauf folgt eine bittere aber nur allzu berechtigte Klage über das Gebahren der ministeriellen Presse gegenüber allem was insbesondere den Katholiken hoch und heilig ist, sowie über die vom obersten Gerichtshofe des Landes öffentlich zugestandene Parteijustiz in Preßangelegenheiten. Ihnen, Herr Rath! brauche ich nicht mehr zu sagen als daß unsere ministerielle Presse der Wiener Judenpresse ähnlich ist wie ein Ei dem andern, bloß mit dem Unterschiede daß jene hündisch wedelnd vor jeder Gewalt des Tages unbedingt im Staube kriecht. Während in Baden die Katholiken gezwungen sind den himmelstürmenden Schandblättern von und für Karlsruhe aus ihrem eigenen Beutel das Leben zu fristen, weil die Annoncen zumeist ihnen zufließen und eine Unzahl amtlicher Verkündungsblättchen von Obrigkeits wegen gehalten werden muß, existirt das Strafrecht oder vielmehr die Preßpolizei — denn Angesichts der §§. 631 a—d „die Gefährdung der s. g. öffentlichen Ruhe und Ordnung betreffend“ muß jedes Recht verstummen! — bloß für die katholische Presse*). Die katholische Tagespresse wird wohl 40 gegne-

---

*) Erst in jüngster Zeit wurde zum erstenmale ein akatholisches Blatt, die zu Mannheim herauskommende „Neue badische Landeszeitung“ gerichtlich belangt und in erster Instanz oder vielmehr endgültig, da man den Instanzenzug zu einer bloßen Richtigkeitsbeschwerde verdünnt hat, zu 3 Monaten Festung und 300 fl. Strafe verurtheilt. In religiös-kirchlicher Hinsicht wenig besser als die servil-

[redacted]

rischen Blättern gegenüber repräsentirt durch den „Badischen Beobachter," den „Pfälzer-" und „Freiburger Boten," den „Trompeter von Säckingen" und die „freie Stimme vom See." Indirekt verdankt sie der neuen Aera von 1860 ihr Daseyn. Ein umfangreiches und insbesondere für die katholischen Oesterreicher und Bayern lehrreiches Buch könnte ausgefüllt werden mit der Erzählung all der prozessualischen Mißhandlungen und Chikanen, vermittelst deren man die katholischen Blätter todt zu machen sich befliß — namentlich das Ministerium Jolly hat in diesem Genre bis in die jüngste Zeit Bravourstücke geliefert, die ihres Gleichen suchen; im Vergleiche zu ihm war Herr Lamey trotz dem Mannheimer Schandtag noch ein freisinniger Mann. Doch weiter!

Der officiöse Artikel klagt: „Die wichtigsten insbesondere Verwaltungsstellen sind mit Akatholiken besetzt. Gläubige Katholiken sind in höheren Staatsdiensten selten. Die Professoren an der paritätischen Universität Heidelberg und an der katholischen Hochschule Freiburg werden in neuester Zeit mit Protestanten oder Juden, selten mit einem — indifferenten Katholiken besetzt. Positiv gläubige Katholiken werden nicht berufen. Die katholischen Theologen bilden an der Universität Freiburg die Mehrzahl der Studenten und doch wurde die Lehrkanzel Gfrörers nicht mit einem gläubigen Katholiken besetzt. Die Anzahl der katholischen, sog. ultramontanen Professoren wird stiftungswidrig nach und nach an den katholischen Mittelschulen immer kleiner. An dem paritätischen Lyceum in Mannheim soll vertragsmäßig alle

---

liberale Presse, treibt die „Neue badische Landeszeitung" in politischer und nationalökonomischer ernst gemeinte Opposition vom radikalen Standpunkte aus. Der verurtheilte Artikel hatte, ohne Baden übrigens auch nur zu nennen, von den Belastungen des deutschen Volkes gesprochen und — was weiland der Wiener Eckardt als bei Seite geschobener badischer Hofbibliothekar in demselben Mannheim so oft, so unverblümt und straflos gethan — die Republik ge-

[redacted]

zwei Jahre ein katholischer Direktor seyn. Ungeachtet der Vorstellungen der Katholiken ist fast seit einem Decennium stets ein Protestant Direktor. So kommt es, daß katholische Eltern immer mehr Anstand nehmen, ihre Kinder diesen „auchkatholischen" Lehranstalten anzuvertrauen und daß die Studirten so oft als Gegner der Kirche sich brauchen lassen. Am Mannheimer Lyceum studirten voriges Jahr (1866) fast so viele Juden als Katholiken. Letztere ziehen sich vom öffentlichen Leben zurück d. h. sie werden immer mehr daraus verdrängt. Wir wollen von der Bestellung der Gemeinde-, Bezirks- und Kreisräthe, bei welchen Behörden die gläubigen Katholiken nicht leicht eine Stelle finden, hier nicht sprechen. Die unter dem Einflusse der Regierung zusammengesetzte Kammer und Magistratur, die öffentliche Gewalt ist fast durchweg im Besitze von Akatholiken und Auchkatholiken."

Diese Stelle, mein bester Rath! deutet mehr an was in Wirklichkeit ist, als daß sie es rücksichtslos ausspricht. So thun eben Diplomaten und zwar aus triftigen Gründen. Sie enthält ein Hauptstück aus dem Katechismus des modernen Culturstaates, ein Hauptstück dessen Ueberschrift lautet: „Von den öffentlichen Aemtern, Würden und Ehrenämtern; was hat die protestantisch-freimaurerische Propaganda zu thun, um ihre Herrschaft in einem Lande möglichst dauerhaft zu machen?" Die Antwort aber lautet: sie hat mit aller Macht ohne Rücksicht auf Gesetz, Recht, Herkommen oder auch nur auf den äußerlichen Schein und Anstand dafür zu sorgen, daß ihre Leute und willenlose Werkzeuge alle öffentlichen Stellen vom Minister bis zum Kuhhirten des letzten Dorfes herab besetzen. Zwar sind orthodox-protestantische oder gar ultramontane Minister in einem Staate der zur Höhe des Culturstaates sich aufgeschwungen, gar nicht mehr möglich. Doch selbst Kuh- Gäns- und Schweinehirten, geschweige Bettelvögte, Nachtwächter u. dgl. m. sind Faktoren im modernen Staatsleben. Und in diesem Punkte, mein

licher Freund, dürfte Baden denn doch mit Recht sich rühmen der fortgeschrittenste Staat der Welt zu seyn. Man hat über die „Parität“ in Preußen geschrieben als eine nicht vorhandene, und in den neuen vom „Tische des Herrn“ genommenen Provinzen kamen Illustrationen hinzu. Doch was heißt dieß im Vergleich zu den Fortschritten des protestantisch-freimaurerischen Staates Baden? Erkundigen Sie sich nach den Persönlichkeiten, die zu Hunderten im Staatshandbuche verzeichnet stehen; durchmustern Sie Stadt und Land vom Main bis über den Bodensee hinaus; Ihr fortschrittliches Herz wird nothgedrungen einige Klafter höher schlagen als sonst, absonderlich falls Sie noch in Erwägung zu ziehen belieben, welche heilverkündenden Pfade nun auch Cisleithanien mit ungewohnter Energie betreten hat, das officielle Bayern mit aller Macht zu finden strebt. Mit Thatsachen und Namen, mit Hunderten von Thatsachen und Namen aufzuwarten wäre vermöge meiner Kenntniß des badischen Musterstaates mir federleicht, doch wozu das Detail? Lediglich als Mikrokosmus im krebsfortschrittlichen Makrokosmus ist Baden wichtig, weit wichtiger als die Oesterreicher, Bayern u. a. bisher so eigentlich glauben mochten. Hat doch Altmeister Göthe nicht umsonst gesungen:

Hast du Natur im Kleinen erst erschaut,
Wird sie im Großen erst dann deine Braut!

Weiter im officiösen Klagelied: „Die religiösen Rechte, die durch internationale Verträge und durch die Verfassung garantirte freie Religionsübung der Katholiken leiden indessen unter noch größerem Drucke als ihre politischen Rechte. Der Staat hat sich durchaus (in allem nämlich was der Kirche förderlich und nützlich gewesen) von der Kirche getrennt. Er hat alle religiösen Vereine frei gegeben. Er hat aber nicht zugegeben, daß die katholische Kirche sich vom badischen Staate sondere und selbstständig ihre Rechte vertrete und vertheidige. Der Kirche als solcher wird die Einwirkung auf das öffentliche Leben, auf die Erziehung und Bildung

der Jugend, auf die Armen- und Krankenpflege entzogen. Der Staat leitet die dafür bestimmten, meist von der Kirche gegründeten Anstalten und Fonds. Er leitet durch seine nichtkatholischen Organe die katholischen Schulen. Die Kirche ist nicht einmal in der Ertheilung des Religionsunterrichtes frei. Sie muß sich die aus kirchlichen Mitteln besoldeten Lehrer als Religionslehrer vom confessionslosen Oberschulrathe aufdrängen lassen, gleichviel ob sie mit der katholischen Glaubens- und Sittenlehre harmoniren oder nicht. Die Regierung läßt der Kirche keine andere Jurisdiktion über den Lehrer als daß sie ihm die missio entziehen darf, aber die Besoldung aus Kirchenmitteln, die Meßnerpfründe, darf ihm die Kirche nicht entziehen."

Ja, mein bester Herr Rath! jene völkerrechtlichen Verträge, auf denen der Bestand des Großherzogthums Baden selbst beruht, sie sind vielfach und gröblich verletzt, verletzt durch Knechtungen und Mißhandlungen der katholischen Kirche. Wo ist der Areopag, der hierüber zu Gericht säße? Die badische Verfassung! ach der Versuch das heurige 50jährige Jubiläum derselben zu begehen, würde bloß das Gelächter und den Hohn aller Vernünftigen herausfordern. Am ärgsten durchlöchert dürften jene Paragraphen seyn, welche das Urrecht der Gewissensfreiheit proklamiren und Stiftungen ihrem Zwecke nicht entzogen wissen wollen. Allerdings müssen wir die Anfänge solcher „Entwicklungen" in den Anfängen des Großherzogthums selbst suchen und um der Ehrlichkeit willen zugeben, das Kirchenregiment selbst habe in früheren Zeiten wacker mitgeholfen am Aufbau des „modernen Culturstaates."

Schon längst sind die Universitäten nichts oder wenig mehr als von der Kirche getrennte, von einem hohen Ministerio durchaus abhängige Dressuranstalten für das gelehrte Handwerk. Während die Zopfabschneider der neuen Aera die letzten kümmerlichen Reste des alten Zunftwesens ausgerottet haben, ließen sie den Zopf der Gelehrtenzunft, den längsten

[redacted]

und ärgsten von allen, unabgeschnitten. Weder die Herrn in der Residenz noch die Professoren selbst können eine Concurrenz auf geistigem Gebiete vertragen. Es muß Alles von Einem Schlage seyn, was da Hoffnung haben will vorwärts zu kommen. Im paritätischen Heidelberg hat sogar der gläubige Protestantismus dem Schenkelchristenthum weichen müssen. Der in der Schweiz wie in Bayern nur allzu bekannte Bluntschli, nunmehr Stuhlmeister der Loge Ruprecht, Ehrenmitglied der Geheimen zu Havre de Grace und Mailand, führt das große Wort, indem er bei jeder Gelegenheit seine eigene Vergangenheit wie sein eigenes Staatsrecht mit Füßen tritt. An die Stelle des gothaischen Geschichtsbaumeisters Häusser ist der hypergothaische Schönredner v. Treitschke gekommen; von einem Docenten, der Geschichte im christlichen Sinne vortrüge, weiß man nichts. Zu Freiburg hat den Lehrstuhl des gewaltigen Gfrörer ein Sohn des jüdischen Componisten Mendelssohn-Bartholdy fast in demselben Momente definitiv überkommen, in welchem zum erstenmal ein Jude an die Spitze des badischen Finanzministeriums gestellt wurde. Mit Ausnahme der theologischen Fakultät wüßten wir unter allen Hochschullehrern der Dreisamstadt kaum einen oder zwei zu nennen, welche nicht Akatholiken oder sogenannte Auchkatholiken sind, die ihren Nachwuchs protestantisch erziehen lassen. In welchem Geiste die wohlgenährten Nutznießer der stiftungsgemäß katholischen Albertina lehren und wirken, kann man sich denken. Eine recht peinliche Ueberraschung für diese Kathederhelden, zugleich ein herrliches Zeichen der Zeit war darum auch der Eifer, womit die Studentenschaft Freiburgs als die erste das Beispiel der Akademiker Münsters nachahmte und mit feurigem Wort und splendider That für das gute Recht des heiligen Vaters sich regte. Ein hoher Senat versagte denselben die Aula für ihre Versammlung, er bestätigte den neu gegründeten katholischen Studentenverein nicht, aber es wurde trotzdem getagt, der heilige Vater empfängt trotzdem Liebespfennige von den

[redacted]

Zöglingen der confessionslos gemachten Hochschule Freiburg. Religiöser Sinn, Rechtsgefühl und gesunder Menschenverstand bedürfen eben keiner Bestätigung von Seite irgend eines Senates oder Ministeriums der Welt.

Auch die badischen Mittelschulen sind längst so confessionslos als thunlich gemacht; auf 2 Religionsstunden wöchentlich ist die ganze katholische Bildung und Erziehung beschränkt; fast an jeder dieser Anstalten wirken einzelne Lehrer auf jegliche Weise als Apostel des Unglaubens und damit als Jugendverführer. Trotzdem widmeten seit einer Reihe von Jahren gerade die besten und talentvollsten Zöglinge der Mittelschulen sich dem Studium der Theologie; darunter so mancher pekuniär Unabhängige. Grenzt diese Thatsache nicht an das Wunderbare, mein werther Freund? Auf den Disteläckern der badischen Aufklärungsdressur gedeihen Feigen! Denken Sie einmal hierüber nach und suchen Sie dieses Räthsel zu lösen.

Die der Kirche auf dem Wege scheinbar gesetzmäßiger Gewalt entrissenen Volksschulen sind unter der Aegide der neuen confessionslosen Schulbehörden nicht besser geworden. Die Ortsschulräthe haben sich im Schulsache selbst, etwa mit Ausnahme des fleißigen Vakanzertheilens, als fünftes Rad am Fortschrittskarren erwiesen. Die Lehrer wurden besser gestellt; ob dieselben pädagogisch tüchtiger und insbesondere auch lenksamer geworden, lassen Sie sich von den Oberschulräthen F. oder P., Ihren speciellen Freunden, im Vertrauen melden. Dagegen sind die Geistlichen in Baden ein so geplagtes Völkchen, daß ihre von einer Schulreform nach badischem Muster bedrohten Amtsbrüder sehr wohl thun, wenn sie zeitig ein Muster daran nehmen. Die Karlsruher Staatskünstler sind recht unschuldig daran, wenn der Guerillakrieg gegen die Ortsgeistlichkeit in verhältnißmäßig wenig Orten bis jetzt entbrannt ist. Wo immer ein Ortsschulrath residirt, der das Zeug, den Willen und die Macht hat, dem „Pfaffen" das Leben sauer zu machen, da müssen Schulangelegenheiten

[redacted]

den Vorwand herleihen und der Angreifende ist der Protektion höheren Ortes in der Regel sicher. Collisionen des Schulgottesdienstes oder Religionsunterrichtes mit dem Schulplan, das Zuspätkommen von Ministranten aus Seelenmessen in die Stube worin die himmelanstrebenden Künste des Lesens, Schreibens und Rechnens cultivirt werden; unpassende Auslassungen von der Kanzel herab oder im Religionsunterrichte; vor allem die unehrerbietige Berührung des souveränen Leibes böser Schuljungen oder gar bürgermeisterlicher und ortsschulräthlicher Sprößlinge — derlei Dinge reißen gesinnungstüchtige Ortsschulräthe vom Zaun und flugs geräth das oberste Schulcollegium sammt einem hohen Ministerio in Allarm.

Ein großes Kreuz für die Geistlichen waren seit Jahrzehnten religionslose und hochmuthgeschwollene Schulmeister; nunmehr sind sie es im Superlativ und das einzig Tröstliche liegt in dem Umstande, daß die hirnwüthigsten gleichzeitig die elendesten Schulen zu halten pflegen. Von der Kirche hauptsächlich besoldet, weil die Lehrerbesoldung vielfach zum besten Theil aus dem Ertrage der Meßnerpfründe bestritten werden muß; dem Ortsgeistlichen als Staatslehrer souverän gegenüber gestellt und über diesen wie über alle göttlichen und menschlichen Autoritäten erhaben sich dünkend; in der Gemeinde ohne Ansehen und Gewicht; mit Gott, der Welt und sich selber unzufrieden, schon deßhalb unzufrieden, weil er sich nach wie vor als Hilfslehrer beim Religionsunterrichte, als Organist, Glöckner und Meßner verwenden lassen muß — welche Plage für den Geistlichen und Andere ist solch ein Fortschrittsgeschöpf! Allerdings, mein Bester, auch in Baden gibt es noch immer religiöse, brave, achtungswerthe Volksschullehrer, obwohl in der Residenz ultramontanes Gebahren und ultramontane Stimmzettel zu den ärgsten Sünden wider den heiligen Geist des modernen Culturstaates gezählt werden. Die jüngsten Jahre jedoch haben kundgegeben, wie wenig leider die Mehrzahl der à la Diesterweg und

[redacted]

Berthold Auerbach herandressirten „Elementarförster der geistigen Cultur“ taugt; es ist kein Geheimniß mehr, daß die Opposition gegen den „Pfaff“ fast regelmäßig in der Opposition wider Christum und die Kirche wurzelt. Solchen Leuten gegenüber lautet die einzig richtige Parole **Unterrichtsfreiheit**. Den Staatsschulen müssen Pfarrschulen, den religions- und kirchenlosen Professoren der ABCwissenschaft müssen Schulbrüder, Schulschwestern, christliche Lehrkräfte entgegengesetzt werden.

Die offen und laut genug zugegebene, vom Papst und Erzbischof von vornherein gekennzeichnete Tendenz der Trennung der Schule von der Kirche: die Axt an die Wurzel des christlichen Lebens anzulegen und Christo die Kleinen vom Herzen zu reißen, erheischt den Kampf. Es handelt sich um Seyn oder Nichtseyn. Die Gegner der Kirche haben überraschende Erfahrungen gemacht und Leisetreterei vielfach als nothwendig erachtet. Bekannte Christushasser und Freimaurer übten das Kreuzschlagen und Vaterunser ein, um bei öffentlichen Anlässen der Schuljugend und wo möglich auch den Eltern thatsächlich zu beweisen, wie lieblos und ungerecht, wie durch und durch erlogen Alles sei, was die heillosen Ultramontanen dem Schooßkinde des liberalen Fortschrittes, der Schulreform nachsagen. Aber der gesunde Instinkt des christlichen Volkes unterscheidet aufrichtige Frömmigkeit sehr scharf von der heuchlerischen Grimasse; und auf die einfachen Fragen: woher und wozu solche Schulreform? wer erachtet die Trennung der Schule von der Kirche für heilsam, ja nothwendig? ist man eine einigermaßen befriedigende Antwort stets schuldig geblieben. Was dem rationalistischen Duodezländchen Coburg-Gotha als pädagogisches Muster gelten mag, kann für die Katholiken in Baden, Bayern und Oesterreich nun und nimmermehr maßgebend seyn.

Vorläufig aber, mein bester Herr Rath! hat Ihre Partei den officiellen Sieg in den Händen behalten. Der Embryo des Schulaufsichtsgesetzes vom 29. Juli 1864 ist zum

Schulgesetze herangewachsen. Die Kammerherren haben vermöge ihres Kirchenhasses und ihrer politischen Impotenz den ministeriellen Entwurf noch verschärft. Am 15. Februar erfolgte dann der Schluß des Landtages, der zu Gunsten der „nationalen Idee" beispiellose Summen aus dem Beutel des verarmenden Volkes sowie ein Heer von über 40,000 Mann verwilligt, und seiner Arbeit durch ein lächerliches Ministerverantwortlichkeitsgesetz die Krone aufgesetzt hatte. Der 18. Februar war der Wahltag in das Zollparlament, und zum erstenmale — Dank dem Grafen Bismark, der direkte und geheime Wahlen beliebt! — hatte das an allen Gliedern geknebelte und mundtodt gemachte Volk seit Jahren Gelegenheit seiner Meinung unverfälschten Ausdruck zu verleihen.

Ja, mein Werthester, der 18. Februar war ein dies ater fatalis für das liberale Parteiregiment. Zwar sitzen neben dem unvermeidlichen Entwickelungsmeister Bluntschli die Herren Kirsner, Fauler und noch einige unbekannte Größen im Berliner Zollparlament, doch ihnen gegenüber ein Lindau, Roßhirt, Dahmen, Bissing, Freiherr von Stotzingen. Dreifach durchgefallen, zweimal in demselben Bezirk ist der Atlas der neuen Aera, Exminister Lamey, durchgefallen der Advokat Eckhard, Ritter der Civilehe, durchgefallen Ministerialrath Kiefer, Heißsporn der Angliederungsaera; im Rayon der Residenz unterlag der Regierungscandidat der Opposition des „ländlichen Stimmviehes". Die Hauptmatadoren geschlagen, das wäre des Sieges schon genug gewesen. Aber die Besten der christlichen Volkspartei sitzen in Berlin, in allen Bezirken vom Main bis über den Bodensee hinaus drückte die Regierung ihre Leute bloß vermittelst aller ersinnbaren Kniffe und Pfiffe der Wahlbeherrschung durch.

Ohne Schuld der Katholiken trug der Wahlkampf zum großen Unterschiede von dem verständig und freisinnig regierten Württemberg fast durchschnittlich einen confessionellen Charakter. So wäre z. B. Ihr Busenfreund Oberbürger-

meister Fauler nimmermehr nach Berlin gekommen, hätten nicht die verhetzten Protestanten und dankbaren Juden wie ein Mann für diesen „ächten Katholiken" ihre Stimmen abgegeben. Kurz am 18. Februar hat das katholische Baden seine großdeutsche Gesinnung bewährt und seine politische Ehre gerettet. Man verleihe heute direkte und geheime Wahlen, man lasse morgen wählen und beschränke sich auf Mittel der Wahlbeherrschung, wie solche auch in andern Staaten üblich geworden; wir wollen dann sehen, ob dem Gothaspucke nicht schon am Abend desselben Tages ein gründliches Ende bereitet ist. Aber Minister bleiben um jeden Preis, die alte Parteiwirthschaft fortführen gegen den Willen wie gegen die Interessen der übergroßen Mehrheit der Bevölkerung, bis endlich eine Sündfluth hereinbricht — das ist Ministertaktik im „parlamentarischen" Culturstaat. Herr Jolly handelte dieser gemäß. Er nahm Rache am „Stimmvieh", welches ihn mit den Seinigen so arg bloß gestellt, indem er unter anderm das sogenannte Schulgesetz publicirte. Am 18. März verwahrte sich Erzbischof Hermann gegen den legalen Gewaltakt öffentlich durch folgende Erklärung:

„Großh. Staatsministerium beehre ich mich ganz ergebenst mitzutheilen: In Nr. 15 des Regierungsblattes d. Js. wird das Gesetz über den Elementarunterricht publicirt. Dieses Gesetz schließt die Kirche von der Mitleitung der Schule aus. Es überträgt dem von der Kirche getrennten Staat die ausschließliche Herrschaft über die Erziehung und den Unterricht, verbietet der Kirche kirchliche Schulen zu errichten und zu leiten, außer wenn ein Gesetz sie dazu im einzelnen Falle ermächtigt. Zu diesem Staatsmonopol über die Schule kommt der Schulzwang und ist der Kirche nicht einmal die freie Leitung der Lehrer als Religionslehrer belassen worden. Nur mit dem tiefsten Schmerze lege ich andurch feierliche und öffentliche Verwahrung ein gegen die durch dieses Gesetz geschehene Verletzung der kirchlichen Rechte

[redacted]

zu der Erziehung und Heranbildung der katholischen Jugend, gegen die dadurch bewirkte Beeinträchtigung der geistigen Entwickelung, der Religions- und Unterrichtsfreiheit und gegen die Verwendung der katholischen Schulen und Schulfonds zu Staatsanstalten, welche dem katholischen Einflusse entfremdet sind. Ich darf und werde die Rechte der Kirche, der Katholiken und der katholischen Familien bei der Heranbildung der katholischen Jugend und auf die katholischen Pfarrschulen und Schulfonds nicht aufgeben, werde sie vielmehr mit allen rechtlichen Mitteln vertheidigen und herzustellen suchen."

Dieser Protest kennzeichnet die freilich genugsam bekannte Tendenz des badischen Schulgesetzes, gleichzeitig aber auch die Tendenzen jener Schulreformer, welche in Belgien, Frankreich, in Hessen, Bayern und ganz insbesondere in Cisleithanien ihre Zeit gekommen glauben. Die Entchristlichung des Volkes vermittelst der Volksschule, so heißt des Pudels Kern. Ausnahmsweise ward der Protest des Erzbischofs Hermann einer Antwort gewürdiget und zwar rasch. „Wir bedauern die Mißverständnisse (antwortete Herr Jolly schon unterm 23. März mit wohlfeilem Hohn) welche dieses Gesetz bei Euer Excellenz hervorgerufen hat. Dasselbe unterstellt den Religionsunterricht durchaus der Leitung der Kirchen und schließt dieselben so wenig von der Einwirkung auf das Volksschulwesen aus, daß es den Ortspfarrer zum gesetzlichen Mitglied der lokalen Schulbehörde erklärt. Im Uebrigen kann dem Protest gegen ein verfassungsmäßig erlassenes Gesetz eine rechtliche Wirkung nicht beigelegt werden."

Mißverständnisse, ja freilich! Zwei Stunden Religions-Unterricht wöchentlich unter allen erdenkbaren Behinderungen von Seite confessionsloser Schulbehörden und religionsloser Schulmeister, dazu die gnädige Erlaubniß für den Ortsgeistlichen als vom Staate ernanntes und abhängiges Mitglied des Ortsschulrathes das Schulregiment der confessionslosen Oberschulbehörden fördern zu dürfen — das ist der ganze Löwenantheil welchen der moderne Staat in Baden der Kirche

[redacted]

von ihrem ältesten, liebsten und unentbehrlichsten Kinde, der Schule, gelassen. Vielleicht von der Ahnung gespornt, die Füße der Todtengräber des Bourgeoisie-Staates stünden bereits vor der Thüre, steuert man mit einer Energie und Hast auf das pädagogisch ungeheuerliche Ziel los, die einer bessern Sache werth wäre. So trachtet man unter andern nach möglichst rascher Verdrängung christlicher Lehr- und Lesebücher aus den Volksschulen, und der moderne Fortschritt auf seinem Culminationspunkte wirft die Larve vollständig ab, indem er auch das angeblich von Luther unter der Bank hervorgezogene Buch der Bücher, die Bibel, nicht mehr als Lesebuch dulden will.

Ihr würdiger Freund Oberschulrath Pflüger hat einige Abtheilungen eines dem Geiste des fortschrittlichen Schul-Gesetzes entsprechenden Lesebuches bereits veröffentlicht. Der Name Christi kommt kein einzigesmal darin vor, als privilegirte Tugendprediger funktioniren lauter Thiere — der jugendliche Affensprosse Karl Vogts geht consequent bei vernunftlosen Mitgeschöpfen in die Schule. So ganz in der Stille ward der pädagogische Wechselbalg des Herrn Pflüger in vielen Schulen eingeführt, mitunter von servilen oder kirchenfeindlichen Schulmeistern hinter dem Rücken des Ortsschulrathes. Die Geistlichkeit schlug Lärm, das Ordinariat protestirte gegen solch einseitiges rechtswidriges Vorgehen, das Ministerium aber erklärte die Anschaffung keineswegs befohlen sondern bloß empfohlen zu haben. Darauf sich stützend charakterisirte ein Ordinariatserlaß das neue Lesebuch und ermahnte die Eltern zur Abschaffung desselben. Die Ermahnung fand willigeres Gehör als den Karlsruher Herren lieb war; mancherorts suchte man die Beibehaltung oder Anschaffung durch Drohungen und Strafen zu erzwingen, die kaum abgegebene Erklärung modificirte Herr Jolly dahin, das Buch müsse bei Strafe überall da wo der Ortsschulrath es gut fände, beibehalten oder angeschafft werden. Einzelne Geistliche wurden bestraft, weil sie wider das Buch gepredigt. Eine Episode

[redacted]

im byzantinischen Styl, der Streit um ein Lesebuch, drohte das an der Schulkrankheit nebst andern Krankheiten schwer darnieder liegende Land aufzuregen. Da kam eine Bombe welche auch im antichristlichen Lager gezündet zu haben scheint. Dr. Rolfus nämlich, der bestens bekannte Herausgeber einer pädagogischen Realencyklopädie, wies jedem Schulknaben verständlich nach, welch mißlungenes Machwerk das Pflüger'sche Lesebuch vom rein pädagogischen und sogar sprachlichen Standpunkte aus sei; selbst die Freunde des Herrn Pflüger mußten sich schämen, und er wurde zu den Todten geworfen *).

Doch kehren wir zu unserm officiösen Artikel zurück. Derselbe erzählt, wie im confessionslosen Musterstaate mit dem Kirchen- und Schulvermögen nicht etwa der Protestanten, Freigemeindler oder Juden**) sondern einzig und allein der Katholiken umgesprungen wird. „Wie erwähnt wurden die katholischen Schulstiftungen der Verwaltung der katholischen (kirchlichen) Stiftungs-Commissionen entzogen und von der Regierung unter staatliche Behörden gestellt. Dasselbe geschah mit den Stiftungen kirchlicher Fonds (Pfründen, Bruderschaften u. s. w.) welche seither faktisch Beiträge zu katholischen Schulzwecken leisteten. Und doch bestimmt der §. 5 der Verordnung vom 20. November 1861, daß die kirchlichen Fonds (worunter ausdrücklich die der Pfründen und Bruderschaften aufgezählt werden) von den kirchlichen Behörden (Oberstiftungsrath und Stiftungs-Commission) geleitet und verwaltet werden sollen, auch wenn solche Fonds

*) Herr Pflüger war einer der ersten, welche gelegentlich der neuen Besetzung des Oberschulrathes aus dieser Behörde entfernt wurden.

**) Zum erstenmal in deutschen Landen und natürlich in Baden steht ein Jude, Ellstätter, an der Spitze eines Finanzministeriums. An ihn hat der unermüdliche alte Kämpe geh. Hofrath Zell in einem öffentlichen Sendschreiben mit der Bitte sich gewendet, den Katholiken ihr gutes Recht endlich verschaffen zu helfen. Welche

[redacted]

zu nicht kirchlichen Zwecken belastet seyn sollten. Die lokalen Schulfonds werden indessen unter Aufsicht des nichtkatholischen Oberschulrathes von den unter staatliche Auktorität gestellten aber doch katholischen Ortsschulräthen verwaltet. Das Aehnliche gilt von den örtlichen katholischen milden Stiftungen, welche „im Auftrage des Staates“ von den katholischen Stiftungs-Commissionen verwaltet werden. Indessen ist in neuerer Zeit die Verwaltung der Spitalfonds Pfullendorf und Constanz den katholischen Stiftungs-Commissionen entzogen worden.“

„Ganz anders aber verhält es sich mit den allgemeinen oder nicht lokalen Schul- und milden Stiftungs- (Armen-, Waisen- und Kranken-)Fonds. Die Regierung hat die Leitung, Rechtsvertretung und Verwaltung dieser katholischen Stiftungen lediglich den Staatsbehörden, akatholischen Stellen übergeben. Den Katholiken hat sie keinerlei Controle oder Mitwirkung bei der Verwaltung und Verwendung dieser katholischen Fonds, welche bis 1860 unter katholischen Behörden standen, gelassen. Trotz der zwischen der Staats- und Kirchenbehörde im Oktober abgeschlossenen Vereinbarung, wornach dieser eine gewisse Mitwirkung bei der Leitung und Zweckerhaltung der katholischen Schul- und milden Stiftungsfonds vorbehalten wurde, ist dem Herrn Erzbischof jede Controle oder gar Mitwirkung bei der Leitung, Verwaltung und Verwendung dieser Fonds entzogen. Diese katholischen Fonds werden also von den unkatholischen Staatsbehörden weit unbeschränkter verwaltet als die Staatskassen, welche doch einer ständischen Controle unterstehen.“

„In neuester Zeit sind eine Reihe katholischer Fonds die seither unter katholischer Verwaltung standen, den Staatsbehörden trotz des kirchlichen Widerspruches unterstellt worden. Der katholische Oberkirchenrath und seit 1862 der katholische Oberstiftungsrath verwaltete z. B. bis in die neueste Zeit die vor 1803 von dem bischöflichen Ordinariat geleiteten Stiftungen des Fürstbischofs von Styrum von Speyer. Diese

wurden vom Stifter für den kirchlichen Unterricht, die kirchliche Kranken- Armen- und Waisenpflege, welche von Ordenspersonen oder Geistlichen geleitet oder besorgt werden sollen, bestimmt. Die fraglichen Stiftungen für barmherzige Schwestern u. s. f. sollten wie der von demselben Bischof gestiftete theologische Stipendienfond den im Stiftungsbrief vorgeschriebenen kirchlichen Zweck erfüllen. Sie wurden bis jetzt denn auch nicht wie die sogenannten weltlichen sondern wie alle kirchlichen Fonds verwaltet. Jetzt hat das Ministerium diese sämmtlichen Stiftungen im Gesammtbetrag von etwa $^1/_2$ Million und unter andern die reiche Ulner'sche Pfründestiftung der rein katholischen Verwaltung entzogen und sie nichtkatholischen Behörden wie dem rein staatlichen Verwaltungshof übertragen. Der Kirche und den Katholiken wurde trotz erhobener Beschwerde nicht die mindeste Betheiligung oder Controle bei der Verwaltung oder Verwendung dieser früher allseits als katholisch anerkannten Fonds eingeräumt. Die Stiftungen für kirchliche Erziehung und Wohlthätigkeit der Protestanten und Juden aber, welche einen ähnlichen Charakter wie die erwähnten katholischen haben, werden der protestantischen und beziehungsweise jüdischen Kirchenbehörde belassen."

Nicht wahr, mein werther Herr Rath! das ist bereits eine hübsche Reihe von thatsächlichen Illustrationen zur Festpredigt, welche der Bischof von Mainz unlängst im Dome zu Freiburg gehalten? Eine hübsche Reihe von Eingeständnissen kirchlicherseits, wie die Kirche in Baden auf dem officiellen Gebiete fast bloß Niederlagen auf Niederlagen erlebt hat und noch erlebt? Moralisch allerdings und zwar in hohem Grade hat die Kirche gesiegt, gesiegt weil das verbriefte wie das unverbriefte Recht auf ihrer Seite stehen, weil der Klerus im Ganzen sehr tüchtig und thätig und das Volk zugleich katholischer ist als die Karlsruher Herren wußten und brauchen können. Wäre auch nur ein Bruchtheil des Klerus auf die Seite des Staates getreten und läge im pas-

siven Widerstande des zähen, schwer beweglichen Volkes nicht eine Kraft, welche durch Angriffe mehr gestählt als gebrochen wird und aller Anstrengungen einer kirchenfeindlichen Bureaukratie und Presse spottet, dann möchten wir sehen, ob der moderne Staat mit der Kirche in Baden nicht heute schon so ziemlich aufgeräumt haben würde.

Kurz, ich muß gestehen, Ihre alte Prophezeiung, Ihr „Staat" werde Schritt um Schritt vorangehen und zwar siegreich, sie scheint mir ziemlich vollständig in Erfüllung zu gehen, insoweit von der staatlichen Sphäre die Rede seyn kann. Zum Glück umfaßt diese weder das innere Heiligthum der Kirche, deren lebenserneuernden Graal, noch das religiöse und sociale Volksleben. Für dieses Zugeständniß jedoch und als Honorar für meinen leider lang gerathenen Brief erbitte ich mir eine winzige Portion Aufklärung bezüglich eines Punktes, welcher das seit der preußischen Occupation vergleichweise erstaunlich zum Anstand und sogar zur Toleranz bekehrte „Frankfurter Journal" betrifft.

Nämlich die letzte Spur von Zweifel, ob im altersschwach gewordenen Europa der Weltkirche Jesu Christi das Antichristenthum unter der Firma „Staat" theils sich bereits aufgethan habe, möglicherweise unbewußt der Tragweite des eigenen Beginnens, theils vor Begierde brenne sich aufzuthun, muß Angesichts der heutigen Vorgänge weichen. Auf nationalökonomischem Gebiete ganz entschieden, auf kirchlichem alsgemach dem simpelsten Verstande faßbar in Jungitalien, Belgien, jetzt auch im liberal gewordenen Bayern und Oesterreich dasselbe Programm, dieselben Tendenzen, dieselben Schlagwörter und Motivirungen, dieselbe Parteitaktik, der gleiche Preßunfug wie im badischen Musterstaate. Das Ding ist so arg, daß es mir schwer fällt, liberale und radikale Kammerreden oder Zeitungsartikel aus Bayern oder gar aus Cisleithanien zu lesen. Die Langweile drückt mir die Augenlider zu. Ich gestehe dieß freimüthig, mein lieber Rath! und Sie müssen mich entschuldigen. Was die Herren Fortschritts-

[redacted]

Minister mit ihren Kammermatadoren und Preßlakaien überall da zum Besten geben, das Alles habe ich schon vor einigen Jahren aus badischen Kammerberichten und Blättern genugsam herausgelesen. Wo immer der moderne Liberalismus obenauf kömmt, da wird „neue Aera“ gespielt, die „freie Kirche im freien Staat“ à la Cavour wird auf die Tagesordnung gesetzt, das moderne cujus regio ejus et irreligio geräth in Zug. Ist Baden seit 1860 in der That zum Muster eines Staates geworden, wie derselbe nicht seyn soll und in die Länge auch nicht zu bestehen vermag, so erlebt man 1868 trotzdem das wunderliche Schauspiel, wie in München und vor allem drunten an der Donau badenset wird. Sollte aber der neu aufgekommene technische Terminus „badensen“ wirklich vollberechtigt seyn? Ich zweifle. Das vorhin genannte „Frankfurter Journal“ trägt an solchem Zweifel die Schuld.

Als voriges Jahr die civilisirte Welt durch die Ermordung des Kaisers Maximilian von Mexiko in Aufregung versetzt worden war, da hat das notorische Maurer- und Judenblatt dem bluttriefenden Logenmanne Juarez unter anderm wörtlich nachgerühmt: „Juarez der Barbar, wie ihn der „Moniteur“ nennt, gestattete vollkommene Religionsfreiheit, trennte die Kirche vollkommen vom Staate, dem er natürlich das Oberaufsichtsrecht über alle Religionsgesellschaften wahrte; er hob alle Klöster auf und erklärte deren Vermögen für Staatsgut; er trennte die Schule von der Kirche vollkommen, stellte dieselbe unter Aufsicht des Staates, führte die bürgerliche Ehe ein mit der bürgerlichen Standesbuchführung; er verordnete ferner, daß alle religiösen Körperschaften keinen Grundbesitz haben, keine klerikalen Abzeichen tragen dürfen, verbot alle Aufzüge und Prozessionen außerhalb der Kirchen, erklärte die Kirchhöfe zum Eigenthum der politischen Gemeinden. Zuletzt gestattete er nur den bürgerlichen Eid und schaffte das Paßwesen ab. Es sind dieses alles Einrichtungen, nach welchen viele Staaten, welche man zu den

gebildeten zählen möchte, noch lange Zeit vergeblich verlangen werden."

Also die Auslassung des „Frankfurter Journals." Hier ist der Vertilgungskrieg den die Schreckensmänner der ersten französischen Revolution wider das positive Christenthum vermittelst Blut und Eisen aber ohne dauernden Erfolg geführt, zu einem staatsrechtlichen Recepte verdünnt, durch dessen Anwendung die Kirche auf unblutigen und scheinbar gesetzlichen Wegen allmälig aber für immer und ewig vertilgt werden soll. Die Epigonen eines Robespierre, Saint Just und Marat lieben die Guillotine, die Füsilladen, Noyaden und republikanische Hochzeiten nicht. Meine Frage aber lautet nun: hat der rothhäutige Gentleman jenseits des Ocean das Recept seiner Volksbeglückung aus Europa überkommen oder sind vielmehr die Schildhalter der neuen Aeren auf unserm Continent bei ihm in die Schule gegangen?

IV.

Zeitläufe.

Das Verhältniß von und zu Oesterreich.

(Nachtrag zu den Artikeln über das Berliner Zollparlament).

Ich glaubte mit der letzten Nummer der „Zeitläufe" meine Betrachtungen über die Berliner Politik und über unsere süddeutsche Stellung zum preußischen Nordbund als abgeschlossen betrachten zu dürfen. Namentlich war es mir nicht eingefallen, jetzt oder später das religiöse und confessionelle Moment für oder wider in den Streit hereinzuziehen. Ich darf mich überhaupt auf das Zeugniß aller Leser

[redacted]

kennen, daß ich diese Vermischung des deutschen Streits mit dem confessionellen stets nach Möglichkeit vermieden habe.

Und das war nicht Grimasse, kam mich auch gar nicht schwer an. Ich wußte seit einer Reihe von Jahren sehr genau, was von dem Begriff des „katholischen Oesterreichs“ in der realen Wirklichkeit zu halten sei. Ich hatte durch die lebendigsten Erfahrungen in dem Lande wo ich lebe, in dem „katholischen Bayern“, allmählig verstehen gelernt, wie es möglich und natürlich war, daß der greise Cardinal von Neapel, kurz vor dem Einsturz des Bourbonen-Thrones, mit Thränen in den Augen zu einem deutschen Bischof sagen konnte: „Ach, hochwürdigster Herr Mitbruder! was sind Sie glücklich, daß Sie unter einem protestantischen Souverain leben.“ Mit Einem Worte: all dieser Staats-Katholicismus wog federleicht auf meiner politischen Wage und zwar nicht erst seit dem Bruch des österreichischen Concordats. Dagegen kann ich nicht läugnen, daß es mich stets unwillkürlich mit Respekt erfüllte zu sehen, wie die bestehenden Gewalten in England und Preußen bei jeder Gelegenheit ihren confessionellen Charakter hervorheben und sich als „protestantische Staaten“ geltend machen.

Mein katholischer Standpunkt gab also bei mir in keiner Weise Ausschlag in dem großen Streit für oder gegen Preußen und Oesterreich. Darum konnte ich auch meine letzten Betrachtungen über die deutsche Lage niederschreiben ohne von dem leisesten Gedanken an confessionelle Rücksichten durchkreuzt zu werden. Man hat sich in der „Süddeutschen Fraktion“ zu Berlin nicht gefragt: ob dieser oder jener College Katholik sei oder Protestant? Von manchem derselben weiß ich es heute noch nicht. Das aber weiß ich, daß zu den heftigsten Gegnern Preußens, zu denjenigen welche am unumwundensten die Gültigkeit der bekannten Verträge perhorresciren, in jenem Verein mindestens ebenso viele Protestanten als Katholiken gehörten. Es hat mir überhaupt gerade dort in Berlin scheinen wollen, als wenn der Einfluß des con-

fessionellen Gegensatzes selbst in dieser Frage objektiv und thatsächlich bereits am Absterben sei, wie er denn ganz gewiß in der noch viel größern Bewegung, die unmittelbar dahinter steht, in der socialen Frage nämlich verschwinden oder vielmehr verstummen wird.

Nun höre man aber, was aus meinen Aufsätzen über das Zollparlament von dem einflußreichsten jener Judenblätter gemacht worden ist, die in Wien den alleinseligmachenden Liberalismus vertreten. Die „Neue Freie Presse“ läßt sich in ihrer Nummer vom 8. Juni wie folgt vernehmen:

„Die in München erscheinenden, von dem Ultramontanen Jörg redigirten „Historisch-politischen Blätter“ sind nun, nachdem die confessionellen Gesetze in Oesterreich rechtskräftig geworden, doppelt fanatisch für Preußen und den norddeutschen Bund. Die „Historisch-politischen Blätter“ sind jetzt sogar der Meinung, daß der norddeutsche Bund nicht nur Süddeutschland, sondern auch Deutsch-Oesterreich annektiren müsse. Die Ansicht, daß der norddeutsche Bund auf lange Zeit in seiner Organisation sich genügen und mit den Arbeiten des Friedens beschäftigen könne, findet bei den „Historisch-politischen Blättern“ keine Stätte. „„Wenn man““, so sagt diese Zeitschrift, „„durch die Straßen von Berlin wandelt, dann kommt Einem unwillkürlich der Gedanke, daß diese Stadt entweder bald die Hauptstadt eines gesammtdeutschen Reiches werden müsse, oder es werde in zehn Jahren Gras auf ihren Plätzen wachsen.““ Das ist die neueste Wandlung der Ultramontanen in ihrer blinden Wuth gegen das heutige Oesterreich.“

Wenn ich diesen Ausfluß des giftigsten Parteihasses der sich nirgends mehr so schamlos wie in der Wiener liberalen Presse breit macht, hier wörtlich wiedergegeben habe, so ist es keineswegs meine Absicht dagegen zu polemisiren und zu zeigen, daß ein ehrlicher Mensch auch nicht Ein Wort meiner Aufsätze für solche Deutungen hätte auftreiben können. Aber ich sehe mich hiedurch veranlaßt eingehender über das Verhältniß von und zu Oesterreich, wie es jetzt geworden ist,

[redacted]

sich zu äußern. Ohnehin ist uns schriftlich und mündlich schon der Vorhalt gemacht worden, daß wir uns seit geraumer Zeit in ein auffallendes Schweigen über den ehemals so viel besprochenen Kaiserstaat hüllten. Die Thatsache ist richtig, sie hat aber auch ein paar gute Gründe für sich. Denn seit dem Jahre 1866 hat Oesterreich an deutsch-publicistischem Interesse 50 Procent, an conservativem aber und an katholischem Gewicht für uns beinahe 100 Procent verloren.

Oesterreich hat sich nach einer einzigen Niederlage vertragsmäßig von Deutschland ausschließen lassen, und stünde das auch nicht im Vertrag, so wäre doch der Ausschluß faktisch erfolgt, nachdem das Oesterreich welches fünfzig Jahre lang an der Spitze des deutschen Bundes gestanden, thatsächlich nicht mehr existirt. Italien ist verloren und die Länder der Monarchie sind unter zwei parlamentarische Regierungen vertheilt. Die Zweitheilung ist so gründlich vorgenommen worden, daß die Magyaren mit allem Recht schon an der Benennung „Reich" für solch ein abnormes Staatsgebilde Anstoß genommen haben. Jedenfalls mangelt einem solchen Reich die Freiheit der politischen Entschließungen im Centrum.

Damit hätte die Betheiligung an den Angelegenheiten der deutschen Reorganisation von selbst aufhören müssen, auch ohne die Verpflichtung des Prager Vertrags. Das ist eine traurige Wahrheit, aber es ist eine politische Wahrheit. Ueberdieß ist jetzt schon so viel wie ausgemacht, daß das politische Schwergewicht aus der deutschen Hälfte der Peripherie ganz hinaus- und in die magyarische Hälfte hineingefallen ist. Davon geben gerade in diesem Augenblick die russischen Zeitungen einen ganz merkwürdigen Beweis. Sie fragen nicht, was für Combinationen man vielleicht in Wien an die Erwerbung des Fürsten von Serbien knüpfe; aber sie sind sehr beunruhigt über die „magyarischen Pläne" bezüglich des Orients. Die Magyaren, so sagen diese russischen Zeitungen, wüßten genau was sie im Orient wollten; die deutsche Politik in Wien ist solch einer Wissenschaft seit vielen Jahren nicht

mehr verdächtig gewesen. Was also bisher deutsch-österreichische Politik war, das wird künftig magyarische seyn.

Wenn je der Prager Friede noch die Hoffnung übrig gelassen hat, daß Oesterreich seine historische Stellung in Deutschland trotz Allem wieder gewinnen könne, so ist diese Hoffnung durch die inzwischen eingetretene innere Umwälzung allem menschlichen Ermessen nach vernichtet worden. Das Herz mag Einem darüber bluten, der politische Verstand aber gibt nicht Pardon; er verlangt bei den Problemen der deutschen Neugestaltung von Oesterreich zunächst abzusehen. Soviel allerdings ist immerhin möglich, daß Oesterreich in Folge eines glücklichen Krieges Eroberungen in Deutschland mache. Aber auch zu einem solchen Kriege bedarf es des — magyarischen Placets. Das ist eine Thatsache die Niemand ignoriren sollte.

Der Faden der politischen Tradition Oesterreichs ist rein abgeschnitten, und über die Ziele der Zweckmäßigkeits-Politik des Baron Beust sich den Kopf zu zerbrechen, lohnt nicht der Mühe. Zwar geht eine dunkle, nicht sehr unglaubwürdige Sage, wornach Baron Beust keineswegs von dem unglücklichen König von Sachsen nach der großen Katastrophe dem Kaiser empfohlen worden sei, um rettend an die Spitze der österreichischen Regierung gestellt zu werden. Nicht von König Johann sei dieser Rath ertheilt worden, sondern von dem — französischen Imperator. Napoleon III., behauptet die Sage, habe für kommende Zeiten und Gelegenheiten ein brauchbares Werkzeug an der Spitze des österreichischen Kabinets haben wollen, und er vor Allen wisse die äquilibristische Gewandtheit des sächsischen Barons zu schätzen. Alles sehr möglich wie gesagt. Aber auch darauf kommt nicht mehr viel an was Baron Beust für gut hält und seinem kaiserlichen Herren plausibel macht. In Pesth liegt die Entscheidung und dann erst bei den Wiener Finanz- und Preßmächten. So sehr ist jetzt Alles fremde Macht für uns

[redacted]

Deutsche dort geworden, wo wir dereinst das Vermächtniß unserer alten Kaiser hinterlegt gewähnt haben.

Oesterreich war einst der Augapfel aller Conservativen in Europa, der Hort der Legitimität und die Schutzmacht der Verträge. Man wußte in jeder großen Frage, was Oesterreich davon halten müsse, man fragte sich jedesmal nur, was Oesterreich werde thun können. Nicht nur die deutsche, auch die europäische Politik hat bei Oesterreich angefangen. Jetzt hört Alles bei Oesterreich auf; es war die Macht der Alliirten, jetzt ist es nur mehr der Alliirte dieser oder jener Macht. Damit ist von selbst die bloße Zweckmäßigkeit zum Princip erhoben und auch dafür mangelt eingestandenermaßen die Kraft. Ist es denn also wirklich etwas Auffallendes, wenn wir vordem Oesterreich stets in den Vordergrund der politischen Erwägungen stellten und so viel von Oesterreich sprachen, wie wir jetzt wenig davon zu sagen wissen, und in unserer deutschen Noth guten Rath suchen müssen ohne auf Wien zu reflektiren?

Von einer „blinden Wuth“ kann dabei am wenigsten unsererseits die Rede seyn. Denn gerade wir sind von der traurigen Wendung nicht im Geringsten überrascht worden. Wir haben keinem österreichischen Ministerium seit Bruck die Schleppe getragen, sondern unausgesetzt unsere klagende und warnende Stimme erhoben. Jetzt freilich herrscht unter allen ernsten Beobachtern der Zeiten darin Uebereinstimmung, daß schon mit jenem Manne die hoffnungsvolle Entwicklung der Dinge in Oesterreich zum Unheil sich gewendet hat. Es ist keine ultramontane Stimme die den liberalen Finanz-Heros kürzlich charakterisirt hat wie folgt: „Er war der eigentliche Hazardspieler in Oesterreich, der den colossalsten Geldschwindel nach Wien verpflanzte und großzog, die Finanzen des Staats durch seine Experimente vollends zerrüttete ... Bruck fehlte bei keinem Wiegenfeste, bei keiner silbernen Hochzeit einer Geldjudenfamilie; er war der Intimus derselben .... Seit Bruck datirt sich die eigentliche Judenwirthschaft in Oester-

[redacted]

reich, die Herrschaft der Börsen- und Geldmatadore, dieser Pest des Kaiserstaats." Heute wie gesagt unterschreibt Jedermann außer den Complicen dieses Urtheil. Damals aber hörten wir angesehene Stimmführer der katholischen Sache in und außerhalb Oesterreich uns hart anlassen ob unserer Skrupel. „Bruck — der muß uns retten und finanziell flott machen für den Beruf des Reichs": so hat die Parole gelautet.

Man erlebte dasselbe Schauspiel abermals mit Schmerling, der Bruck's Werk der moralischen Verluderung getreulich fortgesetzt und dazu die österreichische Politik in die heillose Sackgasse des Augustenburgerthums hineingehetzt hat. Es ist unzweifelhaft wahr, daß Oesterreich auf diesem Wege wie von selbst der natürliche Alliirte der preußischen Fortschrittspartei und des Radikalismus in ganz Deutschland werden mußte; und wenn man die damalige Lage der Regierung in Berlin erwägt, so ließ sich unschwer vorhersehen, daß Preußen dafür seine Hand über die Alpen hinüberreichen und daß der französische Imperator den Bund mit Italien einsegnen würde, derselbe Napoleon III. den jetzt die Gegenpartei fast wieder mit dem Heiligenschein eines Retters der deutschen Freiheit zu umgeben geneigt ist. Der preußische Kuppelpelz ist ihm ausgeblieben, und das wird, das kann er sich nicht gefallen lassen; aber es steht fest, daß ohne ihn die preußisch-italienische Allianz eine Unmöglichkeit gewesen wäre.

Wir haben gegen Schmerling und Mensdorff, den Strohmann, beharrlich gestritten wie gegen Bruck, und heute tragen wir die Lasten dieser ziemlich isolirten Stellung von ehedem, wie wir deren Vortheile genießen. Wir müssen uns gestehen, daß Oesterreich nicht ohne schwere eigene Schuld in das furchtbare Unglück von 1866 gerathen ist und ganz Deutschland mit ihm. Dieß ist für uns die Last. Aber wir hatten und haben auch den Vortheil davon, daß wir uns über die österreichischen Ursachen und Wirkungen nie einer

Anschauung hingegeben und mit ruhigem Blut die jüngsten Dinge ebenso kommen sahen, wie sie gekommen sind. Mit Leidenschaft mögen darüber diejenigen urtheilen welche — und in dieser Lage war die sogenannte großdeutsche Partei fast in allen ihren Nuancirungen — von dem Schmerling'schen Regiment nach innen und der schleswig-holsteinischen Liebedienerei nach außen Heil und Sieg erwartet haben für den Kaiserstaat und uns. **Wir** haben uns eine solche Rechnung nie gemacht.

Wir sind daher auch weit entfernt die Entschuldigungsgründe zu verkennen welche namentlich für die Person des Kaisers sprechen. Nach den vorhandenen Prämissen konnte es nicht mehr anders gehen, als es eben geht und — man täusche sich nicht darüber — noch weiter gehen wird. Bruck und Schmerling haben das Reich welches schon bis 1850 nur mit schwerer Noth gerettet ward, in den tiefern Sumpf zurückgedrängt aus dem die Irrwische des Beustianismus aufsteigen mußten. Hätte der sächsische Baron sich nicht mit Lust und Lieb zu dem Todtengräber-Dienst herbeigelassen, so hätte man irgend einen andern Leichtfuß zu dem Geschäfte pressen müssen. Beust erzeugte sodann Giskra und Brestl. Der sogenannte Ausgleich mit Ungarn war die politische Ganterklärung des Reichs; das „Reich" existirte nicht mehr, es konnte also auch die Verträge und eingegangenen Verpflichtungen nicht mehr halten, weder gegen die Gläubiger des Staats noch gegen die Gläubigen der Kirche. Das ist kurz der Hergang.

Die liberalen und demokratischen Elemente des ehemaligen Großdeutschthums scandalisiren sich jetzt gewaltig über die Beschlüsse des Reichsraths bezüglich der **Staatsschuld**. Sie meinen, die Herren Abgeordneten hätten sich wesentlich nur darüber gezankt, bei welchem Procentsatz der Bankerott anfange, ob erst bei einem Abzug von 25 Procent oder schon bei einem von 20 Procent. Der Berichterstatter der Ausschußmehrheit, Herr Skene, hat offen und ehrlich die Reduktion der Zinsen um den vierten Theil und die zwangs-

[redacted]

weise Unifikation der Staatsschuld verlangt. Die Regierung stellt es als einen großen Sieg dar, daß der Reichsrath das Wort „Zinsenreduktion“ vermieden habe, daß nur eine Coupon-Steuer von 20 Procent — man gebraucht officiell sogar den Ausdruck „vorübergehende Steuer“ — und die freiwillige Conversion der Staatsschuld beschlossen worden sei. Die obengedachten Organe indeß legen wenig Gewicht auf den Namen; sie meinen, die Schraube ohne Ende sei nun einmal angesetzt und das Princip in's Leben geführt, wornach die Gläubiger Oesterreichs nicht bekommen was man ihnen schuldig geworden ist, sondern was man ihnen in Wien mehr oder weniger bequem bezahlen zu können glaubt.

Auch wir neigen uns dieser Ansicht zu; denn das Deficit besteht ja nach wie vor. Aber verwundert hätten wir uns nur dann, wenn der Reichsrath die fraglichen Beschlüsse nicht gefaßt hätte. In der Sprache der Regierung ist die Wendung recipirt, daß der Ausgleich mit Ungarn, wobei die Magyaren bekanntlich nur 30 Procent der Reichslasten übernahmen und die andern 70 Procent auf Cisleithanien abwälzten, die schmerzliche aber dringende Nothwendigkeit herbeigeführt habe. Aber was hat denn einen solchen „Ausgleich“ mit Ungarn herbeigeführt? Es war eben nichts Anderes als die durch die Judenwirthschaft im Innern und durch die himmelschreienden Fehler in der Politik welche im Krimkrieg und zwar gerade durch Bruck und aus Rücksicht auf seine Finanzschwindeleien den Anfang nahmen, verschuldete Entkräftung des Reichs. Fügt ja Baron Beust in seinem neuesten Entschuldigungs-Schreiben nach London selbst gleich die Bemerkung bei: daß alle seit 1848 — er hätte sagen sollen seit dem Bruck'schen Nationalanlehen von 1854 — contrahirten Schulden Oesterreichs eigentlich Anlehen zu Wucherzinsen gewesen seien. „Nun weiß aber Jedermann daß der Zinsfuß nothwendiger Weise jederzeit im umgekehrten Verhältniß zur Sicherheit des Capitals steht, und somit wußte Jeder der uns sein Geld anvertraute, von

[redacted]

vorherein, daß er bei einem Zinsenertrag von 7, 8 oder 9 Procent sein Capital gewissen Chancen aussetzte." Gewiß eine sehr richtige Bemerkung, die aber zugleich den Beweis in sich enthält, daß die Reduktion der Zinsen auch ohne den fraglichen Ausgleich mit Ungarn hätte erfolgen müssen, durch den Ausgleich mit Ungarn aber wahrscheinlich noch weiter erfolgen wird.

Auch in Bezug auf das Concordat redet man sich auf Ungarn hinaus. Allerdings ist es wahr, daß dieser naturwidrige Dualismus wie überhaupt der zügellose Nationalitätenhader nicht eingetreten wäre, wenn es auch nur zu dem Anfang jener innern und geistigen Wiedergeburt des Reiches hätte kommen können, welche die unbedingte Voraussetzung des neuen zwischen Staat und Kirche vereinbarten Vertrags seyn mußte. Ferner ist so viel wahr, daß in Ermanglung einer solchen innern und geistigen Wiedergeburt der äußere Rechtsvertrag weder Werth noch Dauer haben konnte. Wie es aber in diesen tieferen Beziehungen stand, das wollen wir hier nicht schildern. Wir verweisen dafür den Leser auf eine Schrift deren Tendenz wir nicht theilen, deren thatsächliche Angaben aber aus gut unterrichteter Feder stammen und nur zu sehr auf Wahrheit beruhen*).

Man hat die fraglichen Zustände aus Rücksicht auf den guten Glauben an das „katholische Oesterreich" nur allzulange vor der Oeffentlichkeit vertuscht, aber für Vertraute waren sie nie ein Geheimniß. Die Schilderung des Verfassers ist mitunter haarsträubend, nichtsdestoweniger bleibt sie noch hinter dem zurück was man schon vor fünf oder sechs Jahren z. B. von dem seligen Hofrath Hurter hören konnte. Im Vergleich zu einer solchen Stellung der Kirche im „katholischen Oesterreich" war der Katholicismus in Preußen allerdings eine vornehm behandelte Macht. Man sagt nun wohl:

*) Offenes Sendschreiben an die Ultramontanen Bayerns und Süddeutschlands von einem süddeutschen Ultramontanen. München, 1868.

[redacted]

die Rücksicht welche in Preußen der katholischen Kirche geschenkt werde, sei eben nichts als ein politisches Manöver, und wäre Graf Bismark nur einmal vollends Herr und Meister, so würde das Blatt sich sehr schnell wenden. Immerhin möglich, daß die Katholiken in Preußen ihre Freiheit und ihren gesetzlichen Schutz nur einer klugen Politik zu danken haben; dann war es aber jedenfalls in Oesterreich eine schlechte Politik, welche die katholische Sache seit Jahren offen und insgeheim als Kanonenfutter und um den Rachen der antichristlichen Meute zu füllen, mit merkwürdiger Raffinirtheit gebrauchte.

Es ist weltbekannt, wie schutzlos alle katholischen Personen und Institutionen seit dem Wiederaufkommen des liberalen Regiments einer zügellos frechen Presse, gewissen Gemeinderäthen, gelehrten Cliquen, bis herab zu den Studenten preisgegeben waren. Der anonyme Verfasser macht aber darauf aufmerksam, daß dieses Treiben von oben herab unter der Hand geradezu befördert wurde. Freilich nicht von den allerhöchsten Personen, das sei ferne! Aber gleich schon von den einflußreichsten Günstlingen bei Hof, von dem ganzen Schweif der abhängigen Hofbediensteten, von den populärsten Generalen und Heerführern, von den maßgebenden Ministern, von dem ganzen Corps der Bureaukratie. Nicht selten waren derlei hochgestellte „Pfaffenfeinde“ zugleich öffentliche Muster der Immoralität. Das Concordat war vom Kaiser kaum genehmigt, so erklärte der Polizeiminister von Kempen es für die Aufgabe der Regierung, das „in dem Vertrag verborgene Gift möglichst unschädlich zu machen;“ das officielle Preßbureau wirkte in dieser Richtung zuerst indirekt eifrig mit, zuletzt ging von dieser k. k. Preßstelle förmlich die Parole aus gegen Concordat, Bischöfe und Priester. Wenn unter solchen Umständen Baron Beust endlich in den Stand gesetzt war zu erklären, daß „Oesterreich aufgehört habe ein katholischer Staat zu seyn,“ so ist das nicht nur nicht zu

bedauern, sondern man muß sich glückwünschen dazu. Es ist seitdem bloß ein Monstrum weniger auf der Welt.

Wir wollen aus der fraglichen Schrift nur einige Stellen hier folgen lassen, deren Inhalt uns zum Theil selber als thatsächlich richtig bekannt ist, die von dem Verfasser überdieß nicht als seine Arbeit sondern als Bericht eines hochgestellten Geistlichen in Oesterreich wiedergegeben werden. Wenn wir dabei einzelne Namen und manchen weitern Passus übergehen, so wird der Leser die Gründe zu würdigen wissen:

„Die Umgebung die man dem jungen, aufrichtig frommen Kaiser an die Seite gab, konnte nicht schlimmer seyn . . . Gott weiß wer solche Wahl traf, aber unglücklicher konnte sie nicht mehr ausfallen . . . Während der Kaiser eklatante Beweise der Frömmigkeit gab, wurde von seiner Umgebung nichts versäumt um die Religion und ihre Diener in den Augen des Volks herabzusetzen und die Menge glauben zu machen, man spiele eben nur Komödie, um den mächtigen einflußreichen Klerus für sich zu gewinnen. Graf Grünne, dessen ganzes Hauptbestreben die Pflege des k. k. Hofpferdestalles war, entblödete sich nicht vor seinen Creaturen im Hofe des Marstall-Gebäudes in seiner gewohnten rohen Manier freche Witze über kirchliche Einrichtungen und Gebräuche zu reißen. Seinem Stallpersonal gestattete er nicht einmal an Sonn- und Festtagen den Besuch der heil. Messe . . . Als ein Reitknecht einst zwei von dem englischen Bereiter Holmes nach Wien gebrachte englische Lotterbuben verdientermaßen durchprügelte, weil diese frechen Bengel sich über die katholische Kirche lustig gemacht und die Gebräuche der heil. Messe verspottet hatten, ohrfeigte der edle Graf höchsteigenhändig den braven Reitknecht, schimpfte ihn einen lumpigen Pfaffenknecht, ließ ihn 48 Stunden krummschließen und bei Wasser und Brod fasten, „damit ihm die Frömmigkeit ferner vergehe.“ Feiertage gab es für Grünne überhaupt nicht. Er besuchte am Charfreitage ebenso gewiß die Ställe wie am heil. Weihnachtstage. „I kenn kane Feiertage“, äußerte er oftmals, „meine Pferd wolln heut ebenso

fressen wie an jedem Tage.“ Solche Grundsätze trug der Mann zur Schau, der zehn volle Jahre mehrere Hofämter in seiner Person vereinigte und im Ministerrathe fast die gewichtigste Stimme führte, vor dem sich Fürsten und Herzoge, ja selbst Mitglieder der kaiserlichen Familie beugten, welchen er mehr als einmal seine Macht fühlen ließ. — Der Polizeiminister Kempen begünstigte geradezu die Strömung gegen die katholische Richtung und cokettirte trotz seiner sonstigen absolutistischen Corporal-Gesinnung mit der antichristlichen Presse und ihren Vertretern. Die jüdischen Literaten standen bei ihm in großem Ansehen*)! Seine Beamten ... machten gar kein Hehl aus der Abneigung ihres Chefs gegen Alles was katholisch heißt. Aus dem Preßbureau der obersten Polizeibehörde gingen schon damals die feindlichen Angriffe gegen das Concordat und die katholische Geistlichkeit hervor, welche in den auswärtigen Journalen eine stehende Rubrik bildeten. Der Stuttgarter Jude Weil, der nach Wien gezogen wurde, dort den Hofrathstitel erhielt und eine hervorragende Rolle spielte, war der Verfasser und Urheber der in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschienenen zahlreichen Artikel gegen das Concordat. — — Das Unglück der Nordarmee ist ebenso außerordentlich als die dabei offenkundig gewordene Verachtung der Religion in den österreichischen Heerführern. So gab bekanntlich Benedek keine Zeit zur Osterbeichte (etwas in Oesterreich Unerhörtes!); als der päpstliche Segen angeboten wurde, sagte er: „Sorget nur, daß Gott neutral sei, für das Uebrige werde Ich sorgen.“ Vor der Schlacht wurde sonst die Benediktion ertheilt, dießmal zum erstenmale nicht, weil es hieß: das demoralisire das Selbstgefühl des Soldaten.“

Es ekelt mir in diesem Sumpf weiter zu waten. Aber man muß dem Verfasser recht geben, wenn er auseinandersetzt daß solchen Zuständen gegenüber die katholische Sache in Preußen beneidenswerth situirt sei. Allerdings ge-

---

*) Diese „Blätter“ hingegen sind damals mit genauer Noth dem Schicksal des Verbots in Oesterreich entgangen.

Anm. d. Red.

währt der „protestantische Staat" in Norddeutschland keine eigentliche Parität, weitaus nicht. Aber die Kirche ist in Wahrheit frei und die Katholiken genießen des vollen gesetzlichen Schutzes. Während es in Wien nahezu schon zur Hofetikette gehörte sich der katholischen Taufe zu schämen, fehlt es in Berlin nicht an Bezeugungen sehr hoher Sympathien. Wir legen darauf keinen großen Werth, aber um so größern Werth legen wir auf das unbefangene Gewährenlassen, das den preußischen Katholiken jedenfalls zu Gute kommt. Davon haben wir uns in Berlin allerdings überzeugt, und Privilegien verlangen wir nicht. Wir sind entschiedene Gegner der von dem anonymen Verfasser vertheidigten neupreußischen Politik; aber das ist nicht zu läugnen, daß die Lage der katholischen Kirche auch in den annexirten Ländern nur gewonnen hat. Das konnte Preußen thun; ob in einem ähnlichen Falle Oesterreich es gekonnt hätte, ist sehr fraglich; bei der üblen Gesinnung seiner Organe und seiner Bundesgenossen wären wir vielleicht ebenso verläugnet und den letztern zu Gefallen preisgegeben worden, wie es der katholischen Kirche im eigenen Lande geschieht.

Um den Concordats-Sturm in Oesterreich ist es wahrlich ein tolles Ding wie ein Hexensabbath gewesen. Bekanntlich ist dem Concordat in allem Ernste die Niederlage von Sadowa und der Finanzruin des Reiches zur Last gelegt worden; ja die Wiener Studenten haben mit heroischer Selbstverläugnung erklärt: wenn sie dümmer seien als ihre deutschen Commilitonen, so sei nur das Concordat daran Schuld. Aber ein Körnchen Wahrheit war doch in dieser komischen Angst und dadurch wurden den Hetzern ihre Erfolge leicht. Es haust dort ein schnelllebendes und leichtblütiges Völklein, dem das Concordat allerdings mit der Absicht entgegentrat es anders, nämlich ernster und strenger zu machen. Wäre daraus etwas Rechtes geworden, so wäre die Niederlage bei Sadowa unterblieben; denn nicht der preußische Schulmeister hat dort gesiegt, sondern der österreichische Leichtsinn ist dort an Haupt

und Gliedern geschlagen worden. Eben darin lag aber der einfache Grund des instinktiven Hasses. Das fragliche Völklein wird sich allerdings, wenn der deutsche Name im Donaureich überhaupt noch eine Zukunft haben soll, zu ernstern und strengern Lebensnormen bekehren müssen; dazu scheint jedoch eine ganz andere Cur zu gehören als die im August 1856 geplante. Das Concordat war also ein übereilter Friedensschluß, denn der Kampf geht jetzt erst recht an.

Es ist oft genug constatirt worden und auch ganz richtig, daß die Idee des „katholischen Oesterreichs" vom Concordat keineswegs geschaffen worden ist; sondern diese Idee lief historisch nebenher, bis nun beides zumal dem Untergang anheimgefallen ist. Unsererseits haben wir noch zu den Zeiten des Ministeriums Graf Leo Thun Veranlassung genommen auf's stärkste in diesen Blättern unser Bedauern auszudrücken, daß nicht sofort durch eine große Maßregel die Furcht beseitigt werde, als wenn der katholisch-kirchliche Neubau im Reich irgendwie mit der Freiheit und Rechtsgleichheit der Nichtkatholiken unverträglich wäre. War der ertödtende Druck des Josephinismus von uns genommen, so sollte er auch keine Stunde mehr auf den Andern lasten. Das war auch die ministerielle Absicht; aber man hat damit leider solange gezögert und das hohle Gespenst des exclusiv-katholischen Staates umgehen lassen, bis die glänzende Aufgabe der Emancipation dem liberalen Schönthuer von Schmerling zufiel. Freilich mußte dieser Mann als er das Portefeuille empfing, zugleich dem Kaiser das Ehrenwort darauf geben, daß er das Concordat nicht antasten werde. Offen that er es auch nicht; aber ein solches Ehrenwort im Munde Schmerlings war schon ein Widerspruch in sich.

Wir unsererseits würden nun dem österreichischen Concordat keine einzige Thräne nachweinen, wenn der Kirche anstatt dessen der Boden verfassungsmäßiger Freiheit wie in Preußen zum ehrlichen Frieden oder ehrlichen Kampfe eingeräumt würde. Das soll auch die Absicht des Kaisers seyn;

[redacted]

er soll den Doktoren-Ministern bei der Sanktion der sogenannten confessionellen Gesetze energisch erklärt haben, daß er keinen Schritt weiter gehen werde, und er soll ihnen die Vermeidung jeder Demonstration auf's Gewissen gebunden haben. Alles das ist aber wie gesagt auch unter Schmerling schon dagewesen. Der Geist der Agitation aus dem jene confessionellen Gesetze hervorgegangen sind, läßt nichts Gutes hoffen. Ueberdieß handelt es sich ja bis jetzt bloß um den einseitigen Bruch des Vertrags über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat, keineswegs um die ehrliche Ersetzung eines „veralteten" Systems durch ein neues System wie in Preußen. In Oesterreich hat man bis jetzt nur die Gütergemeinschaft der Kirche mit dem Staat aufgehoben, aber nicht die Gütergemeinschaft des Staats mit der Kirche. Dieß ist das Trost- und Hoffnungslose an der Sache, und die einseitige Verfügung über die Schule ist das Siegel der Ungerechtigkeit.

Was die Herrscherrechte des Staats über die Kirche betrifft, so besteht das Concordat ungeschwächt fort. Rom hat in dem Concordat aus Rücksicht auf die historische Stellung der kaiserlichen Dynastie zur katholischen Kirche der weltlichen Macht ein Maß kirchlicher Befugnisse eingeräumt, das geradezu ohne Beispiel ist. Das Concordat ist in dieser Beziehung ein wahrer Löwenvertrag zu Gunsten des Staats gewesen. Jene historische Stellung ist nun abgerissen, aber daß dafür auch der Kirche ihr Einsatz zurückgegeben werden solle, davon verlautet nichts. Die Geschichte scheint nur hierin ihr Recht behalten zu sollen. Der Kaiser besetzt die Bischofsstühle und eine Unsumme geistlicher Pfründen, nur mit der Modifikation daß die bis jetzt der allerhöchsten Person inhärirenden Rechte jetzt unter den Einfluß der parlamentarischen Regierung fallen. Das liegt implicite schon in dem berühmten Handschreiben vom 15. Oktober, womit der Kaiser die klagenden Bischöfe, „eingedenk der Pflichten die er als constitutioneller Regent zu erfüllen habe" — an sein verantwortliches Ministerium verwiesen hat.

[redacted]

Der Geist der jetzt die Herrschaft führenden Partei ist aber in kirchlicher Beziehung noch weniger zweifelhaft als in politischer. Es ist unter diesen Leuten eine beliebte, namentlich auch von dem verstorbenen Mühlfeld als Berichterstatter wiederholt dargelegte Idee: alles innere und äußere Mißgeschick Oesterreichs bis in die neueste Zeit komme daher, daß das Land zur Reformationszeit von seinen Regenten verhindert worden sei protestantisch zu werden. Keine Mäßigung mit der die Bischöfe sich in die neue Lage schicken können,*) wird solche Gesinnungen zu entwaffnen vermögen. Nicht um die Kirche auf ihrem Gebiet frei gewähren zu lassen wie in Preußen, konnte eine derartige Gesinnung den Sturz des Concordats verlangen. Es handelt sich für die Partei hiebei, wie ihre Organe oft betonten, um die große Principienfrage: ob „die Freiheit der Gesetzgebung in deren ganzem Bereiche, wie dasselbe in allen modernen und civilisirten Staaten abgesteckt, d. i. allumfassend ist,“ durch irgend etwas beschränkt werden könne oder nicht?**) In Oesterreich ist dieser parlamentarische Absolutismus jetzt anerkannt und damit der Kirche ihr selbstständiges ureigenes Recht abgesprochen. Soweit ist man in Preußen allerdings noch nicht, und ich fürchte demnach fast, es dürfte den neuen Staatsmännern in Wien als schmachvolle Reaktion erscheinen, wenn man ihnen zumuthen wollte sich bezüglich des Verhältnisses zur katholischen Kirche auf den preußischen Standpunkt zu stellen. Drohen ja ihre Organe bereits mit einer „österreichischen Nationalkirche“ — ohne den Blödsinn auch nur zu merken!

Die Leute welche sich zum Nebel von Chlum gratulirten, weil aus demselben die Freiheit aufsteige, haben bis in die höchsten Regionen hinauf das Schlagwort verbreitet: „wenn

---

*) Dr. Feßler, Bischof von St. Pölten, ist mit dem Beispiel vorangegangen. Vgl. Carl Sartori's „Katholische Stimmen aus Oesterreich.“ VIII.

**) Neue Freie Presse vom 10. Oktober 1867.

[redacted]

V.

Maria Theresia's erste Regierungsjahre.

Zweiter Artikel.

Der zweite Band von Arneths großem Werk behandelt die Jahre 1742, 1743 und 1744. Die hochwichtigen Ereignisse dieser drei Jahre sind anschaulich, klar und übersichtlich geschildert, und mit seltener Selbstbeherrschung hat der Verfasser, um sein Werk nicht allzu sehr anschwellen zu lassen, aus dem reichen Material nur das wichtigste und unumgänglich nothwendige beibehalten. Eben dadurch legt er nun aber dem Leser die Pflicht auf, sein Werk nicht leichtfertig wie einen historischen Roman oder eine phrasenreiche Parteischrift durchzublättern, sondern jeden Satz behutsam zu lesen; denn nicht selten hüllt er die wichtigsten diplomatischen Intriguen, den größten strategischen Fehler, die bedauerlichsten Mängel in der Oberleitung der österreichischen Heere, die er nicht ungerügt lassen kann, in einige kurze aber vielsagende Sätze, wodurch er einerseits seinem patriotischen Schmerz Ausdruck verleiht, andererseits aber sich hütet die Schäden seines Vaterlandes mit jener frivolen Lust bloßzulegen, die selbstmörderisch im eigenen Fleische wühlt.

Trostlos erschien die Lage Maria Theresia's am Ende des Jahres 1741. Oberösterreich und Böhmen waren von

[redacted]

den alliirten Bayern, Franzosen und Sachsen besetzt und hatten sogar dem Kurfürsten von Bayern gehuldigt; Friedrich II. von Preußen aber hatte das schöne Schlesien ganz in seiner Gewalt und selbst den größten Theil Mährens mit seinem Heer überzogen und die wichtige Festung Olmütz erobert; also die ergiebigsten Stammländer des Hauses Habsburg waren verloren und die Hülfe Ungarns bis jetzt sehr gering. An Geld zur Fortsetzung des Krieges fehlte es überall und die theuer erkauften Freunde und Alliirten Oesterreichs hielten sich scheu zurück, so daß am Ende des Unglücksjahrs 1741 selbst die beherztesten Räthe der Königin keinen bessern Rath wußten als Frieden zu schließen auf gegenwärtigem Besitzstand und selbst Brünn aufzugeben, da Niemand gegen den Strom schwimmen könne! Jetzt zeigte sich's wieder, daß in der Hofburg zu Wien nur Ein Mann lebte — die Königin Maria Theresia. Sie allein stand aufrecht, da Alles wankte und die Hoffnung verlor; das Unglück hatte ihren Charakter förmlich gestählt und ihr Geist überragte an Muth und großartiger Auffassung der politischen Lage bei weitem alle Männer ihrer Umgebung. Während Wien vor den Preußen zitterte, welche Brünn bedrohten und durch berittene Streifpartien in Niederösterreich Einfälle machten, so daß Wien von flüchtigen Landbewohnern angefüllt war, faßte sie zum Schrecken ihrer Minister den ebenso kühnen als weisen Entschluß, die Offensive zu ergreifen, den Feind aus Oberösterreich zu verjagen, dann in Bayern einzubrechen, durch Eroberung dieses Landes den Franzosen und Bayern die Rückzugslinie abzuschneiden und sie zum Abzug aus Böhmen zu zwingen. Zur Ausführung dieses Planes wählte sie den General der in der Schule Prinz Eugens gebildet, seine militärische Tüchtigkeit bei der Wehrhaftmachung Wiens vor wenigen Monaten glänzend bewährt hatte, den Feldmarschall Graf Ludwig von Khevenhüller, einen der wenigen österreichischen Generale damaliger Zeit, der mit kriegerischer Erfahrung und rastloser Thätigkeit auch eine

umfassende wissenschaftliche Bildung verband. Während das österreichische Nordheer unter Graf Neipperg und Großherzog Franz unthätig in Böhmen stand, erhielt Khevenhüller den Befehl so schnell als möglich mitten im Winter ein Armee-Corps von 16,000 Mann zu organisiren. Nur die Hälfte davon bestand aus regulärer Infanterie, die übrigen waren Reiter, Warasdiner, Panduren, Kroaten, raublustige Menschen ohne Disciplin und militärische Uebung, so daß ihr Feldherr keine kleine Noth hatte sie zu zügeln und zu guten Soldaten heranzubilden. Die Königin sorgte wie eine Mutter für diese Streitmacht und machte sie bis Ende Dezember so weit operationsfähig, daß Khevenhüller begleitet von den heißesten Glückwünschen seiner Gebieterin und der Bevölkerung Wiens am 31. Dezember 1741 die Enns glücklich überschritt und die an derselben aufgestellten bayerischen und französischen Posten vollkommen täuschte. Gern hätte er seine Operationen auf dem rechten Donauufer fortgesetzt und den Krieg auf bayerischen Boden getragen, allein ein positiver Befehl der Königin, welche es nicht ertragen konnte daß Linz von Feinden besetzt war, nöthigte ihn Linz anzugreifen. Da der französische Stadtcommandant Graf Segur Linz durch viele neue Werke verstärkt hatte, so sah sich Khevenhüller zu einer förmlichen Belagerung gezwungen und durch die beschwerliche Herbeischaffung des Belagerungsgeschützes erlitt der Gang seiner Operationen eine Unterbrechung. M. Theresia erließ ein Patent an ihr Volk in Oberösterreich mit der Aufforderung, zur Vertreibung der Feinde kräftig mitzuwirken; zugleich wurden Streifcorps ausgesandt, welche von den Bewohnern unterstützt viele Bayern und Franzosen gefangen nahmen; Gmunden wurde von dem braven Bernklau in raschem Angriff erobert, dann Ried wo die Bayern viele Vorräthe aufgehäuft hatten; Schärding wurde von dem kecken Major Menzel angegriffen und alsbald von den Bayern geräumt, und so waren die Bayern und Franzosen in wenigen Wochen aus ganz Oberösterreich südlich der Donau vertrieben.

Inzwischen war das Belagerungsgeschütz vor Linz angekommen und am 23. Januar 1742 begann Khevenhüller die Stadt zu beschießen und zwar mit solchem Erfolg, daß schon am Abend desselben Tages Graf Segur zu capituliren verlangte, da Hungersnoth und Mangel an Kanonen ihm eine längere Gegenwehr unmöglich machte. Der Großherzog Franz, der vor wenigen Tagen im Hauptquartier angekommen war, gewährte der feindlichen Besatzung freien Abzug gegen das Versprechen, ein Jahr lang nicht gegen Oesterreich zu kämpfen. Diese Capitulation war sehr gegen den Willen der Königin welche die Kriegsgefangenschaft der feindlichen Besatzung ausdrücklich gewünscht hatte, um die Streitmacht der Bayern und Franzosen zu schwächen; denn sie wußte gar wohl, wie wenig die Franzosen sich um ihr dießfallsiges Versprechen bekümmern würden, und die bald folgenden Ereignisse haben, wie Arneth nachweist, ihre Ahnung gerechtfertigt.

Wie sehr Maria Theresia ihre Lage erkannte und daher jede kräftige That ihrer Diener mit aufrichtigstem Dank belohnte, zeigt ihr Schreiben an Khevenhüller, welches ihr Gemahl Franz mit dem Bildniß der Königin und ihres kleinen Sohnes, des Kronprinzen Joseph, ihm in's Hauptquartier vor Linz mitgebracht hatte. Es ist ein Dokument das den Charakter der edlen Dulderin klarer darstellt als tausend schwungvolle Biographien. „Lieber und getreuer Khevenhüller! Hier hast Du eine von der ganzen Welt verlassene Königin vor Augen mit ihrem männlichen Erben; was vermeinst Du will aus diesem Kinde werden? Sieh Deine gnädigste Frau erbietet sich Dir als einem getreuen Minister; mit diesem auch ihre ganze Macht, Gewalt und alles was Unser Reich vermag und enthält. Handle, o Held und getreuer Vasall, wie Du es vor Gott und der Welt zu verantworten Dich getrauest. Nimm die Gerechtigkeit als ein Schild; thue was Du recht zu seyn glaubst; sei blind in Verurtheilung der Meineidigen; folge Deinem in Gott ruhenden Lehrmeister in den unsterblichen Eugenischen Thaten, und sei versichert, daß

[redacted]

Du und Deine Familie zu jetzigen und zu ewigen Zeiten von Unserer Majestät und allen Nachkommen alle Gnaden, Gunst und Dank, von der Welt aber einen Ruhm erlangest. Solches schwören wir Dir bei Unserer Majestät. — Lebe und streite wohl! Maria Theresia."

Unbeschreiblich, sagt Arneth, war die Wirkung welche das Geschenk und der Brief der Königin hervorbrachten. „Bei offener Tafel las Khevenhüller mit lauter Stimme das Schreiben vor. Gerade durch seine ungekünstelte Fassung stellte es sich als der ungeschminkte Ausdruck der persönlichen Eingebung Maria Theresia's dar. Alle wurden daher durch dasselbe wunderbar ergriffen. Thränen erstickten die Stimme des Feldmarschalls, Thränen rollten über die gebräunten Wangen der rauhen Kriegsleute, welche ihn umgaben. Alle erhoben sich von ihren Sitzen und schwuren Gut und Blut zu opfern für ihre angebetete Herrscherin. Die Begeisterung der Offiziere theilte sich den Soldaten mit, welchen Khevenhüller das Bildniß der Königin und ihres Sohnes zeigte, sie mit väterlichen Worten zur Treue und Hingebung ermahnend. Graubärtige Krieger weinten, rissen die Schwerter aus der Scheide, küßten sie und warfen dann den Kuß dem Bilde Maria Theresia's zu. Ihr Name war das Feldgeschrei welches von nun an aus den Reihen der Soldaten unablässig gehört wurde, und mit dem sie voll freudigen Jubels in den Kampf zogen." II. 10.

Nachdem Khevenhüller Linz erobert und eine neue Regierung für Oberösterreich eingesetzt hatte, rückte er mit seiner ganzen Streitmacht gegen den Inn vor, um von da aus Bayern zu überziehen. Er wurde hiebei von vortrefflichen Unterfeldherrn unterstützt, unter welchen Bernklau, Menzel und Freiherr von der Trenck hervorragen. Generalfeldwachtmeister Johann Freiherr von Bernklau war der Sohn eines unter Prinz Eugen dienenden Lieutenants; nach des Vaters frühem Tode wuchs er als ächtes Soldatenkind auf, zeigte sich als Offizier ebenso tapfer als vorsichtig, hatte nicht bloß

[redacted]

als Soldat sondern auch als Diplomat sich wiederholt ausgezeichnet, und führte jetzt unter Khevenhüllers Oberbefehl ein selbstständiges Corps, welches blitzschnell über die Feinde herfiel und dem Hauptheer den Weg bahnte. Menzel, ein geborner Sachse, trat in den österreichischen Dienst und zeichnete sich durch Muth, rasche Entschlossenheit, Bildung und Sprachkenntniß aus; er commandirte auf diesem Feldzug als Major die Theißer und Maroscher Grenzer und machte sie zu vortrefflichen Soldaten. Franz Freiherr von der Trenck war im Jahre 1710 zu Reggio in Calabrien geboren, wo sein Vater als kaiserlicher Oberstlieutenant stand; im Jahre 1727 trat er in österreichische Dienste, ging jedoch bald darauf in diejenigen Rußlands über, aus welchen er später wegen zügelloser Aufführung entlassen und des Landes verwiesen wurde. In Slavonien begütert hatte er sich beim Einbruch Friedrichs II. in Schlesien erboten, aus seinen eigenen Panduren und herrschaftlichen Dienstleuten, sowie aus denen seiner Nachbarn ein Freicorps zu bilden. Die Bedrängniß Maria Theresia's zwang sie, nicht allzu wählerisch zu seyn in den Mitteln zu ihrer Vertheidigung gegen Feinde die sich nicht scheuten, sie auf jede mögliche Weise zu bekämpfen. Trenck war ein Mann von großer und schöner Gestalt, einnehmendem Wesen und auch nicht ohne eine gewisse Bildung, besaß aber eine solche zügellose Wildheit, daß er seinen wilden Panduren in dieser Beziehung vollkommen gleichstand. Es war eine schwere Arbeit für Khevenhüller, diese wilde und raublustige Freischaar zu bändigen; weil sie aber von einer tollkühnen Verwegenheit erfüllt zu den kühnsten Wagnissen gegen den Feind sich verwenden ließ, konnte sich Khevenhüller nicht entschließen sie in der barschen Weise, wie Graf Neipperg im J. 1741 gethan hatte, von seinem Heer zu entfernen.

Den bayerischen Feldmarschall Graf von Törring, einen Hauptanstifter des Kriegs gegen Oesterreich, welcher von Passau aus sich der Stadt Schärding wieder bemächtigen

[redacted]

wollte, schlug Bernklau energisch zurück, und zersprengte oder vernichtete fast dieses ganze feindliche Armeecorps. Am 24. Januar, desselben Tages da die Franzosen aus Linz abziehen mußten, eroberte Bernklau das wichtige Passau, den Schlüssel des Inn und der Donau und die Operationsbasis für den Feldzug gegen Bayern und Oberpfalz. Von da rückte er, den Feldmarschall Törring vor sich hertreibend und wiederholt schlagend, bis Landshut vor. Während Freiherr von Stentsch mit einigen Bataillonen am 12. Februar von Tyrol in Bayern einrückt, nähert sich Major Menzel zu gleicher Zeit der bayerischen Hauptstadt, aus welcher alles was fliehen konnte, in höchster Bestürzung nach Augsburg sich flüchtete. Sobald Menzel vor Münchens Thoren erschien, ergab sich die Stadt ohne Gegenwehr und wurde deßwegen auch von Plünderung verschont; nur eine Kriegssteuer von 50,000 fl. wurde ihr auferlegt, gewiß eine mäßige Summe, wenn man sie mit den Räubereien der Preußen in Schlesien und mit den Contributionen der Franzosen und Bayern in Böhmen vergleicht. So ist mit Ausnahme Straubings und Ingolstadts ganz Bayern in wenigen Wochen von den Truppen M. Theresia's erobert und Khevenhüller, der sein Hauptquartier in Landshut aufschlug, schickte sich an, Bayern als österreichisches Land zu organisiren, die Bürger und Bauern zu entwaffnen und seiner Königin in Bayern einen Ersatz für den Verlust Schlesiens und für die Kriegskosten zu sichern. M. Theresia zeigte sich nicht bloß Khevenhüller sondern auch seinen Unterfeldherrn dankbar; Bernklau ernannte sie zum Feldmarschallieutenant, Menzel zum Oberst; kurze Zeit nachher wurde auch Trenck zum Oberstlieutenant befördert.

Während Khevenhüller wie ein Vater für seine Soldaten sorgte und sie gegen die von Wien aus gemachten Vorwürfe wegen Räubereien und Plünderungen vertheidigte, trug er zugleich den wiederholt ausgesprochenen dringenden Bitten Maria Theresia's entsprechend, lebhafte Sorge für die

Bayern, seine nunmehrigen Unterthanen. Streng und rücksichtslos bestrafte er die Excesse seiner Soldaten gegen friedliche Bürger und Bauern, hielt namentlich ein wachsames Auge auf die ungebärdigsten seiner Truppen, die ungarischen Insurrektions-Soldaten welche endlich in größerer Menge bei den Regimentern sich eingestellt hatten, aber Krieg und Raub für gleichbedeutend hielten und sich nicht wenig ärgerten daß der Feldherr ihnen die Plünderung verbot. Als der Hof-Kriegsrath zu Wien ihm den Wunsch aussprach, er möge wie es die Preußen in Schlesien, Böhmen und Mähren gethan, als Repressalie dafür Leute gewaltsam zum Kriegsdienste wegnehmen, erklärte sich Khevenhüller mit Entschiedenheit gegen eine solche Maßregel; „dieselbe sei auch, schrieb er nach Wien, von Seite des Kurfürsten von Bayern in österreichischen Landen nicht angeordnet worden; was aber der König von Preußen gethan, der noch auf ganz andere Art unchristlich verfahren, das dürfe man nun und nimmer sich zur Richtschnur dienen lassen.“ S. 24.

Wo weilte denn, ist man zu fragen berechtigt, der Kurfürst von Bayern, während sein Land von den Oesterreichern erobert ward? Von Prag hatte er sich nach Dresden begeben, um mit seinem neuen Verbündeten, dem Kurfürsten von Sachsen und König von Polen, eine persönliche Zusammenkunft zu halten, wobei es an glänzenden Festen nicht fehlte. Ueber Regensburg eilte er dann nach München, wo er aber nur kurze Zeit verweilte; statt für den Schutz seines Landes und seiner Hauptstadt persönlich zu sorgen, begab er sich nach Mannheim. „Er wollte es nicht versäumen den verschwenderischen Festlichkeiten beizuwohnen, welche aus Anlaß der Vermählung seines Bruders Clemens und des jungen Karl Theodor von Sulzbach mit zwei pfälzischen Prinzessinen von dem greisen Kurfürsten Karl Philipp veranstaltet wurden“ (S. 19). Also während sein treues Volk unter den Schrecken des Krieges seufzte, den er gegen den Willen seines dem Hause Habsburg stets wohlwollenden Volkes heraufbe-

[redacted]

schworen hatte, überläßt sich der Kurfürst von Bayern den nach damaliger Sitte überaus üppigen Hochzeitsfesten zu Mannheim! Von da begab er sich nach Frankfurt wo er — der länderlose Fürst — am 12. Februar 1742 als Kaiser Karl VII. gekrönt wurde, an demselben Tage da Menzel in München einzog. Die am 24. Januar vorgenommene Kaiserwahl war, abgesehen von dem unerhörten Druck Frankreichs und Preußens auf die Wahlfürsten, auch deßwegen ungesetzlich, weil die böhmische Kurstimme von derselben ausgeschlossen worden war; weßhalb der Gesandte Maria Theresia's, Freiherr von Prandau, schon vor der Wahlhandlung energischen Protest dagegen erhob, nach der Wahl aber Maria Theresia selbst in einer energischen Note an den Präsidenten der Wahlhandlung, den Kurfürsten von Mainz, ihre Entrüstung über das ungesetzliche Verfahren aussprach und gegen alle Consequenzen desselben protestirte. Die rasche Eroberung Bayerns gab ihrem Protest einen doppelten Nachdruck und bei der Krönung des Kaisers befanden sich die Wahlfürsten in einer ganz andern Stimmung als wenige Wochen zuvor, da die Königin von Ungarn ihnen als verlorene Fürstin keiner Berücksichtigung mehr werth schien.

Während Khevenhüller sein Werk vollenden wollte und zur Belagerung Straubings Vorkehrungen traf, erhielt er Befehle von Wien, die ihn von Bayern abriefen, um mit dem größten Theil seiner Truppen auf einem andern Kriegsschauplatz thätig zu seyn. Der Anlaß hiezu ging auch jetzt wieder von dem Fürsten aus, den Maria Theresia mit Recht als den eigentlichen Urheber alles über ihr waltenden Mißgeschickes ansah, und von welchem Khevenhüller um jene Zeit der Königin die Worte schrieb: „Dieser ist es allein der uns Uebles zuzufügen vermag.“ An dieser Stelle spricht Arneth goldene Worte über die zur Mode gewordene „Vergötterung“ Friedrichs II. von Preußen. „Das Andenken an des Königs ruhmreiche Thaten wurde immerfort erneuert und ihm vielfach eine Bedeutung beigelegt welche ihm doch nicht zukommt.

Andererseits beschönigte man die Beweggründe seiner Handlungen und verschwieg die Schattenseiten seines Charakters, so daß sie, welche doch von des Königs Zeitgenossen so bitter empfunden wurden und ihnen, seine eigenen Unterthanen nicht ausgenommen, so vielfaches Unheil bereiteten, der Erinnerung der Nachwelt fast gänzlich entschwanden. Das unablässige Bemühen, zu den Eigenschaften eines großen Feldherrn und Königs, welche Friedrich unbestreitbar besaß, für ihn auch diejenigen eines edeldenkenden, ja selbst nur eines redlichen Mannes in Anspruch zu nehmen, die er ebenso unbestreitbar nicht besaß, ist wenigstens für die große Menge keineswegs fruchtlos geblieben. Darum tritt jeder Bestrebung zur Beurtheilung des Königs die richtigen Grundlagen aufzufinden, eine gereizte Empfindlichkeit entgegen, welche von dem parteiischen Standpunkte aus auf dem sie selbst sich befindet, überall dort Parteilichkeit sieht wo Recht und Unrecht gleichmäßig abgewogen wird, das Resultat aber freilich für Friedrich nur selten ein günstiges ist. Wer lange durch stark gefärbtes Glas gesehen, wird von der natürlichen Beleuchtung der Dinge leicht unangenehm berührt. Dann führt die eigene Verblendung dazu, eine solche dort zu erblicken wo eben nur nach dem Ergebniß der gewissenhaftesten Erforschung der Thatsachen, wie sie sich wirklich verhielten, Licht und Schatten in gerechtem Maße vertheilt ist" (S. 27). Nun weist der Verfasser an einer Reihe von Thatsachen die Widersprüche Friedrichs nach, welche moralisch beurtheilt Treulosigkeiten und Meineide genannt werden müssen. Am 9. Oktober 1741 unterzeichnete er die Convention von Kleinschnellendorf, am 15. Oktober erfolgte der Abmarsch Neippergs aus Schlesien, am 18. Oktober begann die Scheinbelagerung von Neisse und am 31. Oktober wurde die wichtige Festung der Convention gemäß den Preußen übergeben. Friedrich hat also alle Früchte der Uebereinkunft durch die Loyalität Oesterreichs geerntet. Was thut aber derselbe Friedrich Oesterreich gegenüber? Am 1. November, also

[redacted]

am Tage nach der Uebergabe Neisse's, unterzeichnet Friedrichs Bevollmächtigter zu Frankfurt den Beitritt Preußens zu dem zwischen Frankreich, Bayern und Sachsen geschlossenen Vertrag über die definitive Theilung der österreichischen Erbländer; demnach hatte Friedrich *während* der ehrlichen Vollziehung der Convention durch Oesterreich seinem Gesandten *die auf Oesterreichs vollständigen Untergang berechnete Vollmacht* zugesandt! Am 4. November 1741 wurde ferner in Breslau zwischen Friedrich und dem Kurfürsten von Bayern ein specieller Vertrag geschlossen, laut dessen Friedrich die Festung und Grafschaft Glatz bekam gegen das Versprechen, dem Kurfürsten seine Stimme zur Kaiserwahl und den Besitz Oberösterreichs und Böhmens zu garantiren. Also zu derselben Zeit da Oesterreich den mit Friedrich geschlossenen Vertrag trotz der schwersten Opfer ehrlich und rückhaltlos ausführt, setzt sich Friedrich so schamlos über denselben hinweg, daß er mit den erbittertsten Feinden Oesterreichs neue Verträge zu Oesterreichs Untergang eingeht! Die Behauptung Ranke's und anderer Historiker dieser Partei, Friedrich sei durch die Erfolge Khevenhüllers in Bayern und durch die Sorge für Festhaltung seiner eigenen Eroberungen zu diesen Schritten bestimmt worden, stellt sich bei einem Blick auf die Zeitfolge der Ereignisse als vollkommen unwahr heraus: während der eidbrüchige Einmarsch der Preußen in Böhmen und Mähren und die Verträge Friedrichs mit den Feinden Maria Theresia's in die letzten Monate des Jahres 1741 fallen, geschahen die Eroberungen Khevenhüllers in Oberösterreich und Bayern erst im Januar und Februar 1742.

Die Eroberungen Khevenhüllers konnten also, so viel ist bis zur Evidenz klar, Friedrichs Vertragsbrüche nicht veranlassen, wohl aber haben sie ihn bestimmt, früher als sonst von Berlin zu seiner Armee abzureisen. Nachdem er in Dresden mit König August und den französischen Generalen die gemeinschaftlich auszuführenden Kriegsoperationen

verabredet hatte, erschien er Anfangs Februar 1742 in Olmi
M. Theresia sandte, den Bitten ihres Gemahls und des e
lischen Gesandten nachgebend, einen Bevollmächtigten
hin, um über einen neuen Frieden zu unterhandeln; a
Friedrichs Forderungen waren der Art, daß Maria There
durch Bewilligung derselben unfehlbar sich selbst das Tod
urtheil unterschrieben hätte. Einem solchen Feind gegenü
konnten nur die Waffen entscheiden, das erkannte M. There
auf's neue und der energische Bartenstein gab ihr vollkomm
Recht. Das Heer in Böhmen sollte Oesterreich retten, a
dieses Heer war im höchsten Grade demoralisirt; das geri
Vertrauen zu Graf Neipperg war durch den unglückliche
Ausgang der Mollwitzer Schlacht in förmliche Verachtu
verwandelt worden, und da auch der Verlust Prags der u
endlichen Langsamkeit Neippergs mit Recht zur Last gel
wurde, so erklärten die Offiziere und Generale dieser Arm
laut und entschieden, unter diesem Oberfeldherrn nicht läng
dienen zu wollen. Zuerst sandte M. Theresia, um die E
bitterung zu beschwichtigen, ihren Gemahl in das böhmis
Hauptquartier, allein diesem gelang es keineswegs die Offizi
und Soldaten mit einem bessern Geist zu erfüllen. D
scharfblickende Königin erkannte dieß rascher als ihr Gema
daher rief sie ihn zurück, damit er sich durch unkluge Prot
tion Neippergs nicht selbst unmöglich mache. Nun hande
es sich um die Wahl eines Oberbefehlshabers der böhmisch
Armee, welcher in diesem Jahre 1742 eine doppelte Aufga
zufiel, nämlich die Preußen aus Mähren, die Franzosen u
Bayern aus Böhmen zu vertreiben. Zum traurigen Bewe
daß selbst der große Geist Maria Theresia's nicht im Stan
war, von den damals allgemein herrschenden Vorurtheilen
Gunsten des hohen und höchsten Adels sich zu emancipir
und dem tüchtigsten, nicht dem erlauchtesten General d
hochwichtige Commando zu übertragen, dient wohl die Th
sache daß sie weder den verdienstvollen Khevenhüller od
Bernklau, noch den geistvollen und energischen Browne, so

dem ihren Schwager, den Prinzen Karl von Lothringen zu dieser Stelle auswählte. Prinz Karl war nicht ohne militärische Talente, er hatte viel gelesen, war überhaupt weit gebildeter als sein Bruder Franz; er wußte sich durch sein ritterliches und einnehmendes Benehmen nicht bloß am Hofe sondern auch bei den Soldaten beliebt zu machen, verband mit rühmlichem Fleiß eine unermüdliche Sorge für das Wohl seiner Soldaten, endlich besaß er auch ein lebhaftes Gefühl für Ehre und Ruhm. Aber eine Eigenschaft fehlte ihm, ohne welche weder in alter noch neuer Zeit ein General sich den Ruhm eines großen Feldherrn erwarb: die Raschheit des Entschlusses und die Energie bei Ausführung desselben. Sowie er bei der Armee angekommen war, meldete er nach Wien, ohne bedeutende Verstärkung nichts unternehmen zu können. Deßhalb erhielt Khevenhüller den Befehl, ein Armeecorps von 12,000 Mann nach Böhmen zu schicken. Es läßt sich leicht denken, welchen Schmerz dieser Befehl ihm verursachte; kaum stark genug die Eroberung Bayerns zu vollenden, und genöthigt sein Heer über das Land zu vertheilen um die grollende Bevölkerung im Zaum zu halten, sollte er nun den Kern seiner Truppen nach Böhmen entsenden und sich auf die Behauptung des eroberten Landes beschränken. Er protestirte lebhaft in Wien, allein der Befehl wurde erneuert und Khevenhüller mußte gehorchen. Am 22. Febr. 1742 brach das Armeecorps unter Graf Mercy nach Budweis auf, wo die Hauptarmee stand. Also verstärkt konnte Prinz Karl wohl einen entscheidenden Schlag wagen entweder gegen die Franzosen in Prag oder gegen die Preußen in Mähren; aber er war so hülflos und unentschlossen, daß er einen Kriegsrath nach dem andern berief, dann wieder mit einzelnen Generalen berathschlagte, endlich in Wien anfragte was er beginnen solle, und so Woche um Woche unthätig verlor. Da unterdessen die Preußen und Sachsen sich in Mähren immer mehr ausbreiteten und Niederösterreich und Ungarn bedrohten, bekam endlich Prinz Karl von Wien aus den po=

[redacted]

sitiven Befehl nach Mähren zu rücken und den Feind zuerst aus diesem Lande zu vertreiben; zugleich wurde ihm der alte Graf Königsegg als Rath an die Seite gegeben, ein schwerer Mißgriff, denn Prinz Karl der selbst ängstlich genug war, wurde nun von dem alten Mentor vollends von jeder energischen That abgehalten und die nothwendige Einheit des Commandos gestört. Als die österreichische Armee in Mähren einrückte, verließen die Preußen und Sachsen das Land, um sich in Böhmen mit den Franzosen und Bayern zu vereinigen. Karl folgte ihnen, verlor aber durch Langsamkeit und Unentschlossenheit den überaus günstigen Augenblick, da das preußische Heer bei Czaslau getrennt war, die einzelnen Abtheilungen desselben rasch anzugreifen und einen für seine Gebieterin unendlich kostbaren Sieg zu erringen. Friedrich bekam Zeit seinen Fehler gut zu machen und erkämpfte mit vereinigtem Heer am 17. Mai 1742 bei Chotusitz (in der Nähe von Czaslau) einen neuen, wenn auch schwachen Sieg über die Oesterreicher. Wie bei Mollwitz so überzeugte er sich auch in dieser Schlacht von der heldenmüthigen Tapferkeit der österreichischen Soldaten, über welche er nur durch bessere Oberleitung des Kampfes gesiegt hatte. Da sein Heer durch die blutige Schlacht und durch die Märsche schwere Verluste erlitten hatte, so fand er für gut sich aus Böhmen nach Schlesien zurückzuziehen und die Franzosen, Bayern und Sachsen in Böhmen ihrem Schicksal zu überlassen.

Die Schlacht von Chotusitz hatte einen sehr wichtigen diplomatischen Erfolg. Friedrich erkannte die Energie der österreichischen Völker und die Schwierigkeit Oesterreich zu zertrümmern; lebhaft stellte er sich die Möglichkeit vor daß die österreichische Armee, wenn sie einmal wieder einen Prinz Eugen zum Führer bekäme, von Sieg zu Sieg eilen und auch seine Eroberungen in Schlesien in Frage stellen würde: darum war er dem Frieden geneigter als je zuvor. Da er zugleich die Schwäche, Unthätigkeit und Zwietracht seiner Alliirten, der Franzosen und Bayern täglich klarer durch-

[redacted]

schaute und, wie aus seinem bisherigen Benehmen gegen M. Theresia hervorgeht, sich aus dem Bruch der Verträge lediglich gar kein Gewissen machte, so benützte er die seit Februar ins Stocken gerathenen, aber nicht ganz unterbrochenen Verbindungen mit der österreichischen Regierung, um derselben seine Friedensgeneigtheit mittheilen zu lassen. Aber auch M. Theresia war durch den Ausgang der Schlacht zur Ueberzeugung gebracht, daß auf die Besiegung des Königs von Preußen nun einmal nicht zu rechnen sei und daß man an die Wiedereroberung Prags und Böhmens nicht denken dürfe, so lange man außer den Franzosen, Bayern und Sachsen auch noch die Preußen zu bekämpfen habe: so war auch die österreichische Regierung dem Frieden mit Preußen nicht abgeneigt. Zugleich wollte Maria Theresia der englischen Regierung, welche keinen heißeren Wunsch hatte als Oesterreich mit Preußen zu versöhnen, um den Krieg mit Frankreich desto energischer zu führen, durch die Unterhandlungen mit Friedrich beweisen, welchen Werth sie der Allianz mit England beilege. Lord Hyndford wurde zum Bevollmächtigten Oesterreichs ernannt und erhielt eine sorgfältig ausgearbeitete Instruktion mit genauer Angabe des äußersten Maßes der Zugeständnisse, die Oesterreich dem Frieden zu lieb machen wolle. Friedrich selbst war weit entfernt wegen des neuen Sieges seine Ansprüche zu steigern, vielmehr zeigte er sich weit nachgiebiger als im Monat Februar zu Olmütz. Während er damals die Abtretung Böhmens an den Kaiser, des größten Theils von Mähren und ganz Oberschlesiens an Sachsen, Schlesiens endlich mit der Grafschaft Glatz an Preußen als unerläßliche Friedensbedingungen bezeichnet hatte, verlangte er jetzt für seine Alliirten gar nichts, für Preußen aber Nieder- und Oberschlesien mit der Stadt und Grafschaft Glatz als ewiges Eigenthum. Zu Breslau wurden die Verhandlungen zwischen Lord Hyndford und dem preußischen Minister Graf Podewils geführt. Der Engländer war so sehr von dem Wunsch nach Frieden erfüllt und auf das

[redacted]

Interesse seiner Mandantin so wenig bedacht, daß er dem Grafen Podewils das Original seiner geheimen Instruktion zeigte, und da war denn nichts begreiflicher als daß der preußische Unterhändler sogleich alles dasjenige in Anspruch nahm, was Hyndford erst in letzter Linie zuzugestehen ermächtigt war. Zugleich bemühten sich die preußischen Beamten in Breslau, dem Engländer die Nachricht von dem großen Erfolge der österreichischen Waffen gegen die Franzosen in Böhmen sorgfältig vorzuenthalten, was ihnen auch vollständig gelang. Da nun der König in einem Schreiben an seinen Minister eine kurze Frist feststellte, bis zu welcher die Präliminarien abgeschlossen seyn müßten (offenbar um den Frieden nicht durch neue Instruktionen von Wien aus gefährden zu lassen), so unterzeichnete Hyndford am 11. Juni 1742 die Präliminarien, zufolge welcher Maria Theresia Nieder- und Oberschlesien mit Ausnahme von Teschen, Troppau und des Landes diesseits der Oppa und des hohen Gebirges, endlich der Herrschaft Hennersdorf und der in Schlesien inclavirten mährischen Gebietstheile, dann die Grafschaft Glatz mit allen Souveränetätsrechten und mit völliger Unabhängigkeit von der Krone Böhmen auf ewige Zeiten an König Friedrich abtrat. Dieser leistete hingegen auf alle sonstigen Ansprüche Verzicht und machte sich anheischig, binnen 16 Tagen seine Truppen von dem österreichischen Gebiete zurückzuziehen; außerdem verpflichtete er sich die katholische Religion in Schlesien in ihrem gegenwärtigen Zustande, sowie Jedermann im Genuß seiner Besitzungen, Freiheiten und Privilegien zu belassen. Der definitive Frieden, in welchem die Vertheilung der schlesischen Staatsschuld, die Grenzregulirung, die Handelsbeziehungen festgestellt werden sollten, mußte spätestens binnen vier Wochen erfolgen.

Sehr verschieden waren die Gefühle welche die Nachricht von diesen Präliminarien in Friedrich und in M. Theresia erweckte. Friedrich war in hohem Grade erfreut und zum ewigen Andenken an die Dienste welche ihm Lord Hyndford

[redacted]

ertheilte er diesem die Ermächtigung, den preußischen
ı Wappen zu führen; und um die befürchtete Zurück-
der Präliminarien von Seite des Wiener Hofs un-
zu machen, verlangte und erhielt Friedrich die Ga-
Englands für diesen Vertrag. Maria Theresia da-
npfand den bittersten Schmerz über den Verlust Schle-
:nes so reichen und — worauf sie immer den größten
legte — eines deutschen Landes; sie behauptete sogar
jönsten Edelstein ihrer Krone verloren zu haben.
empfand sie es, daß Hyndford es gar nicht versucht
einen Instruktionen zufolge vorerst auf die Annahme
ingeren Zugeständnisses, der Grenzlinie längs der
hinzuwirken, sondern gleich anfangs so weit ging als
ollmacht ihm nur immer erlaubte. Außerdem beun-
sie die Präliminarbestimmung über die schlesische
schuld; während kaum der zehnte Theil Schlesiens in
Besitz blieb, sollte sie fast viermal so viel Schulden
eußen übernehmen. Maria Theresia hatte nämlich ein
ı Gewissen in dieser Beziehung als König Friedrich,
n im Februar dem österreichischen Bevollmächtigten
er geäußert hatte: „seiner Meinung nach wäre es
ıfachste, wenn jene Schulden gar nicht bezahlt wür-
5. 78). Trotz alldem zögerte Maria Theresia keinen
lick den Breslauer Präliminarien die Ratifikation zu
ı und zwar nicht mit dem Hintergedanken, sie bei
r Gelegenheit wieder zu brechen, wie so häufig lüg-
dargestellt wird, sondern mit dem Vorsatze die Be-
ngen derselben mit jener Gewissenhaftigkeit zu erfüllen,
immer die oberste Richtschnur ihres Handelns bildete.
rei große Resultate hoffte man in Wien von der
ne des Friedens: für's erste bot der Abzug der Preu-
s Böhmen und die begründete Erwartung daß der
st von Sachsen und König von Polen, dessen Beitritt
frieden in den Präliminarien vorgesehen war, dem
chen Beispiele folgen würde, die zuversichtliche Hoff-

nung, die Franzosen und Bayern bald aus Prag und ganz Böhmen vertreiben und das schwer mißhandelte Land von den Feinden befreien zu können. Sodann eröffnete sich Maria Theresia die Aussicht, nach der Versöhnung mit Preußen auch die zwei Seemächte, England und Holland thätigeren Antheil nehmen zu sehen an dem Krieg gegen Frankreich, dessen treulose Politik in M. Theresia den tiefsten Groll erregte, um so mehr da der greise Cardinal Fleury der immer noch an der Spitze der Geschäfte stand, vor wenigen Wochen erst dem österreichischen Geschäftsträger in's Angesicht gesagt hatte, „es gebe kein Haus Oesterreich mehr.“ Ihn die Macht dieses Hauses in empfindlichster Weise fühlen zu lassen, darnach dürstete die hochstrebende Seele der Königin. Endlich hoffte sie durch Vermittlung Englands und Preußens alle deutschen Fürsten zum Krieg gegen Frankeich vereinigen und selbst den Kaiser Karl VII. von seiner Verbindung mit Frankreich losreißen zu können; unter dieser Bedingung war sie bereit seine Kaiserwahl anzuerkennen, wogegen der Kaiser die Wahl des Großherzogs Franz, ihres Gemahls, zum römischen König gewährleisten müßte, damit nach Karls VII. Tode die Kaiserwürde wieder an das Haus Oesterreich zurückfiele. Man sieht hieraus, welch hohe Ideen die große Herrscherin mitten in ihrem Unglück erfüllten; gingen sie auch nicht wie sie gehofft, alsbald in Erfüllung, so geben sie doch ein glänzendes Zeugniß einerseits von der warmen und unerschütterlichen Liebe Maria Theresia's zur deutschen Nation, deren Befreiung vom französischen Uebermuth ihr eifrigstes Streben war, andererseits von ihrem wahrhaft heroischen Muth und ihrem felsenfesten Vertrauen auf endlichen Sieg und auf neue Erhöhung ihres schmählich verrathenen Hauses und Reiches. — Am 28. Juli 1742 wurde der definitive Friede in Breslau geschlossen und sogleich ausgeführt, wobei beide Staaten eine rühmliche Nachgiebigkeit und Friedliebe zeigten. Der Kurfürst von Sachsen schloß sich demselben an; da seine Forderungen auf Landzuwachs in Böhmen oder Mähren kategorisch abgewiesen wur-

[redacted]

en, gab er endlich nach und unterzeichnete am 17. September 1742 den Frieden mit Oesterreich. Sachsen hatte durch seinen Anschluß an die Feinde Maria Theresia's nichts gewonnen, wohl aber seine Finanzen unheilbar ruinirt und sein Heer furchtbar zerrüttet (S. 88).

Wie bei allen seinen Handlungen so ließ sich Friedrich auch zu dem raschen Abschluß des Friedens mit Oesterreich und zur Preisgebung seiner Alliirten nur durch den Eigennutz und durch die schlaue und scharfe Beobachtung der Weltlage bestimmen. So konnte ihm der große Umschwung in England zu Gunsten Maria Theresia's nicht entgehen. Ende Januar 1742 war das Ministerium Walpole der Erbitterung des englischen Volks und dem Zorn des Parlaments über die schlechte Kriegführung des Jahres 1741 und über die feige Unterstützung Maria Theresia's erlegen, das neue Ministerium aber dessen Haupt der Staatssekretär Lord Carteret war, theilte vollkommen die Begeisterung des Volks für die edle Königin von Ungarn. Am 13. April 1742 votirte das Parlament, in der Ueberzeugung daß „Englands Wohlfahrt die Aufrechthaltung der Macht des Hauses Oesterreich fordere", der Königin von Ungarn eine Subsidie von 500,000 Pfund Sterling; das englische Volk aber erklärte sich bereit, derselben schwer bedrängten Fürstin ein freiwilliges National-Geschenk zu geben, was jedoch die englische Regierung aus engherziger Eifersucht zu verhindern wußte. Auch von der Subsidie wurden namhafte Abzüge gemacht, doch nicht in dem Maße wie im vorigen Jahre unter Walpole, welcher dem geldgierigen König Georg II. erlaubt hatte, von den der Königin von Ungarn bewilligten Kriegsgeldern nicht weniger als 50,000 Pfund an sich zu ziehen, für 12,000 Mann Hülfstruppen welche er Maria Theresia hätte stellen sollen, aber nicht gestellt hatte, so daß die Königin von Ungarn in Folge dieses und anderer Abzüge statt der bewilligten 300,000 Pfund bloß 220,000 Pfund während des J. 1741 von England erhalten hatte (S. 60). In dem J. 1742 be-

[redacted]

kam also Maria Theresia eine weit ansehnlichere Geldunterstützung; Geld aber hatte sie sehr nöthig, denn ihre Heere kosteten sie jeden Monat 800,000 Gulden. Auf diese Stimmung Englands nahm Friedrich schlaue Rücksicht, ebenso darauf daß auch in Deutschland die Stimmung der Fürsten und Völker sich täglich lebhafter der Königin von Ungarn, der Erbtochter des altehrwürdigen Kaiserhauses zuwandte, während der neue Kaiser sich theils durch seine Trägheit und Genußsucht theils durch seine jämmerliche Abhängigkeit von Frankreich Tag für Tag verächtlicher machte. Zugleich sah Friedrich die französisch-bayerische Armee in Prag und Böhmen dem rettungslosen Untergang preisgegeben; darum beeilte er sich sein Loos von dem seiner Alliirten zu trennen und so schnell als möglich seine Eroberung durch den Frieden zu sichern.

(Schluß folgt.)

VI.

Der staatliche Schulzwang in der Theorie und Praxis.

Es ist ein seltsamer Zug, welcher in unserer Zeit die Geister der Gebildeten aus der Schule des Liberalismus beherrscht, ein Zug der es begreiflich macht, wenn auf der andern Seite die Quelle desselben immer allgemeiner in der Organisation und organischen Thätigkeit des Freimaurerordens gesucht und gefunden wird. Wenn man die Unterordnung der Logen eines Landes oder einer Nation unter je einen leitenden „Großen Orient" und die diplomatischen Beziehungen der „Großen Oriente" zu einander in Anschlag bringt, dann erklärt es sich am einfachsten, daß auf einmal die näm-

[redacted]

lichen Ideen in den verschiedensten Ländern zur Geltung zu gelangen streben, wie das bei der Organisirung des Armenwesens, bei der Bekämpfung der Concordate, bei dem Verlangen nach der Civilehe und bei den neuen Regelungen des Schulwesens gegenwärtig überall geschieht.

Aber sollten denn die Ministerien welchen die Leitung dieser Angelegenheiten in den verschiedenen Staaten obliegt, sollten die Redner welche in den Kammern diese Dinge vertreten, sammt und sonders dem Freimaurerorden angehören? Das möchte gewiß Niemand behaupten, obwohl wir auch nicht in Zweifel zu ziehen geneigt sind, daß es bei einer erklecklichen Zahl dieser Herren allerdings der Fall ist. Aber auch abgesehen davon ist die geistige Richtung in allen leitenden Kreisen heutzutage schon an und für sich so gestaltet, daß sie den Ideen und Wünschen der Freimaurerei willig entgegenkommen. Hauptziel des Ordens ist Verdrängung jeder auf Uebernatürlichkeit basirten Religion, also besonders Bekämpfung der katholischen Kirche, somit nach den Zeitverhältnissen Ersetzung der katholischen Kirche in immer weiteren Kreisen durch den Staat. Dieß ist aber das Ziel nach welchem der Liberalismus auf den Ministerstühlen und in den Kammern gemeinsam hinstrebt, und es macht keinen wesentlichen Unterschied mehr, ob die Betreffenden selbst das Schurzfell tragen und selbst mit der Kelle arbeiten.

Was Hugo Grotius erst leise angedeutet, der Philosoph Spinoza aber bestimmt ausgesprochen hatte, daß nämlich die Inhaber der Staatsgewalt das Recht zu allem hätten was sie vermöchten; was Hobbes in dem Satze aussprach: der Träger der höchsten Gewalt im Staate habe wie überhaupt, so auch darin unumschränkte Gewalt, den moralischen und religiösen Lehrbegriff in seinem Lande zu bestimmen; er sei durch Gesetze nicht gebunden, und durch den Gehorsam gegen den Fürsten könne man nicht sündigen: das ist bei den Männern unserer Zeit in Fleisch und Blut übergegangen; das ist ihnen, ohne daß vielleicht alle der ganzen Tragweite bewußt sind,

[redacted]

eine Lieblingsidee geworden an deren Richtigkeit zu zweifeln nicht zulässig ist.

Während andere Leute sich wundern, wie am 21. Juli 1683 die Universität Oxford die Pflicht des leidenden Gehorsams in die Worte einkleiden konnte: „Lehrer und Katecheten sollten ihre Schüler fleißig und gründlich in der höchst nöthigen Lehre von der Unterwürfigkeit unter alle menschlichen Gebote um des Herrn willen unterrichten, sie sollten lehren, daß dieser Gehorsam rein und unbedingt sei"; während sie sich wundern, daß die Sorbonne sich in Anbetung der Macht Ludwigs XIV. zu dem Satze verirren konnte: alle Güter der Franzosen seien dem Könige eigen; daß der Parlamentspräsident Brulart 1677 die Aeußerung thun konnte: das Vaterland sei für den Franzosen gleichbedeutend mit dem Souverän welcher der Beschützer und Herr desselben sei — während sich andere Leute über derlei Lehren verwundern, spricht der Liberalismus heutzutage ganz ungescheut die analogen Sätze der parlamentarischen Allgewalt aus. So zum Beispiel: „Das Gesetz ist das öffentliche Gewissen." „Man kann ein Gesetz vom dogmatischen Standpunkte aus verdammen, als Staatsbürger muß man es beobachten." „Niemand kann von seinen religiösen Anschauungen die Berechtigung ableiten ein Gesetz oder eine Verordnung oder eine sonstige Bestimmung nicht auszuführen." Selbst vom Katheder aus kann man die Lehre vortragen hören: „Die menschliche Gemeinschaft kann das Ungerechte und Unvernünftige anordnen, und auch in dieser gottwidrigen Beschaffenheit behält das Recht sein bindendes Ansehen." „Recht und positives Recht sind gleichbedeutende Begriffe, es gibt kein anderes Recht als das positive." Das heißt mit andern Worten: was ein Machthaber anzuordnen beliebt, ist Recht; oder „Macht geht vor Recht." Also der berüchtigte alte Satz der römischen Institutionen lib. 1 Tit. 2: „Quodcunque principi placuit, legis habet vigorem" — in zeitgemäßes Gewand gekleidet!

Bei dieser Verwirrung der Begriffe welche eine Ver-

[redacted]

wirrung auch der Angelegenheiten der Länder zur Folge haben muß, eine Verkehrung der Verhältnisse bei denen die alten Begriffe von Recht und Unrecht sich nicht mehr zurecht finden, aber eben darum auch alle Bande eines geordneten, auf wahrhaft rechtlicher Grundlage ruhenden Zusammenlebens immer mehr gebrochen werden, muß man jeder Erscheinung Aufmerksamkeit schenken, welche geeignet ist einiges Licht in die chaotische Verwirrung der Geister zu bringen, einen Maßstab zur Orientirung in dem Ideenbabel des öffentlichen Lebens an die Hand zu geben. Zu den Erscheinungen dieser Art rechnen wir eine in unserer Nähe jüngst erschienene Schrift*).

Der Verfasser geht der Sache auf den tiefsten Grund, und darum untersucht er ganz mit Recht vorerst das Wesen und die Aufgabe des Staates. Er ist weit entfernt den Staat als eine Allerwelts-Beglückungsanstalt zu bekennen, er bezeichnet demnach auch Zöpfl's Ansicht, die Herrschaft des Rechtsgesetzes, die Hebung der öffentlichen Moral und die Beförderung des allgemeinen materiellen Wohlstandes sei gleichmäßig in der Aufgabe des Staates gelegen, ausdrücklich als Irrthum. Damit ist die Stellung des Verfassers zur Schulfrage principiell entschieden.

Wesentliche Aufgabe des Staates ist ihm nur der allseitige Rechtsschutz; denn alle übrigen Lebenszwecke können möglicher Weise durch die Einzelnen oder durch freiwillige Vereine Einzelner, ohne Dazwischentreten der Staatsgewalt, erreicht werden, so daß man behaupten kann, die gegenseitige Unterstützung resultire aus der Gesellschaft sozusagen von *selbst* und nur ausnahmsweise werde es eines Eingreifens der Staatsgewalt bedürfen. Deßhalb soll sich die Thätigkeit

*) Der staatliche Schulzwang in der Theorie und Praxis. Ein Beitrag zur Schulfrage von Dr. Joh. Ev. Diendorfer, Professor des Kirchenrechts. Passau 1868. Elsäffer und Waldbauer. S. 82. Preis 24 kr.

[redacted]

des Staates in den Dingen, welche nicht zum Rechtsschutze gehören, nach den Grundsätzen der gesunden Vernunft richten. Diese aber mißräth eine Vergeudung von Staatsmitteln für Zwecke die von Privaten, sei es einzeln oder durch Vereine, ebenso gut erreicht werden können, als durch den Staat.

Hieraus ergibt sich, daß der Verfasser keineswegs geneigt ist dem Staate principiell das Schulmonopol zuzugestehen; er räumt ihm das Recht ein Anstalten zu gründen, keineswegs aber das ausschließliche, selbst nicht für Diejenigen welche sich für ein öffentliches Amt heranbilden wollen. Wenn sich Jemand hiefür fähig erweist, so liegt das Recht zu untersuchen, wie und auf welchem Wege sich der Candidat die entsprechende Bildung erworben habe, „ebenso wenig in der Competenz der Staatsgewalt, als es ihr an und für sich zusteht die Art und Weise zu erforschen, wie und wo der Einzelne die Mittel erwirbt sich zu nähren und zu kleiden.“ Noch weniger hat der Staat ein ausschließliches Recht auf die Volksschule. Denn die Volksschule beschäftigt sich wesentlich mit Erziehung und diese ist naturrechtlich Sache der Eltern; ihnen und nicht dem Staate kommt daher auch die nächste Sorge der Erziehung zu. Die Schule ist in erster Linie eine Beihelferin für Vater und Mutter in den ersten Jahren der Kindheit und der jugendlichen Entwicklung; ihre Thätigkeit ist eine Fortsetzung oder Ergänzung der Familien-Thätigkeit. Das Schulmonopol des Staates ist demnach absolut zu verwerfen.

Eine andere Frage ist, ob dem Staate nicht doch der Lernzwang zugestanden werden könne, ob „der Staat nicht zufolge seiner Aufgabe die Befugniß habe einen gewissen Grad der Bildung — Elementarunterricht — von allen Staatsangehörigen zu fordern, und demgemäß auch das Recht in Ermanglung anderweitiger Unterrichtsmittel den Besuch einer Schule auch durch physische Nöthigung zu erzwingen?“ Nur dann könnte nach der wohlbegründeten Ansicht des Verfassers dem Staate dieses Recht zuerkannt werden, wenn sonst ein

[redacted]

nothwendiger Staatszweck geschädigt würde, oder Dritten eine Rechtsverletzung in wichtigen Dingen zuginge. Aber das ist aus zwei Gründen nicht der Fall. Erstens weil der Elementarunterricht an sich keine Bürgschaft für höhere Gesittung gibt, was die vorliegende Schrift mit Zahlen nachzuweisen sucht. Zweitens weil man gar nicht behaupten kann, daß ohne staatlichen Lernzwang nicht die weit überwiegende Mehrzahl der Kinder Elementarunterricht bekäme.

Interessant und den Deklamationen über den tiefen Stand der Schulbildung Frankreichs gegenüber belehrend ist, was der Verfasser über die Schulbildung dieses Landes, wo bekanntlich kein staatlicher Lernzwang herrscht, mit Zahlen belegt beibringt. In Frankreich besuchten im J. 1829 bloß 900,000 Kinder die Schule, im J. 1848 schon 3,700,000 und im J. 1861 gar 4,800,000. Daraus ergibt sich also ein stärkerer Schulbesuch als in Preußen oder doch in Berlin. Im J. 1863 gab es in Frankreich unter 37,500 Gemeinden nur mehr 910 welche keine Schule hatten, und unter ihnen 500 mit weniger als 300 Seelen, deren Kinder also gewiß am Schulbesuch in Nachbargemeinden theilnahmen.

Somit braucht dem Staate auch nicht das Recht des Lernzwanges zugestanden zu werden, auch dann nicht, wenn ohne denselben einige wenige Kinder Lesen und Schreiben nicht lernen. Der Staat kann ja seine Zwecke trotzdem erfüllen, jenen wenigen aber entgeht damit kein nothwendiges Gut.

Anders gestaltet sich die Sache, wenn man das Verhältniß der Kirche zur Schule betrachtet. Hier, bei der *religiös-sittlichen* Bildung, handelt es sich um ein nothwendiges Gut, um Erreichung der übernatürlichen Bestimmung des Menschen, deren Nichterreichung nicht unter die gleichgültigen oder minder bedeutenden Dinge gerechnet werden kann. Hier kommt das Interesse jedes einzelnen Kindes in Betracht, und ist das Recht eines jeden gleich verbindlich. Jedes Kind ist kirchlich berechtigt, eine solche Heranbildung

zu erlangen, daß es seine übernatürliche Bestimmung erreichen kann. Und wenn auch hier den Eltern wieder die erste Pflicht eingeräumt werden muß, so hat dennoch die Kirche welche für Eltern und Kinder in diesem Punkte einzustehen hat, „das Recht wie die Pflicht, die religiös-sittliche Erziehung der Kleinen in den Familien zu überwachen und bei Pflichtvergessenheit der Eltern helfend und ergänzend einzutreten, resp. die Erziehung der Kleinen selbst in die Hand zu nehmen.“ So der Verfasser.

Der fraglichen Pflicht war sich die Kirche auch stets wohl bewußt. Als Beweis hiefür wollen wir neben einer von dem Verfasser angeführten Stelle unter den vielen vorhandenen Bestimmungen nur folgende anführen. 1) Einen Kanon der eilften allgemeinen Synode vom J. 1179 welcher verordnet: „An jeder Kathedrale soll dem Magister welcher die Kleriker und arme Schüler gratis unterrichtet, ein zureichendes Beneficium angewiesen werden. Auch an anderen Kirchen und in Klöstern soll hierin das Nöthige geschehen. Für die Erlaubniß zu lehren darf keine Abgabe verlangt und solche Erlaubniß keinem Tüchtigen versagt werden.“ 2) Eine Verfügung der Reformsynode zu Mainz vom J. 813 welche im 45. Cap. aussprach: „Das Symbolum und das Vaterunser muß Jeder lernen; im Nothfalle soll er durch Fasten und andere Züchtigung dazu gezwungen werden. Jeder soll seine Söhne zur Schule schicken, entweder in ein Kloster oder außerhalb zu einem Priester.“ Wie man aus dieser Bestimmung ersieht, sprach die Synode einen Schulzwang aus, und einen solchen spricht der Verfasser bis zu einem gewissen Grade der Kirche auch jetzt zu, insoweit nämlich als sich die Nothwendigkeit ergibt für Pflichtversäumniß der Eltern einzutreten.

Aus diesem Grunde ist die vorliegende Schrift auch nicht entgegen, wenn der Staat da, wo es einmal so üblich geworden ist, den Schulzwang übt. Nur muß es unter Mitaufsicht und im Einklang mit der Kirche geschehen. Für

dem Fall möchten wir auch gleich auf einen Mangel aufmerk-
sam machen, der schon jetzt in ganz ungerechtfertigter Weis
bei unseren Schuleinrichtungen besteht. Es ist nämlich be
uns das 13. Lebensjahr als Schlußjahr des Besuches der
Elementarschule festgesetzt. Wie uns scheint: eine im Princip
verfehlte Bestimmung! Correkt ist der Schulbesuch nur dann
geregelt, wenn ein gewisses Maß von Kenntnissen und zwar
von wirklich praktischen Kenntnissen festgesetzt wird, dessen
Erreichung zum Austritte aus der Elementarschule und zum
Uebertritte in die Feiertags- oder Fortbildungsschule berech-
tigt. Dadurch würde nicht bloß den Eltern weniger weh
gethan, welche ihre zwölfjährigen Kinder zu manchen Arbeiten
benützen könnten, sondern auch der Schulunterricht würd
befördert.

Dahin spricht sich auch Rümelin, eine württembergische
Autorität in Schulsachen, in der „Zeitschrift für die gesammt
Staatswissenschaft", 24. Jahrgang 2. Heft aus. Ihm gilt al
besonders entscheidend „das Moment, daß die rücksichtslose
innerhalb derselben Gemeinde gleichmäßige Forderung eine
bestimmten Quantums von Schulzeit die Volksschule inner
lich lähmt und zu einem schwerfälligen, stagnirenden Institu
herabdrückt. Alles erfolgreiche menschliche Thun bedarf eine
fest vor Augen gestellten Zieles, eines nahe liegenden Motive
Der Volksschule fehlt ein solcher wirksamer Impuls und zwa
für Lehrer, Eltern und Schüler. Die mit banalen Beispiele
belegten Ermahnungen, daß der Fleißigere auch einer gesicher
teren Zukunft entgegensehe, rechne ich nicht dazu; sie sind i
den Augen der Jugend nur ein zweifelhafter Wechsel au
lange Sicht. Kein Eifer und Talent vermag den Bann de
Gesetzes abzukürzen, kein Stumpfsinn und keine Indolenz ih
zu verlängern. Der Begabte bleibt mit dem Unbegabten a
dieselbe Bank gefesselt; jener wird nicht weiter geführt un
dieser doch nur nothdürftig nachgeschleppt, bis für beide d
Stunde der Entscheidung schlägt."

Das ist eine gesunde Ansicht, welcher der angeknüpf

Vorschlag Rümelins entspricht, daß der Antritt des eilften Lebensjahres als Altersgrenze festgestellt werden sollte, vor welcher eine Zulassung zur Austrittsprüfung nicht gestattet werden könne. Damit würde sicher auch Dr. Diendorfer übereinstimmen, wie denn überhaupt das Praktische eines solchen Vorschlages unserer schablonenmäßigen Einrichtung gegenüber gar nicht verkannt werden kann.

Aber die unerläßliche Voraussetzung ist immer die confessionelle Schule, und daß der Kirche die Mitleitung derselben nicht entzogen werden will. Andernfalls wäre allerdings die Kirche durch die Rücksicht auf ihre Mission und die ihrer Leitung vertrauenden Gläubigen gezwungen, den ihr in übermüthiger Ueberhebung oder aus doktrinärem Unverstande hingeworfenen Fehdehandschuh aufzuheben und in Gottes Namen den Kampf für Freiheit und Recht zu wagen. Das müßte die Kirche im Interesse des Volkes thun, da, wie selbst Dahlmann anerkennt, kein Staat ohne Schaden am besten Theile seines Volkes zu nehmen, sich die Kinder zugeeignet hat, um sie nach seinem Gefallen zu bilden.

Das sollten nun freilich die Männer verstehen, welchen das entscheidende Wort in dieser Frage gegeben ist. Wahre und ächte Staatsmänner würden das auch verstehen. Sie müßten, wie Solaro della Margarita in seinem Uomo di Stato so schön dargestellt hat, Wissenschaft und Talent besitzen und in Folge dessen beurtheilen können, von welcher Bedeutung die rechte Erziehung und Heranbildung der Jugend ist; sie würden besonders Geschäftskenntniß besitzen und würden in Folge dessen wissen, daß eine Beeinträchtigung und Verkümmerung des kirchlichen Wirkens durch die Staatsgewalt stets zum Schaden der Völker ausgeschlagen hat. Sie würden fern seyn von Popularitätshascherei und würden nicht, um den Beifall einer werthlosen Presse oder verbissener Coterien zu erlangen, sich auf Wege drängen lassen welche zum Verderben der Völker führen. Sie würden endlich Religion besitzen und in Folge dessen nicht bloß selbst nicht Hand

an die religiöse Erziehung und Haltung der Völker legen, sondern würden es als ein Glück betrachten, wenn sich die Kirche eifrig um diese Erziehung und Haltung annimmt, würden dem Klerus der katholischen Kirche nicht bloß seinen Wirkungskreis nicht einzuschränken trachten, sondern einem solchen von irgend einer Seite her angeregten Trachten entgegentreten. Sie würden in dem Bewußtseyn, daß nicht ihnen, sondern den Bischöfen die Belehrung der Völker in religiös-sittlichen Dingen übertragen ist, den Mahnrufen des Episcopats ein geneigtes Gehör zu schenken als ihre Pflicht betrachten.

Das würden Staatsmänner, die gar wohl von reinen Juristen und einfachen Legisten oder „guten Beamten" unterschieden werden müssen, ohne Zweifel thun. Sie würden auch die kleine Schrift die wir wiederholt angeführt haben, als einen guten Beitrag zur Orientirung in der an sich einfachen, aber durch die Zeitumstände verworren gewordenen Schulfrage betrachten.

VII.

Zwei Postscripta zu den Badischen Briefen.

II.

Ende Mai 1868.

Haben Sie schon von Julian dem Apostaten gehört oder gelesen? Ich zweifle daran, denn Sie und Ihre Freunde sind keineswegs Liebhaber ernster Studien, am wenigsten geschichtlicher. Man beschränkt sich darauf, die Bücher der bestempfohlenen „Classiker" des Tages zu kaufen, in Halbfranz

oder noch eleganter gebunden in den Glasschrank zu stellen und — recht selten zu lesen.

Nun, Julian der Apostat war ein römischer Kaiser im vierten Jahrhundert bisheriger Zeitrechnung. Die Welt war im Ganzen bereits eine christliche geworden, der Kaiser selbst hatte das Bad der heiligen Taufe empfangen. Kaum aber trug er das Diadem, so spielte er „neue Aera“ im modernsten Style. Im frappantesten Widerspruch mit seinen officiellen Verheißungen nämlich strebte er die Christen auf das Innere ihrer Kirchen und Wohnstätten zu beschränken, die christliche Jugend totaler Verwilderung preiszugeben und den christlichen Glauben als Religion des Pöbels verächtlich zu machen. Eine Art „denkgläubigen“ Heidenthums sollte zur Herrschaft gelangen. Die unparteiische Geschichte kennt Entschuldigungen für das Unterfangen dieses Cäsars, den sie gebrandmarkt hat. Von Natur aus ein eitler Phantast ist Julian von heidnischen Professoren (natürlich altheidnischen, mein Bester, die in mehr als einem Stück von den modernheidnischen überholt werden) durch und durch verkehrt erzogen worden; er hatte als sechsjähriger Knabe den Mord seiner nächsten Anverwandten durch den getauften Kaiser Constantius erleben müssen und war mit Mühe selbst dem Tode entronnen; der Servilismus so manchen Hofbischofes sowie die Silbenstechereien vieler Theologen waren wenig angethan, ihn den Träumereien und dem Christenhasse seiner neuplatonischen Hof- und Leibphilosophen zu entreißen. Gründe genug, um Julians Bild in milderm Lichte erscheinen zu lassen als seine Politik im Innern wie nach außen eigentlich verdient!

Aber in den 1860ger Jahren nach Christi Geburt, auf dem Boden des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, in demselben Deutschland dessen christlicher Sinn als Hauptgrundzug des Volkscharakters so lange und laut gepriesen worden, nicht bloß mehr in Experimentirwinkeln des modernen Geistes, sondern in Bayern, im ohnehin tief zerrütteten und bedrängten Reiche der frommen Habsburger, unter dem Aus-

[redacted]

gefilde der Freiheit und Selbstverwaltung, in dieser „kaiserlosen schrecklichen Zeit“ auch noch Katholikenverfolgungen im Sinne des vor mehr denn 14 Jahrhunderten vermoderten Apostaten Julian — das kommt mir um so beweinenswerther und grauenhafter vor, je länger ich darüber nachdenke. Niemals war dieß irdische Jammerthal ein Paradies; stets machten Irrthum, Sünde und Leidenschaft sich breit unter dem Strohdache des Armen wie in Königspalästen, zu allen Zeiten mögen die Guten in der Minderheit geblieben seyn. Doch heute finde ich etwas Aergeres: den bewußten und gewollten Irrthum als einzig gültige Weisheit gegenüber gestellt der Lehre des fleischgewordenen Gottessohnes; das Laster in allen Formen und Lebensgebieten sich blähend als gesunde Sinnlichkeit und freie Sittlichkeit, ja sogar als das „wahre Christenthum“ gegenüber den Geboten Christi; die von Christushaß infernalisch durchglühte Leidenschaft sich aufdrängend als despotische Gesetzgeberin und vermeintlich unfehlbare Lehrerin der Völker. Das Crucifige erschallt herab von Thronen und heraus aus Kabinetten; es ist System gesetzgebender Versammlungen, guter Ton im Salon und das Schlagwort in den Kneipen des Proletariats. Das Crucifige ist zur Tendenz, zum Systeme geworden; es ist der faule Kern der über einen und denselben Kamm geschorenen „neuen Aeren“, welche als reife Frucht des reformatorischen Principes ganz oder vorherrschend katholische Länder und Gegenden verwirren, entzweien, ausplündern und tyrannisiren.

Am weitesten vorgeschritten in dieser Arbeit ist auf deutschem Boden der badische Musterstaat, wie dieser denn auch der erste gewesen von welchem noch zur Zeit des alten Bundestages Jungitalien der officiellen Anerkennung sich erfreute. Beschränken wir uns auf das religiös-kirchliche Gebiet; dieß ist nicht allein das wichtigste, über alles Uebrige entscheidende, sondern zugleich dasjenige in welchem Baden einzig noch Musterstaat bis jetzt geblieben ist und mit augenfälliger Zulassung von Seite der eigentlichen Landes-

[redacted]

herren an der Spree bleiben durfte, vielleicht bleiben mußte.

Der officiöse Artikel im Freiburger Katholischen Kirchenblatte vom 8. Mai 1867 klagt weiter: „Die so der meisten Mittel zur öffentlichen Existenz beraubten Katholiken beklagen endlich die vielerlei Beeinträchtigungen der innern Freiheit ihrer Kirche. Jede Sekte kann ohne Staatsgenehmigung vom Vereinsrecht Gebrauch machen, die Katholiken aber nicht, wenn sie klösterliche Vereine bilden wollen. Es ist allen antikatholischen Vereinen und Sekten gestattet, ohne jedes Zuthun der Regierung ihre Beamten zu wählen. Bei der Besetzung der katholischen Kirchenstellen — von den Dompfründen bis zur letzten Caplanei — schließt die Regierung die ihr nicht genehmen Candidaten „wegen regierungsfeindlichen Verhaltens“ aus. Selten werden für dieses Veto Gründe angegeben, der Verurtheilte wird über die Denunciation nicht gehört, und wenn die Kirchenbehörde einem solchen würdigen und tauglichen Bewerber die Pfründe übertragen will, so droht das Ministerium mit Temporaliensperre. Soweit die Gründe jener Einsprache bis jetzt geahnt wurden, bestehen sie wahrscheinlich, insbesondere bei höheren Kirchenstellen, in zu kirchlicher Gesinnung, bei andern darin, daß der Bewerber im Schulconflikt, bei Wahlen ꝛc. seine Pflicht als Diener der Kirche oder als Katholik erfüllt hat, daß er, ein Deutscher, Ausländer sei (dem doch das Indigenat stets ertheilt werden könnte). Dieses Verfahren widerspricht nicht bloß den allgemeinen Rechtsgrundsätzen, der Verfassung und Gewissensfreiheit sondern auch der erst noch 1860 garantirten Selbstständigkeit der Kirche.“

„Wie das kirchliche Aemterbesetzungsrecht, so steht die rein kirchliche Jurisdiktion und die Verwaltung des Kirchen-Vermögens faktisch unter der „Mitleitung“ des Ministeriums. In der Vereinbarung von 1861 hat der Herr Erzbischof die in der darauf beruhenden Verordnung vom November 1861 begrenzte Mitwirkung des Ministeriums bei der Verwaltung

des Kirchenvermögens und bei der Bestellung der Beamten des Oberstiftungsrathes zugegeben. Dieß geschah unter der Voraussetzung, daß der Oberstiftungsrath die Verwaltung der von dem Oberkirchenrathe direkt verwalteten und anderer katholischen Fonds erhalte und der Kirche die gebührende Mitaufsicht bei der Verwaltung des katholischen sogenannten nichtkirchlichen Vermögens (Schul-, Armen- und Spitalfonds) eingeräumt werde. Jetzt aber werden diese Bedingungen nicht erfüllt. Das Ministerium nimmt dem katholischen Oberstiftungsrath die Verwaltung der katholischen, vom Ministerium nicht als kirchliche anerkannten Fonds weg und überträgt sie dem Verwaltungshof."

„Die Ehen der Katholiken werden als staatliche Angelegenheit erklärt. Die Entscheidung über die religiöse Erziehung der Kinder ist der Einwirkung der Kirche entzogen. Das Gesetz von 1860 spricht solche dem Vater und in gewissen Fällen mit Staatszustimmung der Mutter zu, die Jurisdiktion hierüber lediglich dem „Staat". Kein Vertrag hierüber hat Gültigkeit. Welch weites Feld zum — Abfall vom katholischen Glauben! Die Regierung hat also jede Verbindung des Staates mit der Kirche, die staatliche Unterstützung ihrer Rechte, dagegen durchaus nicht die Staatsbevormundung der Kirche aufgegeben. Die Kirche ist nichts weniger als frei. Das Ausnahms-Strafgesetz gegen die Geistlichen droht gegen jeden „feindseligen Tadel" der Regierung oder gegen die Ausübung der zwischen Staat und Kirche streitigen Rechte mit schweren criminellen Strafen."

Ja freilich, die badische Regierung hat die Staatsbevormundung der Kirche nicht aufgegeben. Ganz gewiß! Sie hat trotz allen Protesten, Denkschriften, Deklarationen und Resolutionen kirchlicherseits, trotz völkerrechtlicher Verträge auf denen der Bestand des Großherzogthums selbst beruht, trotz Verfassung und Verheißungen von 1860 bis heute einen Vernichtungskrieg gegen die katholische Kirche wie gegen den christusgläubigen Protestantismus geführt. Und mit Erfolg,

[redacted]

in soweit Leben oder Tod der Kirche von äußern Einrichtungen abhängen. Schritt für Schritt wurden alle Lebensadern der Kirche unterbunden, Schritt für Schritt die Geistlichkeit so bedeutungs- und einflußlos als möglich für das öffentliche Leben gemacht. Die ehemalige Staatsbevormundung der officiellen Kirche und ihrer Organe ist dahin gediehen, daß Accisoren, Gendarmen, Polizeidiener, Postboten, in welchen Stellungen die katholischen Heloten nothgedrungen belassen werden, mit Absetzung bedroht und bestraft werden, falls sie sich erkühnen ein „Privatgewissen" haben zu wollen und etwa gegen einen Regierungs-Candidaten bei Wahlen zu stimmen.

Der officiöse Artikel des Kirchenblattes gesteht ehrlich genug ein, wie auf dem officiellen Gebiete Niederlagen über Niederlagen die Frucht des in Baden geführten Kampfes wider den modernen Staat oder vielmehr — da dieser moderne Staat mit seinem angeblichen Selbstzwecke genau besehen doch bloß als Sturmbock dient — wider die protestantisch-freimaurerische Propaganda gewesen. Gewalt geht vor Recht. Die Waffen der Feinde Christi können und dürfen von der Kirche Christi meistens gar nicht gebraucht werden; wider Ukase einer Macht hinter der ein willenloses Heer von Soldaten und Vollstreckungsbeamten jeglicher Art steht, verstärkt durch alle Christusfeinde und Kirchenhasser, hat die officielle Kirche einen schweren und in die Länge immer unhaltbaren Stand. Allerdings mit Lorbeern bedeckt ist der Heldengreis **Hermann** in die Gruft gestiegen, um den Himmel um einen Seligen, vielleicht Heiligen zu bereichern. Ihm verdankt nicht bloß das katholische Baden das Erwachen zu katholischem Selbstbewußtseyn. Allein er stieg in die Grube, aus der Offensive des Kirchenstreites in eine immer hoffnungsloser und matter werdende Defensive zurückgedrängt. Wäre Baden ein großes Reich für sich und stünde die Weltgeschichte still, etwa um dem badischen Trauerspiel bis zum letzten Akte beizuwohnen, so würde ich keine Wette darauf eingehen, es sei

nach 25 bis 30 Jahren von einer katholischen Kirche in Baden als einer bestehenden oder gar kämpfenden noch immer die Rede. Zum Glücke ist die officielle Kirche noch lange nicht das katholische Volk und liegt der Experimentirwinkel Baden äußerst abhängig fast mitten in Europa!

Der officiöse Schmerzensschrei schließt mit folgendem Appell: „Die badischen Katholiken haben eine ernste Aufgabe. Sie müssen sich organisiren und mit den übrigen süddeutschen Katholiken einigen. Die jetzige Lage derselben ist eine gefährlichere als die der Protestanten, welche in frühern Jahrhunderten unter der Herrschaft katholischer Fürsten waren, weil deren „gravamina“ von dem Corpus Evangelicorum vertreten wurden. Sie müssen verlangen, daß der Kirche die in der preußischen Verfassung garantirte Freiheit zu Theil werde. Sie müssen wie die Irländer unter O'Connell beharrlich, einig und opferwillig ihre Rechte wahren.“

Ja wohl, die süddeutschen Katholiken müssen sich einigen und als politische Macht auftreten; sie werden auch so auftreten. Doch bis etwas Erkleckliches hierin geschehen, wird noch viel Wasser den Rhein herablaufen und mancher Appell aus Baden wirkungslos verhallen. Will man von Rechten der Katholiken in Baden noch reden, so muß man doch zugeben, die Existenz der Kirche selbst sei von dem protestantisch-freimaurerischen Parteiregiment in Frage gestellt und dieses habe alle Waffen zum Angriffe, während die Katholiken der nöthigen Mittel zur Vertheidigung ihrer Rechte großentheils beraubt worden sind. Alles cum permissu superiorum an der Spree! Ja man fährt gegen die Kirche weiter vor bis über die Grenzen des Möglichen hinaus, bis in das Gebiet des Lächerlichen hinein. Letzteres Verdienst gebührt dem dermaligen Steuermann des im borussischen Fahrwasser dahinrasenden badischen Staatsschiffleins. Ich meine die famose Verordnung vom 6. September 1867 „die allgemein wissenschaftliche Vorbildung der Geistlichen betreffend.“

[redacted]

Wäre Herr Jolly der wirkliche Vater dieser Verordnung, so könnte man ihn als einen Wunderdoktor anstaunen, der über Nacht die Milch der Freiheit in gährendes Drachengift verwandelt. Höre man nur! Der §. 9 der 1860ger Freiheitsgesetze lautet bezüglich der „rechtlichen" Stellung der Kirche und kirchlichen Vereine wörtlich wie folgt: „Die Kirchenämter können nur an solche vergabt (!) werden, welche das badische Staatsbürgerrecht besitzen oder erlangen und nicht von der Staatsregierung unter Angabe des Grundes als ihr in bürgerlicher oder politischer Beziehung mißfällig erklärt werden." Wie vielen würdigen Priestern die badische Regierung seit 1860 ihr Indigenat nicht zu Theil werden ließ, und wie viele Pfründbewerber ohne Angabe irgend eines Grundes von ihr als mißfällig erklärt worden sind, können Sie von den Karlsruher Gesetzestreuen erfragen. Genügt notorisch schon der Besitz eines katholischen Taufscheines, um sogar indifferente Laien in den Augen dieser Herrn „minder angenehm" zu machen und im Staatsdienste zurückzusetzen, so versteht es sich von selbst, daß durch Pflichteifer oder Kenntnisse hervorragende Geistliche von vornherein als Staatsfeinde behandelt werden*).

---

*) Aus einer langen Reihe von Beispielen mögen zwei aus jüngster Zeit hier ein Plätzchen finden. Als zu Anfang vorigen Winters in Folge der Beförderung des derzeitigen Domdekans und Bisthumsverwesers Dr. Lothar Kübel die Stelle eines Conviktdirektors zu besetzen war, wurde kirchlicherseits natürlich der älteste Repetitor, der als Schriftsteller rühmlichst bekannte Dr. Stephan Braun, in Vorschlag gebracht. Allein die Regierung war entschieden gegen diese Ernennung. Ausnahmsweise ließ sie sich herbei ihren Grund anzugeben: Herr Dr. Braun redigirt das „Freiburger Katholische Kirchenblatt" und zwar mit solcher Gewandtheit, daß er bis zur Stunde vom Damoklesschwert der staats- und preßpolizeilichen §§. bezüglich der „Gefährdung der öffentlichen Ruhe und Ordnung" unberührt gelassen werden mußte. Die katholische Haltung des Kirchenblattes ward dem Diener der Kirche zum Verbrechen angerechnet.

[redacted]

Paragraph 9 besagt weiter: „Die Zulassung zu einem Kirchenamte ist regelmäßig durch den Nachweis einer allgemein wissenschaftlichen Vorbildung bedingt. Der Umfang derselben und die Art des Nachweises werden durch eine Verordnung bestimmt.“ Mochte man nun im Publikum durch die anderweitigen staunenswerthen Consequenzen, welche in Karlsruhe aus dem Freiheitsgesetze vom 9. Oktober 1860 fort und fort zu Ungunsten der Kirchen gezogen wurden, allzu sehr beschäftigt seyn; mochte man annehmen, die angekündigte Verordnung werde sich auf eine Formalität beschränken und die jungen Geistlichen nicht abermals unter ein neues Ausnahmsgesetz stellen; oder mochte man gar glauben, die Staatsweisen hätten aus den zahlreichen mißliebigen Erfahrungen welche sie seit dem unverantwortlichen Sturze der Convention gemacht, doch irgend etwas gelernt — man dachte nicht an die Schlußsätze des §. 9. Da erschien plötzlich die landesherrliche Verordnung vom 6. September 1867. Keineswegs die Juristen, Mediciner, Cameralisten oder Philologen, sondern einzig und allein die Theologen, beziehungsweise Vikare sollen längstens 1½ Jahre nach Beendigung ihrer Universitätsstudien einer Staatsprüfung sich unterziehen. Und zwar die katholischen Theologen gemeinsam mit den Eleven des Seminardirektors Schenkel.

Als Examinatoren funktioniren unter dem Vorsitze eines confessionslosen Ministerialrathes Professoren der Universitäten, des Polytechnikums oder der Mittelschulen. Die Prüfungs-Candidaten haben allerlei Nachweise vorzulegen, insbesondere dasselbe Maturitätszeugniß, das bis 1. Januar 1868 als

---

Der Mißfälligste aller Mißfälligen dürfte Domcapitular Weikum seyn. Diesen würdigen Priester will das Ministerium des „freien Staates“ nicht einmal als einfaches Mitglied der Aufsichtscommission des collegii theologici der „freien Kirche“ toleriren und soll eifrig angefragt haben, woher es komme, daß sein Name als solches im neuesten Personalschematismus der Erzdiöcese trotzdem verzeichnet stünde.

vollgültiger Beweis der allgemein wissenschaftlichen Vorbildun
auch für badische Theologen angesehen worden ist, sowie de
Nachweis über das Indigenat. Der Examinand hat „nic
allzu schwierige Stellen“ aus lateinischen und griechische
Prosaikern oder leichtern Dichtern vom Blatt weg zu übe
setzen und zu commentiren, auch „einen lateinischen St
nach deutschem Diktat ohne erhebliche Fehler zu fertigen“;
muß eine übersichtliche Kenntniß der Geschichte der Phil
sophie nach ihren Hauptepochen nachweisen, ebenso der deu
schen Literatur und der „Classiker“ von Klopstock an bis a
Heinrich Heine, Gutzkow und Compagnie. Endlich ist in d
Prüfung nachzuweisen ein Ueberblick über die allgemein
Weltgeschichte, genauere Kenntniß der Geschichte der europä
schen Staaten, insbesondere Deutschlands seit dem Anfang
des — sechszehnten Jahrhunderts, „so daß wenigstens d
entscheidenden Thatsachen nach Jahreszahl und innerem Zu
sammenhang (!) angegeben werden können.“ Den würdige
Schluß der Prüfungsgegenstände bildet die Zumuthung di
Staatsverfassung des Großherzogthums Baden, insbesonder
auch die „rechtliche“ Stellung der Kirchen und kirchliche
Vereine im Staate zu kennen. In der lateinischen Sprach
Geschichte und im badischen Verfassungs- und Staatskirchen
rechte wird mündlich und schriftlich geprüft. Wer in diese
letztgenannten Fächern durchfällt, kann nach Ablauf eine
Jahres sein Glück nochmals erproben. Besteht er aber zu
zweitenmale nicht, so wird er nicht mehr zur Prüfung z
gelassen, zugleich aber auch — niemals zu einem Kirche
amte. Diese Verordnung ist gültig für alle Theologen, welc
seit 1862 ihre theologische Staatsprüfung in Karlsruhe b
standen haben oder zu katholischen Priestern geweiht worde
sind. Dispens in Gnaden steht in Aussicht allen, welche vo
der Verkündung dieser Verordnung ab um solche bitten un
zugleich „entsprechende Nachweise ihrer allgemein wissenschaf
lichen Vorbildung liefern“, d. h. dasselbe Maturitätszeugni
vorlegen, das auch in Zukunft für alle Arten studirter un

[ge]nirter Menschenkinder mit Ausnahme der Theologen als [ge]nügender Nachweis gelten soll.

Genau besehen, mein Verehrter, ist diese Verordnung [we]sentlich die Ausdehnung der Examinationsordnung vom [.] Juni 1828, welche der protestantische Landesbischof für [d]ie protestantischen Candidaten der Theologie erließ, auf die [ka]tholischen Theologen. An diese Examinationsordnung haben die Helden der neuen Aera offenbar gedacht, als sie 1860 die [F]reiheit und Selbstständigkeit der Kirchen proklamirten und [d]en erwähnten §. 9 der Freiheitsgesetze vom 9. Oktober 1860 [z]immerten. Das widerhaarige unbequeme Kirchenregiment entwaffnen, indem man die junge disciplinirte Armee desselben zur Fahnenflucht treibt; die besten Soldaten durch Aushungern zur Ergebung auf Gnade oder Ungnade zwingen, da ja die Verleihung jedes Amts, auch in der Kirche, in die Hände des confessionslosen Staates gelegt werden soll; den Candidaten des katholischen Priesterstandes das Studium der Theologie zur Nebensache machen, weil ihnen die alten heidnischen Schriftsteller, die sogenannten Reformatoren, sowie die sogenannten deutschen Classiker von Klopstock bis auf Waibel und Adolph Bube schon deßhalb vor allen Disciplinen der katholischen Theologie gehen müssen, um Gnade vor den Karlsruher Staatsexaminatoren zu finden — das ungefähr sind die humanen Absichten der neuen Verordnung. Und das Examen selbst, welch ein Schaustück! Lauter schwarzbefrackte Examinatoren des confessionslosen Staates, die Zöglinge des Schenkelchristenthums zusammengepferdht mit denen des Doktor Alban Stolz, jene voll Zuversicht und Siegesgewißheit, diese voll Befangenheit und Angst durch Aeußerungen katholischen Bewußtseyns eine persona minus grata und folgerichtig brodlos zu werden!!

Und wie schlau ist Alles ausgedacht! Wer das erstemal nicht ehrerbietig genug vom classischen Alterthum redet, die Segnungen der Reformation nicht sattsam betont, oder gar behaupten würde, ein volles Dutzend moderner Classiker oder

vollgültiger Beweis der allgemein wissenschaftlichen Vorbildung auch für badische Theologen angesehen worden ist, sowie den Nachweis über das Indigenat. Der Examinand hat „nicht allzu schwierige Stellen“ aus lateinischen und griechischen Prosaikern oder leichtern Dichtern vom Blatt weg zu übersetzen und zu commentiren, auch „einen lateinischen Styl nach deutschem Diktat ohne erhebliche Fehler zu fertigen“; er muß eine übersichtliche Kenntniß der Geschichte der Philosophie nach ihren Hauptepochen nachweisen, ebenso der deutschen Literatur und der „Classiker“ von Klopstock an bis auf Heinrich Heine, Gutzkow und Compagnie. Endlich ist in der Prüfung nachzuweisen ein Ueberblick über die allgemeine Weltgeschichte, genauere Kenntniß der Geschichte der europäischen Staaten, insbesondere Deutschlands seit dem Anfange des — sechszehnten Jahrhunderts, „so daß wenigstens die entscheidenden Thatsachen nach Jahreszahl und innerem Zusammenhang, (!) angegeben werden können.“ Den würdigen Schluß der Prüfungsgegenstände bildet die Zumuthung die Staatsverfassung des Großherzogthums Baden, insbesondere auch die „rechtliche“ Stellung der Kirchen und kirchlichen Vereine im Staate zu kennen. In der lateinischen Sprache, Geschichte und im badischen Verfassungs- und Staatskirchenrechte wird mündlich und schriftlich geprüft. Wer in diesen letztgenannten Fächern durchfällt, kann nach Ablauf eines Jahres sein Glück nochmals erproben. Besteht er aber zum zweitenmale nicht, so wird er nicht mehr zur Prüfung zugelassen, zugleich aber auch — niemals zu einem Kirchenamte. Diese Verordnung ist gültig für alle Theologen, welche seit 1862 ihre theologische Staatsprüfung in Karlsruhe bestanden haben oder zu katholischen Priestern geweiht worden sind. Dispens in Gnaden steht in Aussicht allen, welche von der Verkündung dieser Verordnung ab um solche bitten und zugleich „entsprechende Nachweise ihrer allgemein wissenschaftlichen Vorbildung liefern“, d. h. dasselbe Maturitätszeugniß vorlegen, das auch in Zukunft für alle Arten studirter und

mirter Menschenkinder mit Ausnahme der Theologen als nügender Nachweis gelten soll.

Genau besehen, mein Verehrter, ist diese Verordnung wesentlich die Ausdehnung der Examinationsordnung vom 1. Juni 1828, welche der protestantische Landesbischof für die protestantischen Candidaten der Theologie erließ, auf die katholischen Theologen. An diese Examinationsordnung haben die Helden der neuen Aera offenbar gedacht, als sie 1860 die Freiheit und Selbstständigkeit der Kirchen proklamirten und den erwähnten §. 9 der Freiheitsgesetze vom 9. Oktober 1860 zimmerten. Das widerhaarige unbequeme Kirchenregiment entwaffnen, indem man die junge disciplinirte Armee desselben zur Fahnenflucht treibt; die besten Soldaten durch Aushungern zur Ergebung auf Gnade oder Ungnade zwingen, da ja die Verleihung jedes Amts, auch in der Kirche, in die Hände des confessionslosen Staates gelegt werden soll; den Candidaten des katholischen Priesterstandes das Studium der Theologie zur Nebensache machen, weil ihnen die alten heidnischen Schriftsteller, die sogenannten Reformatoren, sowie die sogenannten deutschen Classiker von Klopstock bis auf Waibel und Adolph Bube schon deßhalb vor allen Disciplinen der katholischen Theologie gehen müssen, um Gnade vor den Karlsruher Staatsexaminatoren zu finden — das ungefähr sind die humanen Absichten der neuen Verordnung. Und das Examen selbst, welch ein Schaustück! Lauter schwarzbefrackte Examinatoren des confessionslosen Staates, die Zöglinge des Schenkelchristenthums zusammengepfercht mit denen des Doktor Alban Stolz, jene voll Zuversicht und Siegesgewißheit, diese voll Befangenheit und Angst durch Aeußerungen katho- tholischen Bewußtseyns eine persona minus grata und folgerichtig brodlos zu werden!!

Und wie schlau ist Alles ausgedacht! Wer das erstemal nicht ehrerbietig genug vom classischen Alterthum redet, die Segnungen der Reformation nicht sattsam betont, oder gar behaupten würde, ein volles Dutzend moderner Classiker oder

noch mehr seien lange nicht würdig einem einzigen Kirchenlehrer die Schuhriemen aufzulösen: der fällt durch ohne Gnade und Barmherzigkeit. Kommt er nach einem Jahre wieder, so wird er Versäumtes sicher nachholen, denn sonst blieben ihm ja die Pforten des armseligsten Pfarrhofes per omnia saecula saeculorum verschlossen. Und dann erst die curricula vitae und schriftlichen Arbeiten, woraus der confessionslose Staat Herz und Nieren jedes Bewerbers um ein Kirchenamt zu prüfen vermag! Ja fürwahr, der Allah der modernen Cultur ist groß, nichts soll mehr fortbestehen neben diesem Allah und am Landgraben zu Karlsruhe sitzen seine Propheten. Wenn sie nur auch ein klein Bischen mehr vom Wesen und Leben der katholischen Kirche oder wenigstens vom Kirchenrechte verstünden. Derlei aber sind ihnen böhmische Dörfer und deßhalb trifft sie jeden Augenblick das Mißgeschick sich öffentlich zu blamiren. Und so sicher als zweimal zwei vier ausmachen, läuft der Erfolg der landesherrlichen Verordnung vom 6. September 1867 auf ein abermaliges Fiasko der Rathgeber des Landesherren hinaus. Die Sache ist einfach. Das auf Förderung der Intelligenz so erpichte Ministerium Mathy-Jolly hat dießmal einer Einsicht sich verschlossen, der selbst Sie, mein scharfblickender Freund! nimmermehr sich verschließen würden. Oder gedächten auch Sie die Thatsache anzuzweifeln, daß zu jedem Examen zweierlei Leute gehören, nämlich Examinatoren und Examinanden? Auf diesen wichtigen Umstand hätte das erzbischöfliche Ordinariat die Staatsweisen am Landgraben zweifelsohne auch dann aufmerksam gemacht, wenn letztere keine Unterhandlungen in Freiburg versucht hätten.

Allein Ihr Freund Jolly ist großmüthig, versöhnlich über die Maßen trotz seines jugendlichen Alters und heißblütigen Temperaments. Er denkt an keine Kirchenverfolgung; was ich thue (flötet er Tag für Tag und so trompeten es seine Leibblätter der Welt in die Ohren), was ich thue, das muß ich thun, es ist ja Gesetz, handgreifliche Staatsange-

legenheit. Auch gelegentlich der Ausdehnung der protestantischen Examinationsordnung von 1828 auf die katholischen Theologen versuchte Herr Jolly das erzbischöfliche Ordinariat in's Mitleiden zu ziehen. Natürlich umsonst, umsonst auch dann, wenn Herr Jolly versucht hätte mindestens durch Scheingründe darzuthun, die projektirte Verordnung sei „selbstverständlich und nothwendig, am allermeisten aber im Interesse der jungen Theologen selbst geboten.“ Noch unterm 14. Juni 1867 schrieb Herr Jolly nach Freiburg, die „evangelische Kirchenbehörde“ habe bereits am 24. Mai sich über den Verordnungsentwurf eingehend (und natürlich völlig zustimmend) erklärt, und schloß das Monitorium mit folgendem Passus: „Wir würden es aufrichtig bedauern, wenn wir in Folge weiterer Verzögerung der dortigen Aeußerung die berührte Verordnung erlassen müßten, ohne die etwaigen Wünsche Wohldesselben entgegen genommen zu haben, deren thunlichste Berücksichtigung innerhalb der gegebenen Principien wir erzbischöflichem Ordinariate schon in unserm Erlasse vom 23. April l. Js. Nr. 5246 in Aussicht gestellt haben.“

In den „Officiellen Aktenstücken“ stehen nun amtliche Beweise in Masse zu Diensten, wie ganz und gar „unthunlich“ die Karlsruher Culturstaatlichen es regelmäßig finden, den berechtigtsten Forderungen, geschweige den Wünschen des Ordinariates Rechnung zu tragen. Schon unterm 17. April hatte letzteres dem Verordnungsentwurfe gegenüber sein wohl motivirtes non possumus in die Residenz gelangen lassen. Der feierliche Protest ward unterm 25. Juli wiederholt mit der Schlußerklärung: „Wir müssen deßhalb und da diese projektirte Verordnung in ihren Folgen sogar die Existenz der katholischen Kirche im Großherzogthum Baden zu gefährden geeignet erscheint, jede diesseitige Mitwirkung beim Vollzuge dieses Verordnungsentwurfes versagen. Wir thun dieses im Drange unseres Gewissens, zudem ausdrücklich dazu aufgefordert durch unsern hochwürdigsten Herrn Erzbischof, Hochwelcher nur mit dem größten Erstaunen und tiefstem Seelen-

schmerz von dem Entwurf fraglicher Verordnung Kenntniß genommen und erklärt hat, daß Hochderselbe die Rechte der Kirche gegen solche Verletzung vertheidigen werde, sollten ihm in seinem hohen Greisenalter deßhalb auch die bittersten Leiden bereitet werden." Natürlich verfing dieser Protest so wenig als eine Reihe früherer Proteste wider ähnliche Gewaltakte. Das Regierungsblatt publicirte die Verordnung vom 6. Sept. 1867 am 12. September. Schon zwei Tage später kam die Veröffentlichung der ganzen Verhandlung nebst folgender Erklärung des Erzbischofs Hermann in das Anzeigeblatt der Erzdiöcese:

„Die oberhirtliche Stelle hat, wie die hier folgenden Aktenstücke darthun, gegen die nunmehr im Regierungsblatt vom 12. d. Mts. Nr. 38 publicirte staatliche Verordnung vom 6. d. Mts. in motivirter Weise Verwahrung eingelegt. Gestützt auf die in diesen Erlassen Unseres Ordinariates enthaltenen Gründe und kraft Unserer oberhirtlichen Pflicht — untersagen Wir andurch den Geistlichen und den Candidaten des geistlichen Standes in Unserer Erzdiöcese, sich irgendwie bei dieser Staatsprüfung zu betheiligen, d. h. um Zulassung zu oder Erlassung von derselben anzusuchen oder sich dieser Prüfung zu unterziehen."

Damit, mein lieber Freund, war die Sache kirchlicherseits abgethan. Wäre Herr Jolly auch minder gewaltthätig und rücksichtslos, dießmal hätte er im Interesse des standrechtlichen Gesetzes wegen „Gefährdung der öffentlichen Ruhe und Ordnung" sowie des freiheitlichen Ausnahmsgesetzes wider die Geistlichen energisch auftreten können und folgerichtig müssen. Ihre Verletzung war eklatant. Herr Jolly jedoch verschluckte die Pille und blieb zu nicht geringer Verwunderung seines entschiedenen Anhanges mäuschenstille. Mochte die Humanität auch die 95 Lebensjahre, sowie die ebenso hartnäckig als grundlos behauptete „totale Unzurechnungsfähigkeit" des Erzbischofs als Feigenblatt gebrauchen, weßhalb wurde denn gegen die Mitschuldigen des

[redacted]

lichen Greises, gegen die Mitglieder des Ordinariates nicht strafgerichtlich eingeschritten? Wer ein Gesetz oder eine Verordnung vom Stapel läßt, ohne den Muth oder die Macht der Durchführung zu besitzen, der hilft den Ast absägen auf welchem er selbst sitzt, und macht sich lächerlich.

Die Leidenschaft ist von jeher der schlechteste Rathgeber gewesen. Ja, mein Beßter, hätte nur ihr staatsmännischer Freund in Karlsruhe erwogen, wie zu jedem Examen Examinanden gehören, wie man solche zwar mit Gendarmen per Schub in die Residenz schleppen und ihnen etwa vom Schlosser den Mund öffnen, nimmermehr aber sie zwingen kann sich examiniren zu lassen — er wäre mit seiner Verordnung hübsch daheim geblieben und hätte ein dreifaches Fiasko sich erspart. Ja, ein dreifaches Fiasko! Er ließ die handgreiflichste Renitenz des Erzbischofs und der Kirchenbehörde wider die culturstaatliche Allmacht unbestraft; er hat seitdem dem Staatsexamen unterworfene Pfründbewerber abgewiesen, weil sie keine Dispense von diesem Staatsexamen eingeholt hatten, allein die Zahl der um solche Dispens Nachsuchenden dürfte weit länger Null heißen, als er Minister. Federleicht war es ihm Examinatoren zu creiren, und die Zöglinge Schenkels werden Mann für Mann zur bestimmten Stunde im Saale stehen, um sich gehorsamst gemäß der Verordnung vom 6. September nochmals prüfen zu lassen. Aber das Ganze wird zur Komödie, weil Diejenigen durch Abwesenheit glänzen, für welche die Verordnung hauptsächlich gemünzt war, nämlich die katholischen Geistlichen und Candidaten der Theologie. Bis Sie diese Zeilen zu Gesichte bekommen, ist die Frage entschieden, denn im Juni soll das Schauspiel zum ersten und äußerst wahrscheinlich auch zugleich letztenmale aufgeführt werden.

Allerdings, so wenig Prophetengabe dazu gehört, um das Wegbleiben der katholischen Theologen von culturstaatlichen Examen vorauszusehen, so unberechenbar sind die Leute der „neuen Aeren." Bei der landkundigen Verbissenheit und

Feindseligkeit welche in hohen Kreisen endemisch geworden, kann man nicht wissen, ob der Vernichtungskrieg gegen die Kirche nicht energisch fortgesetzt wird. Diese hat moralisch gesiegt und zwar so entschieden, daß alle besseren Elemente mit ihr sympathisiren und daß man heute mit Fug und Recht von einem katholischen Volke im ehedem so arg verlotterten Baden reden kann. Dagegen als Rechtssubjekt hat die Kirche, wie das immer und überall zu gehen pflegt, der Staatsgewalt gegenüber fast regelmäßig den Kürzern gezogen. Scheinsiege und ephemere Erfolge sind aber bekanntlich hinreichend, um verblendete Kirchenfeinde trunken zu machen und gegen Abgründe vorwärts zu treiben, vor denen jeder klar gebliebene und ruhig überlegende Mensch erschreckend zurückweicht.

Ja, ja, mein Bester! in Baden ist jene Sorte von Partikularisten, welche für den Fortbestand des Großherzogthums reden, geschweige irgend ein Opfer brächten, nahezu ausgestorben. Die seit 1860 grassirende Aufklärungsseuche zumeist hat sie weggerafft. Bräche der Krieg mit Frankreich los, man würde curiose Dinge in Ihrer Heimath erleben. Nicht als ob man in den Kanonenkaiser verliebt wäre. Gott bewahre! man sieht diesen verunglückten Affen der Vorsehung vergnüglich in seinen Nöthen zappeln. Aber die Franzosen wären doch unvergleichlich willkommnere Gäste als die Preußen. Ebenso verzeihlich als begreiflich. Die Leute sind in ihrem Handel und Wandel auf die westlichen Nachbarn angewiesen; der Nachklang französischer Sympathien aus der Rheinbundszeit fibrirte fort und fort; das Erstarken deutscher Gesinnung, das 1859 so erfreulich sich geoffenbart hat, mußte seit 1860 aufhören. Der süddeutsche Haß gegen den Norden, das instinktive Mißtrauen gegen die Berliner Politik erhielt die reichlichste Nahrung. Das katholische Volk insbesondere hat sich in die Meinung verrannt, Preußen behandle seine Katholiken lediglich aus Gründen der Opportunität leidlich, dafür habe dasselbe seinen Vasallenstaat Baden der protestantisch-

[redacted]

[fr]eimaurerischen Propaganda als einen Experimentirknochen [v]orsichtlich überlassen.

Mein bester Herr Rath! der Krug geht zum Brunnen, [bi]s er bricht, und der badische Krug wird in demselben Mo[m]ent in Scherben zerfahren, in welchem ein Retter von Außen her an der Grenze erscheint, mag er Krieg, Revo[lu]tion oder anders heißen. Darin besteht die Hauptterrun[gen]schaft der Staatsweisen, welche seit länger als 8 Jahren mit dem ganzen Fanatismus der Sekte aus Baden einen Musterstaat nach dem Herzen der Geheimen zu zimmern trachten. Ich weiß wohl, Ihre Freunde in Bayern wie in Cisleithanien ergrimmen bloß, falls man die Wahrheit sagt. Lassen Sie nur meine jüngsten Briefe über Baden in natio[n]alvereinlichen Kreisen circuliren, so wird man sehr gering[s]chätzend und souverän von Ausgeburten eines ultramontan [er]hitzten Gehirnes reden, dem jegliche Spur des Verständ[n]isses für Realpolitik abgehe. Doch lassen Sie sich selbst von Ihrem Berliner Intimus Schulze nicht völlig irre machen. Falls Sie sich um der Wahrheit willen die Mühe nicht verdrießen lassen meine vergilbten Briefe zu lesen, so dürften Sie denn doch schwerlich auch nur Ein erhebliches Dementi herausbringen.

Doch ich bin müde. Zur guten Letzt nur noch über den neuesten Geniestreich des badischen Staatsministeriums.

Daß man den Hirtenstab des verewigten Erzbischofs Hermann weit lieber in den Händen eines Stuhlmeisters sähe als in denen eines kirchlich gesinnten Mannes, ist ebenso begreiflich als verzeihlich. Zum Leidwesen der Culturstaatlichen hat der vielgeprüfte Kirchenfürst sein Haus wohl bestellt, seine geistliche Machtvollkommenheit ist auf den Bisthumsverweser Weihbischof und Dombecan Lothar Kübel übergegangen, und bezüglich der Wahl des neuen Erzbischofs sind sehr präcise Bestimmungen seit der Errichtung des Erzbisthums vorhanden. Die Regierung besitzt unter andern das Recht ihr minder angenehme Candidaten zu streichen, doch

eine zu einer Wahl genügende Anzahl muß sie stehen lassen. Vom Domcapitel wurde nun folgende Candidatenliste aufgestellt: Bischof v. Ketteler von Mainz, Weihbischof Baudri von Köln, Bischof Eberhard von Trier, Martin, Bischof von Paderborn; dann aus der Erzdiöcese Freiburg selbst die hochwürdigen Herrn Bisthumsverweser, Domdekan und Bischof von Leuka i. p. i. Lothar Kübel, die Domcapitulare Dr. Orbin und Weikum sowie geistl. Rath Miller, Pfarrer von Krotzingen im Breisgau. Wie Sie sehen, mein würdiger Herr Rath, so hat man es verstanden der preußischen Hegemonie Rechnung zu tragen und der Regierung weiten Spielraum gelassen. Weit bis zur Ungebühr. Denn wenn Sie ein klein wenig nachdenken, so werden Sie selbst es traurig oder auch hochkomisch finden, daß ein Schenkel-gläubiges Ministerium, das Ministerium eines confessionslosen Staates, von welchem die Freiheit und Selbstständigkeit aller möglichen Kirchen proklamirt wurde, sogar bei der Wahl eines katholischen Erzbischofs fort und fort das entscheidende Wort sprechen will.

Ihr Freund Jolly hat mehr geleistet, er hat dießmal sich selbst übertroffen und, soweit der Brief aus Baden berichtet, mit dem raschesten Griffe. Am 6. Mai wurde die Wahlliste aufgestellt, am 10. gelangte dieselbe nach Karlsruhe und schon am 11. wurden alle Candidaten, die preußischen eingeschlossen, gestrichen bis auf einen einzigen. Nicht wahr, ein genialer Staatsstreich, so eine Wahl ohne Auswahl? Freilich wurde dem Domcapitel zugemuthet, die Wahlliste zu ergänzen. Mag solche Zumuthung der horribeln Unkenntniß kirchlichen Rechts entsprossen seyn, an welcher die meist jugendlichen Lenker des weiland musterstaatlichen Schiffleins notorisch laboriren; oder mögen sie im Vollgefühle der Staatsallmacht sich vorgenommen haben, fort und fort Listen einzuverlangen und fort und fort Candidaten zu streichen, bis endlich ihnen genehmere kommen, z. B. Herr Stuhlmeister Kaspar Bluntschli oder fast noch besser Herr Ronge kurz-

[redacted]

ng: das gilt gleich. Das Domcapitel durfte auf keine Ergänzung der Wahlliste eingehen und ist verbürgten Nachrichten zufolge auch keineswegs darauf eingegangen. Was nun? Nun, man kann kirchlicherseits den weitern Verlauf der Angelegenheit sehr gemüthsruhig abwarten. Im ungünstigsten Falle werden die Hoffnungen der Karlsruher Entwickelungsmeister doch zu Schanden; denn der neuen Aera in Baden stehen so wenig als in Bayern oder Cisleithanien Wessenberge zu Diensten, die sich schmiegsam und biegsam zu Staatsknechten degradiren ließen. Tempora mutantur: so steht schon in Ihrem Ovid, bester Herr Rath, et nos mutamur in illis! soll man sich am Hofe zu Karlsruhe in die Ohren raunen.

Schließlich noch die Notiz, daß ehrlich gebliebene Juristen in Baden sich mehr und mehr zu schämen scheinen, auf Grund des Haupthebels der culturstaatlichen Regierungskunst, nämlich der aus der Standrechtszeit stammenden Paragraphen bezüglich der „öffentlichen Ruhe und Ordnung“ verurtheilende Erkenntnisse zu fällen und dadurch die beispiellose Parteiwirthschaft fort und fort zu stützen. Unaufhörlich ruft die Lakaienpresse nach der Polizei wider die katholische, Herr Jolly ist ein gefälliger Mann und mancher Staatsanwalt beinahe noch gefälliger als er. Namentlich der Zorn wegen der so unerwarteten und gewaltigen Wahlniederlage vom 18. Februar gebar eine ganze Reihe von Prozessen wider die Oppositionspresse. Doch Herr Jolly machte wenig Glück damit. Der wieder einmal und zwar vierfach drangsalirte „Badische Beobachter“ ist völlig frei gesprochen worden. Den ärgsten Spuk aber spielte unserm Premier der Abgeordnete Lindau. In demselben Momente, in welchem die Zollparlamentsabgeordneten Kirsner und Bluntschli ihre mehr als zweideutigen Wahlsiege öffentlich und großartig feierten, fand man sich bemüßigt, dem Abgeordneten Lindau die Besprechung mit seinen Wählern von vornherein unmöglich machen zu wollen unter dem Vorwande

[redacted]

der Befürchtung von Ruhestörungen, im Interesse der öffentlichen Sicherheit. Empörend wenn man an den Mannheimer Schandtag (23. Februar 1865) und viele verwandte, von amtlichen Blättern und großherzoglichen Staatsdienern summa cum laude in Scene gesetzten Ruhestörungen und Gewaltakte zurückdenkt! Herr Lindau beschwerte sich. Fast umgehend beauftragte Herr Jolly das Bezirksamt Heidelberg „dem J. Lindau" zu eröffnen, seiner Beschwerde könne keine Folge gegeben werden. Jetzt aber erließ der in seinem Rechte so schamlos gekränkte Abgeordnete im „Pfälzer Boten" ein offenes Sendschreiben an den Herrn Staatsminister, ruhig und würdig der Form, freilich einschneidend aber buchstäblich wahrheitsgetreu der Sache nach.

Ein einigermaßen freisinniger Minister würde im Bewußtseyn seines Mißgriffes die Lektion schweigend hingenommen haben; höchstens hätte er sich zu einer Privatklage herbeigelassen und ohne Polizei und Staatsanwalt die Gründe der Absperrung eines Abgeordneten von seinen Wählern vor Gericht zu entwickeln versucht. Anders Herr Jolly, ganz nach Art seiner Parteigenossen. Solchen ein wahres Wort noch so anständig sagen, ist gleichbedeutend mit Gefährdung der öffentlichen Ruhe, Schmähung der „gesetzlichen" Autorität. Die betreffende Nummer des „Pfälzer Boten" wurde sofort beschlagnahmt, die Staatsanwaltschaft formulirte in Eile eine schauerliche Anklage, und trotz der glänzendsten Vertheidigung wurde der Abgeordnete Lindau angeblich wegen Schmähung des Herrn Jolly vom Kreisgerichte zu mehrmonatlicher Festungs- und zu Geldstrafe verurtheilt. Er ergriff die Nichtigkeitsbeschwerde beim Oberhofgerichte zu Mannheim und dieses sprach den Verurtheilten völlig frei. Jetzt fliegt das „Offene Sendschreiben" nach allen Gegenden der Windrose und ich lege ein Exemplar bei. Lesen Sie dasselbe, mein lieber Herr Rath; es sind Worte eines wackern Mannes im geknechteten Baden. Fänden Sie Schmähendes darin enthalten, nun so wäre die einzige auffindbare Ursache der Umstand, daß im

[redacted]

unchristlichen Lager die Wahrheit selbst bloß als Schmachgestalt sich blicken lassen kann. Sie wird an's Kreuz geschlagen, aus keinem bessern Grunde als weil sie eben die Wahrheit ist. Und damit Gott befohlen, mein vortrefflicher Rath Blech!

VIII.

Barbara, Markgräfin zu Brandenburg *).

An den Namen Constantin Höflers knüpft sich manches nicht uninteressante Moment der Zeitgeschichte und sein wissenschaftliches Wirken bezeichnet mehr als einen Markstein in der Geschichte der Geschichtswissenschaft. Das vorliegende Werk ist vollkommen dazu angethan, nach beiden Richtungen Reminiscenzen zu erwecken und Licht zu verbreiten. In der Vorrede desselben finden wir einen Ueberblick über die von dem Verfasser gemachten, auf die hohenzollern'sche Geschichte bezüglichen Publikationen, mit welchen einzelne die Person Höflers berührende Notizen verbunden sind, aus denen Schlaglichter auf zeitgeschichtliche Verhältnisse hervorblitzen.

In Folge der bekannten traurigen Vorfälle in München,

---

*) Barbara, Markgräfin zu Brandenburg, verwittwete Herzogin in Schlesien, vermählte Königin von Böhmen, Verlobte Konrads Herrn zu Haydek. Ein deutsches Fürstenbild aus dem 15. Jahrhunderte. Nach den geheimen Correspondenzen des Hohenzollern'schen Hausarchivs bearbeitet von Constantin Höfler. Prag 1867.

welche als Ouvertüre zum Concert des Jahres 1848 erscheinen, mußte Höfler in das Exil nach Bamberg wandern, wo sein rührig schaffender Geist bald den rechten Anhaltspunkt für eine wissenschaftliche Thätigkeit fand, indem er sich der fränkisch-hohenzollern'schen Geschichte widmete. Das Material dazu lieferten ihm die ehemals auf der Plassenburg aufbewahrten Archivalien. Seine Publikationen begann er mit den „Denkwürdigkeiten des Ritters Ludwig von Eyb." Mit Bezug auf diese bemerkt Höfler in dem Vorwort zur Barbara: „Für mich selbst hatte die Herausgabe der Denkwürdigkeiten Ludwigs von Eyb die Folge, daß, weil ich nachgewiesen daß die Hohenzollern klüger gewesen als andere deutsche Fürstenhäuser, und sammelten wo diese zerstreuten, ich in München in maßgebenden Kreisen als preußenfreundlich bezeichnet wurde, was damals das Schlimmste war, was einem Bayern begegnen konnte."

Seine ferneren brandenburgischen Studien gaben Höfler im J. 1850 Veranlassung zu der akademischen Rede: über die politische Reformbewegung in Deutschland im 15. Jahrhunderte und den Antheil Bayerns an derselben. Eine Episode dieser Abhandlung war die nachher nicht von der Münchener, sondern von der k. k. Akademie zu Wien herausgegebene Schrift „über den von Kaiser und Fürsten ausgehenden Versuch, das freie Volk der Diethmarschen dänischer Erbherrschaft zu unterwerfen." Der damalige Vorstand der k. b. Akademie der Wissenschaften in München, Herr Geh. Rath von Thiersch, befürchtete nämlich, daß man sich — „mit Berlin verfeinde", wenn urkundenmäßig dargestellt würde, daß M. Albrecht von Brandenburg den habsburgischen Kaiser bewog die Diethmarschen an seinen Freund, den König von Dänemark abzutreten. Die wichtige Episode der deutschen Geschichte mußte daher aus der akademischen Rede hinwegbleiben. So rasch war in München der Umschwung der Stimmung eingetreten!

[redacted]

Nun ließ Höfler noch einige Publikationen als Frucht seiner brandenburgischen Studien folgen, welche ihn allmählig zur böhmischen Geschichte hinüberführten. Seine fruchtbare Wirksamkeit auf dem Gebiete derselben, namentlich seit seiner Berufung nach Prag, ist bekannt und in diesen Blättern eigens zu besprechen. Mit der neuesten Schrift ist Höfler noch einmal in seinen früheren Forschungskreis eingetreten, so daß er wohl von sich sagen kann, er habe mehr als irgend ein Nichtpreuße für die brandenburgische Geschichte geleistet.

Als ein gewiß nicht unbedeutendes Glied in der Reihe der Höfler'schen Forschungen auf dem Gebiet der brandenburgischen Geschichte haben wir diese „Markgräfin Barbara" vor uns, ein Fürstenbild des 15. Jahrhunderts, das in den frischesten Farben der Unmittelbarkeit glänzend, von allen fremden Zuthaten frei geblieben ist. Correspondenzen und andere primäre Quellen, zum großen Theil noch ungedruckt, lieferten den Stoff, der durch seine Mannigfaltigkeit von politischen und Familienverhältnissen zur Unterlage eines lebensvollen Culturgemäldes ward.

Neben Barbara selbst steht als Hauptperson ihr Vater, der Markgraf Achilles, welcher durch die Größe geistiger Kraft, durch eine ruhelose Thätigkeit und durch eisernen Mannesmuth tiefer als irgend ein anderer Fürst in die Geschicke seiner Zeit eingriff. Die Charakteristik welche Höfler von ihm gibt, ist höchst gelungen, und da wir in derselben einen deutlichen Abdruck der von den Hohenzollern seit Jahrhunderten im Krieg und Frieden mit Consequenz verfolgten Politik finden, so wollen wir die wesentlichsten Züge derselben reproduciren.

Gerade dasjenige Princip, welches im wittelsbachischen und habsburgischen Hause zu schweren Zerwürfnissen führte, die Länder zu theilen, führte im hohenzollern'schen zu dem Entgegengesetzten, zu größerer Einheit und Stärke. Albrecht dankte es dem Vater (Friedrich I.), daß er in dieser Weise

über seine Lande verfügt hatte, und der ungestüme kriegerische Fürst dem es nur wohl war im dicksten Gewühle der Schlacht, hatte dadurch einen Wirkungskreis erlangt den er zum eigenen Ruhme, zur Vermehrung von Macht und Ansehen meisterhaft zu benutzen verstand. Er hatte damals bereits ausgetobt, der alte Krieger war friedfertig geworden. Was aber ihn groß gemacht, war einerseits daß die alten wohlgeprüften Räthe blieben und das wohlgefügte System volkswirthschaftlicher Grundsätze, das die Hohenzollern früh charakterisirte, vom Vater auf den Sohn überging und in weiterer Generation beibehalten wurde, welche Schwankungen auch die auswärtige Politik erlitt. Das Nächste und nicht minder Bedeutende war, daß aus Albrecht dem Turnierhelden, dem Bürgerfeinde, welcher da meinte der Brand sei im Kriege was das Magnifikat in der Vesper, allmählig sich der staatskluge Fürst herausbildete, der berühmte „Teydingsmann", der Vermittler, welcher immer einen Ausweg fand wo andere keine Möglichkeit der Verständigung erblickten, und dadurch sich denjenigen zu einer Art von Personalnothwendigkeit erschwang, die er aus Feinden zu Freunden machen wollte. Er war in der That ein überlegenes Talent. Derb und grobsinnlich im häuslichen Kreise, tollkühn und verwegen in der Schlacht, besaß er eine ganz ungemeine Kenntniß seiner Rechte, der Traditionen seines Hauses, ein ganz vorzügliches Verwaltungstalent, dem nichts von Bedeutung, nichts was Vortheil bringen konnte, entging. Zu dem durchdringenden Scharfsinne, welchen er besaß und der ihn rasch ebenso alle Möglichkeiten seiner Lage, wie die Absichten seiner Gegner, die Consequenzen ihrer Vorschläge erblicken ließ, gesellte sich sehr bald eine hervorragende Personalkenntniß sowohl der Fürsten als ihrer Räthe, während die kaltblütige Ruhe die ihn in Schlachten begleitete, auch in der Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten ihm stets zur Seite stand. Daran fügte sich dann die ihm eigenthümliche Ener-

[redacted]

ge die ihn immer auf das einmal Begonnene zurückkommen ließ. Unablässig arbeitete er daran, aus Deutschland einen großen brandenburgischen Familienstaat zu machen, das Reich den hervorragendsten Fürstengeschlechtern zuzuwenden, diese durch Erbverträge unter sich, alle aber mit dem hohenzollern'schen Hause in Verbindung zu bringen, den Grund zu einer großen Zukunft seiner Dynastie zu legen. Seine Ambition ging wie überhaupt bei dem hohenzollern'schen Hause, nicht darauf der Erste zu seyn; in dieser Beziehung war er gut kaiserlich gesinnt. Dem Habsburger Friedrich gehörte das Kaiserthum; im Reiche aber die möglichst hervorragende Stellung zu behaupten, war Albrechts unablässiges Bestreben.

Das Leben der Markgräfin Barbara nun ist so überreich an tragischen Momenten, daß es beinahe eher den Schein einer phantasiereichen Erfindung als wirklicher Erlebnisse an sich trägt. Sie ward geboren am 30. Mai 1464 zu Ansbach als die sechste von acht Töchtern, die Markgraf Achilles nebst drei Söhnen hinterließ. Der Vater trug kein Bedenken seine achtjährige Barbara dem abgelebten und ganz unselbstständigen Herzog Heinrich von Crossen zur Frau zu geben, da er durch diese Verbindung eine Schutzwehr gegen die von Ungarn, Polen und Böhmen seinem Lande drohenden Gefahren zu gewinnen hoffte. Nur eine so wichtige politische Combination, deren Albrechts kalter und berechnender Verstand fähig war, macht es erklärlich, daß der Vater in die Vermählung „eines Kindes" mit einem „Greise" einwilligte. Zur Ehe wurden ihr 6000 rhein. Gulden versprochen, ebensoviel sollte der Bräutigam zur Widerlegung geben. Dieser versprach für den Fall daß er ohne Leibeserben stürbe, seiner Wittwe für Heimsteuer, Widerlegung und Morgengabe aller und jeder seiner Lande, Leute, Schlösser, Städte fürstliche Obrigkeit und Gerechtigkeit mit allen Nutzen und Zinsen und damit zu thun und lassen als mit ihrem Eigen. Noch im

Oktober 1472 aber stellte Herzog Heinrich die Erklärung aus, daß für den Fall seines Todes und ohne Hinterlassung männlicher Erben alle seine Lande und Leute an den Kurfürsten Albrecht und dessen männliche Erben fallen sollten. Auch wolle er alles thun, damit Markgraf Albrecht und dessen Erben im Besitze dieses eventuellen Erbes von den Königen von Böhmen (Mathias und Wladislaus) bestätigt werden möchten.

Da uns genaue Kunde über die Aussteuer der jungen herzoglichen Braut bewahrt ist, so stehen wir nicht an bei dieser culturhistorischen Seite des Fürstenbildes einen Augenblick zu verweilen. Markgraf Albrecht trug am 4. November 1472 seinen Räthen in Franken auf: für Fraw Barbara 7 Ellen braunen Samt zu einer schawben (Kleid), 8 Ellen ploes samets zu einem Rock, 32 Ellen rots zendals (Tafft) zu unterröcken und unterschawben, 2 maserige kursen (Pelzkleid) unter die schawben und unterrocke zu futern, 12 Ellen Samt zu 6 Polstern dy swartz seyn, 8 Ellen Samt über den guldin Wagen, 6 Stück wälscher Leinwand zu Hemden und Hauben, 6 Ellen rothen Taffet zu zopffen, 7 gefrenss von allen farben, ein zwag (leinenes Handtuch) und zwei Badbecken: Suma alles peilcuffig 128 fl. in Nürmberg zu kaufen." — Da es die Absicht des Markgrafen war, seine Tochter noch vor Lichtmeß dem Herzog Heinrich von Crossen heimzuschicken, so betrieb er nochmals am 30. November die Absendung der verlangten Gegenstände, welche wie so vieles Andere in der Mark nicht aufzutreiben waren.

Nur vier Jahre lebte Barbara in kinderloser Ehe mit dem Herzog, welcher am 21. Februar 1476 starb. Jetzt galt es dem Vermächtnißbrief des Verstorbenen die gebührende Anerkennung zu verschaffen, weßhalb der Markgraf an den König Wladislaus die Bitte um Bestätigung des Erbvermächtnisses seines Schwiegersohns richtete. Auch mit König Mathias mußten Unterhandlungen angeknüpft werden, welche

[redacted]

…er zu einem für Barbara sehr nachtheiligen Resultat führten. König Mathias wies die Erbschaft der Markgräfin dem grausamen Herzog Johann von Sagan zur Eroberung an und unterstützte ihn mit Hilfsvölkern. Da es Markgraf Albrecht nicht auf einen Kampf wollte ankommen lassen und auch der Papst die Verschreibung des Herzogthums an die Barbara für ungiltig erklärte, so huldigten die Unterthanen dem Herzog Johann.

Während ihres ersten Ehestands war Barbara zu einer blühenden Jungfrau herangereift und noch im Todesjahr ihres ersten Gemahls warb der junge König Wladislaus von Böhmen um ihre Hand. Im Juli 1476 erschienen königliche Bevollmächtigte bei dem Markgrafen um die Heirath mit dessen Tochter abzuschließen. Am 20. August erfolgte die Vermählung derselben mit dem König zu Frankfurt an der Oder durch Prokuration. Wladislaus versprach durch feierliche Urkunde seine Braut als Königin zu behandeln und sie in Prag krönen zu lassen; sie wird als die ihm vermählte rechtmäßige Gattin und Gemahlin bezeichnet. Der Bischof von Lebus traute die Braut dem Herzog Heinrich von Münsterberg als königlichem Prokurator an. Ringe wurden gewechselt, Verlöbnißgeschenke gegeben und empfangen. Zugleich erneuten der König und Markgraf Albrecht nebst seinen Söhnen einen Bund auf Lebenszeit. Der Markgraf war auf der Höhe seines Glücks, seine Tochter nannte sich des durchlauchtigsten Fürsten H. Wratislaw Königs zu Beheim ehlich Gemahl. Auch dieser bezeichnete sie mit diesem Wort, schickte ihr köstliche Kleinode, gab ihr Hofmeister und *Hofdiener*, bestimmte den Tag des ehelichen Beischlafs und der Krönung zu Prag; zu dieser wurden Kaiser Friedrich und viele Kurfürsten und Fürsten des Reiches eingeladen. Der Markgraf befahl einem fränkischen Schneider, mit goldenen Samtstoffen nach der Mark zu gehen um der Königsbraut die Aussteuer zu machen; er bestellte kostbare Stoffe in

[redacted]

Venedig und rieth nur, nicht zu viele Kleider auf einmal verfertigen zu lassen, da die Prinzeß, die noch im Wachsen begriffen war, sie auswachsen würde. Es ward bestimmt, daß der Kurfürst und seine Gemahlin mit 1000 Pferden zur Hochzeit nach Prag reisen sollten; mit 500 solle der älteste Sohn und künftige Kurfürst seine Schwester nach Prag geleiten. Man erwartete in dem Zeitalter fürstlicher Pracht eine der größten Feierlichkeiten.

So glänzend diese Aussicht für den Markgrafen seyn mochte, so trübte sie sich doch bald, da König Mathias die Heirath der Barbara mit Wladislaus für einen Friedensbruch von Seiten des letzteren erklärte. Dieser traf Vorbereitungen zum Empfang seines Schwiegervaters von Eger bis Prag, allein Albrecht erklärte, er wolle vorerst seine Räthe schicken. Dieß war der entscheidende Moment in der wichtigen Angelegenheit, welche sich jetzt zu argen Verwickelungen gestaltete, deren Opfer die jugendliche Braut ward. Von Sehnsucht verzehrt in den Besitz ihres Gemahls zu gelangen, sah sie die für die Vermählung und Krönung bestimmten Tage herannahen, allein von alle dem kam nichts zur Ausführung, da der Markgraf seine Tochter nicht nach Prag geleitete.

Als später König Wladislaus den Markgrafen aufforderte, mit ihm zum Kaiser zu ziehen, um die Lehen zu empfangen, antwortete Albrecht, wenn er ein Vogel wäre und fliegen könnte, möchte es geschehen, aber nicht mit einem Heere. Dadurch hatte die gegenseitige Mißstimmung zum erstenmale mit Worten Ausdruck erhalten und der König schrieb zurück: „Uns wil bedunken, das nit wol gewest wäre, unns von dem Vogelflyggenn zu schreiben.“

Mittlerweile hatte die Fehde mit Herzog Johann von Sagan fortgedauert und es war zu blutigen Kämpfen gekommen, für deren Folgen König Mathias den Markgrafen verantwortlich machte. Dieser verlangte von Wladislaus

[redacted]

über mehrere Punkte Aufschluß, namentlich über dessen Verhältniß zu Mathias, was eine sehr schwierige Angelegenheit war. Da traf denn die erste Kunde ein, daß Wladislaus die Barbara nicht mehr wolle. Der Eindruck hievon mußte tief erschütternd auf Albrecht wirken, der seine politischen Combinationen bedroht sah. Er verlor indessen die Ruhe nicht, indem er in einer Instruktion an seine Räthe sagte: „so nehme er sein Weib zu sich oder übergebe die Angelegenheit dem römischen Stuhl, welcher darüber entscheiden soll. Es sei gleich schändlich und schimpflich für den König wie für seine Tochter, beide seien in gleicher Weise versetzt (verpflichtet)". Der Markgraf hatte die Gelehrten gefragt, was in diesem Falle zu thun sei, und diese hatten geantwortet, es müsse eines der Vermählten in's Kloster gehen, dann erst sei das andere seiner Pflicht ledig. Er habe nun seine Tochter sondiren lassen, die wolle aber in kein Kloster; ob der König, wisse er nicht. Er selbst konnte sich die Ursache des Rücktritts des Königs Wladislaus nicht recht erklären, und warum er sich, die Markgräfin und „unser Freundschaft in spot setzen wil unverdint und on all ursach", als daß er selbst zur Beschleunigung nichts beigetragen habe.

Im Laufe des Jahres 1479 schien die Heirathsangelegenheit Barbara's wieder eine günstigere Wendung zu nehmen, indem der König den Oberstkammermeister von Böhmen, Burjan von Guttenstein, an Hans von Redwitz, des Markgrafen Hauptmann, schickte mit der Erklärung, daß er bereit sei den Handel mit Albrecht abzumachen, wenn dieser heraufkäme. Er ließ sich aber hiezu nicht bewegen, so daß *vielfache* Unterhandlungen gepflogen wurden, in welchen es sich eigentlich nur um die Mitgift handelte. Albrecht machte hierüber in einem Schreiben eine ausführliche Berechnung. Aber die Unterhandlungen nahmen einen immer herberen Charakter an, und der König konnte trotz eines lebhaften Verkehrs von Gesandten nicht bewogen werden eine bestimmte

Erklärung zu geben, geschweige denn sich mit seiner Braut zu verbinden. Er gestand den kurfürstlichen Gesandten zu, ihr Herr sei weise, aber er möge in Dingen welche ihm wider seine königliche Ehre gingen, seine Weisheit nicht an ihm versuchen.

Der Markgraf drohte dem König im Laufe der Unterhandlungen mit einer Rechnung von 64,000 Gulden, und der Papst Sixtus IV. ließ sich bewegen, Wladislaus zu ermahnen, die Ehe zu „consummiren". Auch Papst Innocenz VIII. forderte den König auf, die Markgräfin zu heirathen; allein jener betrachtete es jetzt als eine Ehrensache nicht darauf einzugehen, und so sah denn der alte Kurfürst, als er am 11. März 1486 starb, eine seiner schönsten Hoffnungen, seiner weittragendsten Berechnungen vereitelt.

Die unglückliche Fürstin, jung, schön und geistreich, befand sich so, als ihr Vater starb, einem Manne gegenüber mit welchem sie vermählt war, der sie aber nicht wollte und von dem sie sich nicht lossagen konnte, sowie Brüdern, welchen sie eine Last war, und selbst ohne gesicherte Existenz. Sie war Wittwe ohne hinreichendes Witthum, Gemahlin ohne Versorgung, Jungfrau und doch verheirathet, Frau ohne Mann und jetzt auch väterliche Waise. Sie zog mit ihrer Mutter aus der Mark und von ihrem unfreundlichen Bruder nach den fränkischen Fürstenthümern, in die Nähe einer Schwägerin die in ihr die heimathlose Königin erblickte, zu Brüdern welche König Wladislaus zu einer Pflicht zwingen wollten, die nach dessen Meinung seiner Ehre zuwiderlief.

Nach Albrechts Tod betrieben dessen Söhne die Heirathsangelegenheit ihrer Schwester, aber auch ohne günstiges Resultat. Eine wichtige Rolle spielte jetzt der Papst, den man von beiden Parteien zu gewinnen suchte und der endlich von Barbara selbst in einer Weise angegangen wurde, daß die Sache sich immer verwickelter gestaltete. Die Markgräfin hatte nämlich von Neustadt an der Aisch aus selbst den

[redacted]

Papst heimlich um Dispensation gebeten, nachdem sie den König von allen ehelichen Verpflichtungen gegen sie freigesprochen. Dieses Schrittes halber ward sie von ihren Brüdern in Neustadt gefangen gehalten, da diese auf die rechte Fährte der Ursache kamen, aus welcher Barbara so entschieden den Knoten ihres Schicksals zu durchhauen versucht hatte. Markgraf Friedrich schrieb an seinen Bruder, die Sache sei von ihrer Schwester angezettelt worden „um des torichten Manns halber den Ew. L. kennt und sie von desselben wegen hievor mit Worten angezogen und gestraft habt."

Die Brüder beschlossen deßhalb, Frau Barbara „wieder zu ihnen zu nehmen, um fernerem Unrathe der entstehen mocht, nach ihrem Vermögen zu wehren." Die Mutter widersetzte sich dem, da die Tochter erklärt habe, „ehe wolle sie ihr selbs den Tod thon" als zu ihren Brüdern gehen. Diese versprachen aber, daß sie mit ihr „kein Beswerigkeit, Zwanksal oder Tranksal fürnehmen wollten," und führten sie auf die Plassenburg ab. Hier gestand sie, daß Herzog Georg von Bayern die Sache zwischen ihr und dem König vermittelt und daß die Verbindung zwischen ihr und dem Herzog der von Haydek hergestellt habe. Die Frage, ob sie dem von Haydek die Ehe versprochen, beantwortete sie kurz mit „Nein." Und doch war es so!

Ein Ritter welcher Ludwig von Eyb und Konrad von Berlichingen begegnete, vertraute dem letzteren an, der von Haydek habe in seiner und anderer Ritter und Freunde Gegenwart eröffnet, Frau Barbara habe ihm die Ehe gelobt. So war denn das Geheimniß, durch welches viele Fürsten, hohe Geistliche und Würdenträger, Canonisten und das Haupt der Kirche in Bewegung gesetzt worden waren, vor den Augen der Welt geoffenbart.

Die Markgrafen ertheilten jetzt dem Castellan der Plassenburg Befehl, Frau Barbara in des Hausvogts Gemach

[redacted]

mit sammt ihren zwei Dienerinen einzusperren, und über ihre Behandlung wurden strenge Maßregeln angeordnet.

Da nun das Verhältniß Barbara's zu dem von Haydek einmal kund geworden, so ließ derselbe förmlich bei den Brüdern der Markgräfin um diese werben. Allein die beiden Abgeordneten, Johann von Leuchtenberg und Michael Graf von Wertheim, erhielten einen schlimmen Bescheid. „Denn es sei, sagten die Markgrafen, bei ihren Aeltern anderes Herkommen, die ihre Töchter und Schwestern Königen, Churfürsten, Fürsten und Fürstengenossen verheirathet hätten." Statt einer bestimmten Antwort erfolgte die Erklärung, daß man sich vorher berathen müsse. Uebrigens sei die ganze Sache wohl nur eine Erdichtung des Konrad von Haydek, dem Hause Brandenburg und dessen Freundschaft zur Schmach.

Barbara erhielt nur Kunde von dieser Werbung durch Abgeordnete, denen sie aber keine weitere Erklärung gab als: „Redet es der von Haydek, daß sie es höret, so wollt sie ihm antworten."

Schon gewann es den Anschein, als ob die Sache zwischen den Markgrafen und Konrad von Haydek zu einem blutigen Austrag kommen sollte, als dieser eine schriftliche Werbung an jene erließ. In derselben hieß es: beide hätten sich aus ehrbaren beweglichen Ursachen zu einander versprochen. Er werde berichtet, daß S. G. etwas Unwillen darinnen haben sollen, wie wol er alles Zweifels ohne sei, wo E. G. Ursachen und wie die Ding gehandelt, grundlich berichtet und Gestalt der Sachen gnädiglichen bedächten, E. G. würden das nicht zu mißfallen haben. Sie möchten ihm das Fräulein verabfolgen lassen und ihm nicht zürnen, daß er der Fürstl. Gnaden Genoß nicht sei. Er wolle sich gegen sie und das fürstl. Haus Brandenburg mit solcher unterthäniger Dienstbarkeit erzeigen und halten, daß er hoffe, allen gnädigen Willen zu erlangen. Er bitte um gnädige verschriebene Antwort.

Jetzt ward nun ein großer Familien- und Fürstenrath zusammenberufen, indem zahlreiche Boten und Briefe ausgeschickt wurden. So an die Kurfürsten von Mainz, Köln und Trier, die Bischöfe von Bamberg und Eichstätt und viele weltliche Fürsten. Auf Michaelstag kamen zu Ansbach 20 Abgeordnete zusammen, auf deren Rath die Werbung des Konrad von Haydek abschlägig beschieden wurde.

Nun erließ Barbara selbst ein gar demüthiges Bittschreiben an ihre Brüder, um deren Zustimmung zur Verheirathung mit dem von Haydeck zu erlangen; allein sie erhielt zur Antwort, daß die vorige Ehe noch nicht gelöst sei, und wenn sie nicht von dem von Haydek lasse, so würde sie in noch strengere und ewige Haft genommen werden. Im anderen Fall wolle man ihr zu einer fürstenmäßigen Heirath behilflich seyn.

Um nichts unversucht zu lassen, wendeten sich die markgräflichen Brüder an Konrad von Haydek's Vater, um durch diesen den Sohn zum Aufgeben seines Verhältnisses zu Barbara zu veranlassen. Doch der alte Herr bestand trotz weitläufiger Verhandlungen die mit ihm gepflogen wurden, auf der Vollziehung der Heirath.

Konrad von Haydek machte hierauf den Markgrafen den Vorschlag, sie möchten seine Frau Barbara, ihre Schwester vor den Bischof von Würzburg oder von Bamberg frei stellen, wie es sich gebührt; sei es dann keine Ehe, so woll' er gütlich davon abstehen. Die Antwort besagt wiederum, daß die Markgräfin keine rechtmäßige Ehe habe schließen können, da ihre Ehe mit dem König noch „undispensirt und unabgethan" sei.

Während dieser Privatverhandlungen ging der in Rom eingeleitete Prozeß seinen langsamen Gang und führte zu keinem Resultat. Barbara verbrachte unterdessen ihr freudeloses Daseyn auf der Plassenburg, abgeschlossen von der Welt; keine Nachricht durfte zu ihr gelangen und nirgends schien

[redacted]

sie einen Beschützer zu haben. Endlich trat Georg von Bayern mit dem Anerbieten hervor, die Angelegenheit zwischen der Markgräfin und dem von Haydek friedlich auszugleichen. Doch auch dieser Versuch scheiterte und eine ungeahnte Katastrophe ward zur Lösung der ganzen Tragödie.

Haydek ließ sich — durch welche Mittel ist unbekannt — von den Markgrafen zu einem Vertrag bewegen, demzufolge er eine Entsagungsurkunde in aller Form ausstellte. Barbara beantwortete dieselbe nach Vorschrift ihrer Brüder. Welches Gefühl mochte ihre Brust durchdringen, als sie schrieb: „Wenn Ihr einen solchen Willen hattet, so hättet Ihr es billig vorher bedenken sollen und Uns unbekümmert lassen; das hätte Euch viel besser angestanden.“ Zu dem vielen Ungemach, welches sie als Opfer der Politik ihres Hauses ertragen, kam noch der Schmerz sich von demjenigen verlassen zu sehen, auf welchen sie all ihr Zutrauen gesetzt und um dessen willen sie Kerkerhaft und unwürdige Behandlung ruhig ertragen hatte.

Ueber das fernere Leben Barbara's ist wenig bekannt. Nur wissen wir, daß im Jahre 1500 ihre Ehe mit König Wladislaus gelöst wurde, also 24 Jahre nachdem in Frankfurt an der Oder die Vermählung stattgefunden hatte. Am 4. September 1515 endete die Markgräfin ihr Leben voll schwerer Prüfung und Drangsal.

Den König Wladislaus hatte ein ähnliches Schicksal verfolgt, wie das seiner verschmähten Frau war. Er hatte sich mit Beatrix, der Wittwe des Königs Mathias, vermählt und war die Ehe eingegangen, bevor sie kirchlich vollzogen war. Bald reute ihn der Schritt und er suchte von der Königin wieder loszukommen, welche Hülfe in Rom suchte. In der That erfolgte von dort ein Druck auf den König, allein dieser blieb bei seiner Weigerung, da er mittlerweile seine Zuneigung der Anna von Candale (Foix) zugewendet hatte. Diese heirathete er 1502, nachdem seine Ehen mit Barbara und mit Beatrix aufgehoben waren.

[redacted]

Wladislaus hinterließ eine Tochter Anna, welche sich it Ferdinand, dem Enkel Maximilians I. vermählte, und m Sohn Ludwig, mit dessen Tode bei Mohacs 1526 sein annsstamm erlosch. Am 13. März 1516 starb 61 Jahre K. Wladislaus, nachdem er ein Jahr zuvor den Erbver- z mit dem Hause Habsburg abgeschlossen. „Hätte er, ießt Höfler seine Forschung, im J. 1476 die Markgräfin eirathet, deren Jugend und Lebensfreude er in so trauriger ise gestört, so wäre menschlicher Berechnung nach ihm hl statt eines zarten und schwächlichen Knaben ein kräf- r Sohn in Böhmen und Ungarn nachgefolgt, der theils den brandenburgischen Vettern eine Stütze gehabt hätte, ils ihnen, seinen nächsten Verwandten, Schutz und Schirm leihen konnte. Wie ganz anders hätten sich die Dinge taltet! Der brandenburgische Einfluß auf Ungarn und öhmen wäre bei Ausbruch der Reformationsperiode in bei- i Reichen zweifelsohne übermächtig geworten! Eine un- rechenbare Kette von Ereignissen würde sich dann an den amen der Markgräfin Barbara angeschlossen haben, wäh- nd er so wie ein Stern erlischt, der kaum zu leuchten be- nnen hat."

---

gelegen seyn. In demselben wird die mildeste Durchführung zugesichert und man kann es nur lobend anerkennen, wenn die ministerielle Versicherung, „es werde unzweifelhaft das verfassungsmäßige Recht der Kirche ihre inneren Angelegenheiten selbstständig zu ordnen und zu verwalten, daher die für den Gewissensbereich erforderlichen und lediglich pro foro interno giltigen Verfügungen auch in Ehesachen zu treffen, hiedurch vollkommen unberührt bleiben" — zur Wahrheit werden sollte. Es wird in dem Rundschreiben noch einmal als ernste Absicht der Regierung ausgesprochen, „die Freiheit der Kirche zu schützen und die ihr gebührende Achtung mit allen berechtigten Mitteln der Staatsgewalt aufrecht zu erhalten."

Aus diesen Andeutungen ließe sich der beruhigende Schluß ziehen, daß die Regierung das Feld der Offensive gegen die Kirche für dermalen zu verlassen gedenke; aber freilich wird erst die Erfahrung zeigen, ob die Tendenz dieses Rundschreibens wörtlich zu verstehen sei und auch in der Praxis zur Geltung kommen wird.

Der Standpunkt des heiligen Stuhles ist ein von sich selbst gegebener. Das von den Böswilligen und Gedankenlosen viel geschmähte „non possumus" ist die einzige logische und consequente Antwort, die das Oberhaupt der Christenheit geben kann und geben muß, sobald sich der Staat erlaubt eigenmächtig kirchliche Fragen in das Bereich seiner Gesetzgebung zu ziehen und rechtsgültige Verträge einseitig zu lösen. Der milde und versöhnliche Charakter des heiligen Vaters wird vielleicht die Rechtsverwahrung in sanfte Form kleiden, um so mehr als die Wahl der Persönlichkeit, welche der Kaiser nach Rom entsendet hatte um durch umfassende Aufklärung das Vorgehen der Regierung nicht zu rechtfertigen, wozu gar kein Anhaltspunkt vorhanden wäre, sondern zu entschuldigen, den besten Beweis geliefert haben dürfte, daß das Staatsoberhaupt persönlich einen großen Werth da-

[redacted]

auf legt die freundlichen Beziehungen mit dem heiligen Vater aufrecht zu erhalten*).

Am schwierigsten wird sich der Standpunkt des österreichischen Episcopats gestalten. Nicht als ob damit gesagt werden wollte, daß die Bischöfe schwanken würden über den Weg den sie einzuschlagen haben. O nein, der österreichische Episkopat ist sich seiner Pflicht und seiner Aufgabe vollkommen bewußt. Aber die Schwierigkeit liegt darin, daß die Bischöfe unbeschadet ihrer Unterthanentreue, die Gläubigen auf die Fehltritte der Regierung aufmerksam machen und vor den Gefahren welche durch die neuen Gesetze bei einigen Wankelmüthigen entstehen könnten, warnen müssen. Eine kräftige und offene Sprache setzt sie der Gefahr aus von Seite der Regierung der Aufhetzung beschuldigt zu werden, wogegen bei einer nur formellen und allgemeinen Abwehr ihnen sowohl vom heiligen Stuhl als von ihrer gläubigen Heerde der Vorwurf gemacht werden könnte, daß sie aus Menschenfurcht das Seelenheil zu wenig im Auge behalten.

Eine Anzahl von Bischöfen haben bereits in Hirtenbriefen sich an die Gläubigen ihrer Diöcesen gewendet, jene von Brünn, St. Pölten und Graz (Seckau), von Linz und Olmütz. Sie haben jene Punkte bezeichnet in welchen die neuen Gesetze von den Satzungen der Kirche abweichen, unter gleichzeitiger Angabe des Weges den die glaubenstreuen Katholiken einzuschlagen haben, um einerseits nicht gegen die neuen Gesetze des Staats zu verstoßen, aber auch andererseits ihr Gewissen nicht mit Handlungen zu belasten welche

*) Die Meinungsäußerung Roms ist inzwischen erfolgt. Der heilige Vater hat auch in dieser Frage, wie man sich im gewöhnlichen Leben ausdrückt, kein Blatt vor den Mund genommen. Wenigstens von Einer Stelle aus soll unsere zerrüttete Welt immer die volle Wahrheit hören.

Anm. d. Red.

[redacted]

vor dem Richterstuhl Gottes und der Kirche verdammlich seyn müssen.

Der Bischof von St. Pölten wies namentlich darauf hin, man möge wohl unterscheiden, was im Concordate als kirchliche Vorschrift anzusehen sei und was der Staat zur bessern Ausführung der kirchlichen Vorschriften zugesichert habe. Die Staats-Unterstützung höre auf, ja der Staat habe sogar in manchen Beziehungen eine feindliche Stellung genommen; desto dringender sei es geboten, daß der kirchliche Inhalt des Vertrags aufrecht erhalten werde. Die gleiche Anschauung ist auch im Hirtenbriefe des Bischofs von Brünn niedergelegt. In einfacher klarer Weise führt der Bischof von Graz seine Gläubigen durch das von jenen Gesetzen geschaffene Labyrinth, unterscheidend zwischen dem was nunmehr vom Staate erlaubt und geboten ist, und jenem was von der Kirche von jeher erlaubt und geboten war. Namentlich bezüglich der neuen Ehegesetze weist er in den einzelnen Fällen nach, wo der gläubige Katholik sich denselben unterwerfen müsse und in welchen er dieß thun dürfe, um endlich bei der Nothcivilehe auf das Bestimmteste den sündhaften Charakter derselben zu verdammen.

Der Erzbischof von Olmütz bespricht auch die Friedhofs-Frage in seinem Hirtenbriefe. Er ruft seinem Klerus die kanonischen Bestimmungen in das Gedächtniß, wornach der katholische Friedhof und die zum Begräbniß dienenden kirchlich geweihten Gegenstände unbedingt jenen verweigert werden müssen, welche außerhalb der Kirche gelebt haben und gestorben sind. Ja, er nimmt keinen Anstand, bei Gewaltmaßregeln der Regierung oder einzelner Organe, welche das Begräbniß erzwingen wollten, mit der Entweihung des Kirchhofes zu drohen. Eine solche Maßregel welche vollkommen in den kanonischen Gesetzen gegründet ist, würde sicherlich großes Geschrei der Entrüstung im feindlichen Lager hervorrufen, da wo man eben nicht bedenkt oder nicht bedenken will, daß ja derjenige welcher im Leben außerhalb der Kirche

[redacted]

ist, doch nicht verlangen kann, daß ihm nach seinem Tode die Rechte eines Mitgliedes der katholischen Kirche eingeräumt werden sollen.

Man sollte doch glauben, daß in einem katholischen Lande Kundgebungen wie die gedachten von Seite der kirchlichen Oberhirten selbstverständlich seien; allein bei uns ist leider in der letzten Zeit so Vieles verkehrt, daß das richtige und unbefangene Urtheil den Meisten abhanden gekommen ist. So tobt denn jetzt schon die ganze liberale Presse gegen die „hochverrätherischen Bestrebungen des Episcopats", welche lediglich als Aufhetzung gegen die Staatsgesetze hingestellt werden.

Ja, diese Helden der Freiheit gehen so weit zur Vermeidung von weiteren „klerikalen Ausschreitungen" die Einführung des Placetum regium zu verlangen. Wenn es nicht zu traurig wäre, so müßte man wirklich lachen, daß zu einer Zeit wo von der Presse ungescheut und ungestraft das Heiligste in den Koth gezogen wird, den Kirchenfürsten verboten werden soll ihren Gläubigen zu sagen, was kirchlich erlaubt und nicht erlaubt ist. Gewiß eine sonderbare Ausgeburt der Phantasie, die aber gerade zur Nota characteristica des k. k. österreichischen Liberalismus gehört.

Leider ist es jedoch nicht die Presse allein, die sich solche groben Verstöße gegen Vernunft und Gerechtigkeit zu Schulden kommen läßt. In jüngster Zeit haben wir einen Preßproceß erlebt, welcher kaum anders denn als Symptom ganz eigenthümlicher Zustände in der gebildeten Classe überhaupt betrachtet werden kann. Der Proceß wurde gegen den Redakteur des „Oesterr. Volksfreunds" angestrengt, bekanntlich neben dem „Vaterland" das einzige politische Blatt das vom katholischen und conservativen Standpunkte aus die Tagesfragen und zwar in der Regel mit gelassener Ruhe bespricht. Als Thatbestand des Vergehens gegen Art. III des Gesetzes vom 17. Dez. 1862 und gegen § 300 des Strafgesetzes („Schmähung und Verspottung staatlicher Institutionen")

[redacted]

wurde vom Staatsanwalt ein Leitartikel bezeichnet, in welchem der „Volksfreund" seinen Lesern (vor den Osterferien) mitgetheilt hatte, daß sie nun durch vierzehn Tage mit Debatten des Reichsraths „verschont" bleiben würden, und worin die Rede war von der „Gesetzfabrik des Abgeordnetenhauses, dessen Gesetzmacherei als eine Parodie des parlamentarischen Lebens erscheine."

Den Lesern der verehrten gelben Blätter, welche außerhalb der schwarzgelben Schranken wohnen und von der Freiheitsära in unsern Gauen nur vom Hörensagen Dieß und Jenes erfahren haben mögen, muß eine solche Anschuldigung geradezu lächerlich erscheinen. Auch bei uns wird diese Ansicht von vielen getheilt; und doch war jene Anklage die Basis eines sehr ernsten Preßprocesses mit sehr ernstem Ausgang. Denn obwohl der würdige Redakteur, ein junger Priester der Wiener Diöcese, welcher mit Umsicht und Takt das Blatt leitet und es bereits in kurzer Zeit zu großem Aufschwung gebracht hat, in ruhiger und maßvoller Weise die Vertheidigung persönlich führte und, was wahrlich nicht schwer war, nachwies, daß eine so objektive Besprechung in einem öffentlichen Blatte doch nicht als Schmähung ausgelegt werden könne, und obwohl selbst der Staatsanwalt bei seinem Schlußplaidoyer nur mehr eine Ueberschreitung des Gesetzes vom Jahre 1862 in den incriminirten Stellen erblickte, wurde vom strengen Gerichtshof der Thatbestand nach dem Strafgesetz § 300 festgehalten und nebst einem Cautionsverlust von 100 fl. eine Arreststrafe von 8 Tagen mit der Verschärfung von 2 Tagen Einzelhaft ausgesprochen.

Die Bedeutsamkeit eines solchen richterlichen Vorgangs tritt um so schlagender hervor, wenn man bedenkt, daß die „Neue Freie Presse," das gelesenste Judenblatt welches eigentlich bei uns den Ton angibt, obwohl man behauptet, daß die Redaktion den preußischen Interessen aus klingenden Gründen zugewandt sei, beinahe gleichzeitig bei den Reichsrathsverhandlungen über die Concession der Nordwestbahn

[redacted]

erklärte: „die Majoritäten in beiden Häusern seien nur Marionetten." Ferner warf das Blatt der Regierung sowie dem Reichsrath vor, „daß sie den Apparat der Gesetzgebung für eine bestimmte Clique von profitlustigen Bewerbern in Thätigkeit setzten." Und diesem Blatte wurde für solche Infamien auch nicht ein Haar gekrümmt!

Auch neulich bei der Debatte über die Branntweinsteuer durfte die „Neue Freie Presse" ganz ungestraft folgende, gewiß nicht sehr schmeichelhafte Kritik in die Welt schleudern: „eine solche Methode plan- und formloser Gesetzmacherei stehe einem Parlamente schlecht an; aber bei dieser gesetzgeberischen Geschmacks- und Formlosigkeit komme es auf eine Flickerei mehr oder weniger gar nicht mehr an." Im Vergleich zu solchen Ausfällen hatte sich die incriminirte Nummer des „Volksfreunds" gewiß sehr gemäßigt ausgedrückt; aber nur ihn traf die Strenge des Gesetzes. Und da soll man noch von der Unabhängigkeit des österreichischen Richterstandes überzeugt seyn!

Bezeichnend für unsere Preßzustände und für das Gerechtigkeitsgefühl bei einzelnen Organen der öffentlichen Meinung ist auch der Umstand, daß dieser Rechtsspruch von unsern liberalen Blättern förmlich todtgeschwiegen wurde. Nur ein demokratisches Blatt, die „Sonn- und Montags-Zeitung," hatte den männlichen Muth, das Urtheil als einen direkten Angriff gegen die unabhängige öffentliche Meinung zu bezeichnen und nach solchen Vorgängen die Journalistik für rechtlos zu erklären.

Bei der eigenthümlichen Qualität gesetzgeberischer Thätigkeit in unseren Vertretungskörpern während der letzten Monate möchte man aber auch beinahe glauben, daß die Strenge des Gesetzes nach seiner vollen Ausdehnung in Anspruch genommen werden muß, um die hohen Versammlungen vor Unbild zu schützen. Denn die Gaben welche die Volksvertreter an ihren heimatlichen Herd bringen werden, dürften die große Menge der Committenten welche sich eben nicht

[redacted]

durch das Zeitungsgeflunker irre machen lassen, sondern diese Gaben nach ihrem innern praktischen Werth beurtheilen werden, nicht sehr erfreuen.

Wir nennen in erster Linie die Beschlüsse wegen des Viehsalzes, die in einem vorzugsweise agrikolen Staat geradezu als ein volkswirthschaftlicher Nonsens betrachtet werden müssen. Jeder Landwirth in den erbländischen Provinzen, Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, Tirol, Salzburg ist, seitdem die immense ungarische Getreideproduktion unsern Körnerbau erstickt hat, zur Ueberzeugung gekommen, daß die Hebung der Viehzucht zur Existenzfrage der cisleithanischen Landwirthschaft geworden sei, und um dies Ziel zu erreichen, müßte wohlfeiles Viehsalz selbst auf Regierungskosten in großen Massen geschaffen werden, wenn es nicht schon vorhanden wäre. Wir hatten aber diese Wohlthat schon seit Jahren genossen, und jetzt wird sie uns entzogen, um den Ausfall zu decken der durch Herabminderung des Kochsalzpreises um 2 fl. 48 kr. in der Monopolsrente entsteht. Und warum dieser Ausfall? Weil, wie der Regierungsvertreter ganz treuherzig bekannte, die Herren Magyaren wohlfeiles Kochsalz haben wollen, des Viehsalzes aber nicht bedürfen. Sie sehen hier eine der reizendsten Früchte des „Ausgleichs mit Ungarn“ und des Dualismus. Ihnen wird die Sache zwar einigermaßen verrückt erscheinen; wir können sie auch nicht gescheidt finden, müssen uns aber bequemen. Bei dieser Salzdebatte hatten wir wenigstens die erfreuliche Erscheinung die Männer der äußersten Rechten, Greuter-Giovanelli, mit den Männern der äußersten Linken wie Dürkheim, Mayr, Seiffertitz, Hand in Hand gehen zu sehen.

Aber auch die übrigen Gesetze jüngsten Datums, wie die Aufhebung der Schuldhaft und der Wuchergesetze, sodann die Freigebung der Advokatie haben in der großen Masse einen peinlichen Eindruck gemacht. Vorzüglich wird die Freigebung der Wucherzinsen auf dem flachen Lande ganz sonderbare Urtheile über die Frage wachrufen, ob diese Vertreter

[redacted]

und sog. „Volksmänner" auch wirklich die wahren Interessen des Volks im Auge haben? Denn wenn auch leider zugegeben werden muß, daß die bisherigen Wuchergesetze nur ein schwacher Damm gegen betrügerische Uebervortheilung waren, so war doch wenigstens das Princip der strafbaren Handlung aufrecht erhalten und der Betrogene konnte nach Umständen den Schutz der Gerichte anrufen. Die Debatten hierüber im Abgeordnetenhause warfen übrigens ganz eigenthümliche Streiflichter auf die freisinnigen und volksthümlichen Anschauungen unserer sogenannten Volksfreunde. Denn als Professor Greuter das Verdammenswerthe des Wuchers nicht nur vom christlichen Standpunkte aus beleuchtete, sondern sich auch die Freiheit nahm auf die gefährdete Existenz des Individuums hinzuweisen, wenn die schrankenlose Macht des Capitals zur Geltung komme, da erhob sich ein Schrei des Entsetzens unter den Liberalen, so daß man hätte glauben können, dieser redliche Vorkämpfer des kleinen Mannes sei wenigstens ein verkappter Jakobiner.

Was ferner die Freigebung der Advokatie anbelangt, so ist dieselbe der Theorie nach wohl nur eine Consequenz der bei uns schon eingeführten Freigebung der Gewerbe. Vom praktischen Standpunkt aus dürften aber wohl jene gewiegten Juristen Recht bekommen welche behaupten, daß hiebei der Vortheil nur auf Seite der Advokatur-Aspiranten, der Nachtheil aber auf Seite des Volks liege. Denn die große Schaar von jugendlichen Themispriestern werde nothwendigerweise Processe schaffen müssen, um zu leben. Bei der bezüglichen Debatte im Abgeordnetenhause will man viele schwarzäugige Töchter Israels auf den Tribünen bemerkt haben, welche mit gespannter Aufmerksamkeit und großer Emotion den Gang der Verhandlung beobachteten, weil vom glücklichen Ausgange derselben ihr Schicksal abhing. Der Nachwuchs unseres Advokatenstandes besteht nämlich zum großen Theile aus Söhnen Israels, die sich begreiflicherweise nach Selbstständigkeit seh-

[redacted]

nen, um einen häuslichen Herd gründen zu können, und zwar einen reichen.

Seit meinem letzten Schreiben ist die Arbeiterfrage in ein neues Stadium getreten. Die ziemlich unschuldig, ja löblich erscheinenden Anfänge welche in der Gründung eines Arbeiter-Bildungs-Vereins ihren Ausdruck fanden, entwickeln sich allmählig zu einer social-politischen Bewegung; und das Endziel, die allgemeine social-demokratische Verbrüderung, wird bereits auf das Programm des Tages gesetzt. Es liegt ein Manifest an das arbeitende Volk in Oesterreich vor uns, und das Projekt eines österreichischen Arbeiter-Verbrüderungs-Festes unter gleichzeitiger Einladung an die Arbeiter-Vertreter aus Deutschland, Frankreich, England und Italien wurde bereits auf die Tagesordnung gesetzt. Die Motivirung, „daß ein solches allgemeines Verbrüderungsfest von europäischer Tragweite sei und zur Organisation der Bestrebungen der Socialdemokratie mächtig fördernd beitragen werde", spricht deutlich genug. Die logische Gliederung, die Klarheit des Gedankens und die Präcision des Ausdruckes bilden in diesem Manifeste einen auffallenden Gegensatz zu den confusen Anschauungen, welche in den einzelnen Arbeiterversammlungen zu Tage kommen, zu den sich zersplitternden Bestrebungen bei den einzelnen Anträgen und in dem Verhältnisse der verschiedenen Vereine untereinander. Es liegt daher die Vermuthung nicht ferne, daß hinter den Coulissen sehr geschickte Regisseure stehen, deren Schuld es wahrlich nicht ist, wenn das Drama wegen der Ungeschicklichkeit und dem mangelnden Zusammenspiel der Akteure noch keine größern Fortschritte gemacht hat.

Und welches ist nun die Stellung welche die Regierung diesem compakten Auftreten der Massen gegenüber genommen hat? Eine recht armselige und unklare. Nachdem bekanntlich das jetzige liberale Ministerium sehr um seine Popularität besorgt ist, so hat man es sorgfältig vermieden durch positives

[redacted]

Einschreiten den Abirrungen auf social-politische Wege zuvorgekommen. Hohen Orts hat man nur den bescheidenen Wunsch ausgesprochen, die Arbeiter möchten bloß die Besserung ihrer materiellen Interessen und die Hebung der Intelligenz zum Gegenstand ihrer Berathungen nehmen. Die Herrn Arbeiter waren aber so unbescheiden diesen Wunsch nicht zu berücksichtigen, ja sie sind dem Volksmanne Dr. Giskra direkt zu Leibe gegangen, indem bei der letzten allgemeinen Arbeiter-Versammlung die Resolution angenommen wurde: „die Regierung wolle dahin wirken, daß allen Staatsbürgern gleiche politische Rechte eingeräumt würden und zwar volles unbedingtes, weitestes aktives und passives Wahlrecht.“ Wenige Tage darauf wurde von einer Arbeiter-Deputation diese Resolution dem Minister des Innern Dr. Giskra übergeben, und das Arbeitscabinet des Ministers war der Schauplatz einer sehr interessanten Scene zwischen dem liberalen Staatsmann und dem Arbeiterführer Brüßhaver. Jeder dieser beiden Männer behauptet durch das Vertrauen des Volks auf seinen Platz gestellt zu seyn und die Interessen des Volks zu vertreten, nur waren die Ansichten über die Art der Vertretung etwas divergirend. Der Minister schien sich anfangs in jene Zeit zurückversetzen zu wollen, wo er an der Seite des Professor Kudler den Jünglingen der Aula Vorträge über Volkswirthschaft hielt; aber er mußte gar bald zu seinem Bedauern wahrnehmen, daß sein dermaliges Auditorium durchaus nicht dem Grundsatz huldige welcher in jenen Zeiten den Herrn Professoren das Vortragen so bequem machte, nämlich dem *jurare in verba magistri*. Obwohl er auf das Bestimmteste selbst die Möglichkeit der Durchführung des allgemeinen Wahlrechts in Oesterreich bestritt, den Arbeitern sehr deutlich zu verstehen gab, sie sprächen von Dingen welche sie nicht verstünden, und die Resolution in die Hände der Arbeiter zurückstellen wollte, so mußte er doch die Ueberzeugung gewinnen, daß mit beschwichtigenden Phrasen hier nichts auszurichten sei und daß die Arbeiter nicht eine so lenksame

[redacted]

Masse seien wie die privilegirten Herren Volksvertreter vor dem Schottenthore.

Als die Vorstellung nach einer ziemlich erregten Diskussion von mehr als zwei Stunden mit der vielsagenden Bemerkung der Arbeiter schloß, daß über diesen fehlgeschlagenen Schritt in der nächsten Arbeiterversammlung berichtet werden müsse, so nahm der Minister die Resolution wieder in seine Hände und versprach sie dem Ministerrath zu unterbreiten. Wir wollen nicht untersuchen, was das Motiv einer so plötzlichen Sinnesänderung war: war es Staatsklugheit, war es bessere Ueberzeugung oder vielleicht gar Einschüchterung — die Zukunft wird es lehren.

Als Gegensatz zu dieser jedenfalls nicht sehr erfreulichen Erscheinung will ich Ihnen aber von einer anderen Association erzählen, welche ebenfalls sehr jungen Datums ist und große Reformen anstrebt, aber jedenfalls wohlthätiger und segensreicher wirken wird als die confusen Arbeitervereine in Oesterreich. Ich meine die Reformbestrebungen der katholischen Laienwelt in Ungarn, um die materiellen Interessen der Kirche vom Einflusse des Staats zu emancipiren.

Um Mißverständnissen namentlich in Deutschland, wo die ungarischen Verhältnisse weniger bekannt seyn dürften, von vornherein vorzubeugen, muß ich vorausschicken, daß hiedurch das Verhältniß der katholischen Kirche in Ungarn zum heiligen Stuhl in keiner Weise alterirt werden soll. Der in den einzelnen Versammlungen zu Oedenburg, Großwardein u. s. w. ausgesprochene Zweck besteht vielmehr darin, „die gesetzlichen Rechte, die Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche einerseits und die Unverletzlichkeit der Prärogative des apostolischen Königs andererseits zu wahren.“

Um die Nothwendigkeit und das Zeitgemäße dieser Reformbestrebungen zu verstehen, muß die Geschichte der letzten 20 Jahre im Auge behalten werden. Bis zum J. 1848 war die katholische Kirche in Ungarn die Staatskirche und als solcher gewährte ihr der Staat vollkommenen Schutz. Durch

[redacted]

den Landtagsartikel XX. vom J. 1848 welcher die Gleichheit aller Confessionen vor dem Gesetze proklamirte, wurde ihr diese bevorzugte Stellung entzogen, und um sich nach außen hin zu consolidiren, war schon damals der ungarische Episkopat bemüht durch Heranziehung von Laien zur Theilnahme an der Verwaltung der äußern Kirchenangelegenheiten, den besondern Schutz den die Krone bisher gewährt hatte, in dem hingebenden Eifer ihrer eigenen Kinder zu suchen und wieder zu finden. Doch der Sturm der Revolution brach los, bevor zur Ausführung geschritten werden konnte, und das neue staatliche Gebilde des jetzigen Königreichs Ungarn, eine unglückliche Vermischung althistorischer Rechte mit revolutionären Grundsätzen des Jahres 1848, hat das Verhältniß des Staats zur katholischen Kirche keineswegs geändert.

Nachdem sich der Staat für confessionslos erklärt hat, so sollte man glauben, daß allen Confessionen gegenüber der Staat das Princip der Nichtintervention zum leitenden Grundsatz aufstellen müßte. Dieß ist aber nur wahr der lutherischen, calvinischen und griechisch-orientalischen Kirche gegenüber; diese Confessionen dürfen ihre Kirchen- und Schulangelegenheiten selbstständig ordnen, die katholische Kirche hingegen wird immer noch bevormundet. Katholische Männer haben sich nun vereint, um auf ihrem Gebiete die Autonomie der katholischen Kirche zu erkämpfen; sie beanspruchen das Selbstbestimmungsrecht, die gleiche Unabhängigkeit vom Staate in allen Schul- und Kirchen-Angelegenheiten welche die Protestanten schon seit 1791 genießen, und endlich die Herausgabe des Kirchen- und Schulvermögens welches bisher vom Staate eigenmächtig vorenthalten wurde. Durch freie Wahl aus ihrer Mitte würde dann unter dem Vorsitz des Fürsten Primas ein Organ geschaffen, welches die Leitung der äußern Angelegenheiten der Kirche zu besorgen hätte, alle innern kirchlichen Angelegenheiten blieben selbstverständlich hievon ausgeschlossen. Es sind dießfalls bereits Verhandlungen mit der Krone und dem hl. Stuhle im Zuge, welche im wohl-

[redacted]

verstandenen Interesse beider die günstigsten Resultate in Aussicht stellen.

Für die Autonomie der Kirche in Cisleithanien kann es sicher nur vom besten Einflusse seyn, wenn das verwandte Problem in Ungarn baldigst gelöst würde, weil wir dann doch gegründete Hoffnung hätten, daß nach ungarisch-katholischem Vorbild auch bei uns ein ähnliches Verhältniß geschaffen würde.

Bei diesem Anlasse lassen Sie mich auch noch von einer Erscheinung auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens sprechen, welche für unsere dermaligen Zustände bezeichnend und in einer gewissen Richtung sogar erfreulich genannt werden kann. Ich meine das Wiederauftauchen der „neukatholischen Bestrebungen" in Wien. Herr Ronge und Genossen schienen auch die Segnungen der neuen Aera benützen zu wollen, um dort anzuknüpfen wo sie den Faden im J. 1848 verloren hatten. Als Mitconcurrenten auf diesem Felde der Volks-Aufklärung traten auch zwei Wiener Missionäre, ein Laie und ein junger Theologe, auf, deren neue Religion in einer trüben Mischung von katholischen und protestantischen Lehrsätzen besteht. Die Journale ließen ganz deutliche Winke fallen, die Herrn Bischöfe möchten bei Zeiten Raison annehmen und mit sich handeln lassen, sowohl bezüglich der bessern Behandlung des niedern Klerus (ihr Steckenpferd) als der Geistesknechtung der Gläubigen, sonst könnten sie noch zu ihrem Schrecken erleben, daß ihre Schäflein massenhaft aus dem Schafstall auszögen, und auf üppig grüner Weide der neuen Religion sich des Lebens zu freuen suchen würden. Allein siehe da, diese neukatholischen Bestrebungen machten ein colossales Fiasko.

Die Zeit ist eben eine andere geworden, als sie in der vielfach noch unbewußten Bewegung war, aus der die fraglichen Erscheinungen vor zwanzig Jahren hervorgewachsen waren, um bald wieder zu verschwinden. Die Schlechten von damals sind inzwischen so schlecht geworden, daß sie von

[redacted]

zu keiner Religion mehr etwas wissen wollen. Warum soll ihnen auch Ronge lieber seyn als der göttliche Stifter? Und um allenfalls Unterricht zu nehmen, wie man am besten die katholische Kirche verspotten und ihre Lehren lächerlich machen soll, brauchen sie sich wahrlich nicht ihre Lehrmeister aus der Fremde zu verschreiben und bei Ronge und Consorten ein Privatissimum zu hören; sie haben dieß viel bequemer zu Hause, wenn sie beim Frühstück eine unserer tonangebenden Zeitungen lesen und Abends in ein Vorstadttheater gehen. Für diese Kategorie also hat Ronge seine Zugkraft verloren. Und die Guten von damals sind gottlob im Drange der Zeiten besser geworden, so daß ihnen dieses Religionsgeflunker ekelhaft wurde. Es war wirklich erbarmungswürdig, wie der famose Religionsstifter, von einer Bierhalle zur andern ziehend, das Publikum förmlich pressen mußte, und selbst die radikalen Blätter hatten nicht mehr den Muth für die verlorene Sache das Wort zu ergreifen. Vielleicht mag ihnen aber auch vorgeschwebt haben, was der ehemalige Gesinnungsgenosse Ronge's, Dowiat, von der Berliner Stadtvogtei aus an die Berliner Blätter schrieb: „er wolle nicht mehr als deutsch-katholischer Prediger gelten, denn er habe die religiöse Bewegung immer nur als Mittel zur social-politischen Agitation betrachtet; jetzt sei die Maske und daher die ganze religiöse Bewegung überflüssig.“ Ja wahrlich, es bedarf keiner Maske mehr bei uns!

Zum Schlusse lassen Sie mich noch eines Curiosums erwähnen, welches eben nicht beigetragen hat die verbitterte Stimmung, welche hier gegen Ungarn herrscht, zu mildern. Es ist der Entwurf des neuen Heimathrechts in Ungarn, worin die cisleithanischen Unterthanen des Kaisers und Königs in Ungarn als Fremde und Ausländer betrachtet und behandelt werden. Wie zuvorkommend aber die Herrn Ungarn gegen die Fremden sich benehmen, geht aus einem weitern Paragraphen hervor, wornach Ausländer, also auch Unterthanen Sr. Majestät des Kaisers, sie mögen in Ungarn schon

[redacted]

ansässig seyn oder nicht, in Ungarn Grundbesitz nicht erwerben können, und — es kömmt noch viel besser — wenn sie durch Erbschaft in den Besitz von Grundstücken kommen, dieselben verkaufen und überdieß, wenn sie etwa aus Aerger über das ungastliche Land, den Erlös hinaustragen wollten, auch noch den zehnten Theil an die Staatskassa abgeben müssen.

Man sollte es wahrlich nicht für möglich halten, daß ein solches Conglomerat von höherem Blödsinn der ernsten Berathung eines gesetzgebenden Körpers unterbreitet werden könne. Aber es ist doch so. Eine solche Exclusivität hat sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in China bereits überlebt, die Ungarn aber, welche immer von ihrem civilisatorischen Geiste und Berufe nach Osten hin phantasiren, wollen sie vor den Thoren Wiens einführen. Haben die Herren Magyaren in ihrem hohlen Dünkel vergessen, daß es deutsches Blut war welches sie vom Türkenjoche befreite, daß es deutscher Fleiß war der Musterwirthschaften schuf, Handel und Gewerbe emporbrachte, daß es deutsches Geld war mit dem ihre Eisenbahnen gebaut, Kanäle gegraben, die unterirdischen Schätze erschlossen, die Ströme mit Dampfschiffen belebt wurden? — Und diese Deutschen sollen nun, selbst wenn sie Unterthanen desselben Monarchen und sogar schon in Ungarn ansässig sind, den Zigeunern gleich betrachtet und behandelt werden. Wahrlich im Umfange des alten Kaiserreichs gehen sonderbare Dinge vor! Der fragliche Entwurf aber, wie immer der ungarische Reichstag darüber endgültig beschließen wird, sollte jedenfalls im Pesther Nationalmuseum als Rarität einen entsprechenden Platz erhalten.

[redacted]

X.

Christenthum und Sklaverei*).

Die Sklaverei, eine der traurigsten Erscheinungen in der Geschichte des gottentfremdeten Menschengeschlechtes, ist ein Kind der Sünde, eine Wirkung der durch die Sünde hervorgerufenen Herrschsucht, Grausamkeit und Habsucht. Christus, der Erlöser des gefallenen Adams-Geschlechtes, wollte nicht bloß die ethischen, sondern auch die socialen traurigen Folgen der Sünde aufheben. Das was ihr Meister wollte, das sollte auch die von ihm gestiftete Gnadenanstalt, die Kirche. Daher lag es in der Aufgabe der Kirche der Sklaverei feindlich gegenüber zu treten, sie zu vernichten.

---

*) 1. Die Sklaverei in den Südstaaten Nordamerika's von einem katholischen Missionäre. Frankfurt (Hamacher) 1865. 82 S. — 27 kr.

2. Margraf, Kirche und Sklaverei seit der Entdeckung Amerika's. Eine von der theologischen Fakultät zu München gekrönte Preisschrift. Tübingen 1865. X. und 230 S. — 1 fl. 36 kr.

3. Wiskemann, die Sklaverei. Eine von der Haager Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion gekrönte Preisschrift. Leiden 1866. XII. und 195 S. — 2 fl. 9 kr.

4. Göbel, Sklaverei und Emancipation der schwarzen Rasse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Herausgegeben vom Züricher Comité zur Unterstützung der befreiten Farbigen. Zürich 1866. 150 S. — 42 kr.

[redacted]

Die großartigen Verdienste der Kirche um Milderung und Aufhebung der Sklaverei sind schon öfter hervorgehoben worden. Der unvergeßliche **Möhler** veröffentlichte 1834 in der Tübinger theologischen Quartalschrift zwei classische Aufsätze unter dem Titel: „Bruchstücke aus der Geschichte der Aufhebung der Sklaverei durch das Christenthum in den ersten fünfzehn Jahrhunderten.“ Diese Aufsätze wurden wieder abgedruckt in Möhler's „Gesammelten Schriften“ Bd. II. S. 54 bis 104. Den gleichen Gegenstand behandelte Dr. **Haas** in der Neuen Sion Jahrg. 1849 Beil. Nr. 9 — 12 unter dem Titel „Die Sklaverei und deren Aufhebung durch die Kirche.“ Eine interessante Abhandlung über das Verhältniß der Kirche zur Sklaverei-Frage bietet **Balmes** in seinem Werke „Der Protestantismus verglichen mit dem Katholicismus in seinen Beziehungen zur europäischen Civilisation.“ Deutsch, Regensb 1845. Bd. I. S. 200—299. In gewohnter gründlicher, wenn auch kürzerer Weise behandelt denselben Gegenstand Professor **von Hefele** im Kirchenlexikon von Wetzer und Welte Bd X. S. 212—220 und in den „Beiträgen zur Kirchengeschichte, Archäologie und Liturgik.“ Tübingen 1864 Bd. I. S. 212—226. Ueber das gleiche Thema schrieb ein in vielen Partien sehr gediegenes Werk der römische Jesuit **Angelini** unter dem Titel La schiavitù e la Chiesa di P. Angelini d. C. d. G. Roma tipografia delle belle arti 1862.

Der furchtbare nordamerikanische Bürgerkrieg, der von den nördlichen Radikalen fünf Jahre lang unter dem Vorwande der Aufhebung der Negersklaverei geführt wurde, lenkte auf's neue die Aufmerksamkeit der ganzen civilisirten Welt auf die Sklavenfrage hin.

In den Vereinigten Staaten standen sich die Vertheidiger und die Gegner der Sklaverei Jahre lang schroff gegenüber. Die Gegner der Sklaverei schieden sich wieder in die Parteien der Freesoilers (Freibodenmänner) und der Abolitionisten. Die erstern wollten jede Ausdehnung der Negersklaverei auf neue Gebiete verhindern und die Sklaven nach und nach emanci-

[redacted]

piren; die letzteren wünschten die Negersklaverei um jeden Preis in überstürzender Hast überall abgeschafft. Die Freesoilers waren durchgängig einsichtsvolle Leute welche, jeder Gewaltthätigkeit abhold, das Schwergewicht der gegebenen Thatsachen nicht verkannten; die Abolitionisten waren mehr oder weniger Fanatiker welche sich blind an Abstraktionen anklammerten, und mit allgemeinen Redensarten über die ungeheuern Schwierigkeiten hinauszukommen glaubten, die sich gerade in dieser Frage berghoch aufgethürmt hatten. Die Abolitionisten führten das große Wort und fanden auch in Europa den meisten Anklang. Sie blieben die Sieger in dem schrecklichen Kampfe.

Auch auf das religiöse Gebiet zerrte man die Streitfrage hinüber. Die Abolitionisten bewiesen aus der heil. Schrift das Verabscheuungswerthe der Sklaverei; die Sklavenhalter fanden in demselben Buche das gerade Gegentheil. Besondere Virtuosität in der Geltendmachung langer Citate aus der Bibel im Norden gegen, im Süden für die Sklaverei entwickelten die Methodistenprediger; sie lieferten dadurch einen neuen Beweis für die Wahrheit des alten auf die Bibel angewendeten Spruches:

> Hic liber est, in quo quaerit sua dogmata quisque,
> Invenit et pariter dogmata quisque sua.

Als nun gar die reichen Vertreter der anglikanischen, „bischöflichen“ Kirche in Wort und Schrift erklärten, daß die Negersklaverei ein System sei, auf das der Süden sein nationales Leben zu gründen habe, daß die Meinung die für Aufhebung der Sklaverei ist, nicht nur eine gehässige, sondern auch eine gotteslängnerische Meinung sei, daß das Verhältniß zwischen Herrn und Sklaven durchaus von der heil. Schrift gebilligt werde, indem dadurch Viele zum Christenthum geführt würden*): da schrieen die reformjüdischen und

*) Vergl. Allgemeine kirchliche Zeitschrift herausgegeben von Schenkel. 4. Jahrg. 4. und 10. Heft. Elberfeld 1865.

[redacted]

antichristlichen Blätter Zeter und Mordio; sie beschuldigten das Christenthum der Begünstigung der Sklaverei. Deßhalb war es sehr zeitgemäß, daß die Haager Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion im Jahre 1864 die Preisaufgabe stellte: „Eine wissenschaftliche Erklärung und genaue Anwendung der Bibelstellen, welche die Sklaverei betreffen, sowie auch eine sorgfältige Untersuchung, wie die Sklaverei nach dem Geiste und den Principien des Christenthums betrachtet werden muß.“ Diese Preisaufgabe wurde von Dr. H. Wiskemann, Lehrer am protestantischen Gymnasium zu Hersfeld in Kurhessen mit dem in obiger Note genannten Werke in sehr eingehender Weise gelöst.

Der reiche Inhalt des Werkes zerfällt in vier Theile, deren erster sich mit der Sklaverei im alten Bunde unter folgenden zwei Abschnitten: „der hebräische Knecht und die hebräische Magd“ — und „der nichthebräische Knecht (der eigentliche Sklave) im Dienste eines Hebräers“ beschäftigt. Der zweite Theil behandelt die Frage: „Was lehrt das neue Testament von der Sklaverei?“ Die Antwort erfolgt in zwei Abschnitten: „Ansicht Christi und der Apostel von der Sklaverei“ und „Unverträglichkeit der Sklaverei mit den Grundanschauungen des Christenthums.“ Der dritte Theil bespricht die für die Sklaverei vorgebrachten Gründe, und zwar 1) die Gründe des Rechts, 2) die Gründe, hergenommen aus der Verschiedenheit der Menschenrassen, 3) die religiösen Gründe. Der vierte Theil behandelt die Bedingungen, unter denen die Sklaverei verschwinden wird. Der Verfasser nennt als solche die heilsamen Wirkungen der religiösen und sittlichen Ideen und den volkswirthschaftlichen Fortschritt.

Man sieht, Wiskemann hat fleißig gearbeitet und seinen Gegenstand allseitig erschöpft. Wir müssen ihm das Zeugniß geben, daß wir aus seinem Buche manche Belehrung geschöpft haben. Damit soll jedoch nicht gesagt seyn, daß wir mit dem Verfasser in allen Punkten übereinstimmen könnten. Gegen die katholische Kirche und die katholische Wissenschaft

[redacted]

ist er geradezu ungerecht. Die Leistungen katholischer Gelehrten, z. B. die oben citirten Abhandlungen von Möhler, Haas, Balmes, Hefele, Angelini, sowie der lesenswerthe Aufsatz: „Il concetto morale della schiavitù" in der Civilta cattolica Ser. VI vol. I p. 427 sq. scheinen ihm ganz unbekannt zu seyn. Hätte der Verfasser diese Arbeiten gekannt, hätte er sich in Gfrörer's Gregor VII. und in dessen „Geschichte deutscher Volksrechte im Mittelalter", in Hurter's Innocenz III, in Hefele's vortrefflicher Conciliengeschichte umgesehen, so würde seine Ansicht über das Wirken der Kirche im Mittelalter sich wesentlich modificirt haben. Er hätte insbesondere S. 127 nicht die unwahren oder nichtssagenden Sätze geschrieben: „Wenn uns Sugenheim*) (S. 14) so viel von den schändlichen Ränken, mit denen beide (Adel und Geistlichkeit) die ihrer bedürftigen Unglücklichen noch außerdem umgarnten, zu berichten weiß, so müssen wir uns nicht darüber wundern, da wir wissen, daß in jenen Zeiten die Religion auf's tiefste gefallen, die Herrschsucht aber auf's höchste gestiegen und in den niedern Classen durch Unglück und Mißhandlung jeder Art die Begriffe von Recht und Ehre fast ganz verschwunden waren. Wie bekannt setzte nur das emporstrebende Städteleben der fortwährend wachsenden Unfreiheit einen Grenzstein." Hätte der Verfasser das katholische Mittelalter genauer studirt, so wären seiner Feder nicht derlei hohle Tiraden entflossen. Denn Tiraden sind es, wenn der Verfasser S. 132 und in einer Anmerkung S. 133 sagt: „Nachdem die Hierarchie des Mittelalters an die Stelle der der Sklaverei für würdig erklärten Barbaren die Ungläubigen und Ketzer gesetzt hatte, kehrt mit der neuern Zeit die Ansicht des Aristoteles und Cicero wieder, nur daß es von jetzt an die Eingebornen Amerika's und die Schwarzen Afrika's sind, die eine geringere Menschengattung seyn sollen." „Früher waren Phryger, Syrer u. s. w. der Sklaverei wür-

*) Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft. Petersburg 1861.

[redacted]

dig gewesen, jetzt waren es Saracenen, Juden, Häretiker. Die Beweise liefert das Corpus juris canonici" (??). „Es ist bekannt, welche Wirkungen diese Meinung gehabt hat und noch immer hat. Unaussprechlich sind die Leiden, die sie jenen Unglücklichen, wenn nicht allein, doch vorzugsweise zufügte. Sie hält die Gemüther der Amerikaner bis auf diese Stunde gefangen, hat sich in die Sitte, in das wissenschaftliche, kirchliche und staatliche Leben eingenistet." Hören wir, was diesen Verunglimpfungen gegenüber gründliche Forscher beweisen.

Pfahler schreibt in seinem „Handbuch deutscher Alterthümer", Frankfurt am Main 1865 S. 334: „Der christliche Klerus, obgleich die Kirchenämter oft durch die Könige an Unwürdige vergeben wurden, war es allein der die Kraft und auch den Muth hatte, den rohen Gewaltthaten der Großen entgegenzutreten. Durch ihn wurden das niedere Volk, die Wittwen und Waisen, die Armen, die Gefangenen, die Sklaven geschützt. Die harte Leibeigenschaft ist vornemlich durch die Kirche aufgehoben worden. Aber die Erziehung eines rohen, durch den Erwerb von Reichthümern aller Art sehr üppigen Volkes ist nicht das Werk von Jahrzehnten, sondern von Jahrhunderten." Gfrörer sagt (Geschichte deutscher Volksrechte Bd. 2, Cap. 1): „Hat Niemand für den armen Sklaven seine Stimme erhoben? O ja, der Klerus; ihm allein gebührt die Ehre. Wenn je sonst, so erwies durch ihre Sorge für die Sklaven die Völkermutter, die Kirche ihren himmlischen Ursprung. Kleriker haben gegen die Sklaverei gesprochen, gearbeitet, geschrieben. Langsam ging der Klerus voran, Schritt vor Schritt." Zuerst wurden die Sklaven gegen die Wuthausbrüche des Herrn geschützt, indem den Herren verboten wurde Sklaven zu tödten, dann wirkte die Kirche unausgesetzt für die Freilassung der Sklaven. Pardessus*) hat eine Menge

*) Pardessus, Diplomata, chartae, epistolae, leges aliaque instrumenta ad res gallo-francicas spectantia. Paris 1849.

Testamente und Le Blant*) zahlreiche Grabschriften gesammelt, auf welchen erklärt wird, daß pro remedio animae (für die Seelenruhe eines Verstorbenen) Sklaven freigegeben wurden. Gegen ungerechte Bestrafung wurde der Sklave geschützt durch das Asylrecht der Kirche. Ein Haupthinderungsmittel des Sklavenhandels war die Beschränkung des Sklavenverkaufs zuerst innerhalb der Grenzen des Reichs, dann der Provinz, dann der Grafschaft. Die Kirche bekämpfte den Satz von der argen Hand und lehrte die Gleichheit aller Menschen vor Gott. Sie vertheidigte die Rechtmäßigkeit und Unauflösbarkeit der Sklavenehen; sie nahm die Leibeigenen und Hörigen in ihre Klöster und in den geistlichen Stand auf und machte sie dadurch frei**). Von der Masse zu Gunsten der Sklaven erlassener kirchlichen Entscheidungen führt Hefele in seiner Kirchengeschichte sehr viele an. Hinweisen wollen wir nur auf die Entscheidungen der Concilien zu Agde (506), Epone (Epaon) (517), Merida (666), Toledo (675), Orleans (511), Orleans (541), Macon (588), Rheims (630), Meaux (845) u. s. w.

Wiskemann erinnert zwar S. 157 an die Bestimmungen des Westgothenrechts und der Capitularien der fränkischen Könige zu Gunsten der Sklaven. Aber davon daß die Kirche an diesen milden Bestimmungen den Hauptantheil gehabt, davon sagt er kein Wort. Wenn unser Autor S. 159 Anmerkung 2 behauptet: „Selbst die wider den Willen des Herrn geschlossene Ehe (der Sklaven) ist unauflöslich seit 1159", und dafür als Beweis anführt Corp. jur. can. C. 1. X. 49 De conjug. serv., so ist das unrichtig. Schon auf der Reichssynode zu Berberie wurde beschlossen: „Wer freiwillig eine Sklavin

*) Le Blant, Inscriptions chrétiennes de la Gaule antérieures au VIII. siécle. Paris 1856.

**) Vergl. Gfrörer, Zur Geschichte deutscher Volksrechte im Mittelalter Bd. I. S. 122—126; Bd. II. S. 6—80; Pfahler, Handbuch deutscher Alterthümer S. 484—491.

[redacted]

als Gattin nimmt, wohl wissend daß sie Sklavin ist, ist schuldig für immer mit ihr zu leben"*). Die Reichssynode zu Vernum (755) beschloß: „Die Proklamationen, Eheabschließungen und Hochzeiten der Edlen sowohl als Unedlen seien öffentlich. Die Ehe der Hörigen ist in Allem derjenigen der Edlen gleich zu halten"**). Endlich verfügte ein Capitulare Karls des Großen die Unauflösbarkeit der Sklavenehen. Mann und Frau mußten zusammen verkauft werden, zusammen mit den Kindern***). Dieses Capitulare Karls des Großen wurde später in das corpus jur. can. aufgenommen.

S. 158 sagt der Verfasser: „Die vollständige Ausbildung der Hierarchie mit ihrem Grundgedanken von zwei weit voneinander abstehenden Ständen, dem Laien und Priesterstand, mußte die Idee der Freiheit und Gleichheit nicht wenig verdunkeln. Und in der That hat die Kirche des spätern Mittelalters nicht mehr den Einfluß auf die Befreiung der Knechte wie vorher." Nun aber ist es anerkannte Thatsache, daß im ganzen Umfange des ehemaligen fränkisch-karolingischen Reiches schon im 10. Jahrhundert, in Böhmen mit Anfang des 11., in England im 12., in Schweden im 13. Jahrhundert die Sklaverei aufgehört hat. Natürlich konnte „die Kirche des spätern Mittelalters nicht mehr wie vorher für die Befreiung der Knechte wirken"; sie waren ja befreit. Daß fernerhin trotz der „vollständigen Ausbildung der Hierarchie" (die nebenbei bemerkt im 4. und 8. Jahrhundert ebenso ausgebildet war wie im 12.) mit ihren „zwei weit voneinander abstehenden Ständen" noch Großartiges vom Klerus zur Befreiung armer Sklaven aus muhamedanischer Sklaverei geleistet worden ist, weiß jeder Geschichtskundige. Gleichwohl hat Wiskemann die segensreiche Wirksamkeit des Johannes von Matha, Felix von Valois, Petrus Nolascus, Raymund von Pennaforte und der

---

*) Pertz, Leg. I. 22, n. 13.
**) Pertz, Leg. I. 26.
***) Pertz, Leg. I. 192, n. 5.

[redacted]

von ihnen im 13. Jahrhundert gestifteten Orden mit keiner Silbe erwähnt. Von 1492—1691 hatte allein der von Petrus Nolascus und Raymund von Pennaforte gegründete Orden de la Merced 16,947 Christensklaven befreit*).

Die Richtigkeit dessen, was Wiskemann auf S. 163 sagt, will mir nicht einleuchten. Die Beförderung der Emancipation der Leibeigenen „wurde erst in der Reformationszeit kräftiger wieder aufgenommen“ . . . „Wie hätte, nachdem der reine Quell des Evangeliums aus dem Schutte menschlicher Satzungen (sic!) wieder aufgegraben war, die freimachende Kraft desselben nicht neu erwachen sollen? Wie die Lehre vom allgemeinen Priesterthume die einen von ihrer Höhe herunter stieß, so mußte sie die andern aus ihrer unwürdigen Erniedrigung erheben. Mit dem Auftreten Luthers regten sich alle Lebensgeister der Nation. Die ersten Schriften des deutschen Reformators zündeten in aller Herzen. Seine Worte wirkten so mächtig, weil in ihnen der Geist des aus den Knechtesbanden (sic!) befreiten Christen redete.“ Mit diesen Phrasen, ohne welche es nun einmal nicht geht, geräth der Verfasser selbst in Widerspruch, wenn er S. 143 Luther und Melanchthon tadelt, weil „die Ansicht, daß die Sklaverei dem Christenthume auf's vollkommenste entspreche, sich so in die Denkweise auch der aufgeklärtesten Christen jener Zeit eingenistet hatte, daß selbst ein Luther und Melanchthon sich nicht von ihr loszumachen im Stande waren“ . . . „Das Christenthum hat nach Luthers Meinung mit der äußern Freiheit nichts zu thun.“

Unwahr ist es, wenn der Verfasser S. 164 emphatisch erklärt: „es gab Jahrhunderte lang keine Herrscher, die die Pflichten der christlichen Nächstenliebe vertheidigt hätten.“ Der Verfasser scheint die Erlasse Pauls III. vom 29. Mai 1537, Pius' V. vom 7. und 9. Oktober 1567, Clemens' VIII.

*) Baluffi, La chiesa Romana riconosciuta alla sua carità verso il prossimo. Imola 1854 p. 66 sq.

[redacted]

vom Jahre 1603, Urbans VIII. vom 22. April 1639, Benedikts XIV. vom 20. Dezember 1741 u. s. w. gegen die Sklaverei nicht zu kennen. Ein Uebermaß von Ungerechtigkeit gegen die Kirche und ihre Priester ist es aber, wenn Wiskemann S. 148 dem presbyterianischen Prediger Parker nachschreibt, daß „es seltene Ausnahmen seien, wenn man Geistliche auf Seiten derer sehe, die für das höhere göttliche Gesetz, für die unverjährbaren Menschenrechte in die Schranken treten, obgleich es immerhin, wenn man von den Priestern der katholischen Kirche absieht, solche ehrenwerthe Ausnahmen gebe.“

In Bezug auf letztere sagt Parker*) I. 295: „I never knew of a catholic priest who favoured freedom in America, a slave himself, the mediaeval theocraty eats the heart out from the celibate monk!“ und p. 307: „Every sect that comes from abroad numbers friends of freedom — except the catholic. Do you know a catholic priest who is opposed to slavery? I wish I did.“ Der „ehrenwerthe“ Prediger Parker hat es in dieser Beziehung gemacht wie der Vogel Strauß. Er hat den Kopf in den Sand seiner Vorurtheile gesteckt und nichts von den segensreichen Leistungen des katholischen Klerus zu Gunsten der amerikanischen Sklaven gesehen. Selbst noch die neueste Zeit hat katholischen Priestern das unfreiwillige Zeugniß ausgestellt, daß sie der Sklaverei entgegenwirkten. Wurde nicht Abbé Lamache 1845 von der Staatsgewalt verfolgt, weil er vergessen, daß gewisse Saiten des Evangeliums in den Colonien nicht angeschlagen werden dürften (que certaines cordes évangéliques ne doivent pas être touchées aux colonies)? Wurde nicht Abbé Goubert deportirt, „weil er das Evangelium nicht innerhalb der Schranken des Möglichen (dans les limites du possible) gepredigt habe“ **).

Hätte Herr Wiskemann sich besser in der Literatur über

---

*) Discourses of Slavery. London 1863. Vol. I. p. 295 und 307.
**) Schoelcher, Histoire de l'esclavage tom. 2 p. 423.

[redacted]

nordamerikanische Zustände umgesehen, so würde er Parker die Calumnie nicht nachgeschrieben haben.

Der englische Oberst Hamilton, ein sehr gebildeter Mann und feiner Beobachter — Protestant, aber auch aufrichtiger Forscher nach Wahrheit — sagt in seinem „Leben und Sitten in Nordamerika", übersetzt von Bauer. Leipzig 1834, Bd. 2 S. 174—176: „Sowohl Katholiken als Protestanten kommen in dem Grundsatze überein, daß alle Menschen vor Gott gleich sind; aber nur die erstern geben praktische Beweise ihres Glaubens. In einer katholischen Kirche kniet der Fürst und der Bauer, der Sklave und sein Herr vor demselben Altare im temporären Vergessen aller irdischen Vorzüge. Hier erscheinen sie nur in Einem Charakter, dem der Sünder, und kein Rang als der mit dem Gottesdienst verbundene ist bemerkbar . . . Von der Stirne des Sklaven verschwindet der Stempel der Entwürdigung, wenn er sieht daß er an Einem gemeinschaftlichen Gottesdienste zugleich mit den Höchsten des Landes Theil nimmt. In den protestantischen Kirchen wird ein ganz anderes Verfahren beobachtet. Farbige Leute werden entweder gänzlich ausgeschlossen oder in einem entfernten, durch Verschläge von der eigentlichen Kirche getrennten Winkel abgesperrt. Unmöglich können sie ihren entehrten Zustand nur auf einen Augenblick vergessen; auf tausend Wegen begleitet sie das Bewußtseyn ihrer Lage in ihre Wohnung. Kein weißer Protestant würde mit einem schwarzen vor demselben Altare knieen . . . Aus den Händen des katholischen Priesters empfängt der arme Sklave alle Tröstungen der Religion; er wird in Krankheiten besucht und in Trübsalen getröstet; seine sterbenden Lippen empfangen die geweihte Hostie, und selbst im Todeskampfe ist die letzte Stimme die seines Geistlichen, der ihm die erhabenen Worte zuruft: Scheide, christliche Seele! Kann es deßhalb Wunder nehmen, daß die Sklaven Louisiana's alle Katholiken sind; daß während die christliche Gemeinde in den protestantischen Kirchen aus wenigen Damen, die auf gut gepolsterten Kirchenstühlen sitzen, besteht, die geräumige Ka-

[redacted]

thedrale von Neuorleans von Verehrern aller Farben und Classen gedrängt voll ist? Aus Allem konnte ich abnehmen, daß der Diensteifer der katholischen Priester höchst exemplarisch ist. Sie vergessen nie, daß die erniedrigteste menschliche Gestalt von einer Seele belebt wird, die in den Augen der Religion ebenso köstlich ist als die des souverainen Papstes. Die katholische Kirche öffnet dem niedrigsten Auswurf der Gesellschaft stets ihre Arme. Ihre Priester legen all ihren priesterlichen Stolz ab, mischen sich unter die Sklaven, und gewiß dringen sie besser als jede andere Körperschaft von Religions-Lehrern in den Charakter der Sklaven ein. Ich bin nicht Katholik, aber kein Vorurtheil kann mich davon abhalten einer Corporation christlicher Geistlichen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, deren Diensteifer durch keine Hoffnung auf irdische Belohnung angefacht werden kann, und die ihr demüthiges Leben mit Verbreitung des Einflusses göttlicher Wahrheit und Ertheilung der gesegneten Tröstungen der Religion an die geringsten und verachtetsten Menschen zubringen. Diese Männer geben keine periodischen Verzeichnisse ihrer Convertiten heraus. Der Belauf ihrer im Stillen wirkenden Anstrengungen wird nicht durch die Posaune von missionarischen Gesellschaften verherrlicht, auch in den Reden hoher Lords nicht rednerisch hervorgestrichen.“ Aehnlich äußert sich der Abolitionist Olmsted in seinem Buche A journej in the seabord slave states: „In den Unionsstaaten, welche ehemals Colonien katholischer Mächte waren, z. B. Louisiana, sind die Schwarzen weit besser daran als z. B. in Virginien oder gar in Carolina oder Alabama. In Louisiana sind die Sklaven intelligenter und werden freundlicher behandelt, verheirathen sich auch öfter mit den Weißen. In den protestantischen Staaten dagegen ist es gesetzlich verboten einen Neger lesen und schreiben zu lehren, und der Zuwiderhandelnde wird mit 30 Dollars gestraft.“ Derselbe Reisende Olmsted hat gleichfalls zu seinem Erstaunen bemerkt, daß in den katholischen Kirchen weiße und schwarze Andächtige ohne allen

[redacted]

Unterschied untereinander knieten und beteten. S. 181 nennt Wiskemann obiges Werk Olmsted's ein sehr belehrendes. Eine unparteiische Beurtheilung katholischen Bemühens und Wirkens scheint er nicht daraus gelernt zu haben.

Hätte unser Autor endlich das Werk von Dana „Nach Cuba und zurück", besonders auf S. 217 ff. genauer angesehen, hätte er die Zusammenstellungen von Dr. Waitz über das numerische Verhältniß der Sklaven zu den freien Negern in den katholischen und protestantischen Staaten beachtet, hätte er die Aeußerung des nordamerikanischen Bibelcolporteurs Kidder, welcher 1857 Brasilien bereiste, über die Lage der Sklaven in diesem Lande in Erwägung gezogen: so würde er sich überzeugt haben, daß der Prediger Parker eine ganz ungegründete Verläumdung gegen die katholischen Priester öffentlich gesagt habe.

Trotz dieser Ausstellungen, trotz einiger anderen minder genauen und schiefen Behauptungen können wir das Buch von Wiskemann in den meisten Partien dennoch empfehlen. Vielleicht darf man auch hoffen, daß der Verfasser bei einer allenfallsigen zweiten Auflage die gerügten Mängel verbessern und etwas objektiver das civilisatorische Wirken der Kirche betrachten sowie die Resultate katholischer Forscher besser beachten werde. Denn mit einseitigem Ignoriren oder hämischem Herabblicken auf alles Katholische ist der Wissenschaft nicht gedient. Amicus Plato, amicus Cicero, sed magis amica veritas.

Wie die Schrift Wiskemann's so verdankt auch die Monographie Margraf's „Kirche und Sklaverei seit der Entdeckung Amerika's", einer während des nordamerikanischen Bürgerkrieges (in diesem Falle von der Münchener theologischen Fakultät) gestellten Preisfrage ihr Entstehen. Die Frage lautete: „Was hat die katholische Kirche seit der Entdeckung Amerika's theils zur Milderung theils zur Aufhebung der Sklaverei gethan?" Der gestellten Aufgabe entsprechend trat

[redacted]

die principielle Seite des Gegenstandes, die Frage über das Wesen, den Ursprung und die Berechtigung der Sklaverei etwas gar sehr in den Hintergrund. Doch diese Seite ist in den Abhandlungen von Möhler, Balmes u. a. in ausgezeichneter Weise behandelt; und Margraf's Arbeit schließt sich an Möhler's oben erwähnten Aufsatz gleichsam als Fortsetzung an.

Margraf hat das in den verschiedensten Werken der europäischen Hauptsprachen zerstreute Material fleißig gesammelt, kritisch gesichtet und in sehr gelungener Zusammenstellung eine sehr interessante Schrift geliefert. Bei der Sammlung seines Materials, das der junge Verfasser mit Bienenfleiß zusammengetragen, kam ihm seine ausgebreitete Sprachenkenntniß sehr zu statten. Daß ihm trotz seiner großen Sorgfalt manche Werke die über Negersklaverei handeln, oder Reisebeschreibungen, in denen er noch weitere Ausbeute gefunden hätte, entgangen sind, kann ihm bei der so zahlreichen Literatur über den Gegenstand nicht übel genommen werden. Wir möchten nur nennen: 1) Armand, das Sklavenleben in Amerika. Hannover 1862; 2) Sander, der amerikanische Bürgerkrieg von seinem Beginne bis zum Schlusse des Jahres 1862. Frankfurt am Main 1863; 3) Parker, Discourses of Slavery. London 1863; 4) Carlier, de l'esclavage dans ses rapports avec l'Union Americaine. Paris 1862; 5) Tocqueville, de la démocratie de l'Amerique. Paris 1835; 6) Edinburgh Review LXXXIII; 7) Negro slavery or a creed of that state of society as it exists in the United states and in the colonies of the West Indies. London 1823; 8) Löhnis, die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Bonn 1863; 9) Hamilton, Leben und Sitten von Nordamerika. Leipzig 1834; 10) Olmsted, A journey in the seabord slave states; 11) Olmsted, A journey through Texas, or a winter of a saddle and camp life in the border country of the United states and Mexico. New-York and London 1857 u. s. w.

Margraf theilt sein Werk nach einer Einleitung über

[redacted]

„das Verhältniß des Christenthums und der Kirche zur Sklaverei im Allgemeinen“ in zwei Abtheilungen, deren erste „die Kirche und die Indianer-Sklaverei oder die vorherrschend abwehrende Thätigkeit der Kirche“ bespricht, während die zweite Abtheilung „die Kirche und die Neger-Sklaverei oder die vorherrschend mildernde Thätigkeit der Kirche gegenüber der rechtmäßig anerkannten Sklaverei“ behandelt.

In der wenn auch kurzen, jedoch sehr gediegenen Einleitung legt der Verfasser die Unverträglichkeit des Christenthums mit der Sklaverei dar, mag man die Lehre von der allgemeinen Nächstenliebe oder von der einheitlichen Abstammung der Menschheit oder der Gleichberechtigung aller Menschen vor Gott in Erwägung ziehen. „Der Gegensatz zwischen Sklaverei und Christenthum ist aber noch tiefer zu fassen . . . Die Lehre Christi gibt jedem Menschen einen selbstständigen Zweck des Daseyns. Durch den Charakter der Unvergänglichkeit wird dieser Zweck des individuellen Daseyns jedem andern irdischen Zweck übergeordnet . . . Der Kirche wurde die Vermittlung des Christenthums an die Menschheit von ihrem Stifter übertragen. Damit übernahm sie die Verpflichtung, überall auf der für das Christenthum nöthigen Freiheit zu bestehen . . . Wie aber die Kirche eine moralische Macht ist, so konnte sie auch nur durch moralische Mittel die Härte der Sklaverei mildern und ihre Aufhebung durchsetzen.“ Durch Benutzung der einleitenden Sätze Margraf's hätten die sonst fleißigen und guten Abschnitte bei Wittmann über die Unverträglichkeit der Sklaverei mit dem Christenthume an Klarheit, Schärfe und Bestimmtheit nur gewonnen.

„Als die Kirche“, so sagt der Verfasser ganz richtig, „das Unkraut der Sklaverei für immer ausgerottet glaubte, da sah sie durch den Verkehr mit dem Islam und die Arbeitsnoth in der neu entdeckten Welt die längst für todt gehaltene Hydra nochmals aufleben“ (S. 3). Die höchste geistliche Gewalt hatte durch Einmischung in weltliche Händel (und durch

das Hereinbrechen des Protestantismus) ihren Einfluß verloren, so daß ihre Einsprüche nicht mehr die Beachtung fanden wie früher. Dessenungeachtet hat die Kirche, bald durch einzelne Missionäre, bald durch ganze Genossenschaften, bald durch die Stimme ihres Oberhauptes gegen die Sklaverei protestirt. Und den Bemühungen der Kirche ist es in erster Reihe zu verdanken, daß die Eingebornen Amerika's vor der Ausrottung durch die Sklaverei verschont blieben.

Die erste Abtheilung, die Indianer-Sklaverei behandelnd, zerfällt in 22 Capitel, von denen besonders die folgenden sehr viel Belehrendes enthalten: „Die Anfänge der Indianer-Sklaverei"; „das Commendenwesen"; „das erste Auftreten der Dominikaner für die Freiheit der Eingebornen"; „das geistliche Element in der Verwaltung Westindiens"; „die Thätigkeit des amerikanischen Episcopats für die Freiheit der Indianer"; „die ersten Jesuiten in Brasilien"; „die Jesuiten am Paraguay und am Maranhao."

Die gründlichen und ruhigen Forschungen des Verfassers gelangen zu festen Resultaten, und das was er bietet, ist ein strahlender Ruhmeskranz, den er dem Klerus der Kirche, besonders den Dominikanern und Jesuiten gewunden hat. Die unsäglichen Anstrengungen, die Mühen, Leiden und Verfolgungen welche eifrige Söhne der Völkermutter im Interesse ihrer Schützlinge, der Indianer und Neger, übernahmen, nöthigen Jedem Hochachtung und Bewunderung ab. „Der Impuls zu den Gesetzen für die Freiheit der Indianer kam ausschließlich von kirchlicher Seite. Die Vertreter der Kirche mit ihren unausgesetzten Klagen gegen die Bedrückung der Indianer waren den Propheten des alten Bundes vergleichbar, sie waren die mahnende Stimme in der Wüste der Grausamkeit und Habsucht." Ja, manche unter ihnen wie der fromme und eifrige Bischof Antonio de Valdivieso von Nicaragua, fielen als Opfer des Hasses der habgierigen spanischen Colonisten. Wie groß die Erbitterung grausamer sklavenhaltenden Laien gegen den edlen Las Casas war, ergibt sich daraus,

[redacted]

daß sie ihn in Briefen nicht mit seinem Namen nannten, sondern „jenen Teufel, der zu euch als Bischof kommt“, oder „jenen Antichrist von einem Bischof.“ In Bahia de todos os Santos warf man den Generalvikar, der das Breve Urban's VIII. „Commissum nobis a Domino“ gegen die Indianer-Sklaverei verkündete, zu Boden und trat ihn mit Füßen. Mit dem Schwerte an der Kehle drohte man ihm unverzüglich den Tod, wenn er sich weigern würde die kirchlichen Censuren (gegen die Sklavenhalter) zu widerrufen (S. 150).

Die zweite, vielleicht etwas minder gelungene Abtheilung der Schrift behandelt das Verhalten der Kirche der Neger-Sklaverei gegenüber in sechs Capiteln: die christliche Seelsorge bei den Sklaven; das Familienleben; Alonso Sandoval und Peter Claver; die Kirche und der Sklavenhandel; die Kirche und die Emancipation.

Eine vollständige Aufklärung über die Neger-Sklaverei in den Vereinigten Staaten ergibt sich hieraus freilich nicht. Jedoch müssen wir gestehen, daß dem Verfasser hier auch weniger reiches Material über das Wirken der Kirche zu Gebot stand, da die äußern Verhältnisse der letztern in den Vereinigten Staaten durchaus ungünstige waren.

„Der Negerhandel“, sagt der Verfasser, „knüpft sich an die großen geographischen Entdeckungen, die am Ende des Mittelalters von der iberischen Halbinsel aus gemacht wurden.“ Die Kirche konnte den Menschenschacher nicht verhindern, wohl aber das Loos der Sklaven mildern. Vor Allem suchte die Kirche die Bedeutung welche das Christenthum dem Leben der Einzelnen beilegt, zu Gunsten der Sklaven geltend zu machen. Dazu kam die wohlthätige Wirkung der Aufnahme des Negers in die kirchliche Gemeinschaft. Das Christenthum wurde für Viele eine reiche Quelle des Trostes und der Linderung. Deßhalb sorgte man für eine möglichst große Ausdehnung der Seelsorge unter den Sklaven, ermahnte die Herrn zur Milde und zur christlichen Liebe gegen dieselben.

Den höchsten Triumph heroischer Nächstenliebe und Selbst-

[redacted]

aufopferung erreichte die Sorgfalt der Kirche für das geistige und körperliche Wohl der Sklaven in dem Leben und Wirken der beiden Neger-Apostel Alonso Sandoval und Peter Claver*); während Männer wie Solorzano, Molina, Rebello, Soto, Barbosa, Suarez, Ledesma, Mercatus, Navarrus, Franc. Garcia, Thomas Sanchez, Avendano u. a. sich mündlich und schriftlich auf's Entschiedenste gegen den „niederträchtigen und verdammungswürdigen" Sklavenhandel aussprachen. Allein die weltlichen Regierungen hatten ein Interesse daran dem Frevel gegenüber ein Auge zuzudrücken und die (durch den Einfluß des Protestantismus) in ihrem Ansehen geschwächte Kirche dagegen protestiren zu lassen (S. 182—207).

Wenn die Kirche nicht wie viele schwärmerischen Abolitionisten die grausam mißhandelten Sklaven zur Empörung aufforderte, so folgte sie darin der Lehre des Apostels, der I. Timoth. 6, 1 — 6 jeden für einen Irrlehrer und dem Geist Christi entfremdet erklärt, wenn er die Sklavenfrage in überstürzender, Aufruhr erregender Weise lösen will. „So wenig indeß dem stetigen, stillen und geräuschlosen Wirken der Kirche die Hast entspricht welche allen gesellschaftlichen Veränderungen der Gegenwart eigenthümlich ist, so begrüßt sie doch jede Abschaffung und Verminderung der Sklaverei mit Freuden." Statt der vielen nur eine Stimme. Der berühmte, um die französischen Colonien so hochverdiente Missionär Libermann schreibt: „Il eût sans doute mieux valu, que les esclaves eussent été bien préparés; mais comme jamais ils ne l'auraient été suffisamment, à cause de l'opposition des maîtres, on peut regarder cette subite émancipation comme un bien fait de Dieu."

Die politischen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten hinderten jede anderen als religiösen Bemühungen der Kirche

*) Vergl. Fleurian, Das Leben des P. Claver deutsch von Schellle — Holzwarth, Petrus Claver, Sklave der Negersklaven.

[redacted]

zu Gunsten der Sklaven. Auch darf es uns nicht wundern, wenn die Organe der katholischen Kirche in den Unionsstaaten nicht mit der auf kirchlichem noch mehr als auf staatlichem Gebiete radikalen Abolitionisten-Partei Hand in Hand durch Dick und Dünn gehen wollten, daß sie keine Anhänger waren der Partei, deren Losungswort war „No slavery, no popery“. So viel von der Arbeit Margraf's.

Die anonyme Broschüre „Die Sklaverei in den Südstaaten von Nordamerika“, die wir Eingangs obiger Note angeführt haben, ist noch während des Bürgerkriegs geschrieben, und hat hauptsächlich die bergeshohen Schwierigkeiten im Auge die sich seit Jahrhunderten in der Sklavenfrage aufgethürmt hatten. Diese Umstände ließen eine übereilte Emancipation, weil die Sklaverei mit dem ganzen Leben und Wesen der Südstaaten geschichtlich und wirthschaftlich verwachsen war, unräthlich erscheinen. Der Verfasser, der Bischof von Charleston in Südcarolina, hat 24 Jahre als Missionär in den conföderirten Staaten zugebracht, er hat sein „priesterliches Amt bei Herrn und Sklaven ausgeübt“ und glaubte demnach die Behauptung wagen zu dürfen, daß er den Stand der Dinge genau kenne. Er will die Sklaverei nicht vertheidigen oder gar rechtfertigen; er will nur mit Thatsachen, mit faktisch bestehenden Verhältnissen bekannt machen. Er ist ein wohlmeinender Freund der Neger, wie er dadurch selbst bewiesen, daß er bei seiner Priesterweihe alle von seinen reichen Eltern ererbten Sklaven frei gab und zu Colonen, zu glebae adscripti machte. Er hält eine gewisse Aufsicht über die Neger als rohe Naturkinder, die nach dem Ausspruche des Philanthropen Benjamin Franklin möglichst wenig arbeiten, aber möglichst viel essen, für durchaus nothwendig. „Zu sagen daß Freiheit besser sei als Sklaverei, ist nach seiner Ansicht ungefähr dasselbe wie zu sagen, daß Gesundheit besser sei als Krankheit.“ Aber dennoch gibt es Krankheiten; und Krankheit ist immer noch besser als der Tod. Die Neger durch eine allmählige Emancipation sittigen und zu selbstständigen Men-

[redacted]

schen machen, ist besser als sie durch plötzliches Freigeben dem größten Elende preisgeben.

Die Vorsehung hat es anders gefügt als der wohlmeinende Verfasser damals wollte. Und das ist gut. Die Kirche kann ihre heilige Aufgabe jetzt besser erfüllen. Und wie ernst sie es nimmt, das zeigen die Beschlüsse der Bischöfe auf dem großen Nationalconcil zu Baltimore*). „Den energischen und erfolgreichen Civilisationsbestrebungen der Kirche, dem erleuchteten Eifer für die christliche Belehrung der Farbigen" wird selbst von den radikalsten Blättern, wie von dem „Wecker" in Baltimore, der New-York-Tribune u. a., das anerkennendste Lob gespendet.

Mit welch unbeschreiblichen Schwierigkeiten aber die Kirche in ihrem edlen Civilisationswerke zu kämpfen haben wird, das sehen wir aus der Broschüre des Bischofs von Charleston. „Die Moralität der Neger befindet sich auf einer sehr niedrigen Stufe; sie sind als Rasse sehr zu Ausschweifungen geneigt; wenn nicht unter Zucht gehalten, fallen sie sehr leicht in den tiefsten Abgrund der Lüderlichkeit. Die freien Neger sind noch viel unmoralischer als die Sklaven" (S. 41). Zu dem Laster der Unzucht kommt noch hinzu: Trunksucht, Faulheit, Neigung zu Unreinlichkeit und Schmutz, Hang zum Stehlen, Grausamkeit. Mit diesen Schilderungen stimmen Oberst Hamilton und Olmsted genau überein. Letzterer äußert**): „Die Leute im Norden schwatzen viel von schlechter Behandlung der Neger. Diese sind indessen auch sehr leichtfertig, unzuverlässig und faul. Vier Negermädchen zusammen arbeiten nicht halb so viel als eine gute deutsche Magd im Norden. Die Neger sind die trägsten Geschöpfe der Welt; man glaubt nicht, wie viel Schererei mit der Aufsicht verbunden ist."

*) Vgl. Niedermayer, Das Concilium von Baltimore (Broschüren-Verein Nr. 2). Frankfurt 1867 S. 35.

**) A journey through Texas S. 81.

[redacted]

Der hochwürdigste Bischof von Charleston tritt vielfach den Berichten und Schilderungen unserer liberalen Novellisten, Philanthropen und Fanatiker entgegen. Daher der große Lärm ob dieser Broschüre; daher der Vorwurf, die katholische Kirche sei ganz mit den Sklavenhaltern einverstanden. Das können wir begreifen, um so mehr als wir selber nicht mit Allem einverstanden sind, was der „Missionär" sagt. Aber begreifen können wir es nicht, wie der hochverdiente Montalembert im Correspondant (Heft vom 25. Mai 1865) unsere Broschüre ein „schmähliches Buch, un libre honteux" nennen und an dem priesterlichen Charakter seines Verfassers zweifeln konnte. Der „Missionär" schildert bloß die bessern Seiten im amerikanischen Sklavenleben, während andere und zahlreichere Autoren bloß die Kehrseite betrachten. Doch auch hier gilt: „Partem veri fabula semper habet."

Die Schrift von Göbel: „Sklaverei und Emancipation der schwarzen Rasse", steht auf einem ganz anderen Standpunkte als die Broschüre des „katholischen Missionärs." Die Schrift wurde veröffentlicht nach Niederwerfung der Conföderation, nach der Befreiung sämmtlicher Neger-Sklaven der Union; sie bezweckt „die Opferwilligkeit der Schweiz und Deutschlands im Interesse der Neger-Erziehung anzuspornen." Denn Kirchen, Schule und gemeinnützige Anstalten sind in Amerika Sache der edlen Freiwilligkeit. Das Züricher Comité zur Unterstützung der befreiten Schwarzen sucht durch Veröffentlichung vorstehender Schrift das Publikum über die Sklaverei aufzuklären und dadurch Interesse für die Sache wach zu rufen. „Der Verfasser ist Geschäftsmann und macht keine Ansprüche auf literarische Befähigung; aber er hat sich jenseits und diesseits des Oceans mit dem Studium der Geschichte der Vereinigten Staaten beschäftigt und Land und Volk durch eigene Anschauung kennen gelernt." Er hat specielle Forschungen über Entstehung und Entwicklung der Neger-Sklaverei in Nordamerika und ihre Wirkung auf die Zustände des Landes gemacht.

[redacted]

Jedoch die auf Seite 10 angegebene Literatur ist keineswegs vollständig; zudem ist es vielfach nur Parteilliteratur. Aber trotzdem muß man zugeben, daß Göbel, obgleich kein Gelehrter, ein recht anschauliches und ziemlich objektives Bild des amerikanischen Sklavenlebens uns bietet. Mitunter verliert der Verfasser seine objektive Ruhe, das Herz geht ihm sozusagen mit dem Verstande durch, er ist vielfach für die armen Sklaven allzu parteiisch — aber wer möchte ihm das verübeln?

Allerdings muß einem die Zornesröthe in die Wangen steigen, wenn man im ersten Capitel die Schilderung des Menschenschachers liest, den das scheinheilige englische Krämervolk Jahrhunderte lang trieb. „John Hawkins war der erste Engländer, der sich mit dem von den Portugiesen früher schon betriebenen Neger-Sklavenhandel befaßte. Unter seinem Commando segelten schon im Jahre 1562 drei englische Schiffe nach der afrikanischen Küste; dreihundert Neger wurden eingefangen, nach Hispaniola transportirt und die Ueberlebenden zu guten Preisen verkauft. Mit einer reichen Ladung westindischer Produkte kehrte Hawkins nach England zurück; er wurde für seine kühne und erfolgreiche Unternehmung von der jungfräulichen Königin zum Ritter geschlagen und zum Schatzmeister der britischen Marine ernannt. Die Königin selbst betheiligte sich am Sklavenhandel und er gewann unter diesem königlichen Schutze sehr bald eine nationale Bedeutung.“ „England, von jeher darauf bedacht sich Märkte zu verschaffen und sie auszubeuten, nahm den Negerhandel als rentables Geschäft mit angelsächsischer Energie auf und betrieb ihn in schaudererregender Weise. Zahlreiche Schiffe durchfurchten die Meere nach unedlem, unmenschlichem Gewinne. Regierung und Volk wetteiferten in dieser Gewinnsucht. Sklavenhandel und Tauschgeschäfte in tropischen Ländern waren gleichsam die Wiege der englischen Seemacht.“ Im 17. Jahrhundert wurde der Sklavenhandel noch ausgedehnter als im 16. Säkulum. „Die hohen und höchsten

[redacted]

herrschaften Englands gaben sich mit dem Menschenschacher ab. Karl I. ertheilte 1631 einer Compagnie Privilegien zur Ausbeutung des Sklavenhandels. Im Jahre 1695 wurde durch eine Parlamentsakte erklärt: „der Sklavenhandel sei erlaubt, dem Königreiche und den Colonien nutzbringend und vortheilhaft." 1708 erklärte das Haus der Gemeinen: der Sklavenhandel sei von großer Bedeutung und solle ganz frei gegeben werden; 1713 erklärte Königin Anna vom Throne herab: sie schätze sich und ihr Volk glücklich, das Monopol für den Sklavenhandel durch einen Vertrag mit Spanien erhalten zu haben. Zur Ausführung dieses Vertrags organisirte sich die Südsee-Compagnie . . . Bei Beschreibung der Menschenjagden in Afrika, des Transportes und der unsäglichen Leiden der armen Neger bliebe das schwärzeste Bild hinter der Wirklichkeit zurück. Bis zur Unabhängigkeits-Erklärung der amerikanischen Freistaaten sollen 9,000,000 Sklaven dorthin gebracht worden seyn" (S. 12, 13 u. 14).

Die amerikanischen Colonien, besonders Virginien, Süd-Carolina und Georgia, protestirten auf's Entschiedenste gegen den Sklavenhandel; die Importation von Negern wurde geradezu verboten. Allein dieses Verbot wurde durch ein Veto des Königs von England annullirt. Alle Bemühungen Einzelner und ganzer Körperschaften, alle Petitionen und Demonstrationen halfen nichts. „England hat also seinen amerikanischen Colonien die Neger-Sklaverei *aufgedrängt*." Edelgesinnte Männer aller Parteien erhoben ihre Stimme gegen den unmenschlichen Frevel; die Regierung gab nach, aber „nicht der guten und humanen Sache halber, sondern weil im Laufe der Zeit und durch veränderte Umstände das entgegengesetzte Princip, die Unterdrückung des Sklavenhandels *zweckdienlicher und profitabler* schien." „Wie heute, so hing auch damals das englische Kabinet seiner eigennützigen und selbstsüchtigen Politik das Gewand der Humanität und des Völkerwohls um. Waren doch bereits die Colonien mit Negern angefüllt, Märkte für einheimische Manufakturen so-

[redacted]

wohl in den Colonien als in Afrika gegründet. Das Princip war durchgeführt, der Zweck erreicht — die Humanität durfte triumphiren. Emancipation wurde zum Feldgeschrei. Die Neger sollten emancipirt, civilisirt werden; je gesitteter die Bevölkerung, desto größer — der Bedarf an englischen Waaren und Fabrikaten. Wie ein Räuber, nachdem er sich Schätze zusammengeplündert, das Eigenthum heilig erklärt, so die englische Regierung in Bezug auf die Sklaverei; nachdem der Menschenhandel ausgebeutet, weniger profitabel war, erklärte man ihn für ein Verbrechen.“ So Herr Göbel.

Das zweite Capitel gibt eine recht gelungene Uebersicht der Entwicklung und Ausbreitung der Neger-Sklaverei in den Vereinigten Staaten. Göbel führt die Rivalität des Nordens und Südens auf den Einfluß des Klimas, der Bedürfnisse, der Bodenerzeugnisse, der Interessen der Handels-Entwicklung, der Religion, der Sitten und Gebräuche zurück. „Der Einfluß des Klimas auf den Charakter eines Volkes tritt nirgendwo evidenter hervor als in den Vereinigten Staaten. Wie der Witterungswechsel rasch und stark, so ist auch der Charakter seiner Bewohner. Die Amerikaner sind je nach den äußern Einflüssen sehr leicht erregt und bewegt. Dazu kommt die Verschiedenheit der Abstammung. In Neu-England — Abkömmlinge der Puritaner und Independenten, in Maryland — englische Katholiken, in New-York, New-Jersey und Delaware — Holländer und Schweden, in Pennsylvanien — Quäker und Deutsche, in Süd-Carolina — Hugenotten, in Louisiana und andern Golfstaaten — katholische Franzosen, in Texas und Californien — Spanier. In jedem Jahre kommt neuer Zuwachs aus allen Theilen der Welt mit den verschiedensten Sitten und Lastern, Gebräuchen und Mißbräuchen.“

„Gewinnsucht und Ehrgeiz sind im Charakter der meisten Amerikaner und Amerikanisirten entweder scharf und schroff ausgeprägt oder treten je nach der Individualität in feinern zartern Linien hervor. Wir gewahren deßhalb eine Rast-

[redacted]

sigkeit, ein krankhaftes Hetzen und Jagen nach materiellem Gewinn mit allen widerlichen Erscheinungen und Folgen." Diese Schattenseiten geben den Schlüssel zum Verständniß der großen Ereignisse der letzten Jahre. Die langjährigen Streitigkeiten zwischen Süden und Norden, Demokraten und Republikanern, Radikalen und Conservativen werden vom Verfasser mit allen ihren Intriguen und unerquicklichen Gehässigkeiten eingehend geschildert.

In Capitel 3 und 4 nimmt er, wie uns bedünkt zu sehr, Partei für die nördlichen Radikalen, für das Yankeethum. Wir wollen durchaus nicht läugnen, daß südliche Baumwollen-Barone sich unmenschliche Grausamkeiten gegen die armen Neger haben zu Schulden kommen lassen. Aber benehmen sich die Yankees gegen die Sklaven um ein Haar besser als die Baumwollen-Barone? Ist das Yankeethum nicht so wie Oberst Hamilton es schildert*)? „Der Yankee ist eine Art moralischen Laokoons, nur mit dem Unterschiede daß er sich nicht frei zu machen sucht. Mammon hat keinen eifrigern Verehrer wie den Yankee. Seine Huldigung geschieht nicht etwa bloß mit den Lippen oder Knieen, nein, er weiht sein ganzes Herz, alle seine körperlichen und geistigen Kräfte dem Dienste des Abgottes. Er sieht die Welt als eine große Börse an, auf welche er sowohl aus Princip als Interesse sich gedrängt fühlt, wenn er seinen Nächsten übervortheilen kann. Nie verläßt ihn der Gedanke an Geschäfte. Für ihn gibt es keine Freude außer Handel, Geld und Gewinn." „Zwar ist es wahr, daß in den nördlichen Staaten die Sklaverei abgeschafft, zwar ist es wahr, daß in diesen Staaten die Macht Jemand zur Arbeit zu zwingen nicht mehr existirt, und daß kein Mensch mehr Eigenthum eines andern ist; aber die arme Menschenclasse, die Neger sind der schmerzlichsten und erniedrigendsten aller Sklavereien, der des allgemeinen unbesiegbaren Vorurtheils unterworfen. Kein weißer Handwerker würde bei

---

*) Leben und Sitten in Nordamerika Bd. 1 S. 174.

[redacted]

einem farbigen Meister arbeiten. Nie wird einem Gent
einfallen, seine Kleider bei einem Schneider machen zu
der eine weniger weiße Haut hätte als die seinige. Eine
würde nie Thee oder Gewürz bei einem Gewürzkrämer
der farbig wäre" *). Mit einem Worte: solange der
in Sklaverei gehalten wird, betrachtet ihn der Yanke
Menschen und Bruder; ist er aber emancipirt, so ist
Gegenstand des Abscheus, so gilt er als Pariah und
wurf der Menschheit **).

Gewaltsam befreien konnte der Norden die Sklave
civilisiren und der Verachtung und Mißhandlung ent
kann er nicht. Hier kann Niemand helfen als die
deren Aufgabe in diesem Punkte eine große ist. „Denn
— mit diesen Worten Göbels (S. 37) wollen wir
Referat schließen — „nun einmal Thatsache die sich
bestreiten läßt: das Christenthum hat die Sklaverei
brochen und bricht sie noch, es allein hat civilisirt, es
kann civilisiren."

Frankfurt am Main.

Dr. M.

---

*) Hamilton, Leben und Sitten in Nordamerika Bd. 1 S.

**) Cf. Times vom 28. April 1862.

[redacted]

XI.

Ein Blatt aus der schlesischen Kirchengeschichte.

Johannes Turzo, Bischof von Breslau.

In den Uebergangsepochen welche die schroffen Gegensätze im Leben der Völker überbrücken, tritt mehr als sonst die Gewalt der Zeitströmung gegenüber der einzelnen Persönlichkeit hervor; gerade je geistig begabter ein Mann ist, von dem das Schicksal will daß er in das Rad der Zeit mehr oder minder eingreife, desto mehr wird sich der Kampf der Gegensätze im Völkerleben in seiner Individualität ausprägen. Um so schwieriger ist es eben deßhalb, ein gründliches und unparteiisches Urtheil über Männer abzugeben, deren Leben solchen überleitenden Zeitabschnitten angehört. Nicht selten begegnet man bei Beurtheilung solcher Charaktere den verschiedenartigsten Auffassungen. Es ist daher von Seite der katholischen Geschichtsforschung die objektive Richtigstellung des Urtheiles über so manche hervorragende Männer, welche unsere Gegner so beharrlich zu den ihrigen rechnen wollen und die man leider von unserer Seite oft so hart und einseitig gewürdigt hat, ein dringendes Bedürfniß unserer Zeit. Besonders reichen Stoff hiefür bietet der die sog. Reformation vorbereitende Zeitabschnitt. Nur einer sorgsamen und ruhigen Forschung wird es gelingen die goldene Mittelstraße einzuhalten.

[redacted]

Einen werthvollen Beitrag in dieser Richtung liefert die gründliche Studie des gelehrten Präfekten des Breslauer theologischen Convikts, Dr. Karl Otto, über den Breslauer Bischof Johannes V. aus dem Geschlechte der Turzo (1506 bis 1520)*). Die Arbeit des Verfassers war bisher wohl öfter Gegenstand der literarischen Besprechung, ohne daß jedoch die Ergebnisse seiner sorgfältigen Untersuchungen dem größeren Kreise von Freunden einer positiven und leidenschaftslosen Geschichtsforschung wären erschlossen worden, woran schon die lingua eruditorum Schuld trägt, welche solche Studien auf die kleine Zahl gewissenhafter Forscher beschränkt. Gerade aber den genannten Untersuchungen ist eine möglichst allgemeine Berücksichtigung um so mehr zu wünschen, je greller die gewöhnliche Annahme, wie selbe sich auf August Theiner's Mittheilungen stützt **), von ihnen abweicht.

Zu Ausgang des 15. Jahrhundertes saß auf dem Bischofsstuhle von Breslau Johannes IV. Roth, von schwäbischer Herkunft. Ein Freund von gelehrter Muße war er bei vorrückendem Alter um so mehr geneigt die Last des bischöflichen Amtes jüngeren Schultern zu überlassen, je unerquicklicher sein Verhältniß zu seinem Domkapitel seit dem J. 1490 sich gestaltet hatte. Sein unkanonisches Vorgehen gegen einige Domherren, die er — unbekannt weßhalb — in den Kerker werfen ließ, wodurch auch andere Kanoniker, um solchen Fährlichkeiten zu entgehen, bewogen wurden mit Außerachtlassung ihrer Residenzpflicht in zeitweiliger Entfernung von Breslau ihre Sicherheit zu suchen, war die Ursache daß Papst Innocenz VIII. dem Erzbischof Sbigneus von Gnesen unter dem 26. März 1491 auftrug, die Kanoniker des Dom-

*) De Johanne V. Turzone, episcopo Wratislaviensi, commentatio. Scripsit Dr. Carolus Otto, convictorio Wratislaviensi praefectus. Wratislaviae, Maruschke et Berendt. 1865. 8. 64 Seiten.

**) Siehe Freiburger Kirchenlexikon IX. 684.

[redacted]

stiftes Breslau von der Jurisdiktion des Bischofes und seiner Officiale, auf so lange als Bischof Johannes leben würde, zu eximiren. Der Metropolit vollzog den Auftrag am 4. Juni desselben Jahres. Daß von dieser Ausnahmsstellung des Domkapitels keine Einigung zwischen den beiden Parteien zu hoffen war, ist selbstverständlich.

Der Zwiespalt traf aber beide Theile um so härter, je mehr die Streitigkeiten des Breslauer Klerus mit den Herzogen Friedrich und Georg von Brieg-Liegnitz (1499) *) wegen der gefährdeten Immunität des Klerus ein kräftiges und einheitliches Auftreten erfordert hätten. Die vom Domkapitel nachgesuchte Vermittelung bei den Herzogen, welche der Bischof Johannes von Posen als päpstlich bestellter Conservator desselben übernommen hatte, war fruchtlos. Das Domkapitel wendete sich nun erst an den eigenen Bischof. Das beiderseitige Mißtrauen einerseits, andererseits die Verschiedenheit der Ansichten, wie man am sichersten dieser drückenden Beschwerden sich entledigen könnte, indem der Bischof den Weg gütlicher Verhandlung für den geeignetsten hielt, während das Domkapitel gegenüber der täglich drohenderen Haltung der Herzoge ein energischeres Vorgehen für angezeigt erachtete, waren die Ursache weßhalb die aufrichtigen Bestrebungen des Bischofes nur die bittersten Vorwürfe von Seite des Kapitels hervorriefen. Die Rolle eines Vermittlers ist eben selten eine dankbare. Das Kapitel wendete sich nun an König Wladislaus von Hungarn und Böhmen, dessen Ermahnungen und Drohungen das gleiche Ergebniß hatten wie die bischöflichen Vermittelungsversuche.

Bei solcher Sachlage begreift es sich leicht, daß Bischof Johannes von der oberhirtlichen Last ledig zu werden wünschte. Er glaubte zugleich, daß eine Verständigung zwischen den Herzogen und dem Domkapitel um so sicherer sich anbahnen

---

*) Siehe Zeitschrift des Vereines für schlesische Geschichte. VII. 213 bis 226.

[redacted]

lasse, wenn er den Sohn des Herzogs Kasimir von Teschen, Friedrich, der ein Mitglied des Domkapitels war und damals zu Bologna den Wissenschaften oblag, zum Koadjutor sich erwählen würde. Das Domkapitel besorgte jedoch, daß die Freiheit des Klerus hiedurch noch mehr gefährdet würde, und es wußte durch Vermittelung des Königs Wladislaus, an den es eine Gesandtschaft im August 1501 absandte, die Angelegenheit zu hintertreiben. Da gab der Bischof nach und erwählte den Sohn seines alten Freundes, den Dekan des Domkapitels von Breslau, Johannes Turzo, einen Herren von ungarischer Abkunft, zu seinem Koadjutor mit dem Rechte der Nachfolge, wozu das Domkapitel nach längeren Unterhandlungen am 11. März 1502 seine Zustimmung gab. Die päpstliche Bestätigung datirt vom 12. August 1503.

Wie wenig aber die neue Besetzung den Ansichten und Wünschen der schlesischen Fürsten und der Bürger von Breslau und anderen Städten entsprach, zeigte sich alsbald. Die Fürsten und Magistrate trugen ihre Verachtung gegen den Klerus offen zur Schau und nicht allein der süße Pöbel, sondern ein großer Theil des Volkes war eifrigst bemüht der Geistlichkeit Unbilden zuzufügen, was etlichen Schnapphähnen die erwünschte Gelegenheit bot die Priesterschaft mit Fehden und Erpressungen heimzusuchen. Offenbar standen die Fürsten und Magistrate dem Klerus feindlich gegenüber. Unfruchtbar war auch die schriftliche Intercession des Königs und seiner Gemahlin Anna; ebenso erfolglos die Appellation an den päpstlichen Gesandten Cardinal Petrus Reginus, der den Bischof von Meißen zum Schiedsrichter bestellte. Erst 1504 trat etwas Ruhe ein, indem König Wladislaus die Herzoge Sigmund von Gloggau und Oppau, Kasimir von Teschen, der zugleich Landeshauptmann von Schlesien war, und Albert von Kolowrat, den obersten Kanzler der böhmischen Krone, zu Schiedsrichtern bestellte, die bei der Zusammenkunft zu Breslau am 3. Februar d. Js. zur Verständigung des Klerus mit den Herzogen, dem Adel und den Städten folgende Punkte

[redacted]

aufstellten. Künftighin dürfe das Kapitel keinen Ausländer zum Bischof erwählen; als Inländische sollten alle der Krone Böhmens zugehörigen Länder wie Mähren, Schlesien, Lausitz gelten. Bezüglich des bereits von Rom bestätigten Johannes Turzo sollte für dießmal eine Ausnahme stattfinden. Ferner sollten weder Bischof und Kapitel noch auch die Fürsten Ausländern kirchliche Pfründen verleihen. Schließlich sollte das Kapitel unbeschadet der kirchlichen Immunität das Besteuerungsrecht des ihm zugehörigen Landbesitzes den Fürsten zugestehen. König Wladislaus bestätigte diesen Vertrag am 18. Februar 1504.

Wie wenig solche Kompromisse zur Grundlage eines dauernden Friedens dienen, zeigte sich auch in diesem Falle. Immerhin ist es bemerkenswerth, daß zwölf Jahre später das Domkapitel beim päpstlichen Stuhle um die Ungültigkeits-Erklärung des Vertrages und um seine Entbindung von demselben nachsuchte und laut Bulle des Papstes Leo X. vom 26. Juni 1516 sie auch erlangte. Als Motive hiefür werden die damalige Zwangslage des Klerus und die Furcht vor noch größerer Beschränkung der kirchlichen Gerechtsame angegeben.

Wir haben nach dem Urtheile mancher Leser uns vielleicht zu lange mit diesem wenig erquicklichen Immunitäts-Streit des schlesischen Klerus mit den Fürsten, dem Adel und selbst den Magistraten beschäftigt. Gleichwohl dünkt es uns, daß gerade diese Vorgänge um so mehr zu betonen sind, je mehr selbe der Reformation auch in Schlesien trotz des unläugbar blühenden Zustandes der Kirche daselbst den Weg bereiteten. Das Landvolk ward durch derlei Streitigkeiten dem Klerus nicht wenig entfremdet, weil es davon den empfindlichsten Nachtheil erfuhr, und in seinen Augen mochten die herzoglichen Steueraufträge weit eher Billigung finden, als die Verbote und Hinderungsmaßregeln des Klerus, die den Leuten weit größeren Schaden zufügten als die Bezahlung der Steuern gewesen wäre. Zudem war der Klerus am

[redacted]

wenigsten im Stande das Landvolk vor exekutiven Erpressungen und andern Nachtheilen zu schützen. Der Verlauf dieser mißlichen Streitigkeiten zeigte deutlich, wie klug Bischof Johann IV. vorgegangen war. Nichts war übrigens vielleicht weniger zeitgemäß als die Kassationsbulle Leo's X.

Am 21. Januar 1506 war Bischof Johannes IV. zu Neisse aus diesem Leben geschieden. Am 2. Februar folgte ihm Turzo, der am 22. März des gleichen Jahres von seinem jüngeren leiblichen Bruder, Bischof Stanislaus von Olmütz, die Bischofsweihe in der Kathedrale zu Breslau erhielt. Am 25. März feierte Johannes das erste Pontifikalamt, wobei er allen Gläubigen die anwesend waren, unter den gewöhnlichen Bedingungen einen vollkommenen Ablaß verlieh, wozu ihn die Gnade des römischen Stuhles bevollmächtigt hatte.

Werfen wir einen Blick auf die Männer, welche das damalige Domkapitel in Breslau bildeten, so überrascht uns der Glanz des Wissens den ihre Titel verbreiten*). Statutengemäß wurde Niemand in das Kapitel aufgenommen, der nicht einen höheren akademischen Grad entweder in der Theologie, im kirchlichen oder weltlichen Rechte, in den freien Künsten oder der Medicin sich erworben hatte. Auffallend ist es nun, daß die theologische Disciplin nicht so zahlreich vertreten war, als die übrigen gelehrten Fächer. In der Kapitelsitzung vom 11. März 1502, in welcher die Zustimmung bezüglich der Wahl des Johannes Turzo zum Koadjutor erfolgte, finden wir 3 doctores und 3 licentiati decretorum, 1 doctor jur. utr., 3 doctores medicinae, 3 magistri in artibus. Auch unter Johannes V. gestaltete sich das Verhältniß in dieser Hinsicht nicht viel günstiger. Trefflich wurde übrigens für die wissenschaftliche Fortbildung der Kanoniker gesorgt. Jeder mußte

---

*) Als Kanonikus Kantor ist Oswald Winkler von Straubing (1498) bemerkenswerth. Er war Doktor beider Rechte und Pfarrer an der Magdalenenkirche in Breslau, in welcher er die Tagzeiten U. L. Frau stiftete. Er starb 1. Juli 1517.

[redacted]

drei Jahre ununterbrochen an einer Universität den Studien obliegen. Gleichwohl war die freie Stellung des Kapitels durch den Umstand sehr beeinträchtigt, daß ein großer Theil der Mitglieder den vornehmen Breslauer Familien angehörte, deren Interessen sicher auch jene beeinflußten. Nicht zu übersehen ist auch die entschiedene Haltung des Domkapitels gegenüber dem versuchsweisen Eindringen von Candidaten aus den Nachbarländern Groß- und Klein-Polen, Reussen, Lithauen, Masowien. Die Gründe welche Bischof Johann IV. in seiner Vereinbarung mit dem Domkapitel (28. Juni 1498) hiefür angibt, sind: Verschiedenheit der Sprache und Sitten, die entschieden feindliche politische Haltung der Polen, der Umstand daß auch die Polen an ihren Kirchen keine deutschen Candidaten zuließen. Gleichwohl nöthigte Julius II. 1505 das Kapitel einen Polen aufzunehmen.

So zwiespältig das Kapitel betreffs der Zustimmung zur Wahl des Johannes Turzo sich erwiesen hatte, so einmüthig und friedlich war später das Verhältniß zwischen beiden. Zweimal sah sich Bischof Johannes genöthigt die Opferwilligkeit seines Klerus in Anspruch zu nehmen, 1514 und 1517. Dieses letztere Mal forderte er von einer marca taxata 2, von einer non taxata 1 neuen oder sogenannten neuen Groschen*). Es waren diese Opfer unvermeidlich, wollte man anders den von den Fürsten, dem Adel und den Magistraten dem Klerus aufgebürdeten Lasten nach dem damals üblichen Rechtsgang entgehen. Der Widerspruch der exemten Orden fehlte freilich nicht. Wo es sich aber um die Immunität des ganzen Klerus handelte, hätte man recht gut einsehen können, daß die Rechte der exemten Orden bei un-

*) Marca taxata und non taxata dürfte wohl so zu erklären seyn, daß erstere von den sicheren Erträgnissen der Pfründen, letztere von den zufälligen zu verstehen sei. Der Pfründewerth war ja schon längst taxirt.

[redacted]

glücklichem Ausgange gewiß nicht geachtet würden. Kurz vor seinem Tode gestand Johannes noch dem Kapitel (oder den einzelnen Kanonikern?) das Recht des Weinausschanks zu — ein Recht das den Bürgern von Breslau sicher ein Dorn im Auge war.

Aus dem Domkapitel wählte sich Johannes auch seinen Vikar und Official (vicarius in spiritualibus et officialis generalis), zuerst Johann Scheuerlein (— 1515), Gregor Lengisfelt, Stanislaus Sauer. Von dem ersten und letzten wissen wir, daß sie Humanisten waren; von Sauer liegen zugleich Beweise vor, daß der Humanismus seinem Katholicismus nicht den geringsten Eintrag that. Uebrigens läßt sich manches Vorkommniß, das später zu erwähnen ist, leicht begreifen, wenn man berücksichtigt, daß mehrere der Kanoniker die deutschen Universitäten besuchten, wo sich auch viele andere vom niederen Klerus ihre Bildung holten. Es war immerhin nur wenigen Charakteren gegeben in ihrem Geiste die schroffen Gegensätze eines mißverstandenen Humanismus und einer entarteten Scholastik zu überwinden.

Johannes Turzo, von dessen früherem Leben nichts näheres bekannt ist, war ein milder, kluger, gesinnungstreuer Bischof. Mögen ihm immerhin eine etwas behäbige Lebensweise und freiere Sitten, als sie für einen Bischof geziemend waren, in seinem Privatleben zum Vorwurf gemacht werden können, seine bischöfliche Amtsführung war sicherlich tüchtig.

Sein milder, kluger Sinn zeigte sich zunächst darin, daß er durch Erleichterung und theilweise Auflassung der Steuern und Abgaben, insbesondere des Ungeldes, die Gemüther der Unterthanen sich gewann. Es zeigt von politischem Scharfblick, daß er dem Ritterstand freiwillig das Recht einräumte, daß ohne seine Zustimmung keine Fehde angesagt und unternommen werden sollte, wie auch daß sie selbst den Feldhauptmann erwählen könnten. Von Kaiser Maximilian I. erlangte Bischof Johannes 1515 das Münzrecht von Dukaten und Gulden, deren Avers das Bild des heiligen Johannes des

[redacted]

Thalers, deren Revers die Wappen des Bisthums Breslau — sechs Lilien — darstellen, die eine Seite die Aufschrift „Munus Caesaris Maximiliani“, die andere den Namen des jeweiligen Bischofes weisen sollte.

Die bischöflichen Tafelgüter wurden zumeist durch Rückkauf von vordem veräußerten vermehrt. Solche waren Stadt und Distrikt Canth, die Dörfer Bockau und Polnisch-Schweidnitz. Die bischöflichen Höfe wurden prächtig hergestellt und das Schloß Johannesberg, ein Denkmal seiner Baulust, trägt von Johann Turzo den Namen.

War auch der Breslauer Klerus damals theilweise in seinem Berufe etwas lässig, so zeigt doch das Zeugniß, das der bekannte Kanonikus von Breslau, Dr. Cochläus, in seiner Widerlegung des Ambros Moiban, eines gebornen Breslauers und Prädikanten daselbst, von dem früheren (d. i. Anfangs des 16. Jahrhunderts) Zustande der Religion, Sittlichkeit und Wohlhabenheit in Breslau gibt, deutlich genug, wie gut es damals in jeder Hinsicht trotz des katholischen „Ceremonienwesens“ bestellt war. Uns scheint dieses Zeugniß um so zuverlässiger, da es einem Manne entgegengehalten wird, der am wenigsten eine Uebertreibung ungeahndet gelassen hätte. Sicherlich trugen zur Wiederbelebung des priesterlichen Geistes die Priestervereine nicht wenig bei, welche Bischof Johannes auf's eifrigste beförderte. Wir wagen nicht zu entscheiden, ob diese Vereine nicht mit den durch die Archipresbyterial- und Dekanatsverfassung bedingten engeren Verbindungen des Seelsorgsklerus zusammentreffen. Interessant sind die mitgetheilten Statuten des Klerus des Archipresbyterates Trebnitz vom J. 1514. Die Diöcesansynoden von den J. 1509 und 1511 *) sind ebenfalls lautsprechende Zeugnisse der Hirtensorgfalt des Bischofes Johannes' V. Nicht weniger eifrig war er für die

---

*) Die zu den Jahren 1514 und 1517 angegebenen Synoden scheinen doch keine Synoden im eigentlichen Sinne gewesen zu seyn.

[redacted]

geziemende Abhaltung der gottesdienstlichen Feier in seiner Kathedrale bemüht. Hiefür spricht insbesondere sein Erlaß vom 5. Juni 1516, womit er dem Mißbrauche der ungerechtfertigten Abwesenheit der Domvikare entgegentrat. Nicht geringere Verdienste erwarb sich Johannes durch die Wiederherstellung der Kanonikatskirche zum heil. Kreuz in Oppeln, die in zeitlichen wie in geistlichen Dingen gleich verfallen war.

Der Eifer unseres Bischofs für Reinerhaltung des Glaubens, den er durch die Entfernung eines angeblichen marianischen Wunderbildes im St. Dorotheen-Kloster O. S. F. zu Breslau bewiesen, wobei die Leichtgläubigkeit des Volkes und der Uebereifer einiger Geistlichen vor allem ihre Rechnung gefunden hatten, diente Manchen zum Anlaß, hierin ein Zeugniß der Hinneigung des Bischofs zum Lutherthum erkennen zu wollen. Schlagend hat schon Cochläus dem Parteigänger Luthers, Moiban, entgegengehalten, daß Bischof Johannes auch die übrigen Kirchengebräuche, die das höchste Mißfallen der Lutheraner hervorriefen, ebenso leicht hätte abstellen können als den Mißbrauch mit dem angeblichen Wunderbilde, wenn selbe ihm eben anstößig gewesen wären. Mehr als 80 fromme Stiftungen zu gottesdienstlichen Zwecken welche in die Regierungszeit dieses Bischofs fallen, bestätigen zur Genüge den ächtkatholischen Sinn des Volkes in der damaligen Zeit.

Die Bruderschaften (Zechen) der Bürger in mehreren Städten, wie in Stregen, Hirschberg, Reichenbach, Trebnitz, denen sich andere in Luben, Sagan, Strehlen, Freistadt, Polkowitz und Oelse unter Johanns Regierung anreihten, bieten zugleich einen nicht minder lautsprechenden Beleg für die Blüthe des kirchlichen Lebens. (Die Statuten der Bürgerzeche von Sagan aus dem J. 1511 sind vollständig mitgetheilt.) Besonders lag dem Bischofe Johannes die Verehrung der heil. Mutter Anna am Herzen. Auf der Diöcesansynode 1509 erhob er ihr Fest zu einem höheren Ritus. Damals nahm auch der fromme Gebrauch der Dienstagsmessen zu Ehren der genannten Heiligen seinen Anfang. Im J. 1518 erhob

[redacted]

B. Johann auf Bitten des Herzogs Georg von Brieg-Liegnitz ihr Fest zu einem gebotenen Festtag für das diesem Herzoge unterworfene Gebiet. Ein ebenso sprechendes Zeugniß des regen religiösen Lebens bieten die damals in Uebung gekommenen theophorischen Prozessionen an den Donnerstagen in neun Orten. In Canth wurde 1519 sogar von den Bürgern eine „Corpus Christi"-Bruderschaft gegründet, und Bischof Johannes ließ es am wenigsten fehlen die Gläubigen in ihrem frommen Eifer zu bestärken, wenn er gleich gegen unläugbar gefährliche Ausschreitungen mit Ernst und Nachdruck auftrat. Bei der Gährung der Gemüther, die vom Auslande her bereits auch in Schlesien Platz griff, war es gewiß nur lobenswerth, wenn der Bischof jeglichen Mißbrauch ferne hielt. Ein solcher wurde gerade seit dem letzten Vierteljahrhundert auf's neue mit Ablaßbullen getrieben. Deßhalb war es keineswegs ein Zeichen unkirchlichen Sinnes, wenn Bischof und Kapitel von Breslau 1518 am 3. März beschlossen, fernerhin die Verkündigung der gewöhnlichen Ablaßbullen ad corrodendam pecuniam nicht mehr zu gestatten, obwohl das Vorgehen des Kapitels, das sich gegen die päpstlichen Censuren hinter dem Rücken des Magistrates zu schützen suchte, nicht kirchlich genannt werden kann.

Aus all diesem erhellt zur Genüge, welch großes Unrecht Theiner dem Bischofe Johannes zugefügt hat, wenn er die rasche Verbreitung des Lutherthums in Schlesien durch die Untüchtigkeit und Verworfenheit dieses Oberhirten zu erklären sucht. Es ist wahr, daß ihn die Fürstenchronik von Polen der Bedrückung des Klerus, eines lüderlichen Lebens und selbst des Meuchelmordes an dem Domkantor Oswald Winkler beschuldigt. Von Bedrückungen war wohl keine Rede; ein etwas freies Leben, wie es die Humanisten liebten, gesteht auch der wackere Fibiger zu. Gegen die letzte Anschuldigung spricht aber sowohl das Stillschweigen aller übrigen gleichzeitigen Berichte als auch das ganze Leben des Mannes.

Am meisten könnte dem B. Johannes seine Zuneigung

[redacted]

zu den Humanisten zum Vorwurf gereichen. Seine Beziehungen zu Erasmus, dem er kostbare Geschenke widmete, können intime genannt werden. Erasmus that sich seinen Freunden gegenüber nicht wenig darauf zu Gute. Erinnert man sich an die feinen arglistigen Lockgarne, welche die aus Humanisten über Nacht entpuppten Häretiker den Kirchenfürsten zu stellen wußten, so begreift es sich leicht, daß B. Johannes sich täuschen ließ. Der Humanismus, der sich auch in seinen Schriften deutlich kennzeichnet, hatte die strikten formulas fidei, die Termini der Scholastik längst abgestreift und theils durch unklare Umschreibungen, theils aber durch rein biblische Terminologie ersetzt, unter welcher sich das Gift der Häresie ungeahnt verbarg. Die einschmeichelnden Schreiben Luthers und Melanchthons an B. Johannes beweisen demnach nicht das Geringste für eine Sinnesänderung des Bischofes zu Gunsten der neuen Lehre. Die tüchtigsten Charaktere ließen sich anfänglich täuschen. Wenn also Luther an Spalatin am 13. Nov. 1520 schreibt, Bischof Johannes wäre „in fide Christi" wie Schmidberg gestorben, und dadurch zu verstehen geben will, daß er die lutherische Rechtfertigungslehre angenommen und mit dieser Ueberzeugung von der Welt geschieden sei, so schwebten ihm wohl die Worte Moiban's vor: „Habuit haud dubie (Joannes) aliquem gustum sincerioris doctrinae, quae tum gliscebat obscurius." Cochläus' Antwort hierauf haben wir schon oben vernommen. Es war eben nur ein frommer Wunsch!

B. Johannes starb zu Neisse am 2. August 1520 und wurde in der Kathedralkirche zu Breslau begraben. Bei all seinen persönlichen Mängeln war Johannes wohl einer der tüchtigsten Bischöfe seiner Zeit. Ihm ist am wenigsten die Schuld beizumessen, daß das Lutherthum sich alsbald so rasch in Schlesien ausbreitete.

Dieß ist der kurze Inhalt der überaus sorgfältigen Quellenforschung, die nicht allein das reichlich vorhandene bereits veröffentlichte Material gewissenhaft benützte, sondern den bei wei-

[redacted]

tem größten Theil erst aus dem Reichthum des Domkapitel'schen Archives zu Breslau zu Tage förderte, wovon nicht wenige Fragmente und auch mehrere vollständige Urkunden in den Noten beigegeben sind.

XIII.

Maria Theresia's erste Regierungsjahre.

Zweiter Artikel. (Schluß.)

Als sich Friedrich nach der Schlacht von Chotusitz aus Böhmen zurückgezogen hatte, warf sich Prinz Karl auf die Franzosen und Bayern und brachte ihnen bei Teyn, Krumau, Pisek, Pilsen und andern Orten große Verluste bei. Er machte viele tausend Gefangene, auch alles Gepäck nahm er ihnen weg, denn die vortreffliche Reiterei umschwärmte auf allen Straßen und Märschen den Feind, zugleich erschlug das erbitterte böhmische Landvolk eine Menge zersprengter Franzosen. Wer sich retten konnte, floh nach Prag, welches allein noch von den Feinden besetzt blieb. Prinz Karl folgte mit seiner Armee nach Prag, und alle Welt erwartete einen raschen Angriff auf die überfüllte Stadt die gerade wegen der Menge der darin eingeschlossenen Soldaten und Pferde der Hungersnoth anheimfiel. In Wien hoffte man den baldigen Fall Prags um so gewisser, da im November vorigen Jahres die Stadt von dem Feind in wenigen Tagen erobert wurde. Aber die Unfähigkeit der Oberbefehlshaber des tapfern Heeres brachte auch jetzt wieder Maria Theresia um die schönste Frucht ihrer bisherigen Siege. Kein anderer als Großherzog Franz, ihr theurer Gemahl, trägt dießmal die Hauptschuld

[redacted]

der geringen Erfolge. Weil er bisher keine kriegerischen Lorbeern geerntet hatte, aber heftig nach solchen verlangte, so erbat er sich in der Ueberzeugung durch Eroberung Prags solche sicher zu erringen, von seiner Gemahlin die Erlaubniß zum Heer nach Böhmen zu reisen; am 27. Juni kam er im Hauptquartier zu Sliwenetz an und übernahm sofort das Obercommando von seinem Bruder Karl. Maria Theresia hatte ihrem Gemahl ausdrücklich befohlen, die in Prag eingeschlossene Armee mit aller Kraft anzugreifen und nur unter der Bedingung daß die ganze feindliche Armee zu Kriegsgefangenen gemacht würde, eine Capitulation zu bewilligen. Dadurch hoffte sie die Franzosen so sehr vor ganz Europa zu beschimpfen und ihre Streitmacht so nachhaltig zu schwächen, daß der Krieg auf französischen Boden getragen und die deutschen Länder Elsaß und Lothringen zurückerobert werden könnten.

Allein Franz besaß nicht den großen Geist seiner Gemahlin; es fehlte ihm noch mehr als seinem Bruder die rasche Uebersicht, die Energie im Fassen und Ausführen entscheidender Entschlüsse, insbesondere aber das für einen Oberfeldherrn absolut nothwendige Selbstvertrauen. Ein ganzer Monat verfloß von dem Augenblick da das österreichische Heer vor Prag erschien, bis zum Beginn der förmlichen Belagerung; erst am 26. Juli begann Franz den Angriff gegen die auf dem linken Ufer der Moldau gelegenen Stadttheile Prags. Weit größer waren die Anstrengungen der Franzosen ihre Armee in Prag zu retten, als die der Oesterreicher sie gefangen zu nehmen. Nicht nur machte Marschall Broglie, der in Prag commandirte, einige glückliche Ausfälle wodurch er die Angreifer in behutsamer Entfernung hielt, sondern er entschloß sich sogar von den 16,000 Pferden der in Prag eingeschlossenen Franzosen, obwohl sie zum Rückzug so nothwendig waren, dennoch die meisten zu schlachten zur Nahrung der hungernden Soldaten und Einwohner. Auch der Hof von Versailles bemühte sich energisch die eingeschlossene Armee zu retten. Auf diplomatischem Wege ließ er der Königin von Ungarn

[redacted]

einen für Oesterreich höchst günstigen Frieden und sogar die französische Allianz anbieten; zu gleicher Zeit ertheilte er dem Marschall Maillebois den Befehl, mit seinem ursprünglich gegen Hannover bestimmten Heer in angestrengtesten Eilmärschen zur Befreiung der Franzosen in Prag nach Böhmen zu rücken. Dieser kräftige Entschluß des französischen Kabinets, der auch sogleich ausgeführt wurde, erweckte in Wien und in dem Hauptquartier des Großherzogs Franz die größte Bestürzung. Maria Theresia bestürmte wiederholt ihren Gemahl, die Belagerung kräftiger fortzusetzen um vor Ankunft des französischen Entsatzheeres das heiß ersehnte Ziel zu erreichen. Ihr Gemahl aber wurde bei dieser Nachricht vollkommen rathlos, ein Kriegsrath nach dem andern wurde gehalten, ob man die Belagerung fortsetzen oder dem Marschall Maillebois entgegenrücken und sich mit der Cernirung Prags begnügen solle. Endlich kam man zum Schlusse die Belagerung aufzugeben und dem Entsatzheer entgegenzuziehen. Am 12. September wurde der letzte Kanonenschuß gegen Prag abgefeuert und zwei Tage später brach das österreichische Heer nach der Oberpfalz auf; nur ein Armeecorps von 9000 Husaren und Grenzsoldaten blieb unter General Festetics vor Prag zurück. Feldmarschall Khevenhüller welcher sich seit Februar auch mit seiner geschwächten Macht in Bayern tapfer zu behaupten vermocht hatte, eilte bei dem Anmarsch Maillebois' nach Böhmen gleichfalls dorthin, um sein Heer mit dem Hauptheer zu vereinigen; der tapfere Bernklau sollte mit wenigen Truppen Bayern behaupten, mußte sich aber vor dem unter Seckendorff gegen ihn rückenden bayerischen Heer an den Inn zurückziehen. Das große böhmische Heer wagte gegen Maillebois ebensowenig als früher gegen Prag; doch hatte auch Maillebois nicht den Muth an demselben vorbei seinen Marsch nach Prag fortzusetzen. Deßwegen wurde er abgesetzt und Broglie zu seinem Nachfolger ernannt; Marschall Belleisle aber übernahm von dem letztern das Commando in Prag am 27. Oktober. Während Großherzog Franz

unthätig dem französischen Heer an der böhmischen Grenz gegenüberstand und sich weder um den Verlust Bayerns noc um die gehofften Lorbeern weiter zu kümmern schien, sandt er den Fürsten Lobkowitz mit 12,000 Mann nach Prag, da mit er in Verbindung mit Festetics die aufgehobene Belagerun wieder beginne und sich der Stadt sowohl als der darin lie genden Franzosen bemächtige. Aber weder Lobkowitz war de zur Lösung dieser Aufgabe geeignete Feldherr, noch hatten di Ungarn und Kroaten unter Festetics Lust die Strapazen de Belagerung im Winter zu ertragen; zu Tausenden liefen si davon und gingen nach Hause. Die unglaubliche Nachlässig keit des Fürsten Lobkowitz machte es dem Marschall Belleisl sogar möglich den Kern des französischen Heers, 11,000 Fuß gänger, 3000 Reiter, 30 Kanonen, 300 Wagen, 600 Trag thiere nebst vielen Geiseln und großen Geldsummen in de Nacht des 16. und 17. Dezember 1742 aus Prag hinauszu führen, um sich nach der Oberpfalz durchzuschlagen. Erst an 18. Dezember erhielt Lobkowitz diese wichtige Kunde; rasch war Festetics der mit seinen flinken Husaren den Franzos nachjagte, viele tödtete oder gefangen nahm, auch das mei Gepäck, Kanonen, Wagen, Tragthiere und Geld erbeute auch die Kälte war den Franzosen sehr verderblich und töd viele Menschen und Thiere. Dennoch kam Belleisle mit größeren Theil seiner Truppen nach Eger wo eine französ Besatzung lag, und war nun gerettet. Er hatte durch se Muth, Willenskraft und Todesverachtung sich selbst und Armee vor Gefangenschaft, die französische Nation abe Schande bewahrt und der Welt gezeigt, was ein entschlo Feldherr auch unter den ungünstigsten Verhältnissen fü Volk und Heer zu leisten vermag. Lobkowitz dagegen ver nicht einmal den in Prag zurückgebliebenen Rest des f sischen Heers unter Oberst Chevert gefangen zu nehm schreckt durch die französische Drohung, Prag in Br stecken, bewilligte er 4000 Franzosen freien Abzug u Bewohnern Prags Amnestie (S. 138).

So waren die glänzenden Hoffnungen Maria Theresia's vereitelt nicht durch die Uebermacht ihrer Feinde, sondern was ihr das Schmerzlichste seyn mußte, durch die Unfähigkeit und Trägheit ihrer eigenen Heerführer. Die französische Armee war, wenn auch sehr geschwächt, doch nicht vernichtet oder gefangen, Frankreich lag nicht zu Boden, so daß eine Invasion im J. 1743 einen großen Erfolg haben konnte. Dennoch dankte sie dem König der Könige für die wenn auch bescheidenen Erfolge und ordnete in ihrem ganzen Reich Dankfeste an; denn Böhmen und Mähren waren vom Feinde befreit und ihrer legitimen Herrscherin zurückgegeben, der französische Uebermuth aber war immerhin tüchtig gedemüthigt. Zum erstenmal seit ihrem Regierungsantritt gestattete sie in dem Winter 1742—43 an ihrem Hof Feste und Bälle und besuchte dieselben. Wie sie Alles mit einiger Leidenschaft betrieb, so war es auch bei ihren Spielen und Vergnügungen; das Tanzen und Reiten liebte sie in dem Maße, daß ihr vertrauter Rathgeber, der greise Graf Sylva-Tarouca, den sie mit edler Selbstverläugnung speciell dazu bevollmächtigt hatte ihr über alles für eine Königin Ungeeignete in ihrem Betragen Vorstellungen zu machen, sie wiederholt und nachdrücklich erinnern mußte sich in diesen zwei Belustigungsarten zu mäßigen, namentlich nicht so rasch und verwegen zu reiten wie sie gewohnt war. Die Freuden des Winters wurden noch erhöht durch eine Siegesbotschaft aus Italien. Feldmarschall Graf Traun, der Statthalter von österreichisch Italien, d. h. von der Lombardei, Mantua, Parma und Piacenza, und commandirender General daselbst hatte den spanischen Grafen Gages, der mit einem spanisch-neapolitanischen Heer die österreichische Herrschaft in Italien stürzen und die österreichischen Länder Italiens für Spanien erobern sollte, am 8. Februar 1843 bei Camposanto am Panaro in einer blutigen Schlacht besiegt und dadurch Oesterreichs Machtstellung in Italien auf's neue befestigt und die Allianz des Königs von Sardinien mit Maria Theresia gesichert.

[redacted]

Diese Feste verhindern jedoch die Königin nicht, sich mit größter Gewissenhaftigkeit den Staatsgeschäften zu widmen. Während England durch diplomatische Unterhandlungen den Kaiser zum Anschluß an die Coalition gegen Frankreich bewegen will, aber zu keinem Ziel kommt, ist Maria Theresia bemüht in Bayern so rasch als möglich mit großer Truppenmacht aufzutreten, um das verlorene Land zurückzuerobern und von da an den Rhein vorzubringen und in Frankreich einzubrechen. Gleichzeitig mit diesen Kriegsrüstungen traf sie ihre Vorbereitungen zur Reise nach Böhmen, um sich in Prag huldigen und nach alter Sitte krönen zu lassen. Bevor sie die Reise dahin antrat, hatte sie eine Untersuchungscommission ernannt, um die am schwersten compromittirten böhmischen Edelleute geistlichen und weltlichen Standes, welche sich am eifrigsten um die Huld und Gunstbezeugungen des Kurfürsten von Bayern und der Franzosen beworben hatten, aus Prag auszuweisen und nach dem Maß ihrer Schuld noch schwerer zu strafen. Nicht wenige traf dieses Loos; auch die Judenschaft in Prag, welche wie die Juden in ganz Böhmen durch Treulosigkeit gegen Maria Theresia und durch eifrigste Unterstützung der Franzosen und Bayern sich schwer compromittirt hatte, wurde zu einer Strafsumme von 150,000 fl. verurtheilt (S. 236). Die Treulosigkeit so vieler Böhmen verdüsterte das Gemüth der Königin; als aber am Morgen des 12. Mai 1743, an welchem Tage die Krönung in Prag stattfinden sollte, ein Courier mit der Botschaft nach Prag kam, Prinz Karl und Khevenhüller hätten bei Simbach einen großen Sieg erfochten, begrüßte sie dieß als ein glückverkündendes Zeichen. Freude und Zufriedenheit kehrten in ihr Gemüth zurück, der begeisterte Jubel der Prager Bevölkerung that ihrem Herzen wohl und sie überließ sich ihrer angebornen Freundlichkeit, so daß als sie am 16. Juni Prag verließ, die vollkommenste Versöhnung zwischen der Königin und ihrem Volke geschehen und alle Stände Böhmens für M. Theresia begeistert waren. Von Prag reiste sie nach Linz; wo sie am

5. Juni die Huldigung der oberösterreichischen Stände entgegennahm und dann nach Schönbrunn zurückkehrte.

Der Feldzug des Jahres 1743 sollte durch energische Theilnahme der Engländer, Holländer und Hannoveraner einen ganz andern Aufschwung bekommen als in den Jahren 1741 und 1742. Vor Beginn desselben hatte diese sogenannte pragmatische Armee den Marsch von den Niederlanden in die Gegend von Mainz zurückgelegt, blieb aber trotz ihrer Stärke von 60,000 Mann den ganzen Monat Mai unthätig bei Mainz stehen und brachte nur den Vortheil, ein ebenso starkes französisches Heer unter Marschall Noailles im Schach zu halten. Kräftiger war der Feldzug der Oesterreicher in Bayern. Anfangs Mai begannen Khevenhüller und Prinz Karl die Operationen am Inn; bei Simbach, Braunau gegenüber, hatten die Bayern ein festes Lager bezogen, die Oesterreicher griffen es am 6. Mai mit Heldenmuth an und erstürmten es, die Bayern verloren 6000 Mann und viele Kanonen. Der Kaiser bat die französischen Marschälle flehentlich sein Land zu retten, aber diese thaten so wenig als nichts für ihren Alliirten, konnten sogar sich selbst gegen die Angriffe der siegesstolzen Soldaten Maria Theresia's nicht länger behaupten. Von Simbach rückte Prinz Karl nach Westen vor, erstürmte am 17. Mai Dingolfing, am 18. Landau; am 27. besiegt der tapfere Browne die Franzosen bei Deggendorf und erobert die Stadt; am 9. Juni besetzt Bernklau die Hauptstadt München, am 12. erstürmt er Friedberg bei Augsburg und nimmt die 1300 Mann starke Besatzung gefangen. Marschall Broglie war nun genöthigt sich von Straubing und Regensburg nach Ingolstadt zurückzuziehen, wo er eine französische Verstärkung erhielt; trotzdem setzte er seinen Rückzug fort zuerst nach Donauwörth, dann an den Rhein. Der von Frankreich verrathene Kaiser läßt nun durch seinen General Seckendorff bei den Heerführern Maria Theresia's um die Erlaubniß bitten neutral bleiben zu dürfen, was ihm aber aus den einleuchtendsten Gründen nicht gewährt werden konnte.

[redacted]

Auch die pragmatische Armee hatte inzwischen eine Bewegung gemacht. Am 19. Juni übernahm König Georg II. persönlich den Oberbefehl zu Aschaffenburg und begann am 26. Juni seine Vorwärtsbewegung nach Hanau. Am 27. wurde er auf dem Marsche von den Franzosen angegriffen bei Dettingen; es gelang ihm aber die Franzosen zu schlagen und ihnen einen Verlust von 6000 Mann beizubringen. Groß war der Jubel in der österreichischen Armee und in Wien, daß endlich England auch eine That gewagt hatte; bald aber wurde die Freude verbittert, da Georg den Sieg gar nicht benützte noch vorwärts zu bringen war. Rascher handelte Prinz Karl mit der österreichischen Armee; schon am 18. Juli stand er bei Kanstadt und zwang dadurch den Marschall Noailles sich nach Frankreich zurückzuziehen. Am 25. war er in Durlach und Bruchsal angekommen, von wo er mit Khevenhüller nach Hanau rückte, um den König von England wieder zur Offensive zu bewegen. Es wurde zwar in dem zu Hanau am 27. gehaltenen Kriegsrath der Plan des Prinzen Karl, mit drei Heeren gleichzeitig in Frankreich einzurücken, angenommen, allein als es an die Ausführung kam, blieb die pragmatische Armee weit hinter ihrer Aufgabe zurück. Der von Schlesien her bekannte Graf Neipperg, der nach seiner Abberufung vom Heere zum Gouverneur von Luxemburg ernannt worden war, erhielt beim Beginn des Feldzugs von 1743 unbegreiflicher Weise von M. Theresia den Auftrag die pragmatische Armee als Militärbevollmächtigter Oesterreichs zu begleiten, und war nun durch seine Langsamkeit und Unentschlossenheit auch hier der böse Genius Oesterreichs, indem er durch den Einfluß den er bei König Georg besaß, diesen von jeder kräftigen That und jeder wichtigen Unternehmung abmahnte.

Georg rückte zwar der Verabredung gemäß am 8. August über den Rhein, blieb aber zwei Monate unthätig bei Worms, nachher bei Speyer stehen und machte es dadurch auch dem Prinz Karl unmöglich gegen die französische Hauptarmee am Oberrhein etwas Entscheidendes zu unternehmen. Der tapfere

Berklau hatte inzwischen in Bayern energischer gehandelt. Am 19. Juli mußte ihm Straubing nach langer Blokade die Thore öffnen; Ende September übergaben ihm die Franzosen das starke Ingolstadt, die Hauptfestung Bayerns; am 7. September mußte sich die 2400 Mann starke französische Besatzung von Eger kriegsgefangen ergeben. Dadurch war ganz Böhmen und Bayern im Besitz Maria Theresia's; dennoch war ihre Freude nur eine halbe, denn die Demüthigung Frankreichs, das Hauptziel dieses Feldzugs, war durchaus nicht erreicht und zwar vorherrschend durch die Schuld der Engländer, weßhalb die Stimmung des Wiener Hofs sich jetzt noch mehr als während der Verhandlungen mit Preußen von England abwandte. Auch war England während dieses Sommers in Italien bloß scheinbar für Maria Theresia thätig, in Wirklichkeit begünstigte es eine große Beraubung derselben. Der König von Sardinien hatte von M. Theresia, ihre Noth schlau benützend, unerhörte Landabtretungen in der Lombardei als Preis seiner Allianz und Kriegshülfe verlangt und, da die österreichischen Staatsmänner nicht darauf eingingen, mit Anschluß an Frankreich und Spanien gedroht. Da warfen sich die Engländer als Vermittler auf, aber wie Preußen gegenüber nicht im Interesse Oesterreichs sondern Sardiniens. Durch verletzendes Drängen und Drohen setzten sie es endlich durch, daß am 13. September 1743 im Hauptquartier der pragmatischen Armee zu Worms der definitive Allianztraktat zwischen Sardinien, Oesterreich und England zu Stande kam, vermöge dessen sich Sardinien zur Garantie der pragmatischen Sanktion und zur Unterstützung Maria Theresia's mit einer Armee von 45,000 Mann verpflichtete; England versprach eine starke Escadre im Mittelmeer aufzustellen und jährlich an Sardinien eine Subsidie von 200,000 Pfund zu bezahlen; bei weitem die größten Opfer fielen aber auf Oesterreich. Es mußte seine Streitmacht in Italien auf 30,000 Mann erhöhen und an Sardinien „zur Entschädigung für seine Opfer" die Stadt und das

[redacted]

Gebiet von Vigevano, alles Land am rechten Ufer des Lago Maggiore und des Tessin, das Gebiet von Pavia am linken Ufer des Po, Bobbio mitinbegriffen, endlich Piacenza mit seinem Gebiet bis an die Nura abtreten und zwar sogleich nicht erst am Ende des Kriegs; außerdem übertrug Maria Theresia auf Sardinien alle die Rechte welche ihr etwa auf die Stadt und das Marquisat von Finale noch zustanden. So theuer ließ sich Sardinien für seine Allianz bezahlen und dennoch zeigte es, als es zum Handeln kam, weder guten Willen noch Kraft und Energie in Ausführung des Vertrags, nachdem es dessen Früchte mühelos geerntet hatte; nicht mit Unrecht nannten daher die österreichischen Staatsmänner damals schon Sardinien das italienische Preußen (S. 152 und 293).

Die Beziehungen Maria Theresia's zu König Friedrich II. waren seit Abschluß des Breslauer Friedens befriedigend, wenn auch nicht „herzlich"; am 6. Dezember 1742 war der schwierige Grenzreceß erledigt und beiderseits unterzeichnet worden. Die Feindseligkeit Friedrichs zeigte sich zuerst wieder auf diplomatischem Feld im Anfang des Js. 1743: da M. Theresia den Plan festhielt Bayern als Ersatz für Schlesien zu behalten und das bayerische Haus entweder mit dem Königreich Neapel oder den österreichischen Niederlanden zu entschädigen, und die englischen Staatsmänner diesen Plan mit Beifall aufnahmen, so arbeitete Friedrich mit allen Mitteln und Waffen in London, im Haag und bei den deutschen Fürsten demselben entgegen und brachte es dahin daß die Engländer, um den König von Preußen nicht zu ärgern, das ganze Projekt fallen ließen. Wie sehr Deutschland und Oesterreich durch die Erwerbung Bayerns gewonnen hätte, deutet Herr Arneth mit wenigen aber vielsagenden Worten an: „Für Deutschland wäre diese Vereinigung segenbringend gewesen, weil der unselige Dualismus an welchem es seit den Tagen Friedrichs II. und heute vielleicht ärger als jemals krankt (NB. geschrieben vor 1866!), schon im Keim erstickt

worden wäre. Für Oesterreichs innern Organismus aber hätte sie eine so gewaltige Verstärkung des deutschen Elements herbeigeführt, daß dessen Uebergewicht und mit ihm eine ungeahnte Entfaltung seiner Macht und der Wohlfahrt seiner Bewohner sichergestellt worden wäre" (S. 285). Noch rücksichtsloser trat Friedrichs Feindseligkeit gegen M. Theresia hervor, als nach langen Verhandlungen die schon im Frühjahr 1742 ausgearbeitete Protestnote derselben gegen die Kaiserwahl und gegen Ausschließung der böhmischen Kurstimme, durch Vermittlung des neuen Kurfürsten von Mainz, am 23. September 1743 zur Vorlesung in der Reichsversammlung und zur Einregistrirung oder, wie man sich amtlich ausdrückte, „zur Diktatur" gelangte. Obwohl Friedrich schon längst den Inhalt der Protestnote kannte, auch dem österreichischen Gesandten in Berlin ausdrücklich erklärt hatte, Preußen werde sich der „Diktatur" nicht widersetzen, so geberdete er sich jetzt als Patron des angeblich durch Oesterreich beschimpften Kaisers und befahl seinem Gesandten in Wien eine geradezu drohende Sprache zu führen. Die Heuchelei lag zu offen am Tage als daß sie auf Maria Theresia einen großen Eindruck hätte machen können; wußte man doch in Wien nur zu gut, daß Friedrich beim Abschluß der Convention von Kleinschnellendorf und des Breslauer Friedens sich nicht im geringsten ein Gewissen daraus machte, denselben Kaiser zu verrathen und seinem Schicksal zu überlassen; auch wußte man daß derselbe König von Preußen kein mißbilligendes Wort für die beleidigte Würde des Reichsoberhaupts hatte, als derselbe Kaiser von den französischen Marschällen in der wegwerfendsten Weise behandelt wurde; endlich war es Friedrich, wie man in Wien wußte, recht wohl bekannt geworden daß derselbe Kaiser, um sein verlorenes Bayern wieder zu erlangen, durch geheime Agenten Maria Theresia das Anerbieten gemacht hatte, eine Allianz mit ihr einzugehen und ihr zur Wiedererwerbung Schlesiens Kriegshülfe gegen Preußen zu leisten. Augenscheinlich lag also dem Be-

[redacted]

nehmen Friedrichs ein anderes Motiv zu Grunde; er wollt Maria Theresia einschüchtern und zum Verzicht auf Bayern nöthigen oder falls sie standhaft bliebe, sich einen plau sibeln Anlaß zum Bruch des Breslauer Friedens und zu neuen Eroberungen verschaffen. Auch der am 20. Dezember 1743 durch englische Vermittlung zu Stande gebrachte Defen sivtraktat zwischen Sachsen und Oesterreich diente ihm als Vorwand zu seiner immer offener auftretenden Feindseligkeit gegen Maria Theresia, und doch hatte dieser Traktat lediglich keinen offensiven Charakter sondern war von Sachsen ge wünscht worden, um sich gegen den immer weiter greifenden Ehrgeiz Preußens an Oesterreich eine Stütze zu schaffen. So lange Friedrich den Verträgen getreu blieb, hatte er weder von Sachsen noch von Oesterreich etwas zu fürchten. Gerade weil Maria Theresia nicht mehr an die Wiedergewinnung Schlesiens dachte und auch von den böhmischen Ständen die Abtretung Schlesiens an Preußen hatte bestätigen lassen, wollte sie an Bayern oder wenigstens einem Theile desselben einen Ersatz für den schweren Verlust sich verschaffen, und die englischen und holländischen Staatsmänner machten die preu ßischen Gesandten wiederholt darauf aufmerksam daß ihr Ge bieter in seinem eigenen Interesse diesen Wunsch der Königin von Ungarn nicht bekämpfen sondern unterstützen sollte, denn wenn sie einen Ersatz für Schlesien erhielte, würde sie den Verlust desselben leichter verschmerzen. Friedrich wollte aber nicht nur Schlesien behalten sondern noch weitere Eroberungen in Oesterreich machen, darum durfte Maria Theresia keinen Ersatz erhalten, überhaupt nicht zu Athem kommen; da sich nun gegenwärtig ihre Lage wesentlich gebessert hatte, war er fest entschlossen sie trotz aller Verträge auf's neue anzugreifen und sie in ihre frühere Bedrängniß zurückzuschleudern. Zu diesem Zweck machte er während des ganzen Jahres 1743, nicht erst seit der „Diktatur“ des österreichischen Protests die großartigsten Rüstungen und gegen wen sie bestimmt waren, konnte Niemand zweifelhaft seyn.

Zu gleicher Zeit machte Friedrich auch an dem Hofe zu Petersburg alle möglichen Versuche, Oesterreichs Einfluß zu vernichten und Maria Theresia der von dort gehofften vertragsmäßigen Kriegshülfe zu berauben. Am 6. Dezember 1741 war daselbst die große Palastrevolution geschehen, durch welche die Großfürstin Anna und ihr Gemahl aller Würden entsetzt und Prinzessin Elisabeth, die Tochter Peters des Großen, zur Czarin erhoben wurde. Diese selbst war Maria Theresia gewogen und der neue Vicekanzler Bestuschew war ein Feind der Franzosen; er beabsichtigte ein Bündniß zwischen Rußland, Oesterreich und dem König von Polen und Kurfürsten von Sachsen zu Stande zu bringen, auch England sollte zum Beitritt eingeladen werden. Darum beeilte sich der französische Gesandte, von dem preußischen getreu unterstützt, Bestuschew zu stürzen und zwar durch eine Intrigue welche durch ihre grenzenlose Niederträchtigkeit auf ihre Urheber und Vollstrecker einen unvertilgbaren Makel wirft (S. 319). Ein junger Russe von vornehmer Geburt, Namens Lapuchin, mußte dabei als willenloses Werkzeug und zugleich als unglückliches Opfer dienen. Es wurde ihm nämlich die Aeußerung im Trunke entlockt, der österreichische Gesandte in Petersburg, Marquis von Botta, hätte einmal gesagt, „die beim Sturz der Großfürstin Anna nach Sibirien Verbannten sollten den Muth nicht verlieren, denn es würden für sie schon noch bessere Zeiten kommen.“ Diese Worte Lapuchin's wurden von den erkauften Creaturen Frankreichs und Preußens am russischen Hofe benützt, um der Czarin die Entdeckung einer Verschwörung zu melden. Im Anfang des August 1743 wurde Lapuchin sammt seinen Eltern und seiner Schwester verhaftet, ebenso die Gräfin Anna Bestuschew, die Schwägerin des Vicekanzlers. Trotz der Martern denen Lapuchin in Gegenwart der Czarin unterworfen wurde und mit denen man die übrigen Gefangenen bedrohte, war ihnen doch keine Aussage zu erpressen, welche die wider sie erhobenen Beschuldigungen bestätigte. Wohl aber gingen die Gefangenen

[redacted]

um sich zu retten, auf den durch die Frage ihrer Peiniger ihnen angedeuteten Ausweg ein, dasjenige dessen sie selbst beschuldigt wurden, dem Marquis Botta zur Last zu legen! Die Umgebung der Czarin gab sich nun alle Mühe, sie von der Glaubwürdigkeit jener Aussagen der Gefangenen zu überzeugen. Diese selbst wurden aber doch nicht gerettet, vielmehr wurden der Gräfin Bestuschew, dem jungen Lapuchin und seinen Eltern die Zunge ausgerissen, überdieß erhielten sie öffentlich die Knute, nachher wurden alle in die Verbannung geschickt (S. 321).

Von der Sache selbst sagt Arneth: „der Ungrund der wider Botta erhobenen Anklage und die Nichtigkeit der ganzen Verschwörung ist seither so überzeugend dargethan worden, daß es verlorene Mühe wäre hiefür noch neue Beweise beizubringen.“ In der Haltung des Königs von Preußen aber und der Königin von Ungarn diesem Lügengewebe gegenüber zeigt sich die unendliche Verschiedenheit ihres Charakters und ihrer sittlichen Grundsätze. Friedrich der die Intrigue besser als jeder andere Mensch durchschaute, gab sich das Ansehen die Sache für sehr ernst und wahr zu halten; er beglückwünschte die Czarin zur Entdeckung eines so fürchterlichen Complotts und erklärte ihr, da er von ihrer rasenden Erbitterung gegen Botta unterrichtet war, er werde an seinem Hofe nicht länger einen Mann dulden, der sich so schwer an ihr vergangen habe. (Botta verweilte damals als österreichischer Gesandter in Berlin). Zugleich verlangte er von Maria Theresia die Abberufung Botta's. Dieser Rolle blieb Friedrich auch fortan getreu; sogar in den Aufzeichnungen die er unter dem Namen einer Geschichte seiner Zeit herausgab, hält er die Behauptung einer von Botta in Rußland angezettelten Verschwörung aufrecht. „Mit sichtlicher Genugthuung meldet er daß die Entdeckung derselben der Knute zu verdanken sei (sic!). Ja, er knüpft daran sogar salbungsvolle Betrachtungen über die Verworfenheit des Wiener Hofes der in einem so aufgeklärten Jahrhundert so verabscheuungs-

würdige Mittel zur Durchsetzung seiner Zwecke angewandt habe." Eine solche Sprache, fügt Arneth mit Recht hinzu, führt jener König welcher mitten im Frieden in Schlesien einfiel, welcher die Uebereinkunft in Kleinschnellendorf allsogleich verletzte, nachdem er die Vortheile derselben geerntet hatte, und der gerade damals mit dem Gedanken eines dritten Vertragsbruches umging (S. 325). Wie ganz anders nun benahm sich Maria Theresia dem russischen Hof gegenüber! In würdevoller Sprache vertheidigte sie ihren treuen Diener Botta und betonte sogar dessen große Verdienste nicht bloß um Oesterreich sondern auch um Rußland; zugleich versicherte sie daß sie unter keinen Umständen einen Unterthan ungehört und ohne gerichtliches Erkenntniß bestrafen könne und dürfe, denn sie stehe als Königin nicht über dem Gesetz sondern habe die Pflicht jedem ihrer Unterthanen, also auch dem schwer mißhandelten Botta sein gesetzliches Recht zu gewähren und ihn vor Willkür und Unrecht zu schützen. Ueberdieß seien die Beweise und Zeugnisse gegen Botta durch die Folter erpreßt, also vor den österreichischen Gerichten sowie in den Augen jedes unparteiischen Menschen ungültig; so lange man ihr keine triftigeren Beweise vorlege, könne sie an Botta's Schuld nicht glauben. Da man in Petersburg gar nicht begreifen konnte, wie eine Herrscherin Anstand nehmen könne einen Unterthan ohne weiters der Willkür und Rache einer auswärtigen Fürstin zum Opfer zu bringen, stieg der Zorn der Czarin gegen Maria Theresia bis zur Wuth und sie befahl ihrem Gesandten in Wien augenblicklich abzureisen, wenn Botta nicht bestraft würde. Maria Theresia setzte nun, um in der leidigen Sache etwas zu thun, ein Untersuchungsgericht ein, befahl ihm aber über Botta so zu richten „wie Gott und die Justiz es von einem Richter fordern." Botta wurde von diesem Gericht einstimmig freigesprochen und M. Theresia hielt trotz aller Drohungen der Czarin das Erkenntniß aufrecht. Wie glänzend erscheint diese Festigkeit und Gerechtigkeitsliebe verglichen mit der selbstsüchtigen Schmeichelei

Friedrichs gegen die Czarin; und M. Theresia handelte so, obwohl ihr angesichts der neuen Gefahren die russische Hülfe doppelt nothwendig war!

Auf den Feldzug des Js. 1744 hatte Maria Theresia die kräftigsten Vorkehrungen getroffen, um auf französischem Boden größere Erfolge zu erzielen als im vorigen Jahre. Prinz Karl, seit 7. Januar 1744 mit der Schwester Maria Theresia's vermählt, bekam auch in diesem Jahr den Oberbefehl über die Hauptarmee welche trefflich ausgerüstet 46,000 Fußgänger und 22,000 Reiter zählte. Seine Aufgabe war den Oberrhein zu überschreiten und Elsaß und Lothringen zu erobern; zu gleicher Zeit sollte die pragmatische Armee aus den Niederlanden in Nordfrankreich einbrechen und einen Theil der französischen Streitmacht beschäftigen. Allein sie erfüllte auch in diesem Jahre ihre Aufgabe nicht, es fehlte dem Commando an Einheit und gutem Willen zu handeln. Bei weitem tüchtiger zeigte sich Prinz Karl am Oberrhein; am 30. Juni vollzog er glücklich den Uebergang, eroberte rasch mehrere Städte im Elsaß, machte durch seine ausgezeichnete Reiterei glückliche Streifzüge bis nach Lothringen hinein und faßte schon die Hoffnung, sein geliebtes Vaterland als siegreicher Feldherr wieder zu sehen und dem König von Frankreich zu entreißen. Da wurde sein Siegeslauf grausam unterbrochen durch Friedrich von Preußen, welcher am 14. August 1744 mit einem wohlausgerüsteten Heer von 80,000 Mann die böhmische Grenze überschritt, um Frankreich Luft zu machen und Maria Theresia in neue Noth und Bedrängniß zu stürzen, nicht aber um, wie er in seinem Manifest sagte, „dem deutschen Reiche die Freiheit, dem Kaiser den Besitz seiner Würde, Europa aber den Frieden zu erringen.“ Schon Ende des J. 1743 hatte er seine Allianz mit Frankreich erneuert und sich von demselben ganz Oberschlesien und den Pardubitzer Kreis in Böhmen garantiren lassen. Zu einem Krieg „für eine Idee“ war überhaupt Friedrich's egoistischer und ländergieriger Sinn an

[redacted]

wenigsten geeignet; die englische Regierung sagte es ihm auch derb genug in ihrer Antwort auf sein Manifest: „Vollends heißt es mit Gott und den Menschen sein Gespött treiben, wenn der König von Preußen im Angesicht der ganzen Welt ausspricht, daß er nicht durch Eigennutz zu seinem Verfahren veranlaßt werde, während doch aus den geheimen Artikeln des Frankfurter Vertrags das Gegentheil davon klar ersichtlich ist" (S. 412).

Anfangs machte nun König Friedrich in dem von Militär fast ganz entblößten Böhmen rasche Fortschritte, eroberte am 16. September Prag, breitete seine Truppen auch über das südliche Böhmen aus und besetzte Tabor, Budweis und Frauenberg. Die böhmische Bevölkerung aber verhielt sich weit loyaler gegen ihre Königin und feindseliger gegen den Eindringling als in dem Jahre 1741 gegen die Franzosen und Bayern, die Preußen fanden weder beim Adel noch bei Bürgern und Bauern Verräther oder käufliche Spione. Als nun Prinz Karl mit der Hauptarmee vom Rhein in Eilmärschen nach Böhmen zurückgekehrt war und die von den Einwohnern unterstützten ungarischen Husaren wie Hagelschauer über die im ganzen Land zerstreuten Preußen herfielen, erlitten diese furchtbare Verluste an Getödteten und Gefangenen. Friedrich zog seine Truppen so schnell als möglich zusammen, bot Karl eine Hauptschlacht an und da dieser, Graf Trauns Rath folgend, sie nicht annahm, aber Friedrich's Heer fortwährend durch seine weit überlegene Reiterei umschwärmen und die Lebensmittel wegnehmen ließ, fand er für gut Böhmen rasch zu verlassen und sich nach Schlesien zurückzuziehen. Als die preußische Besatzung von Prag abziehen wollte, verlor sie in der Stadt selbst alles Geschütz und Gepäck und erreichte nach einem Verlust von mehreren tausend Mann mit schwerer Noth die preußische Grenze. So war Böhmen gegen Ende des November 1744 von dem Feind vollständig gesäubert. Friedrich suchte sich wegen dieses schlechten Erfolgs in seinen Memoiren vor der Nachwelt zu entschul-

[redacted]

digen und sagt unter Anderm: „Die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses flößte diesem ebenso stupiden als abergläubischen Volke eine unüberwindliche Abneigung gegen die Preußen ein.“ Also wenn die Oesterreicher sich von Preußen schlagen und plündern lassen, so sind sie ein aufgeklärtes Volk; kämpfen sie aber ritterlich für Freiheit, Besitz und Vaterland, so sind sie stupide und fanatische Katholiken! Sapienti sat.

XIII.

Wiener Briefe.

VI.

Wien Anfangs Juli 1868.

Meine letzten Zeilen werden kaum noch die Druckerpresse verlassen haben, und schon muß ich Ihnen einen Nachtrag senden. Roma locuta est. Rom hat gesprochen und zwar sehr klar und eindringlich gesprochen in der Allokution vom 22. Juni. Es werden in der päpstlichen Ansprache die Staatsgrundgesetze vom 20. Dezember v. und die kaiserlichen Verordnungen vom 25. Mai d. Js., wodurch die vor dreizehn Jahren mit dem heiligen Stuhle abgeschlossene Convention (Concordat) eigenmächtig gelöst wurde, einer sehr harten Kritik unterzogen. Namentlich werden die Bestimmungen über die Kindererziehung in gemischten Ehen, über das Ausscheiden aus der katholischen Kirche, über die Freigebung der Friedhöfe, über die Einführung der Civilehe, über die Verweigerung der kirchlichen Gerichtsbarkeit in Ehesachen, über die Beseitigung des kirchlichen Einflusses auf

das Unterrichts- und Erziehungswesen und über die Confessionslosigkeit der Schulen als verwerfliche, verdammenswerthe Gesetze erklärt, „welche die Lehre der katholischen Kirche, ihre ehrwürdigen Rechte, ihre Autonomie und Constitution sowie die Gewalt des apostolischen Stuhles, die erwähnte Convention, ja das Naturrecht selbst auf's Höchste verletzen." Treu den steten Traditionen des oberhirtlichen Amts verwirft der heil. Vater „kraft seiner apostolischen Autorität" diese Gesetze im Allgemeinen und im Besondern alles was in diesen wie in andern Dingen gegen die Rechte der Kirche von der österreichischen Regierung oder ihren Behörden verfügt wird, mit dem Hinweis auf die Censuren und geistlichen Strafen, „welche nach den apostolischen Constitutionen und den Dekreten der ökumenischen Concilien diejenigen welche die Rechte der Kirche verletzen, auf sich laden."

So betrübend nun dieses Urtheil für jeden Katholiken im österreichischen Staate seyn muß, so findet er doch einige Beruhigung in der Ueberzeugung, daß seine geistlichen Oberhirten sich im vollsten Einklange mit dem heil. Stuhle befinden; denn zum Schlusse wird verdientes Lob den Erzbischöfen und Bischöfen Oesterreichs gespendet, „welche mit bischöflicher Kraft nicht abgelassen haben in Wort und Schrift die Sache der Kirche und das Concordat unerschrocken zu wahren und zu vertheidigen und die Heerde an ihre Pflicht zu mahnen."

Wenn es erlaubt wäre an dieser bescheidenen Stelle über das historische Schriftstück, welches jetzt ganz Oesterreich in Athem erhält, Kritik zu üben, so könnten wir nicht umhin einem Wunsche Ausdruck zu geben. Es dürfte nämlich zur Vermeidung von Mißverständnissen sehr zweckmäßig gewesen seyn, wenn die päpstliche Kanzlei welche mit der Redaktion dieser Ansprache beauftragt war, von irgend einer mit unsern Verhältnissen vertrauten Persönlichkeit aufmerksam gemacht worden wäre, bei jener Stelle wo von den Staatsgrundgesetzen des 20. Dez. 1867 die Rede ist, nur die Bemerkung einzu-

[redacted]

schalten, daß sich das Verdammungsurtheil des heil. S
begreiflicherweise nur auf jenen Theil dieser Gesetze b
wodurch ein Eingriff in die Gerechtsame der Kirche ge
Jeder Vorurtheilsfreie wird zwar auch ohne einen erlä
den Beisatz recht gut wissen, daß Rom durch diesen
Schritt keinerlei Angriff gegen das Selbstbestimmung
der Völker und der Krone Oesterreichs, insoweit es si
rein staatsrechtliche Fragen handelt, beabsichtige; allei
die Feinde der Kirche welche jeden, auch den geringsten
benutzen, um den alten Kohl von den Herrschergelüste
Curie aufzuwärmen, und jetzt mit erneuter Wuth üb
Kundgebung päpstlicher Wachsamkeit und Obsorge fü
Interessen der Kirche herfallen, wäre auch jeder Schei
Anlasses entzogen.

Nachdem nun Rom Stellung genommen und die S
tion klar gemacht hat, in einer Weise wie es freilich
Vernünftige, der nur das geringste Verständniß für k
lisches Wesen hat, nicht anders erwarten konnte, sollte
hoffen und voraussetzen dürfen, daß die kaiserliche Regi
zur Beruhigung der Gemüther ihrer katholischen Untert
welche doch die immens überwiegende Mehrzahl bilden
müht seyn werde, in den Ausführungs-Verordnungen,
Redaktion im administrativen Wege lediglich von der S
fassung der Ministerien abhängt, die Schärfen und Ung
tigkeiten jener der Krone förmlich abgerungenen Gesetz
zuschwächen und zu mildern. Wenn aber auch in
Beziehung das Wuthgeheul der Journale die nur meh
„Hochverrath" sprechen, maßgebend seyn soll, dann müsse
uns darauf gefaßt machen, daß jeder Tag die Kluft nur
größern werde.

Nach der Aeußerung der öffentlichen Blätter soll
die Allokution in Regierungskreisen große Ueberraschung
Bestürzung geherrscht haben. Wir haben aber eine zu
Meinung von den staatsmännischen Talenten unserer
Minister um diese Ansicht zu theilen. Abgesehen von

[redacted]

Umstande daß Baron Meysenbug doch bereits annäherungsweise angedeutet haben dürfte, welche Aufnahme und Beurtheilung die confessionellen Gesetze in Rom gefunden, können wir uns unmöglich denken, daß die Herren Dr. Giskra und von Hasner der optimistischen Meinung lebten, sie hätten sich durch diese neuesten Produkte der österreichischen Legislation um die Sache der Kirche verdient gemacht und allenfalls eine Anwartschaft auf den Piusorden erworben. Das österreichische Doktoren-Ministerium, bei dem man einige Kenntniß der Kirchengeschichte unbedingt voraussetzen darf, mußte doch wissen, daß die fraglichen Gesetze wenigstens in manchen wesentlichen Bestimmungen, ganz abgesehen vom Rechtsbruche durch die einseitige Verletzung des Concordats, in grellem Widerspruche mit den unabänderlichen Gesetzen der Kirche welche sie seit so vielen hundert Jahren gegen alle Angriffe und zwar mit dem von ihrem göttlichen Stifter ihr zugesicherten Erfolge vertheidigt hatte, allerdings und wirklich stehen. Folgerecht konnte daher weder eine Ignorirung, noch weniger aber eine Billigung vernünftiger Weise erwartet werden; man mußte auf eine Verurtheilung gefaßt seyn und die Herren Minister wären wahre Stümper in der Regierungskunst, wenn sie bei ihren an die Krone gestellten Anträgen nicht auch diese Chancen des Erfolges in ihre Berechnung einbezogen hätten. Von einer Ueberraschung kann also keine Rede seyn.

Mit welchem Erstaunen mögen sie daher in den öffentlichen Blättern die erschütternde Nachricht gelesen haben, daß Dr. Giskra im Ministerrathe mit besonderer Erregtheit gefordert habe, es möchten dem päpstlichen Nuntius die Pässe zugeschickt werden. Der Minister ist doch Katholik und Doktor der Rechte, und in dieser Doppeleigenschaft muß er wissen, daß Katechismus und kanonisches Recht mit den diplomatischen Beziehungen zwischen Rom und Wien nichts zu thun haben. Se. Majestät der Kaiser und König lebt wenigstens unseres Wissens im tiefsten Frieden mit dem Regenten der päpstlichen Staaten, die internationalen und völkerrechtlichen

[redacted]

Beziehungen zwischen Oesterreich und Rom sind in keiner Weise gestört und ist also von diesem Standpunkte aus gar kein Grund zu einem Abbruch der diplomatischen Beziehungen gegeben. Wenn aber das Oberhaupt der Christenheit auf dem Stuhle Petri als Nachfolger des göttlichen Stifters seine Stimme erhebt und über irgend eine Handlung, welche das Wesen der Kirche berührt, es gefährdend oder schädigend, sein verdammendes Urtheil fällt, so ist dieß ein rein kirchlicher Akt, ein Ausfluß der geistlichen von Gott ihm anvertrauten Jurisdiktion. Für diesen specifisch kirchlichen Charakter des Urtheils ist es ganz gleichgültig, wer sich eines solchen tadelnswerthen Eingriffes schuldig gemacht hat, ob ein Individuum oder eine Corporation, ob ein einfaches Menschenkind der Schuldige sei oder ein Fürst auf seinem Throne. Die staatlichen Beziehungen werden also hiedurch nicht im mindesten berührt.

Wir haben es ja gar nicht mit einer diplomatischen Note des Staatssekretärs Antonelli an den Herrn von Beust zu thun, sondern mit einer Ansprache des heil. Vaters an seine Cardinäle in welcher er noch ausdrücklich den Umstand betont, „er müsse, geleitet von der Sorge für alle Kirchen die Christus der Herr ihm übertrug, die apostolische Stimme erheben, um kraft seiner apostolischen Autorität diese Gesetze zu verwerfen.“

Für Jeden, er mag nun glaubenstreuer Katholik oder Auchkatholik oder Akatholik seyn, wenn er in den letzten beiden Fällen nur wenigstens die Rudimenta der katholischen Lehre und der Kirchengeschichte kennt, ist es sonnenklar, daß einerseits der heil. Vater in dieser Weise handeln mußte, daß aber andererseits hiedurch keinerlei Eingriff in die staatlichen Hoheitsrechte des Kaisers von Oesterreich stattgefunden hat oder auch nur intendirt wurde. Es ist also geradezu abgeschmackt und beweist am besten, wie ein großer Theil der Wiener Presse in dem Hetzen und Aufwiegeln seine Hauptaufgabe erblickt, wenn von den hiesigen Journalen die An-

[redacted]

klage des Hochverraths gegen den heil. Stuhl erhoben und gegen die Bischöfe die Drohung ausgesprochen wird, daß sie „gebändigt werden müßten“. Auch über die Art der Bändigung wird sich des Weitern verbreitet. Vor Allem wird von diesen Freiheitsherolden das placetum regium zurückverlangt und dann, wenn auch nicht gerade Gefängnißstrafe, doch wenigstens die Beschlagnahme der Kirchengüter in Aussicht gestellt. Sie glauben in dieser Weise den österreichischen Episcopat mürbe zu machen. Ihre Sprache übertrifft dabei an Pöbelhaftigkeit alles bisher Geleistete. Was soll das katholische Volk von einer Presse halten, welche die Bischöfe als „Kerle“ bezeichnet, die Censuren Roms „Colophoniumsblitze“ nennt? Wenn ein Blatt in Preußen von was immer für einer politischen Richtung sich gegen einen protestantischen Pastor, ja selbst gegen einen katholischen Priester derlei Impertinenzen erlauben würde, so wäre seine Verurtheilung zweifellos; bei uns wagt kein Staatsanwalt auch nur eine Klage zu erheben und doch spricht man vom „Schutze des Staates“.

Wenn nun auch die Regierung sich vorerst die Sache ein wenig genauer überlegen wird, ob sie die wohlgemeinten Rathschläge der liberalen und der Judenpresse befolgen und statt einzulenken in die Bahnen des Rechtes und der Staatsklugheit, den Kampf mit dem Stuhl Petri und dem katholischen Volke aufnehmen soll, so wird es doch von anderer Seite für die nächste Zeit an Skandalmachen nicht fehlen. Der Wiener Gemeinderath, der weiß Gott wichtigere Sachen zu besorgen hätte als eine päpstliche Allokution in das Bereich seiner curulischen Thätigkeit zu ziehen, hat bereits im Namen der Wiener Bevölkerung eine Erklärung vorbereitet, daß Eingriffe einer fremden Macht in die Gesetzgebung des constitutionellen österreichischen Staates von jedem Bürger dieses Staates zurückzuweisen seien.

Sollte es denn wirklich in der gesammten um das Staatswohl so besorgten Körperschaft nicht Einen Vernünftigen geben, der den bescheidenen Zweifel bei der Berathung

[redacted]

anregen würde, ob der österreichische Kaiserstaat, um mich eines volksthümlichen Ausdrucks zu bedienen, so auf den Hund gekommen sei, daß er der Intervention des Wiener Gemeinderaths bedürfe, um seine Unabhängigkeit gegenüber Rom zu wahren. Wenn man aber auch dem Gemeinderath durch Trugschlüsse einen Schein von Competenz in dieser Frage mitzusprechen, wahren wollte, so ist es geradezu absurd und zeigt am besten von der Unfertigkeit unserer Zustände, wenn die Regierung connivirt, daß die Arbeiter-Vereine, von welchen das „Fremdenblatt" in seiner genialen Schreibweise die Veranstaltung „monströser" Volksversammlungen erwartet, die Behandlung dieser Fragen in die Hand nehmen, und hiedurch die Gährung bis in die untersten Volksclassen fortgepflanzt wird.

Es hat denn auch wirklich ein Arbeiter-Meeting von 5000 Personen stattgefunden, in welchem man sich über zwei Resolutionen einigte. 1) Die Arbeiter-Versammlung protestirt gegen die jüngst erlassenen bischöflichen Hirtenbriefe und gegen die päpstliche Allokution als eine nicht zu rechtfertigende Einmischung in die Staatsangelegenheiten. 2) Die Versammlung verlangt die alsbaldige gänzliche Beseitigung des Concordats. Damit endlich beim Ernsten auch das Heitere nicht fehle, lasen wir neulich, daß auch die Kellner Wiens nächstens ein Meeting veranstalten wollten, um die Wechselbeziehungen zwischen Kirche und Staat einem reiflichen Studium und einer gründlichen Kritik zu unterziehen. Sie sehen, wo man hinblickt wachsen Schulen und Bildungs-Anstalten für angehende Staatsmänner aus dem Boden hervor.

Nun scheint uns denn doch die Frage an die Regierung und ihre Organe erlaubt, nach welchem Paragraphe des Vereinsgesetzes derlei Programms-Ueberschreitungen erlaubt sind, denn diese kirchlichen Fragen haben mit den Arbeiter-Interessen und dem Bildungszweck der Vereine nichts zu thun? Es beweist eben, daß die Conferenz der Arbeiter mit

[redacted]

Dr. Giskra, trotz aller Mühe des Ministers um zu beschwichtigen und aufzuklären, nicht den erwünschten Erfolg hatte. Auch möchten wir der Regierung nebenbei den guten Rath ertheilen, sich die Tragweite solcher Competenz-Ueberschreitungen für künftige Zeiten gegenwärtig halten zu wollen.

Beim Wiener Gemeinderath mag es allenfalls noch hingehen, wenn er aus Uebermuth in seinen freien Stunden Allotria treibt und ein Bischen Reichsrath spielt. Denn wenn es der hohen Regierung zu arg wird, so hat sie vielleicht noch den Muth ihm auf die Finger zu klopfen, wie wir dieß vor mehreren Monaten bezüglich der Beschlüsse wegen Census-verminderung bei den Gemeinderathswahlen erlebt haben. Ganz anders aber gestaltet sich die Sache, wenn durch Monstre-Versammlungen der fraglichen Art der Zündstoff in die Massen geworfen wird; wenn viele Tausend roher Fäuste, entflammt und irregeleitet, sich einen Gegenstand der Zerstörung ausersehen, so hat dieser ungezähmten Kraft gegenüber jeder Ministerraths-Beschluß, der beim Gemeinderath seine Wirkung thun kann, die gesetzliche Kraft verloren und auch kleine Polizeimittel genügen dann nicht mehr, wie wir erst neulich beim Luftballon-Autodafé im Prater gesehen haben.

Oder sollte die Regierung absichtlich sich drängen lassen, um für künftige Gewaltakte die traurige Motivirung nach oben und die klägliche Entschuldigung nach außen bei der Hand zu haben, man müsse eben einem so energisch ausgesprochenen Volkswillen die gewünschten Concessionen machen? Abgesehen von der Verwerflichkeit einer solchen Tendenz müßte sie auch vom Standpunkte der Staatsklugheit auf's heftigste getadelt werden. Denn wo wäre dann die Garantie, daß derselbe Volkshaufe der heute von den Maschinisten hinter den Coulissen gegen das erzbischöfliche Palais und die päpstliche Nuntiatur gehetzt wird, nicht morgen seinen Weg zum Hause vor dem Schottenthor oder auf den Judenplatz oder auf den Ballplatz finden sollte? Oder glauben die Herren

[redacted]

welche am Ruder sind, daß im Ministerium Beust-Giskra bereits alles vereint sei, was jeder österreichische Staatsbürger an Freiheit und Völkerglück zu fordern berechtigt sei? Oder haben die Herren Machthaber welche vor zwanzig Jahren aktive Mitglieder der Studentenlegion und der Nationalgarde waren, ein so schwaches Gedächtniß, daß sie vergessen sollten, wie im Jahre 1848 auf Pillersdorf erst Dobblhof und auf Dobblhof die Anarchie folgte, daß die schönen Seelen welche sich in den Maitagen für Freiheit und Gleichheit begeisterten und von zarten Frauenhänden mit Cocarden geschmückt wurden, sich nach kurzer Lernzeit in der liberalen Schule als Raubhorden und Mordbrenner entpuppten, die in der Ermordung des Kriegsministers Grafen Latour eine Heldenthat erblickten?

Die Lehrmeister von dazumal scheinen sich in Wien auch schon wieder eingefunden zu haben. Bei der Herrenhaus-Debatte über das Concordat stürmische Demonstration für die Vorkämpfer der Freiheit und gegen die Römlinge, jedoch mit Mäßigung, damit gewisse Personen nicht kopfscheu gemacht würden; bei dem Erscheinen der kaiserlichen Sanktion der confessionellen Gesetze kalte Zurückhaltung, wodurch einestheils des Volkes Zorn über die verspätete Sanktionirung angedeutet, andererseits die Thatsache betont werden sollte, daß die Krone eben nur ihre Schuldigkeit gethan habe und eine Dankesbezeigung daher ganz überflüssig, wo nicht vom Uebel sei: das ist Alles schon wie am Schnürchen nach der Parole gegangen. Bei dem Luftballon-Skandal wurde nun, quasi experimentum in corpore vili, die Probe eines kleinen Excesses gemacht welche zum Entzücken gut ausfiel. Es wurden verschiedene Polizeiorgane geprügelt, ohne daß hiedurch für den süßen Pöbel Unannehmlichkeiten entstanden wären; es gab sogar noch volksfreundliche Journale, welche den Polizeiorganen die ganze Schuld in die Schuhe schoben. Wenn nun in Folge solcher Aufhetzungen in der Stadt oder auf dem Lande Excesse gegen kirchliche Personen oder Gegenstände

[redacted]

verübt werden sollten, so sind daran keineswegs die Angreifer schuldig sondern die Angegriffenen. Warum? weil ja schon überhaupt ihre Existenz provocirend ist! Wenn die Dinge so fortgehen, so wird die Regierung der Kirche gegenüber bald auf jenem Standpunkte stehen, auf welchen sich Talleyrand beim Beginne der Restauration den zahlreichen Bittstellern gegenüber gestellt hatte. Als einer derselben zur Unterstützung seiner Bitte die drängenden und überzeugenden Worte beifügte: il faut pourtant que je vive, erwiderte der Diplomat, der von seiner eigenen Lebensnothwendigkeit gewiß überzeugt war: je n'en vois pas la necessité.

Im Gegensatz zu diesem empörenden Treiben und giftigen Hetzen von liberaler Seite ist doch endlich zu bemerken, daß auch die Katholiken sich zu rühren beginnen, und es kommt dießmal der Anstoß aus einem Lande, welches bisher gerade nicht im Rufe von großem Glaubenseifer gestanden ist — aus Steyermark. Dort haben sich den neuesten Berichten zufolge mehrere katholische Männer an die Spitze gestellt und einen Aufruf an die Glaubensgenossen des Landes erlassen, ein öffentliches Glaubensbekenntniß abzulegen, in welchem sie feierlich erklären und bekennen, „daß in den Nachfolgern Petri, den römischen Päpsten, Petri oberste Gewalt über die ganze Kirche fortlebt, und daß sie in dem unverbrüchlichen Gehorsam gegen den Statthalter Christi bis an ihr Lebensende ausharren werden." Wir wollen uns der Hoffnung hingeben, daß nach diesem Beispiele sich auch in andern Provinzen glaubenstreue Männer finden werden um die Fahne des Glaubens zu ergreifen und hoch zu halten in den Zeiten der Stürme, die uns bevorstehen.

In der päpstlichen Allokution kommt ein Passus vor welcher dem Uneingeweihten, namentlich bei Ihnen in Deutschland, ganz unbedeutend, gleichsam nur als Formelsache erscheinen wird, aber leider große Wichtigkeit in seinen wenigen Worten birgt. Es ist jene wohlwollende Apostrophe an den ungarischen Episcopat, worin der heil. Vater die Hoffnung

[redacted]

ausspricht, daß die Bischöfe Ungarns in die Fußstapfen der österreichischen treten werden. Man würde sich eine arge Verläumdung zu Schulden kommen lassen, wenn man behaupten wollte, die ungarischen Bischöfe wären nicht von demselben katholischen Geiste beseelt wie die Kirchenhirten diesseits der Leitha. Im Gegentheil. Ich glaube schon in einem frühern Briefe angedeutet zu haben, daß seit 12 bis 15 Jahren die bischöflichen Stühle in Ungarn von ausgezeichneten, kirchlich gesinnten Männern besetzt seien. Allein es muß ein anderer Umstand in's Auge gefaßt werden, welcher nicht übersehen werden darf, wenn man ein gerechtes Urtheil über die Schwierigkeit der Stellung des ungarischen Klerus fällen will. Ich glaube als bekannt voraussetzen zu dürfen, daß die Deak=Partei, welche bis jetzt noch die regierende ist, sich als kirchenfeindlich offen herausgestellt hat und daß die Liberalen Ungarns der katholischen Kirche gegenüber dieselbe Stellung einnehmen, wie dieß bei uns das Ministerium und die Reichsraths=Linke thut. Nun besteht aber der große Unterschied zwischen diesseits und jenseits der Leitha darin, daß man bei uns ein geschworner Feind des Ministeriums Giskra=Beust und nebenbei oder vielleicht sogar eben deßwegen ein sehr guter österreichischer Patriot seyn kann; in Ungarn ist dieß aber nicht möglich. Sowie die Ungarn ihren Nationalstolz so weit treiben, daß sie behaupten einen eigenen Gott zu haben, so fordern sie auch von ihrem Klerus daß er zuerst ungarisch und dann erst katholisch sei. Ihnen, verehrter Freund, wird zwar nun scheinen, daß dieß nur ein Wortspiel und überhaupt sehr leicht zu vereinen sei, nachdem die Nationalität ja nichts mit der Kirche zu thun habe; in der Praxis stellt sich aber die Sache leider anders heraus. Von dem Moment an als das Ministerium Andrassy kirchenfeindliche Gesetze einbringt (und der Eötvös'sche Schulgesetz-Entwurf ist ein solches), ist die Stellung des Episcopats sowohl als auch einzelner Priester, welche durch das Vertrauen ihrer Mitbürger in den Reichsrath entsendet werden, eine

[redacted]

außerordentlich schwierige geworden. Stimmen sie treu ihrer katholischen Ueberzeugung gegen die Regierungs=Vorlagen und gegen die Partei Deak, so verlieren sie, wenn gewählt, das Vertrauen ihrer Committenten und die Prälaten machen sich eine nahezu unhaltbare Stellung im Lande. Ja, es kann sogar geschehen, daß sie durch ihre Opposition die Partei der Linken, welche auch wahrscheinlich gegen diese Vorlagen stimmen wird, aber nur deßhalb weil sie ihr zu wenig weitgehend sind, verstärken. Machen sie aber Chorus mit der Regierungs=Partei, so gerathen sie in eine falsche Stellung dem heiligen Stuhl gegenüber, schaffen ein trauriges Präjudiz für die fernere Entwicklung dieser kirchlichen Fragen und erschweren dem Episcopate in Westösterreich sein treues Festhalten an den Satzungen der Kirche in unberechenbarer Weise. Ja, selbst die Krone kann bei ihren Entschlüssen in leicht erklärliches Schwanken kommen, wenn sie wahrnimmt, daß diesseits der Leitha die Oberhirten unerschütterlich sind in ihrer katholischen Haltung und sich zu Concessionen welche dem Kirchengesetze widersprechen, aus politischen Gründen nicht herbeilassen, während jenseits der Leitha die politischen Faktoren auch von den Kirchenfürsten bei ihren Entschließungen in maßgebende Berechnung gezogen werden. Diese Erwägungen mögen den heil. Vater, der vom katholischen Leben in Ungarn sattsam unterrichtet und wahrscheinlich erst in jüngster Zeit durch die mündlichen Berichte des geistvollen Erzbischof Haynald über die wahre Sachlage aufgeklärt worden ist, geleitet haben, als er seinen väterlichen Wunsch den Cardinälen gegenüber aussprach, und wir leben der sichern Ueberzeugung, daß diese schlichten Worte lauten Widerhall finden werden, von der Höhe der Karpathen bis zu den Niederungen der Donau, Theiß und Save, von dem Leitha=Ufer bis zu den Grenzmarken der Wallachei. Daß die ungarischen Kirchenfürsten in ihrer Individualität sich nicht scheuen werden Farbe zu bekennen, beweist der kleine, von den liberalen Journalen wohlweislich verschwiegene Umstand, daß der Fürst=

[redacted]

primas bei einem Festdiner, welches Graf Andrassy dem rothen Prinzen, jenem geschworenen Feinde Roms, in Pesth gegeben, trotz der an ihn ergangenen officiellen Einladung durch seine Abwesenheit glänzte.

Die ungarische Presse der Deak-Partei hat die Anspielung des heil. Vaters nicht unbeachtet gelassen und dem ungarischen Episcopat gegenüber bereits Stellung genommen. Ihr Hauptorgan „Naplo“ hat sofort auf das Bestimmteste erklärt, daß das Concordat weder als Vertrag noch auch als Uebereinkommen, sondern höchstens als ein „mancherorts eingeschmuggelter Usus“ bestehe. Seine Bestimmungen könnten daher nicht für den ungarischen Episcopat, noch weniger für die Regierung maßgebend seyn, und die Gesetze über Ehe und Schule welche hierüber nächstens eingebracht würden, unterlägen schon im vorhinein „dem Anathema der Allokution.“ Der Naplo geht in seinem kategorischen Imperativ so weit, daß er die beißende Bemerkung beifügt: „Wir setzen vom ungarischen Klerus voraus, daß er diese Entwürfe nicht nur achten werde, sondern auch daß er mit Vergnügen dazu beitragen werde dieselben zum Gesetz zu erheben.“ In ähnlicher Weise schreibt der gleichgesinnte „Lloyd“ dem ungarischen Klerus vor daß er, wenn er bei der Durchführung dieser Gesetze allenfalls mit seinem Gewissen in Collision kommen sollte, vor Allem seine staatsbürgerliche Pflicht thun und sich unbedingt dem Gesetze unterwerfen müsse, gleichviel wie man in Rom darüber urtheilen möge.

Es freut uns aber andererseits auf die mannhafte Haltung des Organs der katholischen Partei in Ungarn „Pesti Hirnök“ hinweisen zu können, welcher sehr richtig die provocirende Bemerkung des „Naplo“, daß keine „fremde Macht“ den Klerus von der Befolgung der interconfessionellen Gesetze abhalten dürfe, damit beantwortet, daß der römische Papst für die ungarische katholische Kirche in Kirchenangelegenheiten keine fremde Macht sei und daß, allen parlamentarischen Abmachungen zum Trotze, jeder katholische Ungar sich als geist-

[redacted]

licher Unterthan des Oberhaupts der gemeinschaftlichen Mutterkirche betrachten und darnach handeln werde. Wenn hiernach Conflikte entstehen, so seien nicht jene daran Schuld welche der Regierung keinerlei Eingriffe in ihre Gewissensfreiheit erlauben wollen, sondern jene welche mit schonungsloser Verletzung des katholischen Gefühls solche Gesetze erlassen, die dem katholischen Bewußtseyn zu nahe treten.

Sie sehen, der Kampfplatz erweitert sich immer mehr und das gemeinschaftliche Vorgehen der kirchenfeindlichen Parteien diesseits und jenseits der Leitha läßt wohl mit Recht auf einen combinirten Schlachtenplan schließen. Zu diesen ernsten Kämpfen gesellt sich noch das komödienhafte Treiben der ultraczechischen Partei, welche in Huß ihren National-Heiligen feiert. Es gehört zu jenen geradezu unbegreiflichen Erscheinungen und Zwitterauswüchsen unserer Zeit, daß Katholiken in hellem Haufen unter dem Schatten hussitischer Fahnen mit dem Kelche im Bilde Süddeutschland durchziehen, um an der Stelle wo Huß, von der weltlichen Behörde zum Tode verurtheilt, sein revolutionäres Leben endete, den Manen dieses von Kirche und Staat in gleicher Weise verurtheilten Mannes ein Todtenopfer zu bringen. Bisher war es eines der Lieblingsmanöver der liberalen Presse, den Klerus in Böhmen und Mähren für die Umtriebe der ultraczechischen Partei verantwortlich zu machen, von der Behauptung ausgehend daß die klerikale Partei mit Hülfe der Nationalen hoffe das ihr von den Deutschliberalen abgerungene Terrain wieder zu erobern. Nach den neuesten Vorgängen wird hoffentlich wenigstens dieser Vorwurf nicht mehr wiederholt werden; denn beim besten Willen wird man die Verläumdung doch nicht so weit treiben zu behaupten, die katholische Kirche und ihre Diener seien im hochverrätherischen Bündnisse begriffen mit den Anhängern von Huß und Wicleff.

Während in Böhmen unter dem Deckmantel der Nationalität kirchenfeindliche Erinnerungen aus alter Zeit auf-

[redacted]

gefrischt und propagandistisch verbreitet werden, arbeitet bei uns Herr Ronge dessen heiliger Eifer durch die zahllosen Fiasco's noch immer nicht abgekühlt ist, unermüdlich fort, um das Licht seiner Aufklärung leuchten zu lassen. Er hat jetzt seine Bekehrungsversuche auch den Nachbarprovinzen angekündigt. Mittlerweile ward, sit venia verbo, sein Vorläufer in Gestalt eines gewissen Markwort vorausgesendet, der ihm das Terrain vorbereiten soll. Seines Zeichens ist dieser ein Commis voyageur in Glaubenssachen der neuen Kirche. Die eigentliche Waare führt er aber nicht bei sich, sondern nur eine Musterkarte; er führt sich bei dem leichtgläubigen Publikum als einen Mann der Wissenschaft ein welcher, natürlich gegen gute Bezahlung, „culturhistorische" Vorlesungen hält. In denselben wird der aufgeklärt seyn wollenden Bevölkerung der kleinen Landstädte das neue Evangelium gepredigt, welches in dem Glauben besteht, daß die katholische Kirche von jeher die geschworne Feindin der Wissenschaft und die principielle Gegnerin der Freiheit und jeder Staatsgewalt gewesen sei. Mit diesen Kenntnissen bereichert geht dann der ruhige Spießbürger nach Hause, und ist stolz darauf sich nun auf der Basis seiner geschichtlichen Einsicht ein gesundes und aufgeklärtes Urtheil über die Tagesfragen bilden zu können, worin er auch von den großen Journalen der Residenz auf das Kräftigste unterstützt wird. Manchmal passirt aber diesem unheiligen Johannes doch auch etwas Menschliches, nämlich daß er wegen der Verstocktheit der Gemüther weder Zuhörer noch Kanzel bekommt. In Gleisdorf und St. Rupprecht, zwei Märkten in Steyermark, konnte der Wunderapostel nicht einmal ein Wirthshaus finden, wo er neben Wein und Bier seine Weisheit hätte an den Mann bringen können.

Bei diesem Anlasse möchten wir uns denn doch eine bescheidene Anfrage an die Regierung und ihre Organe erlauben. Unseres Wissens ist das Colportiren von Zeitungen und Traktätlein auch in der neuen Aera verboten, ebenso

[redacted]

sind auch Theatervorstellungen an bestimmte Concessionen gebunden. Nun erscheint aber Jemand, der diese beiden so beliebten Mittel der Volksaufklärung in seiner Person vereint und dessen ganzes unverdecktes Streben dahin geht eine kirchenfeindliche Stimmung zu erzeugen, und zwar zu einer Zeit wo sich bereits allerorts Symptome der Gährung zeigen; und siehe da! er zieht unangefochten durch Stadt und Land und treibt seinen Unfug so lange, bis ihm an einzelnen Orten vom gesunden Sinn der Bevölkerung ein Ziel gesetzt wird. Die Regierung aber welche diesem tollen Treiben mit offenen Augen zusieht, hat dann noch den Muth, um nicht mehr zu sagen, Priester wegen mißliebiger Kanzelvorträge in Untersuchung und Strafe zu ziehen!

Es ist uns eben das richtige Maß und der Sinn des Rechtes abhanden gekommen. Ich bin in der traurigen Lage Ihnen einen neuerlichen Beweis für die Wahrheit meiner Behauptung mittheilen zu können. Was sagen Sie zu folgendem Passus des Hauptorgans unserer herrschenden Partei, der „Neuen freien Presse“: „Die Deutschen in Böhmen sollten endlich ihre unzweckmäßige Sanftmuth aufgeben. Es verschaffte ihnen viel mehr Respekt und viel mehr Ruhe, wenn sie bei den Krawallen und Exzessen, wie sie in letzter Zeit einander folgten, kurzweg dreinschlagen würden, statt die Hülfe der Polizei in Anspruch zu nehmen, die doch erst eintreffen kann, wenn man sie nicht mehr braucht. Auch wenn man den deutschen Geist in Böhmen insultiren will, müssen die Deutschen sich selbst wehren. Ihr Hort ruht nicht in Wien sondern in ihnen selbst.“ Es wird also den Deutschen in Böhmen von dem Leibjournal des Ministeriums der eben so einfache als kategorische Rath gegeben, ohne Rücksicht auf Polizei und Strafgesetz sich durch ihre Fäuste und andere Handwerkszeuge Respekt und Ruhe zu verschaffen. Wir haben seit einer Reihe von Jahren schon viel Unsinn und Willkür erlebt, allein dieser Rath eines Journals, welches alle Aufklärung für sich und seine Partei in Anspruch

[redacted]

nimmt und für den Gegner nur den Vorwurf der Verdummung und des Hochverrathes hat, ist das Ungeheuerlichste was man in diesem Fache leisten kann.

Man sollte glauben, daß solche Offenherzigkeit doch auch der Regierung zu viel seyn müsse und der Staatsanwalt einen kleinen Anhaltspunkt gefunden habe, um eine bescheidene Anklage wegen Aufwiegelung bei Gericht anzubringen. Allein bis jetzt erfolgte keine amtliche Desavouirung und kein gerichtliches Einschreiten. Wir müssen also darauf gefaßt seyn in nächster Zeit von sehr anständigen, geradezu officiösen Prügeleien zwischen Deutschen und Böhmen zu hören, und wenn dann in Folge dieser neuartigen politischen Faustdiscussion auf jeder Seite Einige auf dem Kampfplatz bleiben, so sind die Deutschen wenigstens auf dem Felde der Ehre geblieben, als glänzendste Illustration unserer politischen und Rechtszustände.

XIV.

Zeitläufe.

Streiflichter auf die sociale Bewegung der letzten Monate.

I. Die äußersten Parteien.

Beim Zollparlament hatten die süddeutschen Mitglieder zum erstenmal Gelegenheit unter Andern auch erwählte Vertreter der socialen Demokratie von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Diesseits des Mains existirt nämlich die Bewegung des „vierten Standes“ bis zur Stunde nur in einigen Ausläufern, z. B. in Augsburg, während beispielsweise der Verein von Nürnberg und Umgegend noch immer nach der Regel

[redacted]

der Schulze'schen Bourgeoisie-Politik webt und lebt. Namentlich hat sich, meines Wissens, bis jetzt nirgends in Süddeutschland ein Führer oder Sprecher der socialen Demokratie aus den gebildeten Ständen aufgeworfen.

In Preußen hingegen kann man in der That sagen, daß die sociale Frage bereits alle politischen Fragen in den Hintergrund zu drängen drohe. „Rathlos" — so berichtete kurz vor dem Zusammentritt des Zollparlaments ein ächter Bourgeoisie-Jude aus Berlin an ein verwandtes Blatt in Wien — „rathlos stehen die europäischen Regierungen vor der immer wachsenden Arbeiter-Bewegung. Das rothe Gespenst das man gezähmt und der napoleonischen Regierungs-Menagerie einverleibt glaubte, erhebt überall sein Haupt. Mit den Conflikten in Genf, den Auftritten im Hennegau wie in einigen französischen Regierungs-Distrikten wird die Unruhe schwerlich ihren Culminationspunkt erreicht haben. Hier wenigstens herrscht in Regierungskreisen die feste Ueberzeugung von dem fortdauernden Anwachsen der Bewegung und in der Furcht vor letzterer beruht zumeist die Unthätigkeit unserer auswärtigen Politik" *).

Wir müssen es nun freilich dahingestellt seyn lassen, ob die Dinge buchstäblich schon so weit gediehen und für die preußische Politik bereits maßgebend geworden sind. Aber zweierlei haben wir mit eigenen Augen gesehen. Preußen ist eine große Industrie- und Handelsmacht, die vielleicht in diesem Augenblicke schon mit Frankreich um die Palme auf dem Continent ringt. In den Straßen der Hauptstadt selbst wird man von dieser Wahrnehmung fast erdrückt. Die Kasernen sind zahlreich und groß wie davon ganz Europa spricht; aber sie verschwinden nahezu hinter den Fabriken, und man kann im Zweifel seyn, ob es mehr lohne die Paläste in der Stadt oder die ungeheuern Etablissements vor den Thoren Berlins

*) Neue Freie Presse vom 10. April 1868.

[redacted]

zu beaugenscheinigen. Zu solcher industriellen Mächtigk[...] sich der Staat in verhältnißmäßig kurzen Jahren em[...] schwungen, und nun leidet er wie die Kinder am s[...] Wachsfieber. Jede Störung und unsanfte Berührung [...] auf zahlreiche höchst empfindlichen Stellen. Der allarm[...] Nothstand in Ostpreußen war nur ein besonders akute[...] während unter dem Druck der politischen Unsicherhe[...] tiefes sociales Weh den ganzen Körper durchdringt, der [...] hin an dem Uebel des Pauperismus nicht weniger als [...] land zu leiden scheint.

Unter diesen Umständen ist es erklärlich, wenn di[...] gane der öffentlichen Meinung mehr und mehr vom [...] politischen Boden auf den socialen hinübergleiten, so da[...] bereits sagen kann, nirgends in der Welt werde die [...] Frage nun offener und allseitiger behandelt als in B[...] Es hat hart gehalten, bis das dicke Eis des fortschritt[...] Dünkels und der liberalen Scheu vor dem gefährlichen [...] brach, aber die Noth hat es doch gebrochen. „Legen [...] nicht die Hand an's Werk, so dürfen wir uns nicht [...] dern, wenn ein neuer Spartakus es versucht oder die T[...] Münzer aus der Erde wachsen." Das waren Worte de[...] servativen Organs und dieselben mußte endlich auch di[...] tigste Feindin der socialen Bewegung, die „Volkszeit[...] unterschreiben. Dieses ächt jüdische Bourgeoisie-Blatt [...] sich am heftigsten gegen die Einführung der Arbeiter-[...] in die Politik gewehrt; am 26. März d. Js. aber [...] das Organ für Jedermann plötzlich eine eigene R[...] „Sociale und Arbeiter-Zeitung" in seinen Spalten ein. [...] Eis war gebrochen!

Einleitend hiezu bemerkte das Blatt: „Immer [...] gehen die Wogen der socialen Bewegung, immer mäc[...] ergreifen sie die Männer der Arbeit, deren wirthschaf[...] geistliche und rechtliche Emancipation ihr unverrückbares [...] bildet. Nur auf dem Fundamente einer gebildeten, [...] habenden, selbstständigen Arbeiterclasse kann die Freihe[...]

[redacted]

Innern, der Friede nach außen dauernd thronen. Kein wahrer politischer Fortschritt ohne sociale Befriedigung! Schon deßhalb freuen wir uns der gewaltigen Arbeiterbewegung welche in dieser lahmen, blasirten Zeit das alte Europa mit ihrem Zukunftshauche belebt und hier in Berlin, das immer mehr zur Hauptstadt Deutschlands reift, einen ihrer wichtigsten Mittelpunkte findet."

In der That dürfte man in Berlin bald ebenso viele socialen Parteien zählen wie man bis jetzt politische zählt, und bald vielleicht muß man sogar diese hinter jenen benennen. Die Organe dazu sind eigentlich schon vorhanden, und der lärmende Sturm den die gemeinderäthliche Bourgeoisie neuerlich gegen die protestantische Orthodoxie in Scene gesetzt hat, dürfte die Entwicklung der socialen Discussion schwerlich ableiten und unterbrechen. Derlei Manöver mit der leicht zu durchschauenden Absicht verfangen zur Zeit noch in Wien, wo Alles noch in dem Traumleben des vulgären Liberalismus schwimmt; aber sie verfangen nicht mehr bei dem Ernst und der kritischen Schärfe des Volks in der preußischen Hauptstadt, wo man die politischen Kinderschuhe längst ausgetreten und die furchtbare Größe der heutigen Zeitwende ahnen gelernt hat. Wir werden im Verlauf die verschiedenen Organe der socialen Discussion in Berlin berühren, zuerst aber beschäftigen wir uns wie billig mit ihrer lebendigen Vertretung im Reichstag.

Damit meinen wir natürlich nicht Herrn Schulze-Delitzsch und die national-liberalen Bourgeois, welche sich durch die Erfindung dieses gutmüthigen „Königs im socialen Reiche" eigentlich nur die sociale Frage vom Leibe zu halten gedachten. Sondern wir meinen die fünf oder sechs Vertreter des Lassalleanismus welche im Reichstag und respektive im Zollparlament sitzen. Es war in der That ein großer Triumph für die Partei, daß die noch so junge Arbeiterfrage schon eine so stattliche Zahl von Wahlsiegen erfechten konnte, welche natürlich durch die Stimmen der Arbeiter allein erfochten werden

[redacted]

mußten. Schwerlich hat Graf Bismarck diesen Erfolg durch die Einführung der allgemeinen und direkten Wahlen erreichen wollen; aber er hat ihn jedenfalls erreicht. Ohne dieß hätte der norddeutsche Reichstag lange warten können auf Ein social-demokratisches Mitglied, geschweige denn auf ihrer Sechse. Die Herren von der Socialdemokratie ergreifen oft das Wort, verhältnißmäßig viel öfter als jede andere Partei in der Versammlung; und so oft sie auf der Tribune erscheinen, sieht man ganz deutlich nicht nur von den conservativen, sondern auch von den national-liberalen Bänken vorwurfsvolle Blicke auf das allgemeine und direkte Wahlrecht hinblitzen als auf die Ursache des Skandals.

Nur zwei von den sechs meist jüngeren Männern sind in Preußen gewählt, die andern sind Sachsen und alle zusammen sind wieder mannigfach unter sich veruneinigt. Die Sachsen und die Preußen vor Allem schon durch die deutsche Frage. Die sächsischen Socialdemokraten — wir haben ihre Namen früher genannt — sind entschiedene Partikularisten und die bittersten Feinde der preußischen Politik. Ihr Verein ist schon deßhalb von dem „Allgemeinen deutschen Arbeiter-Verein" gänzlich getrennt, der an die Spitze seines Programms den Satz gestellt hat*): „Gänzliche Beseitigung jeder Föderation; Vereinigung aller deutschen Stämme zu einer innerlich und organisch durchaus verschmolzenen Staatseinheit, durch welche allein das deutsche Volk einer glorreichen Zukunft fähig werden kann: durch Einheit zur Freiheit." Im Sinne dieses Programms hat der Präsident des Vereins, Dr. von Schweizer, in einer Wahlrede zu Düsseldorf mit dürren Worten gesagt: „Ein deutsches Paris müssen wir haben, wenn wir entscheidenden Einfluß haben wollen" **).

Bei einer solchen Politik müßten die social-demokratischen

*) Auf der General-Versammlung zu Erfurt am 27. Dez. 1866.

**) Berliner Socialdemokrat vom 3. Februar 1867.

[redacted]

Sachsen dem Herrn von Schweizer auch dann feindlich gegenüber stehen, wenn auch nicht überdieß noch allerlei persönliche Einwendungen gegen ihn vorlägen. Er wird auch geradezu als bestochenes Werkzeug des Grafen Bismark der die Druckkosten des Blattes „Socialdemokrat“ zahle, hingestellt. Als er durch seinen Mitredakteur, Herrn von Hofstetten, in diesem Frühjahr für den Arbeiter-Verein in Wien ein neues socialdemokratisches Blatt in der österreichischen Hauptstadt gründen wollte, trat ein Herr Reusche in öffentlicher Versammlung mit der Anklage auf, daß „es sich in dem Berliner Blatte um die elendeste Schleppträgerei des Bismarkismus handle“, und um die Ehre der Partei zu retten, hätten sowohl er als Rüstow, Herwegh und Marx sich von Schweizer und Hofstetten losgesagt *). Die sächsischen Socialdemokraten unterhalten daher eine eigene Zeitschrift welche, von Liebknecht redigirt, unter dem Titel „Demokratisches Wochenblatt, Organ der deutschen Volkspartei“, zu Leipzig erscheint und, wie aus ihren mehrfach interessanten Correspondenzen zu schließen, von den genannten ehemaligen Flüchtlingen fleißig unterstützt wird.

Bei diesen inneren Zerwürfnissen welche in Begleitung von manchem Skandal die neue Partei des vierten Standes seit dem Tode Lassalle's verfolgten, hat man in Bourgeoisie-Kreisen noch vor Kurzem die ganze Bewegung geringschätzen zu dürfen geglaubt und ihr ein nahes Ende vorausgesagt. Anstatt dessen dehnt sie ihre concentrischen Ringe gerade jetzt überraschend schnell aus. Was noch vor ein paar Jahren für ganz unmöglich gehalten wurde, das ist bereits als vollendete Thatsache zu signalisiren: der Kern der bürgerlichen Demokratie nämlich oder, wenn man lieber will, der radikalen Bourgeoisie hat ein socialistisches Programm aufgestellt und die Discussion über den für das deutsche Parteiwesen

*) Neue Freie Presse vom 17. Februar 1868.

[redacted]

überhaupt entscheidenden Schritt ist auf der ganzen Lini vollen Gang.

Wie ist diese Wendung so plötzlich gekommen? Noch vor zwei Jahren hat ein fortschrittlich demokratisches Ha organ den Arbeitermassen eindringlich vorgestellt: wie fichtslos der politische Kampf seyn müßte ohne den „ tritt der Fabrikbesitzer und der damit verwachsenen Kre wie aber diese Kreise zweifellos den Freiheitskampf einst würden, wenn die Arbeitermassen so fortfahren zu mü meinten, „eine Sonderstellung einzunehmen und rechts der Regierung und den Junkern zu liebäugeln, links un hehlt nach einer socialen Revolution zu schielen" *). Arbeitermassen haben alle Warnungen trotzig in den W geschlagen, und nun fängt aufeinmal der eigentliche Sa teig, das Salz der großen Bourgeoisie-Partei selber an n der socialen Revolution zu schielen, und die natürliche Spr des proletarischen Arbeitervolkes erklingt aus den Reihen bürgerlichen Demokratie. Man muß sich ernstlich fra wie kommt das? Ich glaube das Organ der Lassalleane Berlin hat den Nagel auf den Kopf getroffen mit folge Erklärung: „Die Zeit der Bourgeoisie ist um; keine w geschichtliche Bewegung mehr wird von ihr ausgehen. tiefinnerste Grund warum in ganz Europa die Regierun in diesem Augenblicke mächtiger sind, als sie vor einem M schenalter waren, so daß sie sogar wieder Kriege miteina führen, was sie sich vor einem Menschenalter aus Angst der europäischen Revolution nicht unterstanden hätten — tiefinnerste Grund hievon ist: daß die politische Revolu todt, die sociale noch nicht reif ist" **).

Allerdings verhält sich die Sache so. Der liberale „F heitskampf", die politische Opposition zieht nicht mehr;

*) Wochenblatt des Nationalvereins vom 1. März 1866.

**) Berliner Socialdemokrat vom 5. Juli 1868.

enttäuschte Volk genießt vielfach die bittern Früchte davon und die Gewaltspolitik des Grafen Bismark hat die banalen Freiheitsschreier, denen nichts auf Erden heilig ist als der unantastbare Geldsack, vollends entwürdigt. Das Geschäft geht schlechterdings nicht mehr auf dem alten Wege: wer sich davon überzeugen will, der braucht nur die Geschichte und Physiognomie des norddeutschen Reichstags, beziehungsweise des Zollparlaments genauer zu studiren. Es bedarf des neuen Weges und Zieles um wieder vom Fleck zu kommen, und beides bietet sich im socialen Element und nur im socialen Element, das man ohnehin nur mit der Kraft der Verzweiflung bis dahin von sich abgewehrt hatte und auf die Länge doch nicht mehr zurückstauen kann.

Das hat Hr. Johann Jacoby in Königsberg zuerst eingesehen und offen zugestanden. Von Profession ein jüdischer Arzt und schon eine der hervorragendsten Größen von 1848, ist Hr. Jacoby seitdem in radikaler Vorurtheilslosigkeit nur durch den jüdischen Literaten Lassalle verdunkelt worden. Jetzt scheint er das Versäumte nachholen zu wollen. Die preußische Hauptstadt trifft ihre Wahlen bekanntlich nur aus den Reihen der äußersten Opposition, zum schlagenden Beweis daß Berlin sich viel weniger als Königsstadt und viel mehr als große Industriestadt fühlt. Auch Hr. Jacoby sitzt für einen Berliner Wahlbezirk in der preußischen Kammer; für den Reichstag aber wollte er sich überhaupt nicht wählen lassen aus Haß gegen die neuen Schöpfungen des Fridericianismus. Um seine Politik täglich zu vertreten hat er in Berlin ein eigenes Organ gegründet, die „Zukunft“. Man muß ihm und seiner Zeitung die Ehre lassen, daß sie zu den wenigen Celebritäten in Preußen gehören, welche von den Ereignissen des Jahres 1866 nicht entfärbt und umgefärbt worden sind. Graf Bismark hat keinen unversöhnlicheren Feind als Herrn Jacoby; dennoch schließt der philosophische Politiker von Königsberg sein neuestes Programm mit den Worten: „Bismarks Politik hat den Demokraten in die Hände

[redacted]

gearbeitet; an uns ist es, die Gunst des Augenblicks zu nutzen." Das heißt: hätte nicht Graf Bismark den Liberalismus und die Fortschrittspolitik in Preußen todtgeschlagen, so wäre nicht die Wiederauferstehung der bürgerlichen Demokratie im Socialismus erfolgt. Und das ist allerdings der unläugbare Zusammenhang der Dinge.

Schon in einer Ansprache an seine Wähler vom 30. Januar d. Js. hatte Hr. Jacoby geäußert: „die demokratische Partei muß aufhören eine bloß politische Partei zu seyn, sie muß die Umgestaltung der socialen Mißverhältnisse, die Hebung der arbeitenden und nothleidenden Mitbürger sich zur Aufgabe machen." Freilich hätten sich diese Sätze auch noch mit der Socialpolitik des Herrn Schulze vereinigen lassen; unter den gleichen Titeln hat ja seinerzeit auch der napoleonische Cäsarismus sich der Welt vorgestellt. Es waren dieß eben noch ganz unbestimmte Vorschwebungen. Als aber Hr. Jacoby bald darauf von dem demokratischen Verein in Hamburg um Rath angegangen wurde, wie die „demokratische Partei in Deutschland" am besten organisirt werden könnte, da wurde in seiner Antwort vom 24. Mai die Sprache schon viel deutlicher, und er schlug nun Programm-Sätze vor welche jedenfalls die entschiedenste Verwerfung der gesammten Lehre des liberalen Oekonomismus enthalten. Das ist unter allen Umständen der baare Gewinn und es ist kein Wunder, wenn darüber der ganzen Manchester-Schule die Haare zu Berge stehen!

Dem Herrn Jacoby will schon der Name „demokratisch" nicht mehr gefallen und taugen, da dieser Titel erfahrungsmäßig keinen Schutz biete gegen den Zutritt unsicherer und schwankender Elemente. „Volkspartei" soll es heißen. Wer aber zur Volkspartei künftig zählen will, der hat nach Hrn. Jacoby mit ganzer Kraft einzustehen für eine „Umgestaltung der bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Zustände im Sinne der Freiheit, gegründet auf Gleichheit alles dessen was Menschengesicht trägt." Nichteinmal vom gesetzlich constitu-

[redacted]

tionellen Wege ist hier mehr die Rede, noch weniger von dem angeblichen Naturgesetz des Angebots und der Nachfrage bei der neuen Definition der bürgerlichen Freiheit.

Im Gegentheile wirft Hr. Jacoby mit der verhaßten preußischen Hegemonie den ganzen modernen und ökonomischen Liberalismus über Bord. Zunächst taugt ihm auch das gegenwärtige Repräsentativ-System nicht mehr; sehr richtig bemerkt er, daß das Volk unter der Vormundschaft seiner Abgeordneten denen es keine bindenden Aufträge ertheilen dürfe, nicht minder unfrei sei als unter dem absoluten Regiment eines Einzelvormundes. Als die logische Consequenz des allgemeinen direkten Wahlrechts stellt er die allgemeine direkte Theilnahme des Volks an der Gesetzgebung hin, so daß also, nach dem Muster der Schweiz, alle Kammerbeschlüsse erst noch der Abstimmung des ganzen Volkes unterworfen werden müßten. Sein zweiter Programm-Satz sammt der Erläuterung lautet aber dann wie folgt:

„Auf dem socialen Gebiete ist die Theilnahme Aller an dem allgemeinen Wohlstande, die annähernd gleichmäßige Vertheilung der materiellen Güter zu erstreben. Dieß aber ist nur möglich bei gerechter Vertheilung des Produktionsertrags zwischen Capital und Arbeit. Die Arbeiter-Bewegung — der weitaus wichtigste Charakterzug unserer Zeit — ist keine bloße Magenfrage, sie ist eine Frage der Cultur und der Humanität. Es handelt sich darum einerseits dem Machtmißbrauche des Großcapitals und des Großgrundbesitzes, der gewinnsüchtigen Ausbeutung der Arbeitskraft des Besitzlosen Schranken zu setzen, andererseits dem Arbeiter statt des kärglichen, zum Leben kaum ausreichenden Arbeitslohnes — den ihm gebührenden Antheil an dem Produktionsertrage, die volle Arbeitsrente, d. i. die Möglichkeit eines menschenwürdigen Daseyns zu sichern."

Was sagt nun die Arbeiter-Partei zu den Anträgen des neuen Alliirten? Sie lächelt zunächst über die „Halbheit" des Programm-Machers von Königsberg und redet nicht unbeut-

[redacted]

lich von socialer Pfuscherei. Sie will nichts wissen einer „Vertheilung des Produktionsertrags zwischen C und Arbeit.“ Mit diesem Ertrag, sagt sie, habe das C überhaupt nichts zu schaffen, da er ganz das Werk der sei und ihr also allein gehöre. Damit aber dieß eintrete, b es einer radikalen Umgestaltung der Gesellschaft, der Aufh des Gegensatzes von Capital und Arbeit, oder des Ve nisses wornach die lebendige Arbeitskraft im Dienste des Arbeitsmittels steht. Sollte es sich aber in dem Prog etwa gar nur um das System der sogenannten „Theil schaft“ (Partnership“) handeln, dann sei das ganze gramm viel Lärm um nichts. „Dieses System ist ein Bourgeois-Manöver. Es gibt in der heutigen Gesel kein Mittel den Arbeitslohn höher steigen zu mache durchschnittlich den nothwendigen Lebensmitteln entsp gibt man dem Arbeiter etwas unter der Form von Divi so wird sehr bald um ebenso viel der Lohn verringert den. Die freie Concurrenz wirkt mächtiger als alle hu Kunstmittelchen“ *).

Insoferne kann also keine Rede davon seyn, daß „Volkspartei und Arbeitervereine Hand in Hand mitein gehen müssen“, wie Herr Jacoby meint. Das Orga Lassalleaner wenigstens erklärt den vorliegenden Versu radikalen Bourgeoisie unter Jacoby, die Arbeiter in's Sc tau zu bekommen, für ebenso mißlungen, wie er seine der fortschrittlichen Bourgeoisie unter Schulze-Delitzsch lungen sei. Allerdings müsse aber die Arbeiter-Part guten Dienste der radikalen Partei des Bürgerthums b benützen. Herr Jacoby sei hierin soweit gegangen a Bourgeois nur immer gehen könne, und der „Social-D krat“ freut sich schon auf die heillose Verwirrung

---

*) Berliner Social-Demokrat vom 29. Mai und 5. Juli 1868

[redacted]

durch das Auftreten Jacoby's in den Kreisen der bürgerlichen Demokratie angerichtet werden müsse.

Im Reichstag ist die letztgenannte Richtung eigentlich nur durch die 30 Mitglieder der „deutschen Fortschrittspartei" vertreten, und es muß sich nun vor Allem zeigen, welche Wirkung die von Jacoby geschleuderte Bombe innerhalb seiner eigenen Fraktion ausüben wird. Die meisten Kenner des norddeutschen Parteiwesens werden ihr die gänzliche Sprengung ihres ohnehin losen Zusammenhangs prognosticiren. Daß die sociale Frage die eigentliche Verlegenheit dieser Fraktion ist, hat sich in der That schon in dem einzigen Falle gezeigt, wo ein social-demokratischer Antrag zur reichstäglichen Debatte kam. Die Fraktion stimmte mit Ja, aber nur aus Gründen der systematischen Opposition. Dr. Reincke nämlich, ein Berliner Arzt und ursprünglich Lassalleaner, hatte beantragt, der Reichstag solle ermächtigt werden Commissionen zur Untersuchung der Lage der arbeitenden Classen zu ernennen. Hr. Reincke konnte sich für seine Idee auf eine große Autorität berufen, nämlich auf den Referenten Dr. Engel selbst, den bekannten Direktor des statistischen Bureaus, welcher in einem Aufsatz des Berliner Gemeinde-Kalenders mit dürren Worten erklärt hatte, daß „das herrschende Groß-Industriesystem allerdings ein Verbrauch von Menschen zu Gunsten des Capitals sei, die Abschwächung der Lebenskräfte und den sittlichen Verfall der Generation herbeiführe, wenn nicht bei Zeiten gesteuert würde" *).

Nichtsdestoweniger ward aber der Antrag so bagatellmäßig behandelt, daß Hr. Reincke sofort aus dem Reichstage austrat. Ferner hatte der Präsident des Arbeiter-Vereins selbst einen Gesetzentwurf von 47 §§. zum Schutze der Arbeit gegen das Capital ausgearbeitet, in welchem er nicht etwa eigene Einfälle sondern alle die Bestimmungen aufgenommen

*) Leipziger Demokratisches Wochenblatt vom 13. Juni 1868.

[redacted]

hatte, die von der Gesetzgebung Englands seit 30 Jahre
Kampf gegen die Capitalisten-Classe zu Gunsten der Ar
ergangen waren. Er fand aber nicht einmal die zur
bringung des Antrags nöthige Zahl der Unterschrifte
gerade die demokratische Fraktion hatte dieselben versag
wird sich nun fragen, wie lange die absolut abwehrend
tung des Reichstags in dieser Weise noch möglich ist,
dem Jacoby den großen Schritt gewagt und mit dem
stem des liberalen Oekonomismus gebrochen hat.

Denn um es nocheinmal zu sagen: dieß ist die e
liche Bedeutung des Vorgangs mit Jacoby, daß ihre i
sten Anhänger sich nun selber gegen die Hauptlehre de
dernen Liberalismus wenden. Von diesem Standpunk
hat man dem gedachten Gesetzentwurf des Dr. Schweiz
Recht vorgeworfen, daß er „reaktionäre mittelalterlich
stimmungen" enthalte, und derselbe Vorwurf trifft au
gleichen Grunde auch das Jacoby'sche Programm. M
alterlich-reaktionär ist nämlich vor dem Forum der lib
Oekonomie Alles, was auf den heutzutage freilich furch
und weittragenden Gedanken einer „Organisation der A
hinausläuft.

Bereits hat sich in einer Versammlung des „demokra
Vereins" zu Frankfurt a. M. gezeigt, wie an dies
fährlichen Punkte die Geister sich scheiden. Eine Mi
trat dort ohne weiters den Sätzen Jacoby's bei. Auch
mußten selbst die eingerostetsten Bourgeoisie-Politik
kennen, daß man hier vor der „brennendsten und sch
sten aller Cardinalfragen der Gegenwart" stehe. Hr. S
mann, hochliberalen Andenkens, gestand in der Angst
Herzens sogar zu, daß „die von der Manchester-Schul
gestellte allbekannte Formel des Laissez aller in der
allerdings Bankerott gemacht habe." Die Staatshü
daher im Princip keineswegs verwerflich; sie könne un
sich zu Gunsten der Arbeitenden bethätigen im Steuer
im Unterrichtswesen, in der Aufhebung der Monopole;

[redacted]

eine „Ertrags-Ueberschuß“-Dividende wollte er den Arbeitern zugestehen, wobei er freilich so wenig als Jacoby andeutete, wie denn solche Dividenden beschafft und ausgerechnet werden sollten. Kurz, Herr Sonnemann der vor ein paar Jahren noch vor seinen eigenen Vorschlägen aus der Haut gefahren wäre, war nun zum Menschenmöglichsten bereit; nur solle man doch nicht mit Lassalle von einer Ersetzung des Arbeitslohns durch die Arbeitsrente reden. Mit andern Worten: das unfehlbare Dogma des liberalen Oekonomismus — das sollen sie lassen stahn!

Zum untrüglichen Zeichen daß etwas Ernsthaftes los ist, sind auch die Schleswig-Holsteiner wieder da. Am 21. Juni hatte zu Neumünster eine Versammlung angesehener Demokraten stattgefunden. Ganz im Sinne Jacoby's sprachen die beiden Führer, der bekannte Herr von Neergard und Graf Baudissin, ihre Ueberzeugung aus, daß jede Partei welche die sociale Frage nicht berücksichtige, heutzutage eine gehaltlose und in der Luft schwebende sei. Namentlich setzte Hr. von Neergard das „eherne Gesetz“ auseinander, erklärte sich für das System der Produktiv-Associationen und wies auf die unbedeutende Stadt Rendsburg hin die jährlich 15,000 Thlr. Armengeld aufzubringen habe, welche Summe offenbar zweckmäßiger verwendet werden könnte. Mit dem Resultat der hitzigen Debatte war der social-demokratische Schulmeister Levien sehr wohl zufrieden; zwar erhielt die Lassalleanische Fassung des Neergard'schen Programms nicht die absolute Mehrheit; aber es kam doch mit großer Mehrheit der Satz in's Programm: daß man für die Lösung der socialen Frage im Sinne der Arbeiter thätig seyn wolle*). Und damit ist allerdings genug gesagt.

Noch im Beginne des Frühjahrs hat der obenerwähnte Berliner Correspondent des regierenden Judenblattes in Wien

*) Berliner Social-Demokrat vom 3. Juli 1868.

[redacted]

den rührendsten Jammer darüber aufgeschlagen, wi
norddeutschen Arbeiter „im Suchen nach Hülfe auf El
tane hörten die sich ein paar Duzendmal verkauft haben
der Auswurf der 1848ger Demagogie der die März-Bew
verhunzt hat, jetzt zum Abgott von Tausenden gew
sei"*). So sprach man liberalerseits damals noch vo
Leuten um deren Allianz jetzt die Spitzen und Zierde
bürgerlichen Demokratie systemmäßig buhlen!

Einen besondern Gewinn wird die Social-Demokrati
dieser Allianz voraussichtlich ziehen, indem ihr eine g
Vertiefung ihrer praktischen Lehrsätze durch die Köpfe der
Verbündeten zuwachsen wird. Lassalle hat national-ökon
wissenschaftliche Sätze eruirt und er hat deren politische
auf eine gewisse Geschichtsbetrachtung gegründet. Aber e
nicht seiner Lehre ein sozusagen religions-philosophisches
metaphysisch-anthropologisches Fundament gegeben. Das
nun die bürgerliche Demokratie allem Anscheine nach l
und die Berliner „Zukunft" des jüdischen Herrn Jacoby
das Organ hiezu seyn. Hr. Reincke hat bei der Begrün
seines Antrags im norddeutschen Reichstag gesagt: „der g
wärtige Gesellschafts-Zustand stimme allerdings mit den g
wärtigen Grundsätzen von Recht und Moral überein, di
sellschaft müsse aber eben zu der Ueberzeugung kommen
diese Grundsätze auf die Dauer nicht haltbar wären."
dem materialistischen Evangelium des Jahrhunderts
nun die neuen Grundsätze von Recht und Moral mit
scher Gründlichkeit socialistisch abgeleitet werden: das i
was der bürgerliche Radikalismus neuerlich als seine M
erkannt hat.

Mit seinen eigenen Worten hat Hr. Jacoby dieß
gesagt. Aber sein Organ druckte ohne jede Bemerkun
Sendschreiben des Russen Bakunin, des berüchtigten „A

*) Neue Freie Presse vom 4. April 1868.

[redacted]

brenners von Dresden", an den französischen Social-Demokraten Chassin ab, und das mehrerwähnte Wiener Blatt schließt daraus mit Recht, daß die „Zukunft" mit diesen Sätzen einverstanden sei und im Namen der demokratischen Partei nichts daran auszusetzen finde*). Gleich als wenn Bakunin das Programm Jacoby's ausgeschrieben hätte, beginnt er mit demselben praktischen Satze:

„Man hat heutzutage das Recht nicht mehr, sich Demokrat zu nennen, wenn man neben der vollständigsten politischen Befreiung nicht in ebenso weitem Umfange die wirthschaftliche Emancipation des Volkes will. Sie haben über und über Recht, wenn Sie diese beiden großen Fragen, welche in Wahrheit nur Eine bilden, die politische und die sociale Frage, nicht trennen. Ich beklage, gleich Ihnen, die Verblendung jener — hoffen wir, nicht allzu zahlreichen — Classe von Arbeitern, welche meinen, daß, wenn sie sich jeder Einmischung in die politischen Angelegenheiten ihres Landes enthielten, sie um so besser ihren eigenen materiellen Interessen dienen werden, und welche meinen, daß sie die Gleichheit und Gerechtigkeit auf wirthschaftlichem Gebiete, nach welcher heutzutage die arbeitenden Classen streben, auf anderem Wege als auf dem der Freiheit erlangen könnten."

Die Hauptstelle in dem Briefe Bakunins, welche den hellsten Blick in die furchtbare Tiefe dieser „wissenschaftlichen" Anschauung eröffnet, lautet sodann wie folgt:

„Ich freue mich, daß Sie in Frankreich tapfer das Banner des Anti-Theologismus aufpflanzen. Wer seinen Geist in theologischen und metaphysischen Trug einschachtelt und sich vor irgend welcher anderen Autorität als vor derjenigen der auf Vernunft und Erfahrung fußenden Wissenschaft beugt, der kann nichts Anderes fördern, als die politische und sociale Knechtschaft einer Nation. Was auch eure Vertreter der officiellen Moral und eure spiritualistischen Demokraten sagen mögen — der wissenschaftliche und humanitäre Materialismus einzig ist

*) Neue Freie Presse vom 23. Juni 1868.

[redacted]

im Stande, die Freiheit, die Gerechtigkeit und in Folge auch die Moral auf eine wahrhaft breite und unerschütt Grundlage zu stellen. Ist es nicht höchst merkwürdig, daß, rend die Spiritualisten, indem sie von der Freiheit des W ausgehen, zu der Lehre von der Autorität kommen, also zu: oder weniger offenen oder verdeckten, aber immer vollstä Verneinung der Freiheit — wir Materialisten von der ' in der Gesellschaft wie in der Natur wirkenden Nothwen ausgehen, um die fortschreitende Befreiung des Mensc schlechtes zu verkündigen?"

Diese Seite der Bewegung wird der Gegenstand u nächsten Betrachtung seyn. Eigenthümliche Gedanken e die Thatsache zum vorhinein, daß in dem Moment v heil. Vater zum ersten Male wieder nach dreihundert J die Hirten der Kirche beruft, um Rath zu schaffen i .aufgelösten Gesellschaft der Menschen — daß in diesem A blicke auch von der äußersten Gegenseite die große C kation ergeht. Die Societät wie sie geworden ist in der nung von den kirchlichen und christlichen Principien sogenannte „moderne Civilisation" erscheint von nun e in die Mitte genommen zwischen zwei Feuer. Was die darüber längst und stets gesagt, das sagt nun auch die äu Demokratie; so verschieden immerhin die Motive un sichtspunkte sind, das ist doch Thatsache, daß die Gesel des modernen Liberalismus jetzt in gleicher Weise veru wird in den Allokutionen des Papsts zu Rom wie i Allokutionen Jacoby's, des weiland berüchtigten Demok Führers in Königsberg.

XV.

Hannover'sche Erblandmarschalle sonst und jetzt*).

Als dem ersten Napoleon 1814 ein Gefangener vorgeführt wurde, der auf die Frage, wer er sei, „ein Deutscher" antwortete, wetterte der Franzosen-Kaiser: „ich kenne keine Deutschen, ich kenne nur Oesterreicher, Preußen, Bayern und dergl." Der Gewaltige hätte wohl beifügen dürfen, daß die gegen ihn verbündeten großen und kleinen Monarchen sammt ihren Generalen und Ministern so wenig als er von einer deutschen Nation wissen wollten. Diese duldeten es nur, daß die Körner, Rückert, Schenkendorf und Arndt von dem deutschen Vaterlande und von dem künftigen deutschen Reiche sangen, daß J. Görres das Recht des deutschen Volkes auf seine Wiedervereinigung mit dem heiligen Zorne eines Propheten predigte. Die Monarchen und ihre Diener blieben dabei kühl bis an das Herz hinan; sie betrachteten den deutschen Enthusiasmus als einen brauchbaren Faktor gegen

*) Politische Skizzen über die Lage Europa's vom Wiener Congreß bis zur Gegenwart (1815—1867). Nebst den Depeschen des Grafen Ernst Friedrich Herbert zu Münster über den Wiener Congreß. Von Georg Herbert Graf zu Münster, Erblandmarschall. Leipzig bei Brockhaus. 1867.

[redacted]

Napoleon, als einen freiwilligen Mitstreiter, dessen Verabschiedung aber nach dem Kriege beschlossene Sache war. Sie wußten nur zu gut, daß die Volksmasse mehr von dem Zorn gegen das frevelhafte und räuberische Unwesen der Franzosen als von der Begeisterung für die Herstellung eines deutschen Reichs in den Kampf getrieben werde. Die Wiedervereinigung der deutschen Völker zu einem Reiche schwebte als Ideal im Aether des Patriotismus, und nur in Süddeutschland, am Rheine vom Bodensee und von den Waldstädten am Oberrhein über Freiburg im Breisgau nach Mainz und Köln hinab, sowie in Westfalen lebte der Gedanke an das deutsche Reich im Gemüthe des Volkes. Dort wurzelte er in Fleisch und Blut, denn das Volk hatte den Kaiser nicht vergessen und konnte sich ein einiges Deutschland ohne die Wiedereinsetzung des noch lebenden Kaisers Franz gar nicht denken. Diese instinktive Erkenntniß des Einen was für Deutschland noth war, besaßen jedoch fast ausschließlich nur die deutschen Katholiken und zwar als ein von den Vätern überliefertes Erbstück, während bei den protestantischen Deutschen, also hauptsächlich in Norddeutschland, eine confessionelle Abneigung gegen den katholischen Kaiser vorherrschte, die in Kirchen und Schulen durch Lieder, Predigten und Geschichtsunterricht fortwährend aufgefrischt wurde. Wie wurde nicht die Geschichte des dreißigjährigen Krieges von jeher gegen den Kaiser mißbraucht! Damit verband sich bei dem preußischen Volke der militärische Stolz auf die Thaten Friedrich's II. gegen Kaiser und Reich, welcher Stolz durch die Glorificirung der preußischen Leistungen im Befreiungskriege bis zu der fixen Idee gesteigert wurde, als habe Preußen 1813 und 1814 so ziemlich Alles gethan und sei Oesterreich nur nebenher mitgegangen. Unter solchen Umständen war an eine Volksbewegung für die Wiederherstellung des Kaiserthums nicht zu denken, und die Diplomatie wurde sicherlich nicht im geringsten überrascht, als bald nach der Eröffnung des Wiener Congresses W. v. Humboldt erklärte, daß Preußen sich niemals einem deutschen Kaiser unter-

[redacted]

ordnen werde. Seitdem war auf dem Congresse keine Rede mehr von einem deutschen Kaiser.

Ernsthaft war an einen solchen gar nicht gedacht worden; solange der Congreß an der sächsischen und polnischen Frage zu scheitern und in einen Krieg sämmtlicher Großmächte umzuschlagen drohte, war es auch bare Unmöglichkeit sich mit einem Plane zu irgendwelcher Form für die Einigung der vielen deutschen Staaten zu befassen. Preußen forderte das ganze Königreich Sachsen, Rußland das ganze ehemalige Großherzogthum Warschau, beide verbündeten sich und drohten im Weigerungsfalle mit Krieg; Oesterreich, England und Frankreich antworteten mit einem Gegenbündniß, dem sich Bayern und Hannover anschlossen. Nur mühsam wurde der Ausweg gefunden, daß Rußland sich mit dem größeren Theile Polens begnügte und Preußen ein Stück von Sachsen fahren ließ. Daher verzögerte sich die Constituirung des deutschen Bundes bis zum Schluß des Congresses, und wenn es auf den König von Württemberg und einige seiner souveränen Collegen angekommen wäre, so hätte der Congreß nicht einmal die Bundesakte zu Stande gebracht. So lange die sächsische und polnische Frage unentschieden war, hätten sich Blücher, Gneisenau und andere preußische Helden des Befreiungskrieges so wenig als Wrede und Walmoden bedacht, in Gesellschaft mit Russen oder Franzosen auf die Oesterreicher oder andere „deutsche Brüder" loszuschlagen, wenn man dabei hoffen durfte ein erkleckliches Stück deutschen Landes für den eigenen Souverän zu gewinnen. Von dieser Art war der Patriotismus jener Herren, wie aus Aktenstücken und ihren Briefen erwiesen ist.

Als sich jedoch Preußen und Oesterreich über Entschädigung und Erwerb ihrerseits verständigt hatten, stand es bei ihren Staatsmännern fest den Complex der deutschen Mittel- und Kleinstaaten so zu verbünden, daß Frankreich für die Zukunft verhindert werde mit deutschen Fürsten anzuknüpfen und sich in deutsche Angelegenheiten einzumischen; sich selbst

Steine nach, gerade so wie es der vulgären Geschichts
Vergnügen macht den Fürsten von Schwarzenberg
setzen und als verzagten Feldherrn zu bezeichnen, d
sagen nichts that und nur geschehen ließ was Blü
Gneisenau unternahmen. Und doch schloß Metterni
die große Allianz gegen Napoleon I. ab und leitete
zenberg die Entscheidungsschlacht bei Leipzig! Mit der
deutschen Geschichtschreibung ist es bereits so weit ge
daß wir die Geschichte der Jahre 1813 und 1814 be
nachlesen müssen, wenn wir erfahren wollen, wie di
österreichischen Fürsten bei den welthistorischen Entsch
jener Zeit mitwirkten. Das Urtheil des französischen
mannes und Historikers lautet anders als das wel
dem Scherbengericht der norddeutschen Partei in Um
setzt worden ist.

Einer der thätigsten Staatsmänner des Wien
gresses war der Graf Heribert zu Münster, der
Hannover vertrat, aber als Bevollmächtigter des Prinz
von England, dem wie damals dem ganzen königlich
das Stammland Hannover gar sehr am Herzen lag.

[redacted]

verweilt; er gewann hier das Vertrauen des Prinzregenten und der Tory's, eignete sich darum zum Vermittler des Verkehrs des Toryministeriums mit den Leitern des Geheimbundes in Norddeutschland der die Erhebung Preußens gegen Napoleon I. vorbereitete. Diesen haßte Münster bitter, denn Napoleon hatte Hannover dem angestammten Welfenhause entrissen und es dem Königreich Westfalen einverleibt, wo nach französischem Muster die Privilegien des Adels unterdrückt wurden, und dieser Stand gleich dem Bürger und Bauer Steuern bezahlte, die Polizei fürchtete und nicht zu mucksen wagte. Haßte ja Gneisenau nach seinem eigenen Geständnisse den französischen Kaiser gleichfalls darum so ingrimmig, weil dieser an der Verarmung des preußischen Adels hauptsächlich schuldig war.

Der Graf Münster erfüllte auf dem Wiener Congresse seine Mission zur vollen Zufriedenheit seines Herrn, denn Hannover wurde zum Königreiche erhoben und mit 400,000 Seelen vergrößert; besonders war der Graf darüber erfreut, daß Preußen sich zur Cession Ostfrieslands herbeiließ und damit sich selbst von der Nordsee ausschloß, wozu auch der niederländische Oranier gratulirte und den Grafen versichern ließ, wie viel lieber ihm die Nachbarschaft Hannovers als die Preußens sei. Wenn trotzdem Münster mit dem Gesammtergebniß des Wiener Congresses nicht zufrieden war und in einer Depesche an den Prinzregenten von England äußerte, den Erwartungen des deutschen Volkes sei nicht entsprochen worden und der Schwache schutzlos geblieben: so bedeutet dieß bei Münster etwas ganz Anderes, als wenn z. B. J. Görres sich in gleicher Weise ausspricht. Graf Münster zürnt über den Wiener Congreß, weil er den ehemaligen Rheinbundsfürsten die von Napoleon empfangenen Beutestücke ließ, die Mediatisirten zu wenig berücksichtigte, die Privilegien des Adels nicht in reicherem Maße restituirte, ihn nicht zum Hauptträger der landständischen Rechte erhob sondern vielfach der Bureaukratie unterordnete. Von einer

[redacted]

im Stande, die Freiheit, die Gerechtigkeit und in Folge dess
auch die Moral auf eine wahrhaft breite und unerschütterlic
Grundlage zu stellen. Ist es nicht höchst merkwürdig, daß, wä
rend die Spiritualisten, indem sie von der Freiheit des Wille
ausgehen, zu der Lehre von der Autorität kommen, also zur me
oder weniger offenen oder verdeckten, aber immer vollständig
Verneinung der Freiheit — wir Materialisten von der sowo
in der Gesellschaft wie in der Natur wirkenden Nothwendigk
ausgehen, um die fortschreitende Befreiung des Menscheng
schlechtes zu verkündigen?"

Diese Seite der Bewegung wird der Gegenstand unser
nächsten Betrachtung seyn. Eigenthümliche Gedanken erwe
die Thatsache zum vorhinein, daß in dem Moment wo d
heil. Vater zum ersten Male wieder nach dreihundert Jahr
die Hirten der Kirche beruft, um Rath zu schaffen in d
aufgelösten Gesellschaft der Menschen — daß in diesem Auge
blicke auch von der äußersten Gegenseite die große Conv
kation ergeht. Die Societät wie sie geworden ist in der Tre
nung von den kirchlichen und christlichen Principien, d
sogenannte „moderne Civilisation" erscheint von nun an a
in die Mitte genommen zwischen zwei Feuer. Was die Kir
darüber längst und stets gesagt, das sagt nun auch die äußer
Demokratie; so verschieden immerhin die Motive und G
sichtspunkte sind, das ist doch Thatsache, daß die Gesellsch
des modernen Liberalismus jetzt in gleicher Weise verurthe
wird in den Allokutionen des Papsts zu Rom wie in d
Allokutionen Jacoby's, des weiland berüchtigten Demokrate
Führers in Königsberg.

[redacted]

XV.

Hannover'sche Erblandmarschalle sonst und jetzt*).

Als dem ersten Napoleon 1814 ein Gefangener vorgeführt wurde, der auf die Frage, wer er sei, „ein Deutscher" antwortete, wetterte der Franzosen-Kaiser: „ich kenne keine Deutschen, ich kenne nur Oesterreicher, Preußen, Bayern und dergl." Der Gewaltige hätte wohl beifügen dürfen, daß die gegen ihn verbündeten großen und kleinen Monarchen sammt ihren Generalen und Ministern so wenig als er von einer deutschen Nation wissen wollten. Diese duldeten es nur, daß die Körner, Rückert, Schenkendorf und Arndt von dem deutschen Vaterlande und von dem künftigen deutschen Reiche sangen, daß J. Görres das Recht des deutschen Volkes auf seine Wiedervereinigung mit dem heiligen Zorne eines Propheten predigte. Die Monarchen und ihre Diener blieben dabei kühl bis an das Herz hinan; sie betrachteten den deutschen Enthusiasmus als einen brauchbaren Faktor gegen

*) Politische Skizzen über die Lage Europa's vom Wiener Congreß bis zur Gegenwart (1815—1867). Nebst den Depeschen des Grafen Ernst Friedrich Herbert zu Münster über den Wiener Congreß. Von Georg Herbert Graf zu Münster, Erblandmarschall. Leipzig bei Brockhaus. 1867.

[redacted]

Napoleon, als einen freiwilligen Mitstreiter, dessen Verabschiedung aber nach dem Kriege beschlossene Sache war. Sie wußten nur zu gut, daß die Volksmasse mehr von dem Zorn gegen das frevelhafte und räuberische Unwesen der Franzosen als von der Begeisterung für die Herstellung eines deutschen Reichs in den Kampf getrieben werde. Die Wiedervereinigung der deutschen Völker zu einem Reiche schwebte als Ideal im Aether des Patriotismus, und nur in Süddeutschland, am Rheine vom Bodensee und von den Waldstädten am Oberrhein über Freiburg im Breisgau nach Mainz und Köln hinab, sowie in Westfalen lebte der Gedanke an das deutsche Reich im Gemüthe des Volkes. Dort wurzelte er in Fleisch und Blut, denn das Volk hatte den Kaiser nicht vergessen und konnte sich ein einiges Deutschland ohne die Wiedereinsetzung des noch lebenden Kaisers Franz gar nicht denken. Diese instinktive Erkenntniß des Einen was für Deutschland noth war, besaßen jedoch fast ausschließlich nur die deutschen Katholiken und zwar als ein von den Vätern überliefertes Erbstück, während bei den protestantischen Deutschen, also hauptsächlich in Norddeutschland, eine confessionelle Abneigung gegen den katholischen Kaiser vorherrschte, die in Kirchen und Schulen durch Lieder, Predigten und Geschichtsunterricht fortwährend aufgefrischt wurde. Wie wurde nicht die Geschichte des dreißigjährigen Krieges von jeher gegen den Kaiser mißbraucht! Damit verband sich bei dem preußischen Volke der militärische Stolz auf die Thaten Friedrich's II. gegen Kaiser und Reich, welcher Stolz durch die Glorificirung der preußischen Leistungen im Befreiungskriege bis zu der fixen Idee gesteigert wurde, als habe Preußen 1813 und 1814 so ziemlich Alles gethan und sei Oesterreich nur nebenher mitgegangen. Unter solchen Umständen war an eine Volksbewegung für die Wiederherstellung des Kaiserthums nicht zu denken, und die Diplomatie wurde sicherlich nicht im geringsten überrascht, als bald nach der Eröffnung des Wiener Congresses W. v. Humboldt erklärte, daß Preußen sich niemals einem deutschen Kaiser unter-

[redacted]

ordnen werde. Seitdem war auf dem Congresse keine Rede mehr von einem deutschen Kaiser.

Ernsthaft war an einen solchen gar nicht gedacht worden; solange der Congreß an der sächsischen und polnischen Frage zu scheitern und in einen Krieg sämmtlicher Großmächte umzuschlagen drohte, war es auch bare Unmöglichkeit sich mit einem Plane zu irgendwelcher Form für die Einigung der vielen deutschen Staaten zu befassen. Preußen forderte das ganze Königreich Sachsen, Rußland das ganze ehemalige Großherzogthum Warschau, beide verbündeten sich und drohten im Weigerungsfalle mit Krieg; Oesterreich, England und Frankreich antworteten mit einem Gegenbündniß, dem sich Bayern und Hannover anschlossen. Nur mühsam wurde der Ausweg gefunden, daß Rußland sich mit dem größeren Theile Polens begnügte und Preußen ein Stück von Sachsen fahren ließ. Daher verzögerte sich die Constituirung des deutschen Bundes bis zum Schluß des Congresses, und wenn es auf den König von Württemberg und einige seiner souveränen Collegen angekommen wäre, so hätte der Congreß nicht einmal die Bundesakte zu Stande gebracht. So lange die sächsische und polnische Frage unentschieden war, hätten sich Blücher, Gneisenau und andere preußische Helden des Befreiungskrieges so wenig als Wrede und Walmoden bedacht, in Gesellschaft mit Russen oder Franzosen auf die Oesterreicher oder andere „deutsche Brüder" loszuschlagen, wenn man dabei hoffen durfte ein erkleckliches Stück deutschen Landes für den eigenen Souverän zu gewinnen. Von dieser Art war der Patriotismus jener Herren, wie aus Aktenstücken und ihren Briefen erwiesen ist.

Als sich jedoch Preußen und Oesterreich über Entschädigung und Erwerb ihrerseits verständigt hatten, stand es bei ihren Staatsmännern fest den Complex der deutschen Mittel- und Kleinstaaten so zu verbünden, daß Frankreich für die Zukunft verhindert werde mit deutschen Fürsten anzuknüpfen und sich in deutsche Angelegenheiten einzumischen; sich selbst

[redacted]

jedoch behielten die beiden Großmächte freie Hand vor. Ma
mußte am Ende froh seyn, daß wenigstens ein derartig
Bund zu Stande kam, denn nicht einmal der gefeierte Frh
von Stein wußte für die Reconstituirung Deutschlands ein
Rath, sondern er sprang von einem Projekte zum ande
über (Kaiserthum, Dualismus, Kreiseintheilung) und fa
jedes unausführbar. Gervinus gesteht dieß zu, schleude
aber, wie es nachgerade Mode geworden ist, dem Fürst
Metternich als dem eigentlichen Vater der Bundesakte eini
Steine nach, gerade so wie es der vulgären Geschichtschreibu
Vergnügen macht den Fürsten von Schwarzenberg herabz
setzen und als verzagten Feldherrn zu bezeichnen, der soz
sagen nichts that und nur geschehen ließ was Blücher u
Gneisenau unternahmen. Und doch schloß Metternich 181
die große Allianz gegen Napoleon I. ab und leitete Schwa
zenberg die Entscheidungsschlacht bei Leipzig! Mit der neuest
deutschen Geschichtschreibung ist es bereits so weit gekomme
daß wir die Geschichte der Jahre 1813 und 1814 bei Thie
nachlesen müssen, wenn wir erfahren wollen, wie die beid
österreichischen Fürsten bei den welthistorischen Entscheidung
jener Zeit mitwirkten. Das Urtheil des französischen Staat
mannes und Historikers lautet anders als das welches v
dem Scherbengericht der norddeutschen Partei in Umlauf g
setzt worden ist.

Einer der thätigsten Staatsmänner des Wiener Co
gresses war der Graf Heribert zu Münster, der zwar n
Hannover vertrat, aber als Bevollmächtigter des Prinzregent
von England, dem wie damals dem ganzen königlichen Ha
das Stammland Hannover gar sehr am Herzen lag, von de
leitenden Staatsmännern Metternich, Hardenberg, Nesselro
und Talleyrand nicht als der Vertreter des hannoveranisch
Hofes, sondern als der des englischen betrachtet und zu Be
handlungen beigezogen wurde, von denen die Bevollmächtigt
der Mittelstaaten ausgeschlossen blieben. Während der fra
zösischen Herrschaft in Hannover hatte Münster in Englan

[redacted]

verweilt; er gewann hier das Vertrauen des Prinzregenten und der Tory's, eignete sich darum zum Vermittler des Verkehrs des Toryministeriums mit den Leitern des Geheimbundes in Norddeutschland der die Erhebung Preußens gegen Napoleon I. vorbereitete. Diesen haßte Münster bitter, denn Napoleon hatte Hannover dem angestammten Welfenhause entrissen und es dem Königreich Westfalen einverleibt, wo nach französischem Muster die Privilegien des Adels unterdrückt wurden, und dieser Stand gleich dem Bürger und Bauer Steuern bezahlte, die Polizei fürchtete und nicht zu mucksen wagte. Haßte ja Gneisenau nach seinem eigenen Geständnisse den französischen Kaiser gleichfalls darum so ingrimmig, weil dieser an der Verarmung des preußischen Adels hauptsächlich schuldig war.

Der Graf Münster erfüllte auf dem Wiener Congresse seine Mission zur vollen Zufriedenheit seines Herrn, denn Hannover wurde zum Königreiche erhoben und mit 400,000 Seelen vergrößert; besonders war der Graf darüber erfreut, daß Preußen sich zur Cession Ostfrieslands herbeiließ und damit sich selbst von der Nordsee ausschloß, wozu auch der niederländische Oranier gratulirte und den Grafen versichern ließ, wie viel lieber ihm die Nachbarschaft Hannovers als die Preußens sei. Wenn trotzdem Münster mit dem Gesammtergebniß des Wiener Congresses nicht zufrieden war und in einer Depesche an den Prinzregenten von England äußerte, den Erwartungen des deutschen Volkes sei nicht entsprochen worden und der Schwache schutzlos geblieben: so bedeutet dieß bei Münster etwas ganz Anderes, als wenn z. B. J. Görres sich in gleicher Weise ausspricht. Graf Münster zürnt über den Wiener Congreß, weil er den ehemaligen Rheinbundsfürsten die von Napoleon empfangenen Beutestücke ließ, die Mediatisirten zu wenig berücksichtigte, die Privilegien des Adels nicht in reicherem Maße restituirte, ihn nicht zum Hauptträger der landständischen Rechte erhob sondern vielfach der Bureaukratie unterordnete. Von einer

deutschen Einheit wollte Münster nichts wissen, er hegte vielmehr gegen den Freiherrn von Stein einen tiefen Widerwillen, und Männer wie J. Görres, Arndt u. a. stellte er mit den Jakobinern ungefähr auf Eine Stufe. Eine Anzahl größtentheils geheimer Depeschen welche Münster während des Wiener Congresses an den Prinzregenten von England richtete, sind von dem Sohne des Grafen der oben citirten Schrift als Anhang beigegeben und bilden deren weitaus interessantesten Theil. Obwohl nämlich der Verlauf des Wiener Congresses in den Hauptzügen bekannt ist, so erhalten einzelne Persönlichkeiten und Vorgänge durch die Depeschen Münsters eine willkommene Beleuchtung und wird uns mehrfach ein Blick hinter die Coulissen gestattet.

Wir lesen z. B. längst in den verschiedenen Geschichtswerken über den Wiener Congreß, wie sich Metternich anstrengte um Preußen und Rußland in der polnischen und sächsischen Frage zu trennen. Gervinus berichtet darüber (Bd. I. S. 219 f.): „Metternich steckte sich mit Talleyrand zusammen, obgleich man übereingekommen war die Franzosen fern zu halten. Die Politik Metternich's hatte nicht das große Ziel, der verderblichen Eintracht zwischen Rußland und Preußen im europäischen Interesse einen Gegenbund auf die Dauer entgegenzuwerfen, sie galt nur dem nächsten Zwecke beide in der nächsten Frage zu trennen. Kein Mittel war ihm zu diesem Zwecke zu schlecht. Zweizüngig sagte er Sachsen den Preußen zu, wenn sie verhindern hülfen daß Rußland in Polen seinen Willen hätte, und Alexander bot er an seine polnischen Wünsche zu fördern, wenn er einwillige daß Preußen nicht Sachsen erhalte. Wie Alexander dieß an Hardenberg eröffnete, läugnete es Metternich ab, und der hohe Congreß erlebte das Schauspiel, daß sich Kaiser und Kaiserminister einander Lügen straften. Als Metternich wiederum dem Czaren Hardenbergische Aeußerungen im russenfreundlichen Sinne aus jener Zeit vor dem 6. November verrieth, wo Preußens Staatsmänner noch mit Metternich

und Castlereagh zusammengingen, erklärte Alexander mit würdiger Verachtung dieser Treulosigkeit dem Kaiser Franz, daß er nicht mehr mit seinem Minister unterhandeln werde."

Ueber diese Vorgänge berichtet nun der genau unterrichtete Münster in seiner Depesche vom 17. Dezember 1814 an den Prinzregenten: „Die Angelegenheit wegen Polen und Sachsen war bisher von den Ministern Großbritanniens, Oesterreichs und Preußens in vertraulicher Weise behandelt worden, und die beiden ersten hatten sich beeilt dem Kanzler Hardenberg zu beweisen, wie wichtig es sei, daß Preußen mit den beiden Höfen in Uebereinstimmung handle, um die Rechte die aus den Verträgen hervorgehen, in Betreff Polens behaupten zu können. Als Lohn für seine Festigkeit hatte man Preußen den Besitz von ganz Sachsen mit einigen Modifikationen zugesagt. Alle diese vertraulichen Schriftstücke sind dem Kaiser Alexander mitgetheilt worden, um demselben den Beweis zu liefern, daß wenn Preußen sich gegen ihn hätte erklären wollen, es Sachsen erhalten konnte. Unter den mitgetheilten Schriftstücken findet sich eines von noch delikaterer Natur. Kaiser Alexander hatte eines Tages dem Könige von Preußen gesagt, Metternich habe sich anerboten in alle Forderungen Rußlands zu willigen, wenn sich dieses gegen die Forderungen Preußens aussprechen würde. Metternich erhielt von dieser Unterhaltung Kunde und stellte sie in einer Zuschrift an Hardenberg förmlich in Abrede, er erbot sich sogar, dieß Desaveu in Gegenwart des Kaisers Alexander zu wiederholen, wenn dieser darauf bestände. Auch diese Zuschrift wurde verrathen. Der Erfolg entsprach den Wünschen der Preußen, denn Alexander hat sich seitdem mit verdoppeltem Feuer für die preußischen Prätensionen erklärt und gegen England und Oesterreich verdoppelte Kälte gezeigt. Er hatte eine sehr lebhafte Unterredung mit Metternich und selbst mit Kaiser Franz, jedoch ist ihm seine Absicht diesen mit seinem Minister zu brouilliren, nicht gelungen. Metternich hatte anfangs im Sinne den Streich damit zu pariren, daß er die

[redacted]

vertraulichen Zuschriften Hardenberg's mittheile, Zuschriften welche sehr starke Dinge gegen Kaiser Alexander enthalten: namentlich wird in denselben gerathen, dem Kaiser allen Vorschub zu leisten, daß er seinen Plan, Polen eine unabhängige Constitution zu verleihen, ausführe, denn dieß sei das sicherste Mittel ihm schwere Verlegenheiten und den anderen Mächten günstige Chancen zu bereiten, um sich mit Erfolg Rußland entgegenzustellen. Kaiser Franz war jedoch nobel genug eine derartige Rache, wie die Mittheilung jener Schriftstücke gewesen wäre, zurückzuweisen, was auch Castlereagh sehr billigte, weil nach seiner Ansicht ein Bruch zu fürchten wäre."

Spielte demnach Metternich in jener Episode des Wiener Congresses wirklich die Rolle welche ihm Gervinus zutheilt? Münster hatte jedoch bald darauf zu berichten, daß Oesterreich gegen einige Concessionen Rußland nachgegeben habe, worüber er sich ärgert, weil er nicht gestehen will, daß Oesterreich bei einem Bruche nicht auf Englands nachhaltigen Beistand rechnen konnte und Frankreich nicht gegen Preußen engagiren durfte, wenn es nicht alle Erfolge der Jahre 1813 und 1814 auf das Spiel setzen wollte.

Zur Charakteristik des Kaisers Alexander I., des feinsten unter seinen monarchischen Zeitgenossen der die alte Czarenpolitik so schön mit dem Gewande ritterlicher Großmuth und idealen Strebens zu drapiren verstand, liefern Münsters Depeschen einige scharfen Züge. „Bei einer Unterhaltung Alexanders mit Kaiser Franz fragte ihn dieser, ob er damals wo er um Oesterreichs Beitritt zum Bündnisse (gegen Napoleon) warb, nicht alle die Punkte welche jetzt der Discussion unterliegen, bereitwillig Oesterreich zugestanden hätte? Alexander antwortete, er sei zu freimüthig um nicht ja zu sagen, müsse aber beifügen, daß er sich bei der seitdem eingetretenen Aenderung der Verhältnisse an eine solches Versprechen nicht mehr für gebunden halten würde." Es datirt demnach nicht aus dem Jahre 1859 und 1860, daß die Logik der Thatsachen gegen den Wortlaut der Verträge geltend

[redacted]

gemacht wird, und Napoleon III. ist nur derjenige Monarch welcher sich zu diesem Grundsatz vor aller Welt bekannt, aber ihn keineswegs erfunden hat.

Graf Münster berichtet dem Prinzregenten ferner: „Frankreich gab sich Mühe, die deutschen Fürsten zu einer Protestation gegen die Vernichtung Sachsens zu bewegen, was jedoch durch den Widerspruch des Herzogs von Sachsen-Weimar und die Drohungen Preußens verhindert wurde. Der Herzog von Sachsen-Koburg, welcher mit Würde auf den Rechten seines Hauses bestand, hatte deßwegen mit Kaiser Alexander eine heftige Scene, welcher rundweg erklärte daß er die Dynastien und die sogenannten Erbrechte für nichts achte, wenn es sich um die Interessen der Staaten handle.“ So sprach sich 1814 der Stifter der heiligen Allianz aus, derselbe Kaiser welcher auf den Congressen von 1818 bis 1822 das Banner der Legitimität gegen die Revolution und den Bonapartismus so hoch empor hielt. Die Monarchen der heiligen Allianz anerkannten also unter sich das Princip der Legitimität oder die Heiligkeit der Thronrechte nicht, sondern stellten dieß Princip nur den Völkern gegenüber auf und machten sich nur den Völkern gegenüber zur Aufrechthaltung desselben solidarisch verbindlich. Wenn es sich aber „um die Interessen der Staaten handelte“, wie z. B. 1814 um die Vergrößerung Preußens durch Sachsen und Rußlands durch Polen, dann galt eine Dynastie oder ein monarchisches Erbrecht nichts, sondern da trat, fügen wir hinzu, einfach das Eroberungsrecht ein, das kein anderes Recht ist als das Recht des Stärkeren. Wenn nun eingestandenermaßen den Monarchen das legitime Erbrecht der Dynastien nichts gilt, so folgt als natürliche Consequenz, daß sich die Völker ebensowenig als die Monarchen durch die Legitimität gebunden erachten und, wenn sie es in ihren Interessen finden, auch ihrerseits das Recht des Stärkeren gegen die Throne ausüben oder zur Revolution schreiten. Es ist demnach abermals nicht erst des dritten Napoleon Werk,

[redacted]

wenn jetzt kein Mensch mehr auf das Princip der Legitimität sich beruft, und wenn man es vergebens wie König Saul den Schatten Samuels zur Hülfe heraufbeschwören wird, wenn die Revolution wieder einmal gegen die Throne heran anschreitet wie 1848.

Gegen Preußen hegte Münster ein bis zur Erbitterung gesteigertes Mißtrauen. Er beklagt sich in den Depeschen über die herrische Rücksichtslosigkeit der preußischen Verwaltungscommissäre, über den Stolz und die übertriebenen Forderungen der Truppencommandanten, obwohl keiner derselben einen manteuffel'schen Küchenzettel schrieb und für den Mann täglich acht Cigarren requirirte. In der Depesche vom 21. Januar 1815 macht er die scharfe Bemerkung: „Es ist sehr auffallend, wie Preußen das sich weigert mit dem übrigen Europa gemeine Sache zu machen, um Rußland von der Annäherung an die Oder zurückzuhalten und sich dadurch in die Abhängigkeit von Rußland begibt, auf einer Grenz-Linie (durch die Einverleibung Sachsens) besteht, auf welcher es nie beunruhigt würde und die ihm allein gegen Oesterreich nützlich seyn kann." Ein anderesmal hebt er hervor, daß Preußen seine bei der letzten Theilung Polens erworbenen Provinzen so willig an Rußland abtrete und absolut nur mit deutschen Gebieten entschädigt seyn wolle; es beabsichtige damit nichts anderes, als sich die kleinen norddeutschen Staaten zu „attacher." Endlich spricht er geradezu aus, die Einverleibung Sachsens in Preußen bedeute die Unterwerfung Norddeutschlands, worin Talleyrand mit ihm übereinstimme. In der Depesche vom 27. Nov. 1814 schreibt er: „Die schlechte geographische Position Preußens führt dasselbe nicht zu der Ueberzeugung, welche es auch aus der Geschichte der letzten Zeit hätte schöpfen sollen, daß seine Sicherheit und seine Macht auf einem Föderativsystem, bedingt durch die gemeinsamen Interessen der norddeutschen Fürsten, gegründet werden sollte. Die Idee sich auf die gleiche Linie mit den großen Mächten Europa's zu stellen, wird eher Preußens Untergang

[redacted]

als die Unterjochung Norddeutschlands herbeiführen, auf welche die meisten seiner „employés“ ausgehen. Eine andere Classe von Menschen arbeitet heimlich in diesem Sinne; es sind dieß die Revolutionäre welche Deutschland in eine oder in zwei große Massen zu vereinigen streben, ohne die Folgen zu bedenken welche der Versuch einer derartigen Revolution haben müßte.“

Man sieht, Münster durchschaute die preußische Politik, aber davon ahnte er nichts, daß 50 Jahre später Preußen eine noch größere Revolution wagen und glücklich durchführen würde. Unter den Staatsmännern der alten Schule wäre dieß freilich nicht möglich gewesen, es konnte nur gelingen, nachdem durch Napoleon III. und Palmerston das ganze politische System von 1815 verrückt worden war. Doch ist noch nicht aller Tage Abend gekommen, denn Preußen hat so viel mit einem Schlage gewonnen und genommen, daß es nothwendig die erste Militärmacht Europa's werden muß, und dazu ist das französische Placet noch nicht eingetroffen. Allerdings nur Frankreich kann Preußen entgegentreten, wenn dieses den Main annexirend überschreitet, Oesterreich nicht mehr, seitdem für dessen Politik der Willen Ungarns maßgebend geworden ist. Den ungarischen Interessen widerstreitet nämlich eine österreichische Intervention in den deutschen Angelegenheiten, dagegen ist es für Ungarn eine Lebensfrage, daß die unteren Donauländer nicht russisch werden.

Der Graf Münster leitete bekanntlich von 1815 bis 1831 Hannover und trat durch seinen Skandal mit dem Herzog Karl von Braunschweig vor das Gericht der öffentlichen Meinung. Da nach der Juli-Revolution der liberale Herzog von Cambridge als Vicekönig nach Hannover gesendet wurde, mußte Münster sich zurückziehen. Auch der Regierungsantritt des Königs Ernst August ließ den alten Staatsmann in seinem Stillleben, doch soll er den König bei der Aufhebung der Verfassung von 1833 berathen haben. Er starb 1839 als entschiedener Feind des modernen constitu-

[redacted]

tionellen Systems, denn es war seine Ueberzeugung, daß eine Constitution die nicht auf die Repräsentation der Corporationen, namentlich des Adels gegründet sei, zu nichts tauge als zur Zersetzung der conservativen Elemente des Staatslebens und schließlich zu französischen Zuständen führen müsse.

Für die Veröffentlichung der Depeschen aus Wien sind wir trotz der unterlaufenen horrenden Druckfehler seinem Sohne dankbar. Aber dessen eigenes Werk „Politische Skizzen über die Lage Europa's von 1815 bis 1867" wäre besser ungeschrieben oder im Pulte verwahrt geblieben. Der hochgeborne Autor ist zwar der Meinung, der politische Verstand vererbe sich in dem Adel, der Bürger und auch der Bauer ermangle dessen fast gänzlich; die Professoren und die deutschen Gelehrten insbesondere behandelt er mit souveräner Geringschätzung; allein sein eigenes Elaborat bezeugt nur zu augenscheinlich, daß der Sohn eines adeligen Vaters wohl dessen Titel und Güter erben kann, ohne daß auch dessen politische Einsicht und Gesinnung auf den Sprößling übergehen muß. Der Sohn Münster verwirft nämlich, wahrscheinlich ohne eine Ahnung davon zu haben, in seinen Skizzen das ganze politische System für welches sein Vater auf dem Wiener Congresse eine so rüstige und wohlcombinirte Thätigkeit entfaltete. Dieser erkannte in Oesterreich die Stütze des europäischen Gleichgewichts und den Bürgen für das deutsche Föderativsystem, durch die Schrift des Sohnes aber läuft als rother Faden die Antipathie gegen Oesterreich, „das bis in die neueste Zeit auf Umwegen den Einfluß hat erlangen wollen den es faktisch schon seit dem westfälischen Frieden und namentlich durch den siebenjährigen Krieg verloren hatte." „Den österreichischen Staatsmännern schwebte stets die Idee eines deutschen Kaiserstaates unter dem Kaiser von Oesterreich vor": meint der Verfasser. Davon wußten aber Metternich und der alte Münster nichts und ebenso wenig daß Oesterreich seinen verlorenen Einfluß erst wieder erlangen wollte, denn er überragte den Einfluß Preußens

[redacted]

jedenfalls um das Doppelte. Jene beiden Staatsmänner wirkten ferner zusammen, daß Preußen keine geographische Position zum offensiven Vorgehen gegen Oesterreich und Hannover erhalte, denn Preußen sollte nicht die erste, sondern die zweite Macht im deutschen Bunde seyn und ihm möglichst erschwert werden die Pfade Friedrichs II. wieder zu betreten. Der Verfasser der Skizzen aber meint, „die Stellung welche Preußen erhielt, sei in die Länge unhaltbar, und der wunde Punkt Deutschlands sei die Nothwendigkeit für Preußen gewesen größer zu werden.“ Er fährt noch naiver fort: „wäre Preußen besser arrondirt gewesen, so wäre seine Suprematie in Norddeutschland die nothwendige Folge gewesen“; den Höhepunkt erreicht er aber in der Versicherung, „klugen Männern sei es schon 1815 klar gewesen, daß der Kampf um die Suprematie in Deutschland eines Tages werde ausgekämpft werden müssen.“ Der Wiener Congreß hätte demnach dem preußischen Staat durch eine bessere Arrondirung die Suprematie über Norddeutschland und damit die Anwartschaft auf die Suprematie über ganz Deutschland geben sollen, die es freilich erst durch einen Kampf mit Oesterreich und den süddeutschen Staaten hätte erringen müssen! Zu diesen Klugen gehörte der alte Münster freilich nicht, sondern zu den Staatsmännern welche gerade durch die ungünstige Arrondirung Preußens die Suprematie desselben über Norddeutschland und Consequenz davon, den Kampf um die Herrschaft über ganz Deutschland, verhindern wollten. Und welches ist nun die Consequenz von der Herrschaft Preußens über Deutschland?

„Bundesstaat und Staatenbund sind Erfindungen deutscher Gelehrten“, ruft der Verfasser der Skizzen mit Emphase aus. Somit waren auch sein Vater, so wie Metternich, Hardenberg u. s. w. deutsche Gelehrte, denn sie gründeten den deutschen Bund, und der größte deutsche Gelehrte der Gegenwart ist unstreitig Bismark, der Schöpfer des Nordbunds. Ganz und gar kein Gelehrter ist aber jedenfalls der

Graf von Münster Sohn, Erblandmarschall von Hannover, Mitglied des Reichsraths des norddeutschen Bundes, in welcher Eigenschaft er in einer der letzten Sitzungen sich besonders der Austernfischerei annahm und bei den Herren im Buffet großen Beifall erntete, wie wir aus der Weserzeitung erfuhren.

Ein anderesmal warnt der Verfasser der Skizzen mit hohem Ernste, „nach 1866 ja keinen idealistischen Träumereien zu verfallen“, denn — es folgt hier eine neu entdeckte Wahrheit des gebornen Politikers — „der deutsche Bund konnte sich nur so lange halten, als die Wege Preußens und Oesterreichs sich nicht trennten.“ Ergebt euch ihr föderalistischen Schwaben und Bayern in das Schicksal, denn „die Entscheidung ist erfolgt, Oesterreich ist aus Deutschland ausgeschieden und Preußens Aufgabe ist es jetzt dem Streben der deutschen Nation nach Einigkeit und Macht gerecht zu werden“, d. h. den Rest von Deutschland vollends zu annexiren und den Bundesstaat in ein einheitliches Reich zu verwandeln. Und dieß muß geschehen, weil Preußen die Anstrengung des bewaffneten Friedens nicht in die Länge ertragen kann, seine stramme militärische Organisation aber auch nicht abspannen darf, so lange es nicht einen solchen Zuwachs an Bevölkerung erhalten hat, daß es Frankreich zum wenigsten gleichkommt.

Das Parlament in Frankfurt ist für den Herrn Grafen natürlich ein Gegenstand des Hohns und über den Reichsverweser Johann gelingt ihm beinahe ein guter Witz. Durch wen er aber die Monarchie 1848 in Deutschland gerettet werden läßt, erräth wohl Niemand. Unsereiner war von der Niederlage der Revolution überzeugt, als Cavaignac die in Paris angesammelten Streitkräfte der rothen propagandistischen Republik in der Straßenschlacht vom 22. bis 28. Juni zerschmetterte und Radetzky, der alte Kampfgenosse der Schwarzenberg, Blücher und Gneisenau, den Revolutionskönig Carlo Alberto am 25. Juli bei Custozza auf das Haupt schlug:

damit war der allgemeine Wahnglaube an die unwiderstehliche Macht der Revolution gebrochen und Windischgrätz konnte nun das tollgewordene Wien erstürmen (31. Oktober), worauf sich auch König Wilhelm IV. von Preußen ermannte, das „Rettungsministerium" Brandenburg-Manteuffel einsetzte (2. November) und Wrangel in Berlin einmarschirte (10. November). Der Herr Graf läßt dagegen die Monarchie in Deutschland „ganz allein durch die preußische Armee gerettet werden" und Preußen dadurch die Oberherrschaft über Deutschland verdienen. „Preußen muß Deutschland werden", sei damals entschieden worden, und schon damals habe der Prinz von Preußen eingesehen, daß „nur das Schwert zwischen Oesterreich und Preußen entscheiden könne"; es war darum von ihm sehr consequent, daß er als König sich durch die neue Militärorganisation zum Kriege gegen Oesterreich vorbereitete. Die Olmützer Conferenz regt natürlich des Autors Galle auf und Felix von Schwarzenberg ist ihm tief verhaßt. In der That erfuhr Preußen durch diesen Schwarzenberg eine schwere Demüthigung und er führte noch Aergeres im Schilde, denn er hatte das Zeug zu einem österreichischen Bismark und war entschlossen, „die Welt durch Oesterreichs Undankbarkeit in Erstaunen zu setzen." Er meinte damit Rußland, was der Herr Graf nicht begreift, der auch bei der Geschichte der Olmützer Conferenz im Nebel herumtappt und nicht weiß, daß Kaiser Nikolaus von Warschau aus, wo er eine schlagfertige Armee von 200,000 Mann concentrirt hatte, durch seine Drohungen Preußen zum Aufgeben der Union nöthigte, aber auch Oesterreich ein weiteres Vorgehen gegen Preußen diktatorisch untersagte. Kaiser Nikolaus war es, der 1850 die Geschicke des Continents entschied.

Sonst ist Graf Münster für Rußland so begeistert als nur ein preußischer Junker seyn kann. Er widmet Rußland den ganzen Abschnitt II seiner politischen Skizzen. Er hat nämlich selbst als hannoverischer Diplomat in Petersburg funktionirt und erhebt die Czarenstadt weit über Paris. Er

[redacted]

bewundert den Kaiser Nikolaus wie ein Chauvin den ersten Napoleon. Von den russischen Intriken mit Karl X. von Frankreich gegen Deutschland weiß er nichts, die Niedertretung Polens und die Verfolgung der Katholiken erscheint ihm als selbstverständlich, er verehrt den Kaiser Nikolaus als den Schirmvogt aller Monarchen und betrauert den Krim-Krieg auf's tiefste. Als Ursache dieses Kriegs erspäht er „die unter vielen englischen Staatsmännern verbreitete Idee, daß Rußland die englische Herrschaft in Ostindien ernsthaft bedrohen könnte.“ Sie werden sich vielleicht beruhigen, wenn sie Münster's Versicherung lesen daß Rußland an so was nicht denkt und ebensowenig nach dem Besitze von Constantinopel trachtet. Es kann darum nur ein Scherz gewesen seyn, als Nikolaus mit dem englischen Gesandten Seymour die Theilung der Türkei besprach und seine Neigung dem kranken Manne das Lebenslicht vollends auszublasen, nicht verhehlte. Der Herr Graf weiß auch für Oesterreich in seinen gespannten Beziehungen zu Rußland Rath. „Oesterreich muß sich mit Rußland über die Zukunft der Donaufürstenthümer verständigen, sonst wird diese Frage über kurz oder lang zwischen ihnen durch das Schwert entschieden werden.“ Um diese Verständigung herbeizuführen hat wahrscheinlich Gortschakow, den der Autor einen sehr bedeutenden Mann nennt welcher „Rußlands auswärtige Politik mit seltenem Geschicke leitet“ den Panslavismus gegen Oesterreich in die Scene gesetzt und die Tschechen bis an den Rand der Revolution vorgeschoben.

Oesterreich ist für den Grafen immer das böse Oesterreich. Als es 1857 einen abenteuerlichen Krieg Preußens gegen die Schweiz wegen des 1847 verlorenen Neuenburg und damit auch einen französischen Interventionskrieg verhinderte, „da mußte man sehen, daß das Schwert zwischen Oesterreich und Preußen entscheiden müsse.“ Nach Graf Münster hat Oesterreich den Krieg von 1859 verschuldet und Preußen ganz Recht gethan, daß es dem französischen Kaiser freie Hand ließ, denn der Besitz Oberitaliens nützte Deutsch

[redacted]

land nichts und daß der Rhein am Po vertheidigt werde, ist eine fable convenue. Auch findet er es ganz in der Ordnung, daß Preußen mit Frankreich den berüchtigten Handelsvertrag abschloß und das 1853 mit Oesterreich und den Zollvereinsregierungen eingegangene Uebereinkommen brach. Er freut sich daß Oesterreich „in Schleswig-Holstein in die Falle ging", die Bismarck gelegt hatte, und sich 1866 mit Preußen und Italien zugleich verwickeln ließ.

Der preußische Neophyte der sich noch Erblandmarschall von Hannover schreibt, stoßt einige Seufzer aus, daß die Welfen aufgehört haben zu regieren. Daran sei aber der Prinz Karl von Solms schuldig welcher den blinden und schwachen König Georg von Hannover zur Betheiligung am Kriege gegen Preußen bewog, während er, Graf Münster, wenn man ihn gewähren ließ, die Neutralität von Preußen ausgewirkt hätte. Zum Ueberflusse hat er hintendrein eine eigene Broschüre zur Rechtfertigung seines Benehmens während der Katastrophe von 1866 erscheinen lassen. Allein wie konnte der König einen Mann anhören, dem Bundesstaat und Staatenbund Hirngespinnste deutscher Gelehrten sind, der statt eines Bundes eine Centralregierung errichten würde mit Reichsvertretung und einem Oberhause für die Fürsten, natürlich auch für Münster und Genossen!

Zuletzt folgt als Abschnitt IV ein Sammelsurium von politischen Gemeinplätzen und Binsenwahrheiten, gemischt mit mancher Ungereimtheit, wie z. B. England habe sich hinsichtlich des Territorialbestandes seit 1815 nicht verändert, während es doch neben anderen Erwerbungen in Asien, Afrika und Australien das ganze Pendschab und Sindh erobert und den Indus zum englischen Strome gemacht hat. Mit gutem Rath ist der Herr Graf überall bei der Hand. So soll England sich mit Rußland verständigen, denn Rußland meint es nicht bös; Rußland an Oesterreich die untere Donau überlassen, Preußen und Oesterreich miteinander ein Bündniß schließen; dann jagen alle Großmächte zur Ehre

Europa's die Türken nach Asien und bilden aus den befreiten christlichen Völkerschaften einen Föderativstaat. Für Italien hat er die besten Wünsche und Hoffnungen; die römische Frage werde sich nach dem Tode des Papstes Pius IX. lösen, meint er; über Recht oder Unrecht aber in dieser wichtigsten aller Fragen hat er kein Wörtlein zu sagen, denn er vermeidet mit sichtlicher Anstrengung jede Aeußerung über die katholische Kirche. Nur im Vorübergehen wirft er einen Stein auf Spaniens „schlechte Priester". Zum Alliirten hat Italien nach seiner Meinung nur Preußen, und „diese müssen fest zusammenhalten, es ist diese Verbindung das sicherste Mittel für das Gleichgewicht Europa's. So lange diese Mächte befreundet bleiben, ist eine Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich, die gefährlichste für die Ruhe Europa's, unmöglich."

So tritt Oesterreich immer wieder in die Combinationen des hannoverischen Erblandmarschalls störend wie Banquos Geist ein, und kaum hat er versichert, daß die Interessen Preußen und Oesterreich zusammenführen würden, so setzt er bei, „wenn sich Oesterreichs Blicke, und was wir noch mehr fürchten, Oesterreichs Intriken nicht wieder nach Deutschland wenden." Er findet eine Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich unnatürlich und ruft dennoch gleich darauf dem Herrn von Beust zu, er möge sich als österreichischer Minister nicht mit Napoleon III. verrechnen, wie er sich als sächsischer Minister mit Oesterreich verrechnet habe. Das eine Mal kann Frankreich den norddeutschen Bund nicht angreifen und hat auch keinen Grund dazu, auch würde Napoleon III. Alles aufbieten um einen Krieg zu vermeiden, das andere Mal wird Frankreich wieder gefährlich und durch den „Napoleonismus der Störenfried Europa's." Der Herr Graf vergißt darauf hinzuweisen, daß Napoleon III. und Bismark gemeinschaftlich in Biarritz den Krieg von 1866 zusammenbrauten und als dritten Störefried Italien beizogen. In olympischer Ruhe gedachte Napoleon III. dem Kampfspiele zuzusehen, und wenn die Deutschen müde seyn würden bis in's Mark, als

[redacted]

Schiedsrichter das Machtwort zu sprechen, die Kampfpreise auszuscheiden und sich selber den Dank am Rheine geben zu lassen.

Doch das Kriegsglück entschied durch einen großen Schlag, Oesterreich war gebrochen und weder Preußen noch Italien ließen sich von dem Kaiser der Franzosen einen Schiedspruch gefallen. So dankten sie ihm für seine Erlaubniß Oesterreich anzugreifen, und die halbe Welt lachte schadenfroh dazu, die Franzosen aber riefen in hellem Zorne, eine solche elende Rolle habe Frankreich seit Ludwig XV., welcher Polen von den drei Mächten theilen ließ, niemals gespielt. Wie sehr das zweite Kaiserthum erschüttert ist, beweist die Budgetdebatte des gesetzgebenden Körpers in der ersten Juliwoche; die ganz ergebene Mehrheit des gesetzgebenden Körpers votirte zwar das Budget, allein sie wagte es nicht das politische System des zweiten Kaiserthums zu vertheidigen, denn es ist von der öffentlichen Meinung verurtheilt. Die Franzosen sehen recht wohl ein, daß der norddeutsche Bund nur ein anderer Name für das neue preußische Reich ist, das 30 Millionen Seelen zählt und die stärkste Militärorganisation unter allen Staaten Europa's besitzt; sie erkennen in Preußen den bereits ebenbürtigen Rivalen Frankreichs und fürchten geradezu ein noch größeres Wachsthum desselben. Denn nach einem noch nicht ganz zweijährigen Bestande hat der norddeutsche Bund unläugbar an Consistenz gewonnen, hält die südwestlichen Staaten durch die Schutz- und Trutzbündnisse und noch mehr durch den Zollverein fest und trotz aller Antipathien der Bayern und Schwaben ist der förmliche Anschluß an den Nordbund nur eine Frage der Zeit, sofern nicht durch eine fremde Macht eine gewaltsame Auflösung der bereits geknüpften Bande stattfindet. Daß die Bildung eines Südbundes zur blanken Unmöglichkeit geworden ist, betheuern Minister und Demagogen um die Wette. Und es ist wahr; denn was für ein Bund ist zwischen Staaten möglich, die einem fremden Monarchen zur Heer-

folge verpflichtet und ihm den Oberbefehl über ihre eigenen Streitkräfte übertragen haben? Solche Staaten sind nur mehr Vasallenstaaten.

Der in Nikolsburg und Prag stipulirte süddeutsche Bund mit seiner internationalen unabhängigen Existenz wurde auch alsbald von Preußen als nicht stipulirt behandelt, denn in Art. XV. der norddeutschen Bundesverfassung heißt es ausdrücklich: „Der Eintritt der süddeutschen Staaten oder eines derselben in den Bund erfolgt auf den Vorschlag des Bundes-Präsidiums im Wege der Bundesgesetzgebung"; das ist doch gewiß eine Einladung durch die offen gehaltene Pforte einzutreten! Durch den neuen Zollverein ist die gemeinschaftliche indirekte Besteurung angebahnt wie durch das Zollparlament eine gemeinschaftliche Volksvertretung, und während sich Preußen ein Veto vorbehalten hat, haben die andern Regierungen dieses Souveränitätsrecht aufgegeben. Durch alle diese Thatsachen, wozu in neuester Zeit die Verpreußung des hessischen und badischen Militärs kommt, hat die norddeutsche Großmacht gezeigt, daß sie ihre Oberherrschaft über Süddeutschland weiter auszubilden entschlossen ist und es darauf ankommen läßt, ob der französische Kaiser „den berechtigten Einfluß und die Würde Frankreichs" beeinträchtigt glaube oder nicht. Gerade darum weil Frankreich auf die süddeutschen Staaten einen Einfluß zu üben versucht und Napoleon III. nur zu gerne den Rheinbund Napoleons I. durch einen Südbund erneuern möchte, ist Preußen genöthigt, die haltlos gewordenen Südstaaten unter seine Fittige zu sammeln. Dieselben haben keinen Rückhalt mehr an Oesterreich, das selbst einzustürzen droht, und wenn es sich auch erhält, durch Ungarn an einer nach Deutschland gerichteten aktiven Politik gehindert wird. Die Südstaaten haben daher nur die Wahl, ob sie von Frankreich protegirt oder Preußen untergeordnet seyn wollen.

Sieht nun der französische Kaiser einmal den deutschen Hohenzoller als den Gebieter eines Reiches von 38 bis 40

[redacted]

Millionen Seelen neben sich stehen, dann sind die stolzen Worte welche der Stratege Moltke im norddeutschen Reichstage aussprach, Wahrheit geworden. Die deutsche Militärmacht gebietet dann den Frieden, und die Ruhe Europa's ist nicht mehr von den Launen des französischen Volkes abhängig. Napoleon III. theilt die noch da und dort herrschenden Täuschungen über die Macht und Zukunft des neuen preußischen Reichs nicht, er rüstet gewaltig und kann nur mit Ingrimm der Rolle gedenken die ihn Bismarck 1866 spielen ließ, in Folge deren er nicht nur in Europa, sondern selbst in Frankreich sein Prästigium als Staatsmann und Krieger verlor und die Opposition gegen seine ganze Regierung, gegen das empire gleich einer Sturmfluth anschwellen sieht. Kann er einen Krieg wagen, von dem er gestehen müßte, derselbe müsse geführt werden um die Fehler wieder gut zu machen welche er, der Kaiser, allen Warnungen zum Trotz seit einer Reihe von Jahren, besonders aber 1866 beging? einen Krieg durch welchen er das von ihm erfundene Princip der Nationalität und des Selbstbestimmungsrechts der Völker todt schlagen müßte? Und doch kann Frankreich den bewaffneten Frieden nicht lange ertragen, denn in Wahrheit ist er eine beständige Kriegsdrohung, lähmt die produktive Arbeit und verkümmert das Leben der Völker. Die Franzosen haben nicht die Geduld einen solchen heillosen Zustand in die Länge zu ertragen und der Ausspruch: was du thun willst, das thue bald! gilt bereits dem Manne der sonst langsam und mit lauernder Vorsicht seinen Schlag vorbereitete und den Erfolg so wenig als möglich dem Glücke überließ.

[redacted]

XVI.

Maria Theresia's erste Regierungsjahre.

Dritter Artikel.

Der neue Friedensbruch des Königs von Preußen erzeugte in ganz Oesterreich, namentlich in Wien eine unbeschreibliche Erbitterung; auch die Ungarn rafften sich auf's neue zu energischen Anstrengungen auf und der Palatin Johann Palffy erließ einen von Haß und Rache glühenden Aufruf gegen die räuberischen Preußen und ihren treulosen König. Am tiefsten aber war Maria Theresia selbst von Abscheu gegen Friedrich II. erfüllt, der sie jedesmal in dem Augenblick räuberisch angriff, wenn sie sich am wenigsten gegen ihn gerüstet hatte. Ihre ganze Politik machte plötzlich eine durchgreifende Schwenkung, die dritte seit ihrem Regierungsantritt.

Zuerst war sie, wie Arneth gleich im Eingang des dritten Bandes hervorhebt, auf Erhaltung ihrer durch die pragmatische Sanktion garantirten Länder bedacht. Nachdem ihr aber der Breslauer Friede Schlesien definitiv entrissen hatte, warf sie sich mit ihrer ganzen Energie auf die Eroberung Bayerns, um hier einen Ersatz für Schlesien oder doch ein wichtiges Tauschobjekt bei den Friedensunterhandlungen in ihre Hand zu bekommen. Allein jetzt da der König von

Preußen den Breslauer Frieden treulos und muthwillig ge-
rochen hatte und auf's neue räuberisch in ihr Land einge-
rochen war, hielt sie mit ihrer ganzen Geistes- und Willens-
raft an dem Plane fest Schlesien zurückzuerobern und den
König von Preußen so energisch zu bekämpfen und so zu
emüthigen, daß es ihm unmöglich würde ihr in Zukunft
uf's neue zu schaden. Sachsen welches von Preußens Ehr-
eiz noch mehr als M. Theresia bedroht war, stimmte ihr
ei; aber die sächsischen Staatsmänner glaubten, unritterlich
enug, für die Theilnahme am Krieg gegen Preußen sich
on M. Theresia zum voraus bezahlen lassen zu müssen,
um Beweise wie sehr selbst die Freunde Oesterreichs sich
uf dessen Unkosten zu bereichern strebten. Die von der
Königin in Aussicht gestellte Erwerbung des schlesischen Für-
stenthums Krossen und Züllichau und den preußischen Lehen
in der Lausitz genügten den sächsischen Staatsmännern nicht;
sie kamen immer wieder auf das Begehren der Abtretung der
schlesischen Fürstenthümer Sagan, Glogau und Jauer zurück,
und die englischen Diplomaten zeigten sich auch hier ebenso
eindselig gegen Oesterreich und parteiisch für Sachsen wie
rüher bei den Verhandlungen mit Preußen und Piemont.
Maria Theresia wies die sächsischen Forderungen mit Ent-
schiedenheit ab, denn sie wollte nicht bloß einen Theil ihres
geliebten Schlesiens sondern das ganze Land mit ihren Erb-
staaten wieder vereinigen. Sachsen sollte eher durch preußische
Gebietstheile vergrößert werden, deßhalb erklärte sie das
Herzogthum Magdeburg, falls dessen Eroberung gelänge,
Sachsen vollständig zu gönnen, auch ansehnliche Subsidien
an Sachsen bezahlen zu wollen. Ganz richtig bemerkte sie
den ländergierigen Staatsmännern Sachsens, man möge doch
eher bemüht seyn den Bären wirklich zu erlegen, bevor man
über die Vertheilung seines Fells in Zwiespalt gerathe.

Endlich kam zu Warschau die Quadrupelallianz zwi-
schen Oesterreich, Sachsen, England und Holland zu Stande.
M. Theresia und die Könige August und Georg als Kur-

fürsten von Sachsen und von Hannover versprachen auf dem deutschen Reichstage gemeinschaftliche Sache zu machen und im Einvernehmen mit den drei geistlichen Kurfürsten und den übrigen wohlgesinnten Reichsständen über die geeigneten Mittel zu berathen, um Deutschland die Ruhe wiederzugeben und es vor Gefahr und Schaden zu bewahren. Sachsen erklärte gegen eine jährliche Subsidie von 1½ Millionen 30,000 Mann zur Vertheidigung Böhmens in's Feld stellen zu wollen; da es sich aber in diesem Vertrag zu nichts weiter anheischig machte, so hatte man auch jetzt wieder nur eine Defensiv-Allianz zu Stande gebracht, während es doch sowohl Maria Theresia als auch Sachsen selbst eigentlich um die Offensive, den Angriff auf Preußen und die Eroberung preußischer Länder zu thun war. Weil Sachsen auch nach Abschluß dieses Traktats auf der Forderung Sagan's, Glogau's und Jauer's bestand, M. Theresia aber nicht darauf einging, hatte Oesterreich durch den Warschauer Vertrag beim Lichte betrachtet nichts als ein werthloses Papier gewonnen.

Weit kräftiger als ihre sogenannten Alliirten sorgte die Vorsehung — oder wie man zu sagen liebt „das österreichische Glück" — für M. Theresia. Ihr hartnäckiger Gegner, der sich nicht gescheut hatte als Vasall französischer Marschälle in die österreichischen Erbländer einzubrechen, der zum Kaiser erhobene Kurfürst von Bayern wurde am 20. Januar 1745 von einem plötzlichen Tode hinweggerafft. Seine Genußsucht sowohl als die heftige Gemüthsaufregung in welcher er fortwährend lebte, da einerseits die an seinen Hof gezogenen Franzosen ihn mit Argusaugen bewachten, andererseits seine durch den Krieg zur Verzweiflung gebrachten Unterthanen ihn mit Bitten um Frieden bestürmten, und zugleich eine Hiobspost nach der andern ihm die neuen Fortschritte der österreichischen Waffen in der Oberpfalz meldete, hatten seine Lebenskraft zerstört, obwohl er noch nicht ganz 48 Jahre alt war. Sein Sohn und Erbe Max Joseph war ein Jüngling von 18 Jahren; unerfahren in den Regierungsge-

[redacted]

schäften war er der Hülfe anderer absolut bedürftig; deßhalb entstand ein wahres Wettrennen der sich befehdenden Parteien am bayerischen Hofe den jungen Fürsten für sich zu gewinnen. An der Spitze der österreichisch gesinnten Friedens-Partei stand die Kaiserin-Wittwe Marie Amalie, die Mutter des Kurfürsten, die zweite Tochter des Kaisers Joseph I.; ihre eifrigsten Anhänger waren Graf Preysing, der alte Feldmarschall Seckendorff und Freiherr von Unertel. An der Spitze der französischen Partei, die zugleich wegen der Allianz zwischen Frankreich und Preußen die preußischen Interessen verfolgte, stand Feldmarschall Graf Törring, der von einem unzählbaren Schwarm französischer und preußischer Diplomaten und Offiziere unterstützt wurde. Die Friedenspartei schien anfangs die Oberhand zu gewinnen, denn ihrem Rath folgend nahm der junge Kurfürst den Titel seines Vaters: „Erzherzog von Oesterreich und König von Böhmen" nicht an. Auch hatte die Ermahnung des sterbenden Vaters an seinen Thronerben, er möchte sich bestreben mit Oesterreich in Friede und Freundschaft zu leben, weil er dadurch sich und seinem Volk schwere Leiden ersparen würde, großen Eindruck auf den jungen Prinzen gemacht. Der päpstliche Nuntius in Wien erhielt den Auftrag den Wiener Hof von diesem politischen Umschwung in München in Kenntniß zu setzen, und M. Theresia ließ alsbald in einem Rundschreiben an alle Kurfürsten ihre Geneigtheit zum Frieden mit Bayern ausdrücken. Zugleich legte sie ihre Bedingungen den Seemächten vor, welche dieselben für annehmbar erklärten; auch der Kurfürst von Mainz billigte sie; nur der Kurfürst von Köln, ein naher Verwandter des bayerischen Hauses, und der Fürstbischof von Bamberg und Würzburg konnten es nicht ertragen daß Bayern auf seine glänzenden Hoffnungen, die es vor zwei Jahren gänzlich erfüllt glaubte, vollständig verzichten sollte; sie verlangten daß wenigstens die österreichischen Vorlande an Bayern abgetreten würden, wogegen M. Theresia außer Schlesien auch noch Krossen, die Lehen

[redacted]

in der Lausitz und Frankfurt an der Oder erhalten sollte (Arneth, III. 13).

Das längst ersehnte Ziel schien endlich erreicht zu seyn: Maria Theresia wurde benachrichtigt, sie möchte einen Bevollmächtigten nach Augsburg senden, um daselbst mit einem bayerischen Diplomaten die Friedenspräliminarien zu vereinbaren; in Innsbruck würden bayerische Pässe bereit liegen. Maria Theresia ernannte ihren Conferenzminister, den Grafen Colloredo zu dieser wichtigen Mission. Als aber dieser nach Innsbruck kam, fehlten die bayerischen Pässe und Colloredo sah sich getäuscht. In München hatte die Stimmung umgeschlagen; dem schlauen Franzosen Chavigny war es gelungen den Kurfürsten für Frankreich zu gewinnen und ihn sogar zur Annahme des Titels „Erzherzog von Oesterreich" zu bewegen. Maria Theresia folgte nun dem allein richtigen Grundsatz durch energische Kriegführung in Bayern den Frieden zu erzwingen. Während ein österreichisches Heer die Oberpfalz eroberte und gegen die Donau heranzog, begann Graf Batthyany als Oberfeldherr der österreichischen Truppen seine Operationen am Inn und die trefflichen Generäle Browne und Bernklau, die unter ihm standen, eroberten in raschem Siegeslaufe den größten Theil des bayerischen Stammlandes. Am 29. März 1745 ergab sich die 3000 Mann starke Besatzung von Vilshofen; Landau, Dingolfing und sogar das wohlbefestigte Straubing wurden von den Bayern und Franzosen, ehe die Oesterreicher ankamen, geräumt und eine Stellung hinter der Amper bezogen. Aber auch diese hielten sie nicht. Die Franzosen unter Graf Segur sammelten sich bei Pfaffenhofen, wurden aber von Batthyany am 15. April angegriffen und total geschlagen, so daß sie sich bis Lauingen zurückzogen. Der junge Kurfürst und die bayerischen Truppen flüchteten sich in die freie Reichsstadt Augsburg. So war in wenigen Wochen ganz Bayern wieder von den Truppen Maria Theresia's erobert und der junge Kurfürst hatte nun dieselbe Erfahrung wie

ter gemacht, daß nämlich die französische Hülfe nicht
nde sei Bayern gegen Oesterreichs tapfere Krieger zu
Die Friedenspartei gewann wieder Einfluß auf
vermochte es seine Flucht nach Frankreich zu ver-
wodurch ihm selbst viel Schimpf und Demüthigung,
Lande aber unendlich viele Leiden erspart wurden.
M. Theresia trotz ihrer Siege in Bayern die ur-
chen Friedensbedingungen nicht steigerte und auch
des Kriegs ihre Friedensgeneigtheit wiederholt am
tischen Hofe ausdrücken ließ, raffte sich der bedrängte
t endlich zu dem festen Entschluß auf, seinem Volke
eden zu geben. In Füssen an der Grenze Tyrols
die Unterhandlungen am 12. April eröffnet von
olloredo und dem bayerischen Bevollmächtigten Fürst
von Fürstenberg, dem Hofrath von Brandtner als
beigegeben war. Anfangs ging die Verhandlung
langsam, woraus Colloredo schloß daß es den Bayern
Frieden gar nicht ernst sei. Als sich aber die Fran-
us Bayern an den Rhein zurückzogen und die zer-
n bayerischen Truppen an einen Kampf gegen Oester-
ht denken konnten, erschien Graf Seckendorff in Füssen
d den bayerischen Bevollmächtigten zu größerer Eile
daß am 22. April 1745 die Präliminarien unter-
werden konnten. Ihr Hauptinhalt war folgender:
Theresia anerkennt den verstorbenen Kurfürsten Karl
von Bayern als deutschen Kaiser und seine Wittwe
serin; sie gibt dem gegenwärtigen Kurfürsten sein
der Ausdehnung zurück in welcher es sein Vater vor
1741 besessen hatte. Endlich verzichtet sie auf jede
chaltung welche sie etwa von Bayern zu fordern
ollte. Der Kurfürst hingegen entsagt für sich, seine
und Nachkommen allen der pragmatischen Sanktion
laufenden Ansprüchen auf österreichische Länder; er
keine hierauf bezüglichen Titel führen zu wollen und
vom deutschen Reich übernommenen Gewährleistung

[redacted]

der pragmatischen Sanktion bei. Er leistet ferner auf die in seinem Namen von den Franzosen eroberten Vorlande Verzicht und verspricht sich angelegentlich dafür zu verwenden, daß diese Landstriche von den französischen Truppen geräumt werden. Er anerkennt das Recht M. Theresia's zur Ausübung der böhmischen Wahlstimme und verpflichtet sich dahin zu wirken, daß ihr dasselbe nicht etwa wie im J. 1741 verkümmert würde; er erklärt, bei der nächsten Kaiserwahl seine Stimme dem Großherzog von Toskana zu geben. Bis zum Vollzug der Kaiserwahl soll Ingolstadt von neutralen, Braunau und Schärding aber von österreichischen Truppen besetzt werden, und der Landstrich am rechten Ufer der Salzach und des Inn, jedoch ohne dessen Einkünfte, im Besitz M. Theresia's bleiben. Alle mit Beschlag belegten Güter bayerischer Unterthanen werden ihnen zurückgegeben; eine allgemeine Amnestie soll erlassen werden und die Zurückstellung der confiscirten Güter, die Wiedereinsetzung in die verlornen Ehren und Würden hinsichtlich all derjenigen stattfinden, die nicht etwa um anderer Ursachen willen gefangen genommen oder verbannt wurden.

Aus dem Gesagten geht hervor daß der Friedensschluß für Bayern keineswegs schimpflich war. Der aus seinem Lande vertriebene Kurfürst hat gegen einige wohlfeilen Versprechen und gegen Verzichtleistung auf Titel und Ansprüche die theils unbegründet theils praktisch unausführbar waren, geradezu alles gewonnen was er auch bei dem glücklichsten Erfolg seiner Waffen hätte erreichen können. M. Theresia aber zeigte bei diesem Vertrag, daß sie wirklich friedliebend war und sich nicht scheute dem Frieden die empfindlichsten Opfer zu bringen. Mit edler Selbstverläugnung gab sie den Plan auf Bayern mit ihren Erbländern zu vereinigen, trotz der großen Vortheile welche diese Vereinigung Oesterreich gebracht hätte, und trotz der fünfzigjährigen Angriffe die Oesterreich von dem mit Frankreich alliirten Bayern zu erleiden hatte. Dennoch zeigte sich eine Partei am Münchner Hof mit den

[redacted]

Präliminarien unzufrieden und setzte alles in Bewegung den Kurfürsten von Bestätigung derselben abzuhalten; allein der absolute Mangel an Geld zur Hofhaltung, geschweige denn zur Fortsetzung des Kriegs, und das in dem jungen Fürsten noch nicht durch diplomatische Künste erstickte Gefühl für Treue und Glauben veranlaßte den Kurfürsten die Bestätigung zu ertheilen und am 2. Mai 1745 wurden die Ratifikationen des Friedens zu Salzburg ausgewechselt. Mit unendlichem Jubel wurde die Friedensbotschaft in ganz Bayern begrüßt, zum schlagenden Beweise daß schon damals wie auch in der Mitte des 19. Jahrhunderts nur eine kleine, aber um so rührigere und arrogantere Partei in der Umgebung des Souveräns die französischen und preußischen Interessen in München zu fördern suchte, während der Kern des ächten Bayervolks die durch Geschichte und Abstammung geforderte Freundschaft mit Oesterreich anstrebte. „Auf das halbe Jahrhundert, während dessen zwischen Oesterreich und Bayern, zumeist durch die Vergrößerungssucht zweier Kurfürsten hervorgerufen, entweder offener Krieg oder doch eine nur wenig verhüllte feindselige Spannung bestanden hatte, folgte nun ein noch längerer Zeitraum friedlicher und freundschaftlicher Beziehungen, wie sie den gleichartigen Verhältnissen der beiden benachbarten Länder, wie sie ihrer Stellung als Glieder der deutschen Staatenfamilie allein entsprechen. Kein bayerischer Soldat stand mehr einem Oesterreicher gewaffnet gegenüber, bis nicht Napoleons Machtgebot neuerdings Deutsche gegen Deutsche in den Kampf trieb“ (S. 28).

Während dieser Unterhandlungen mit Bayern ruhten die Verhandlungen Oesterreichs an den anderen Höfen keinen Augenblick. In England war der zum Grafen von Granville erhobene Lord Carteret gestürzt worden und Lord Harrington, ein Mann ohne große Energie aber von freundschaftlicher Gesinnung für M. Theresia erfüllt, stand nach ihm an der Spitze des neuen Ministeriums. Er wies die Friedensgesuche Friedrich's II. barsch ab, stimmte dem Plan

[redacted]

M. Theresia's bei Friedrich ganz Schlesien wieder zu entreißen, und arbeitete am Dresdener Hofe energisch für den Anschluß an Oesterreich. Er drohte sogar mit Entziehung der englischen Subsidien, wenn Sachsen seine Kriegshülfe gegen Preußen fortwährend verweigere. Es gab nämlich damals wie fast an allen europäischen Höfen, auch an dem sächsischen zwei sich bekämpfende Parteien; die eine suchte in Verbindung mit Frankreich dem Kurfürsten von Sachsen die deutsche Kaiserkrone zu erwerben und durch Frankreichs Vermittlung mit Preußen Friede zu machen, um dann gemeinschaftlich mit Preußen über Oesterreich herzufallen und es zu berauben. Zu dieser Partei gehörte sogar die Gemahlin des Kurfürsten und Königs August II. welche, obwohl geborne Erzherzogin von Oesterreich (erstgeborne Tochter Kaiser Josephs I.), doch den gehofften Glanz des Kaiserthums den Interessen ihres Stammlandes Oesterreich vorzog; ferner der allmächtige Günstling Graf Brühl, welcher als Minister des deutschen Kaisers eine noch glänzendere Rolle zu spielen hoffte als jetzt, da sein Herr bloß Kurfürst von Sachsen und machtloser König von Polen war. Die österreichische Partei war hauptsächlich vertreten durch Graf Flemming, den sächsischen Minister in London, und durch den Legationsrath von Saul, welcher als Bevollmächtigter Sachsens am Wiener Hof eifrigst gegen Preußen und Frankreich und zur Allianz mit Oesterreich und England hindrängte. Das hartnäckige Verlangen nach den schlesischen Fürstenthümern Sagan, Glogau und Jauer verzögerte stets die Unterhandlungen, bis endlich die Furcht der sächsischen Staatslenker zwischen zwei Stühlen niederzusitzen, die Drohungen Englands und die Fortschritte Oesterreichs in Bayern den Dresdener Hof veranlaßten, am 15. März 1745 den Warschauer Vertrag zu bestätigen und sich zum Krieg gegen Preußen zu rüsten. Aber auch jetzt gab Brühl seine geheimen Versuche nicht auf seinem Herrn die deutsche Kaiserkrone zu verschaffen, und gegen die Wahl des Großherzogs Franz, „weil er kein deutsches Land

[redacted]

besitze", zu intriguiren. M. Theresia hatte also an Sachsen einen nur durch die Furcht vor Preußen zum Bündniß mit ihr gezwungenen Waffengenossen, der sobald sich Gelegenheit bot, seine eigenen Interessen zum Nachtheil Oesterreichs verfolgte.

Ebenso war es mit der russischen Bundesgenossenschaft sehr unsicher bestellt. Maria Theresia hatte, nachdem der Zorn der Czarin Elisabeth wegen Marquis Botta's einigermaßen beschwichtigt war, den Grafen Rosenberg zu ihrem Gesandten in Moskau ernannt und ihm, um der Czarin ein Compliment zu machen, den Titel Großbotschafter gegeben. Dieser unterzeichnete am 3. November 1744 zu Moskau im Namen seiner Souveränin eine Erklärung in der Botta'schen Angelegenheit, welche zwar als zu weit gehend von Maria Theresia desavouirt, aber dadurch dem Hauptinhalte nach anerkannt wurde, daß die Königin am 30. Dezember 1744 ein Rundschreiben an ihre Gesandten erließ, worin sie ihren Abscheu vor den Thaten deren Marquis de Botta „beschuldigt" wurde, in scharfen Worten ausdrückte. Damit war die leidige Sache erledigt und der russische Gesandte kehrte nach Wien zurück. Der zum Großkanzler beförderte Bestuschew betrieb nun die russischen Kriegsrüstungen gegen Preußen mit großer Energie; er verlangte von M. Theresia zwei Millionen Rubel jährlicher Subsidien, um zu den vertragsmäßigen 24,000 Mann noch 40,000 Mann aufstellen zu können; denn Preußen müsse bedeutend verkleinert werden, so lautete die russische Parole. Da griff Friedrich, der die Eitelkeit der Czarin Elisabeth kannte, um die von Rußland drohende Gefahr zu beschwören, zu einem ebenso schlauen als wirksamen Mittel. Er machte sie, die Haltung eines Schutzflehenden annehmend, zur Schiedsrichterin Europa's, und flehte sie an dem von Kriegen zerrütteten Welttheil den Frieden zurückzugeben. Dadurch in ihrer Eitelkeit geschmeichelt nahm Elisabeth alsbald eine andere Sprache gegen Preußen an: Preußen dürfe nicht zu sehr in die Enge ge-

[redacted]

trieben werden, man müsse es schonen, um das politische Gleichgewicht in Deutschland und dadurch in Europa zu erhalten. Allerdings sank diese Sympathie der Czarin für König Friedrich bald wieder, als sie erfuhr daß dieser die Türkei zu einem Krieg gegen Rußland aufhetzte; allein für M. Theresia war die russische Allianz in dem Feldzug des Jahres 1745 ebenso unfruchtbar, wie die theuer erkaufte Allianz mit Sardinien, England und Holland. Ueberhaupt zeigte sich's damals ebenso eklatant wie in den vielen Kriegen des 19. Jahrhunderts, daß Oesterreich welches immer mit den schwersten Mühen und Opfern an Geld und Land sich Alliirte zu schaffen suchte, in der entscheidenden Stunde auf seine theuren Alliirten nicht rechnen kann, indem sie entweder gar nichts thun oder sich höchstens zum Schein und um den Preis der Allianz behalten zu dürfen, an dem Kriege betheiligen, so daß Oesterreich, wenn es nicht durch die Kraft seiner eigenen Völker den Sieg erringt, trotz aller Allianzen jedesmal zu einem nachtheiligen Frieden gezwungen wird. Es bestätigt sich dieser Satz auch an dem Feldzug den die sog. pragmatische Armee in dem J. 1745 in Belgien gemacht hat. Aus englischen, holländischen und hannöver'schen Truppen zusammengesetzt war diese Armee stark genug, um gegen Frankreich etwas tüchtiges auszuführen; allein da die Zahl der österreichischen Truppen bei derselben sehr gering war, indem die Königin ihre Streitkräfte gegen Preußen concentrirte, fehlte es derselben an einem festen und zuverlässigen Kern. Die aus verschiedenen nichtösterreichischen Völkern zusammengesetzten Truppen betrachteten den Krieg als eine fremde Sache; die Oberleitung des Heeres welche dem König von England zu Ehren dem Herzog von Cumberland übertragen war, besaß nicht Energie und Selbstvertrauen genug, um Einheit, rasche Beweglichkeit und Kriegslust in der buntgemischten Armee zu erwecken. So konnte der Feldzug nicht anders als höchst unglücklich ablaufen, zumal da Frankreich seinen besten Feldherrn, den Marschall von Sachsen, an die

Nordgrenze geschickt hatte, einen Feldherrn der alle Gewalt in seiner sichern Hand vereinigte, Offiziere und Soldaten mit festem Vertrauen auf sein Genie und sein Glück erfüllte und die Langsamkeit und Unentschlossenheit seiner Gegner durch rastlose Thätigkeit, Schnelligkeit und Sicherheit seiner Operationen beschämte.

M. Theresia kann für den unerhört schlechten Verlauf des niederländischen Feldzugs vom J. 1745 selbstverständlich nicht verantwortlich gemacht werden, da sie in richtiger Würdigung ihrer Feinde die Demüthigung des Königs von Preußen für die wichtigste Aufgabe ansah und hiezu ihre eigenen Truppen benützen wollte. Dadurch aber hat die sonst so ausgezeichnete Herrscherin persönlich zum schlechten Ausgang des dießjährigen Kriegs mitgewirkt, daß sie nicht den besten sondern den von ihr geliebtesten General mit dem Oberbefehl gegen Preußen betraute! Aus unüberwindlicher Vorliebe für ihren Schwager Prinz Karl übergab sie diesem das Obercommando über ihr schönstes und größtes Heer und die Leitung des über ihre ganze Zukunft entscheidenden Feldzugs gegen König Friedrich von Preußen. Der zweite kaum geringere Fehler war der, daß sie dem Prinzen Karl den Fürsten Lobkowitz, dem sie wegen seiner Unthätigkeit, wegen seines starren Eigensinns und hochfahrenden Wesens erst vor wenigen Wochen das Obercommando in Italien hatte abnehmen müssen, und der sich im J. 1742 vor Prag strafbare Nachlässigkeit zu Schulden kommen ließ, als Rathgeber an die Seite gab, dem edlen und hochverdienten Grafen Traun aber, welcher im vorigen Jahre als Rathgeber des Prinzen Karl am meisten zur Vertreibung der Preußen aus Böhmen beigetragen hatte, den Oberbefehl über das zum Schutze Frankfurts gegen französische Angriffe zusammengezogene Heer übertrug, ihn also von Böhmen und Schlesien wo die Entscheidung erfolgen mußte, an den Rhein entfernte und ihrem Hauptheere hiedurch gerade in den Tagen der dringendsten Gefahr den leitenden Geist und die reiche Erfahrung

[redacted]

ihres Heerführers entzog. Dazu kam daß das „alte Erbübel Oesterreichs, die Trägheit seiner Civil- und Militärbeamten und die dadurch herbeigeführte Verzögerung der Kriegsbereitschaft", ein Uebel welches sogar der energischen Natur M. Theresia's Trotz bot, auch in diesem Jahre 1745 sich in trauriger Weise geltend machte (S. 67). Der Oberfeldherr Prinz Karl aber besaß so wenig die für seine Stellung nöthige Thatkraft, daß er nach dem Beispiel der schlechtesten seiner Vorgänger die Concentrirung und Einübung der Truppen, die Herbeiführung der nöthigen Waffen und Vorräthe aller Art den untergeordneten Beamten welche gerade wegen der Abwesenheit des Oberfeldherrn um so nachlässiger waren, überließ und erst Ende April von Wien in's Hauptquartier nach Böhmen abreiste (S. 68). König Friedrich war schon im März bei seiner Armee in Schlesien erschienen, hatte alles zu dem Feldzug nöthige selbst angeordnet, durch seine lohnende und strafende Gegenwart nicht bloß seine Beamten sondern alle seine Unterthanen zu größter Thätigkeit angespornt und für alle Bedürfnisse seines Heeres in umfassendster Weise Vorsorge getroffen. Während er durch diese rastlose Thätigkeit die Schlesier mit Staunen erfüllte und auch durch Leutseligkeit viele derselben für sich gewann, überließ man sich in Wien der eiteln Hoffnung, die Schlesier würden aus Abscheu gegen das preußische Joch, sobald das österreichische Heer auf schlesischem Boden erschienen wäre, alsbald in Masse aufstehen und die Preußen aus ihrem Lande vertreiben.

Der traurige Unterschied zwischen der preußischen und österreichischen Oberleitung und Vorbereitung des Feldzugs mußte schon vor Beginn desselben bei nüchternen Beobachtern die der gerechten Sache den Sieg wünschten, düstere Ahnungen erwecken; in Wien aber und namentlich am Hofe der Königin überließ man sich einer unbegreiflichen Siegesgewißheit, welche mit der notorischen Furcht Friedrich's und seiner treuesten Anhänger vor den Ergebnissen des bevorstehenden Feldzugs in auffallendem Contrast steht. Friedrich's trefflich ge-

[redacted]

eer bestand aus 100,000 Mann, war von ihm
nandirt, hatte die besten Generäle und Offiziere
ifungen; das österreichische Heer dagegen zählte,
S. 69 nachweist, bloß 90,000 Mann aus den
mmen des sprachenreichen Oesterreichs. Darunter
jt weniger als 14,000 irreguläre Soldaten und
ichsen welche fast ein selbstständiges Heer bildeten,
waren sie mit der österreichischen Armee organisch
Also war Friedrich bei Beginn des Feldzugs
Beziehungen Oesterreich gegenüber im Vortheil.
jt ganz richtig (S. 70): „Es nöthigt eher ein
s Bewunderung ab und kann gewiß nicht als ein
n fast übermenschlicher Seelengröße angesehen wer-
ein so ausgezeichneter Feldherr wie Friedrich an
eines Heeres von mehr als 100,000 Mann treff-
eter und geübter Krieger einem keineswegs über-
inde gegenüber versichert, daß er lieber untergehen
hmloses Leben führen wolle; wenn er von vergeb-
ungsversuchen, von der Begrabung des preußischen
spricht und seine Lage mit der M. Theresia's im
vergleicht. Ja daß er es für nöthig findet, an dem
lchen nach seinem eigenen Zeugniß diese Fürstin
währte, den seiner Anhänger wieder aufzurichten,
vertrautesten Minister Podewils, wie uns von
Seite berichtet wird, bei dem Beginn des Krieges
zu Berge standen und er die Befürchtung aus-
das Haus Brandenburg komme nun die Periode
s: alles das erweckt den Gedanken, die um jene
selten auftauchende Behauptung, daß man in Preu-
r geringsten Umwölkung des Horizonts ebenso klein-
nach errungenem Siege übermüthig werde, sei nicht
Berechtigung gewesen."
em am 27. Mai 1745 die Vereinigung der Sachsen
terreichischen Armee bei Landshut in Schlesien statt-
atte, rückte Prinz Karl dem preußischen Heer das

bei Schweidnitz Stellung genommen hatte, entgegen und am Abend des 2. Juni sah er von den Höhen bei Freiburg das preußische Heer, von dem er nur noch wenige Stunden entfernt war. Nun aber überließ er sich, an das vorige Jahr da Friedrich in Böhmen stets vor den Oesterreichern zurückwich, zurückdenkend dem unglücklichen Wahn, Friedrich werde auch jetzt wieder einer Schlacht ausweichen, und wurde darin von einem wahrscheinlich von Friedrich erkauften Spion bestärkt der ihm berichtete, der König von Preußen wolle bis nach Breslau zurückweichen und unter den Kanonen dieses Platzes sich aufstellen. Anstatt sich also mit den Vorbereitungen zum Angriff zu beschäftigen, dachte Prinz Karl nur daran in einer ihm günstig scheinenden Stellung bei Baumgarten ein Lager zu beziehen. Am Morgen des 3. Juni versammelte er einen Kriegsrath welcher seiner Meinung beipflichtete, der König werde sich beim Anrücken der österreichischen Armee zurückziehen, und es sei gut sobald als möglich die Ebene zu gewinnen. In dieser Absicht führte Karl, als die Preußen fortan unbeweglich in ihrer Stellung verblieben, noch an demselben Tag um 3 Uhr Nachmittags das Heer in Schlachtordnung gegen Hohenfriedberg vor. Zwischen dieser Ortschaft und Eisdorf welches nordwestlich von Striegau liegt, nahm es für die Nacht seine Aufstellung. Die mannigfachen Vorkehrungen welche zur Deckung derselben noch mangelten, „dachte der Prinz am nächsten Morgen nachzuholen“ (sic).

Mit bewunderungswürdiger Klugheit hatte der König seine Absicht, die Verbündeten während ihres Vordringens aus dem Gebirge in die Ebene anzugreifen, dem Prinzen von Lothringen zu verbergen gewußt und ihn glauben gemacht, daß er nur an ferneren Rückzug denke. Ruhig hatte er am 2. Juni die Bewegungen seiner Gegner beobachtet; als er aber am 3. Juni gewahr wurde, daß sie in die Ebene vorrückten, sah er den geeigneten Augenblick zu raschem Handeln gekommen und setzte noch um 8 Uhr Abends sein Heer

en Striegau in Marsch. Zwischen dieser Stadt und dem
östlich von derselben gelegenen Dorfe Stanowitz war um
Uhr Nachts das preußische Heer in zwei Treffen aufge=
t. Die bewaldeten Höhen welche diesen Landstrich be=
utzten, waren bei Eisdorf und Pilgrimshain von den
chsen, nach Hohenfriedberg hin von den Oesterreichern be=
. Gegen die Ersteren als den in jeder Beziehung schwä=
en Theil beschloß Friedrich zunächst seinen Angriff zu
ten. Morgens 4 Uhr begann die Kanonade der Preußen,
gleicher Zeit vertrieb General Dumoulin schon im ersten
prall die Sachsen von den Höhen bei Pilgrimshain. Nur
sichtbar zeigte sich's in jeder ihrer Bewegungen, daß die
chsen völlig überrascht worden waren. Dennoch fochten sie
ht ohne Muth und manchmal sogar mit einigem Erfolg,
mentlich zeichnete sich die sächsische Cavallerie durch große
avour aus. Da aber die preußischen Angriffe sich mehr=
ls wiederholten und von der Artillerie kräftig unterstützt
den, mußten endlich die Sachsen das Schlachtfeld in eiliger
ht räumen. So war der linke Flügel des alliirten Heeres
dem Felde geschlagen, ehe noch das Centrum und der
Flügel, aus den Oesterreichern bestehend, überhaupt
Kampf kamen. Wenn kein anderer Bote so hätte doch
anonendonner den Prinzen Karl aus seiner Ruhe em=
recken und bewegen sollen, augenblicklich die nöthigen
eitungen zum Kampfe zu treffen. Er aber glaubte, die
n in Striegau würden von den Sachsen beschossen!
rüher als um 5 Uhr ward er inne was auf dem
Flügel seines Heeres geschah. Jetzt erst ergingen die
an die Truppen zu den Waffen zu greifen. Noch
nan an Sieg denken, wenn es gelänge den Preußen
nke Flanke zu fallen. Dazu bedurfte es aber rascher
ter Bewegungen und eben diese waren nicht Sache
ien. Statt an Schnelligkeit mit den Preußen zu
welche in vollem Lauf ihren Aufmarsch bewerk=
begnügte sich Karl ihnen durch Kanonenfeuer den=

selben zu erschweren; dann wollte er seine Reiterei zun
griff vorsenden. Diese that aber ihre Schuldigkeit nicht,
dern ließ sich durch das Striegauer Wasser aufhalten.
Leopold Daun hatte seine Leute in Gräben postirt un
pfing die anrückenden Preußen mit Gewehrfeuer und
Kartätschen; sie hätten zurückweichen müssen, wenn
nicht ihre Cavallerie welche sich an diesem Tage mit
bedeckte, zu Hülfe gekommen wäre. Bald fing die österrei
Infanterie und Cavallerie vor den mit gefälltem Baj
anstürmenden Preußen überall zu weichen an. Als nu
Prinz, um den Rückzug nicht in allgemeine Flucht au
zu lassen, zwei Armeecorps auf den Höhen von Hohe
berg aufstellte und Geschütze dort aufpflanzte, brach Fr
mit den errungenen Erfolgen zufrieden den Kampf ab.
8 Uhr Morgens war er vollständig Meister des Sch
feldes; die Oesterreicher hatten sich wie die Sachsen
Reichenau zurückgezogen. Das alliirte Heer hatte etwa 1
Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen ver
Friedrich's Verlust betrug ungefähr 5000 Mann.

Arneth spricht sich sehr freimüthig über die Ur
dieser schweren Niederlage des österreichischen Heeres
„Nicht an Tapferkeit, um so mehr aber an den übrige
ungleich schwerer wiegenden Eigenschaften gebrach es
denen der Ausgang der Schlachten gewöhnlich abhängt
Führung des Heeres muß in jeder Beziehung als eine
mangelhafte bezeichnet werden. Anfangs wurden auch
wöhnlichsten Vorsichten vernachlässigt, um die Stellu
Truppen gegen einen feindlichen Ueberfall zu sichern. A
selbe in der That erfolgte, fehlte es wieder an dem
Entschluß und an der raschen Ausführung der Maßr
welche allein noch größeres Unheil abzuwenden verm
Ueberall war die einheitliche Leitung zu vermissen.
Sachsen und die Oesterreicher schienen gar nicht Bestan
einer und derselben Armee, sondern zwei selbstständige
sammenhangslose Heerkörper zu seyn. Ja selbst in den

[redacted]

reichischen Abtheilungen allein machte sich der Mangel eines einzigen entschlossenen und durchgreifenden Willens empfindlich fühlbar. Fast ohne Befehle gelassen mußten die einzelnen Generäle, je nachdem ihre Truppen angegriffen wurden, auf eigene Faust, nach eigenem Ermessen kämpfen. Dadurch kam eine Unentschlossenheit, ein Schwanken in ihre Maßregeln, welches sich nur allzu leicht den Soldaten mittheilte und endlich die Niederlage entschied." Um so ungerechter, ja geradezu empörend war die Rechtfertigung des Prinzen Karl wegen dieser neuen Niederlage: wie jeder unfähige Oberfeldherr alter und neuer Zeit, so schob auch er die Schuld des Unglücks auf Andere und zwar auf die tapfern Soldaten der österreichischen Armee. In den herbsten Ausdrücken beklagte er sich über ihre Feigheit. Doch hatte er selbst diese nämlichen Truppen im Laufe des vorigen Jahres die bravsten Truppen der Welt genannt! Mußte nicht jeder unbefangene Beobachter die Truppen beklagen, die unter solcher Führung ihren wohlverdienten Kriegsruhm verloren?

Wenn der Himmel eingestürzt wäre, hätten M. Theresia und die Wiener nicht mehr überrascht werden können als durch die Unglücksbotschaft von Hohenfriedberg. Der 4. Juni 1745 machte auf Wien denselben erschütternden Eindruck wie der 3. Juli 1866. In beiden Feldzügen hatte Oesterreich das beste Heer und den vermeintlich besten Feldherrn gegen Preußen gesandt, um durch Besiegung dieses gefährlichsten und treulosesten Gegners und Nachbars einen dauerhaften Frieden sich zu erkämpfen, und beidemal zweifelte man weder in der Hofburg noch in der Stadt Wien an dem so heiß ersehnten Erfolg: um so bitterer, ja geradezu betäubend war die Enttäuschung. Als man endlich von dem ersten Schrecken sich erholt hatte und genauere Kunde von der Niederlage erhielt, entstand eine unglaubliche Erbitterung über die Oberleitung des österreichischen Heeres; nicht bloß Prinz Karl, sondern auch sein Bruder Franz wurde mit Schmähungen überhäuft. Der bloß niedergehaltene, aber nicht erstorbene

[redacted]

Haß der Oesterreicher gegen die zwei lothringischen Prinzen brach sich in den heftigsten Ausdrücken Bahn, und sogar die so verehrte Königin wurde wegen ihrer zähen Bevorzugung beider laut und bitter getadelt. So sehr man den Prinzen Karl schmähte, ebenso sehr pries man den König von Preußen; der allgemeine Haß gegen ihn verstummte und man bewunderte dessen rastlose Thätigkeit, Scharfsinn, Energie und Feldherrntalent. Selbst M. Theresia kam endlich zur Ueberzeugung, daß sie ihren Schwager bisher sehr überschätzt hatte; dennoch erlaubte es ihr souveränes Selbstgefühl nicht der öffentlichen Stimme ihrer Völker zu folgen und dem Prinzen das Obercommando abzunehmen. Jedoch sandte sie den Grafen Joseph Khevenhüller in das Hauptquartier nach Böhmen, wohin sich das österreichisch-sächsische Heer zurückgezogen hatte, und befahl ihm genau zu beobachten und ihr rückhaltlos die Stimmung der Soldaten und Offiziere gegen Prinz Karl mitzutheilen. Khevenhüller kam am 6. Juli im Lager bei Königgrätz an und überzeugte sich bald, daß Prinz Karl meistens mit ungeübten jungen Offizieren umgehe, den Rath der erprobten und tüchtigsten Männer entweder gar nicht anhöre oder doch nicht richtig und energisch ausführe, auch nicht die Gabe besitze das Heer in strenger Disciplin zu erhalten. Den Verlust der Schlacht habe der Prinz keineswegs der Feigheit der Truppen, sondern durchaus seiner eigenen Nachlässigkeit vor der Schlacht und seiner Unfähigkeit während derselben zuzuschreiben (S. 81). Khevenhüller berichtete pflichtgemäß alles nach Wien, aber die Räthe der Königin wagten es nicht ihr die ganze und volle Wahrheit über ihren geliebten Schwager vorzulegen. So blieb dieser auch fortan im Besitz des Oberbefehls!

Während Maria Theresia nach dieser Seite der menschlichen Schwäche in hohem Grad unterlag, zeigte sie sich darin wieder als kräftige Herrscherin, daß sie rascher als die Männer in ihrer Umgebung Vertrauen und Muth schöpfte. „So schmerzlich sie auch den Schlag empfand der sie getroffen hatte, so weit war sie doch davon entfernt, sich von dem-

[redacted]

selben zu Boden drücken zu lassen. Es ist schon mehrmals hervorgehoben worden, daß die Willenskraft der Königin, ihr unbeugsamer Muth niemals in glänzenderem Lichte sich zeigte, als wenn sie sich im Unglück befand. Solches war auch jetzt wieder der Fall. Nachdem sie die Nachricht von der Niederlage bei Hohenfriedberg empfangen hatte, beunruhigte nichts sie mehr als die Befürchtung, daß jetzt die Seemächte neuerdings den Abschluß des Friedens mit Preußen beantragen würden, und daß ihr Verbündeter, der König von Polen für diesen Gedanken gleichfalls gewonnen werden könnte.“ Ihre Furcht war nicht unbegründet: wie nach den Schlachten von Mollwitz und Chotusitz so waren auch die politischen Folgen der Schlacht von Hohenfriedberg für sie weit unheilvoller als der materielle Verlust. Sachsen zwar blieb in richtiger Erkenntniß der täglich wachsenden Bedrohung durch Preußen dem Bündniß mit Oesterreich treu, und antwortete auf die jetzt erst erfolgende Kriegserklärung Preußens gegen Sachsen mit dem Abschluß eines neuen Schutz- und Trutzbündnisses mit M. Theresia am 29. August 1745 und mit eifriger Verstärkung der sächsischen Truppen. England aber und Holland befolgten jetzt wieder genau ihre Politik von 1741 und 42. Das Ministerium Harrington war ebenso auf den ausschließlichen Vortheil Englands bedacht wie das Ministerium Granville; der Krieg gegen Frankreich erschien den englischen Staatsmännern als die Hauptsache und um diesen kräftiger führen zu können ohne England und Holland schwerer zu belasten, sollte M. Theresia ohne weiters, koste es was es wolle, mit ihrem nächsten und gefährlichsten Feind Frieden schließen und ihre Armee von Schlesien an den Rhein und nach Belgien schicken. Die Bestrebungen Oesterreichs und Englands gingen so weit auseinander, daß während die Königin England und Holland dringend ermahnt, die pragmatische Armee in den Niederlanden zu verstärken und mit eigenen Mitteln den Krieg gegen Frankreich kräftiger zu führen, indeß sie selbst ihr Heer gegen Preußen verstärkte, der englische Minister Harrington

[redacted]

der sich während des Sommers 1745 mit seinem König in Hannover aufhielt, mit dem preußischen Diplomaten Andrié und dem jungen Grafen Podewils in Unterhandlungen trat und am 26. Aug. 1745 in Hannover, ohne Wissen und Willen M. Theresia's, mit Preußen eine Convention abschloß, in Folge deren Oesterreich auf's neue Schlesien an Preußen abtreten und den Breslauer Frieden nach allen Punkten erneuern sollte; Sachsen wurde der Beitritt zum Frieden mit Preußen offen gelassen. Beide Paciscenten verpflichteten sich zur Geheimhaltung dieser Convention bis zum definitiven Friedensschluß.

Zu dieser in jeder Hinsicht ungerechten Behandlung M. Theresia's wurden die Engländer einerseits durch die Nothwendigkeit der Aufstellung eines größern Heeres gegen Frankreich, andererseits aber auch durch die sie in hohem Grad alarmirende Nachricht bewogen, der Prätendent Karl Eduard Stuart hätte sich auf französischen Schiffen nach Schottland eingeschifft, um die vielen Unzufriedenen daselbst um seine Fahne zu sammeln und das höchst unpopuläre Haus Hannover vom englischen Throne zu stoßen. In aller Eile zog England seine Regimenter aus den Niederlanden zurück und dadurch war allerdings die pragmatische Armee, wenn sie nicht durch österreichische Truppen ansehnlich verstärkt wurde, zu jeder Unternehmung gegen Frankreich unfähig gemacht. Trotzdem war M. Theresia unzugänglich für den Vorschlag Schlesien auf's neue definitiv an Preußen abzutreten, und diese Weigerung war sehr vernünftig. Denn Friedrich welcher der österreichischen Armee nach Böhmen gefolgt war, befand sich in höchst ungünstiger Lage: die österreichischen und sächsischen Truppen konnte er in ihrer stark befestigten Stellung nicht angreifen, ihm selbst aber fehlte es, weil die ungarischen Husaren ihm die Zufuhren wegnahmen, an Lebensmitteln für Mannschaft und Pferde, ebenso an Geld zum Sold für seine Soldaten, weßhalb viele seinen Fahnen entliefen. Es war keineswegs unmöglich, den König durch energische Offensive

[redacted]

der stark vermehrten österreichischen Armee in eine peinliche Lage zu versetzen. M. Theresia hoffte und wünschte es sehr und forderte wiederholt ihren Schwager dazu auf. Allein Prinz Karl war nun einmal nicht zum Feldherrn geschaffen und kam durch die stets dringender lautenden Briefe aus Wien in immer größere Verwirrung. Als vollends der König von Preußen in seinem Heere die Nachricht verbreitete, es sei zwischen Oesterreich und Preußen der Friede zu Stande gekommen, war er gänzlich rathlos und wandte sich, statt die erhaltenen Befehle zu vollziehen, um neue Instruktionen nach Wien. „Es schien fast, sagt Arneth S. 111, als ob Friedrich II. den gleichen Weg wieder betreten wollte, den er vier Jahre zuvor nach Abschluß der Kleinschnellendorfer Convention eingeschlagen hatte. Nachdem der König von den englischen Ministern das feierliche Versprechen der Geheimhaltung des mit ihm abgeschlossenen Vertrags gefordert hatte, verbreitete er sogleich in den Reihen seiner eigenen Armee die Nachricht, daß der Friede zu Stande gekommen sei. Dem Prinzen von Lothringen schlug er den Abschluß eines Waffenstillstands vor, bis ihm Befehle aus Wien zugekommen seyn würden. Jeglichen Kunstgriffs bediente er sich, um das Gehässige der Fortsetzung der Feindseligkeiten auf M. Theresia zu wälzen.“

Als Prinz Karl endlich mit seinem Heere nach Neustadt aufbrach, sah sich Friedrich genöthigt das rechte Ufer der Elbe zu verlassen und sich gegen Trautenau zurückzuziehen, auf welchem Marsche er beständig von der leichten österreichischen Reiterei verfolgt wurde. Bei Staudenz gebot er Halt. General Nadasdy welcher die österreichische Vorhut führte, machte den Prinzen am 23. September auf die überaus günstige Gelegenheit aufmerksam das preußische Heer, dessen rechter Flügel bei Burkersdorf stand und nicht gehörig gedeckt war, durch Ueberfall anzugreifen. Prinz Karl billigte den Vorschlag, war aber so entsetzlich langsam bei dessen Ausführung, daß erst am frühen Morgen des 30. September

[redacted]

die Oesterreicher bei Burkersdorf dem Feind gegenüberstanden. Da nun gerade an diesem Morgen Friedrich den Marsch nach Trautenau fortsetzen wollte und deßhalb sein Heer schon vor Sonnenaufgang marschfertig dastand, ergriff er auf die Kunde von der Nähe des Feindes sogleich die Offensive und ging durch kühne Entschlossenheit aus der Rolle des Angegriffenen in die des Angreifers über. So errang er einen vollständigen Sieg. Auch an diesem Tage lastet die größte Schuld der Niederlage auf dem österreichischen Heerführer, nicht auf seinen Offizieren und Soldaten; Arneth hebt mit rühmlichem Freimuth die großen Fehler hervor, welche Prinz Karl gemacht hatte. Gegen die Entschuldigung des Prinzen, ein dichter Nebel hätte den österreichischen Angriff verzögert, bemerkt Arneth: „Die von Prinz Karl aufgestellte Behauptung, es sei nothwendig gewesen das Verschwinden des dichten Nebels abzuwarten, wird kaum genügen das fast räthselhafte Benehmen desselben zu erklären. Gerade dieser Nebel, der es ihm möglich gemacht hatte seine Truppen völlig unbemerkt an das preußische Lager heranzuführen, hätte ihm auch den Angriff auf dasselbe wesentlich erleichtert. Und nach seinen eigenen Worten kann der Nebel schon darum nicht allzu dicht gewesen seyn, weil er selbst sagt, die Preußen seien das österreichische Heer ansichtig geworden und hätten allsogleich Alarm geschlagen. Wenn die Preußen die Oesterreicher sahen, so wird dieß wohl auch umgekehrt der Fall gewesen seyn, und der Ausführung des beabsichtigten Angriffs stand kein Hinderniß mehr im Weg. Aber dennoch unterblieb er und unbegreiflicher Weise warteten die Oesterreicher es ab, bis derselbe von den Preußen begonnen hatte“ (S. 116). Fünf Tage nach dieser Schlacht, von den Preußen die Schlacht von Soor genannt, setzte Friedrich den Marsch nach Trautenau fort und zog sich von da nach Schlesien zurück; er selbst eilte dann nach Berlin, um glänzende Siegesfeste zu feiern. M. Theresia ordnete eine strenge Untersuchung an, aber was sollte dieß helfen, „da ihr Niemand die allein richtige Maß-

[redacted]

regel — den Wechsel im Obercommando — vorzuschlagen wagte!" Diese Feigheit der Räthe der Königin, sowie ihre eigene grenzenlose Verblendung in Betreff ihres Schwagers macht einen überaus peinlichen Eindruck und hätte von Arneth noch energischer als er gethan, gerügt werden sollen.

Wenige Tage nach dieser neuen beklagenswerthen Niederlage des österreichischen Heeres erfolgte in Frankfurt ein Ereigniß welches die schwergeprüfte Königin mit großer Freude erfüllte, nämlich *die Krönung ihres Gemahls zum deutschen Kaiser* am 4. Oktober 1745. Die Kurfürsten von Mainz, von Trier und von Hannover (König Georg II. von England) waren seit dem Tode Karl's VII. für die Wahl des Großherzogs von Toskana, ebenso die deutsche Ritterschaft und das Volk welches einen deutschen, nicht einen von Frankreich aufgedrungenen Kaiser wie Karl VII. gewesen war, wünschte. Der in französischem Sold stehende Kurfürst Clemens August von Köln war als Glied des bayerischen Hauses ein Feind Oesterreichs, aber seit dem Frieden von Füssen zeigte er sich weniger feindselig und folgte in der Kaiserwahl seinem Neffen, dem Kurfürsten Max Joseph von Bayern. Da dieser bei dem Friedensschluß mit M. Theresia sich verpflichtet hatte, ihrem Gemahl seine Stimme zu geben, so wählte auch Köln denselben, so daß er nach langen Vorverhandlungen welche hauptsächlich durch preußische und französische Intriguen verlängert worden waren, endlich am 13. September 1745 mit sieben Stimmen zum deutschen Kaiser gewählt wurde. Dem allgemeinen Verlangen des deutschen Volkes entsprechend trat M. Theresia am 15. Sept. die Reise nach Frankfurt an und feierte von Wien bis Frankfurt einen ununterbrochenen Triumphzug. Ueberall wußte sie durch den Zauber ihrer Anmuth und herzgewinnenden Freundlichkeit die größte Begeisterung zu erwecken. Dazu aber konnte sie sich trotz alles Bittens und Drängens von Seite ihrer Minister und ihres Gemahls nicht entschließen, sich gleichzeitig mit diesem zur Kaiserin krönen zu

[redacted]

lassen. Sie entschuldigte sich mit ihrer Schwangerschaft; der wahre Grund aber war, wie Arneth S. 105 andeutet, ihre unüberwindliche Abneigung, nur als Gemahlin des Kaisers und daher im Rang diesem nachstehend sich mit einer bloß einen leeren Titel verleihenden Krone schmücken zu lassen, während sie selbst schon zwei Kronen trug welche sie zu einem der mächtigsten Herrscher Europa's machten. Die Krönung einer Kaiserin von Deutschland sei, soll sie zu ihrem Minister Ulfeld gesagt haben, nur eine Komödie welche sie keine Lust habe zu spielen. Allein obwohl sie sich nicht selbst krönen ließ, war doch die Begeisterung und der Jubel des zahllosen Volks am Krönungsfeste des Kaisers Franz ganz außerordentlich, wie alle Augenzeugen versichern. Am 16. Oktober trat das Kaiserpaar die Rückreise nach Wien an; mit herzlichster Freude begrüßten die treuen Wiener ihre Gebieterin welche sich von jetzt an „Kaiserin-Königin" nannte. Die Kosten dieser Krönungsreise wurden zu drei Millionen Gulden berechnet — wahrlich ein großes Opfer für den österreichischen Staatsschatz mitten in einem seit fünf Jahren dauernden Kriege!

Kaum in die Hofburg zurückgekehrt bedurfte die Kaiserin aller Kraft und Selbstbeherrschung, um sich gegen die Zumuthungen des englischen Gesandten Robinson in Wien mit gebührender Würde zu benehmen. Mit der derben Zudringlichkeit eines ächten Engländers bestürmte er sie auf Grund der Convention von Hannover mit Preußen Frieden zu machen und Schlesien zu opfern; er berief sich auf die Unwiderstehlichkeit der preußischen Kriegsmacht welche vier Siege über Oesterreich erkämpft hätte; England könne wegen des in Schottland um sich greifenden Aufstandes zu Gunsten des Prätendenten Stuart gegen Frankreich nichts unternehmen; Belgien und Holland aber seien für sich allein zu schwach sich der französischen Invasion zu erwehren, also sei es unumgänglich nothwendig österreichische Truppen gegen Frankreich zu schicken, da die Demüthigung Frankreichs nöthiger

[redacted]

i als die Preußens. So sprach der Engländer. Maria
heresia konnte kaum ihre Entrüstung über dieses selbstsüch-
ge Drängen Englands zurückhalten; bei ihrer Weigerung
it Preußen Frieden zu schließen lasse sie sich nicht von
aß oder Eigensinn, sondern von der Ueberzeugung leiten,
iß der König von Preußen, auf's neue im Besitz Schlesiens
sichert, in dem ersten Augenblick da die Grenze nicht durch
n österreichisches Heer bewacht wäre, dieselbe neuerdings
erschreiten würde. „Man will mich dazu zwingen, fuhr
: in schmerzlichster Erregung fort, mit Preußen Frieden zu
achen; ich aber widerstehe und werde widerstehen, so lange
) es nur immer vermag. Nicht daß ich etwa unversöhnlich
gen ihn wäre, aber die Ursache meiner Abneigung wurzelt
den gemachten Erfahrungen. Ich besorge, und nicht ohne
runt, daß ich mich niemals sicher fühlen kann, so lange
eser König so mächtig ist wie jetzt." (Vergl. 1866!)

Wer mag sich nun wundern, daß Maria Theresia theils
irch das rohe Drängen der Engländer auf diplomatischem
iege, theils durch ihre Unthätigkeit auf dem Kriegsschau-
itz gegen Frankreich tief gekränkt es lebhaft bedauerte, die
iedensanträge Frankreichs im Jahre 1742 abgewiesen zu
ben? Ihr Haß gegen Frankreich trat in den Hintergrund
: dem Gedanken, daß in ihrer unmittelbaren Nähe ein
itscher Fürst alle Mittel der List, des Vertragsbruchs und
: brutalen Gewalt benütze, um ihren und ihres ange-
mmten Reiches Untergang herbeizuführen. Ihr Gemahl
id Prinz Karl waren es hauptsächlich, welche in den
ihren 1742—44 den Frieden mit Frankreich verhindert
tten; denn diese lothringischen Prinzen trugen sich mit
n Gedanken ihr geliebtes Heimatland der Krone Frankreich
eder zu entreißen — natürlich mit Hilfe Oesterreichs, als
 dieser innerlich so heterogene und von außen so vielbe-
|dete Staat noch einer Vermehrung der politischen Ziele
durft hätte! Es entwickelte sich so gewissermaßen eine dop-
lte Politik an dem Hof Maria Theresia's, was die Ver-

[redacted]

legenheiten dieser Fürstin nicht wenig steigerte. Für die Versöhnung mit Frankreich sprachen und schrieben namentlich Bartenstein und der nachher so mächtige Graf Kaunitz, gegen Frankreich aber die zwei lothringischen Prinzen und die ganze englische Diplomatie.

Auch Frankreich hatte seit der Belagerung Prags neue Schritte gethan zur Aussöhnung mit Oesterreich; gleich nach dem Tode Kaiser Karls VII., für den Frankreich sozusagen moralisch verpflichtet war den Krieg zu führen, bot es die Hand zum Frieden; die Kunde vollends daß Friedrich von Preußen, Frankreichs Alliirter, kein Bedenken getragen habe mit England die Convention von Hannover insgeheim abzuschließen, daß also Friedrich jetzt zum zweiten Mal Frankreich preisgab, enthob auch die französischen Staatslenker aller Rücksicht auf Preußen und gab ihnen vollkommen freie Hand die Allianzen nach eigenem Interesse zu wechseln. Der geistreiche Chavigny vermittelte in München durch den sächsischen Gesandten die diplomatische Verbindung mit Oesterreich, in Frankfurt wurden, während Maria Theresia sich daselbst aufhielt, die Unterhandlungen fortgesetzt und in der zweiten Hälfte des November 1745 erhielt der tüchtige Kanzler von Böhmen, Graf Friedrich Harrach, den Auftrag in Dresden den Frieden mit Frankreich zum Abschluß zu bringen. Dieser Abschluß wurde jedoch einerseits durch neue Schwierigkeiten welche Frankreich erhob und in dem österreichischen Bevollmächtigten die Besorgniß erweckte, als sei es Frankreich gar nicht ernst mit dem Frieden und beabsichtige es blos Oesterreich schwer zu compromittiren, andererseits durch neue Kriegsereignisse verhindert, welche die Lage Sachsens und Oesterreichs wesentlich verschlimmerten und den Frieden mit Preußen zu einer traurigen Nothwendigkeit machten.

Es war nämlich nach langen Unterhandlungen zwischen den sächsichen und österreichischen Offizieren, zu denen sich auch viele Diplomaten gesellt hatten, ein neuer Operationsplan gegen Preußen festgesetzt worden, der noch vor Ablauf

[redacted]

des Jahres 1745 ausgeführt werden sollte. Die sächsische Armee unter General Rutowski, verstärkt durch ein österreichisches Armeekorps unter Graf Grünne, sollte die altpreußischen Provinzen angreifen und wo möglich Halle und Magdeburg zu erobern suchen; die österreichische Hauptarmee unter Prinz Karl sollte in die sächsische Lausitz und von da nach Schlesien vorrücken und dieses Land für Maria Theresia zurückerobern. Der ganze Plan wurde aber, wie man gewöhnlich annimmt, Arneth jedoch bezweifelt, durch den schwedischen Gesandten in Dresden dem König von Preußen verrathen. Wie dem seyn mag, Friedrichs eifrige und gutbezahlte Spione und Agenten in Dresden und im nördlichen Böhmen gaben ihm frühzeitig Kunde von den Bewegungen der sächsischen und österreichischen Truppen, weßhalb er von Berlin wieder nach Schlesien eilte und am 18. November bei seinem Heer in der Nähe von Liegnitz erschien. Durch wenige rasche Manöver gelang es ihm den Feldzugsplan seiner Gegner vollständig zu zerstören, beide Heere die im Anmarsch gegen ihn begriffen waren, zu trennen und den Prinzen Karl mit der österreichischen Armee nach Böhmen zurückzutreiben, wo er am 28. November bei Gabel ankam. Zu gleicher Zeit rückte der „alte Dessauer" mit dem bei Halle zusammengezogenen preußischen Heere von Norden in Sachsen ein, besetzte am 30. November Leipzig und breitete sich über Sachsen aus. In Dresden entstand namenlose Verwirrung, der König, Graf Brühl und eine Menge Einwohner flohen nach Prag, wo Maria Theresia sie mit größter Liberalität bewirthete, „obwohl sie das Geld zur eigenen Hofhaltung nicht aufbringen konnte" (S. 152). Als der erste Schrecken vorüber war, faßte die provisorische Regierung in Dresden wieder Muth und die um Dresden concentrirten sächsischen und österreichischen Truppen schienen wohl im Stande zu seyn die Hauptstadt gegen Preußen zu schützen. Auch war Prinz Karl nach Dresden geeilt und hatte seiner Armee den Befehl hinterlassen in Eilmärschen

[redacted]

aus Böhmen dahin zu rücken. Diese Stadt war somit der Mittelpunkt des ganzen Krieges geworden und es war in der That keine zu schwere Aufgabe der daselbst versammelten sächsischen und österreichischen Truppen, dem Siegeslauf der Preußen ein kräftiges Halt zuzurufen. Allein die fast vollständig getrennte Oberleitung des sächsischen und österreichischen Heeres machte auch jetzt wieder jeden Erfolg unmöglich, während bei den Preußen Energie und Uebereinstimmung alle Operationen begleitete. „Die österreichischen und sächsischen Feldherrn konnten vernünftigerweise auf nichts anderes ausgehen, als den Fürsten von Dessau vor seiner Vereinigung mit dem König von Preußen anzugreifen und zu schlagen. Hiezu war aber vor allem die rasche Verbindung des österreichischen mit dem sächsischen Heer unerläßlich. War sie bewerkstelligt, so mußte man allsogleich die Rolle des Angreifers übernehmen, statt sie neuerdings dem Feinde zu überlassen. Nichts von all dem geschah. In Folge der weiten Entfernung der Quartiere seiner Truppen versäumte es der Prinz, dieselben auf die erste Nachricht von dem Anrücken der Preußen zusammenzuziehen. Er wartete erst die Bestätigung der Botschaft ab und selbst als er sie erhielt, sandte er statt mit all seinen Streitkräften nach Kesselsdorf aufzubrechen, einen Generaladjutanten in das sächsische Lager. Nicht eher sollte derselbe zurückkehren, als bis er den Feind gesehen und verläßliche Kunde über seine Stärke und die Richtung seines Marsches zu bringen vermöchte." Während Prinz Karl wie immer und überall so auch hier durch seine Unentschlossenheit und Trägheit die besten Gelegenheiten verlor, war der Fürst von Dessau auf's eifrigste bemüht der Welt zu zeigen, daß sein hohes Alter weder seine Energie noch die Schärfe seines Feldherrnblicks abgestumpft hatte. Am 15. Dezember griff er das sächsische Heer und die österreichischen Truppen unter Graf Grünne in ihrer starken Stellung zu beiden Seiten der Straße von Freiberg nach Dresden mit stürmischem Heldenmuth bei Kesselsdorf an

[redacted]

errang einen blutigen aber um so erfolgreicheren Sieg.
geschlagenen Truppen flohen nach Dresden und Prinz
glaubte nichts eiligeres thun zu können als sämmt-
österreichische und sächsische Heeresabtheilungen von
den nach Pirna zurückzuziehen und die Hauptstadt den
ßen zu überlassen. Und doch war die österreichische
starmee gar nicht in's Gefecht gekommen und dem Armee-
des alten Dessauers an Zahl weit überlegen! Zu die-
Unglück kam nun, wie es bei geschlagenen alliirten
en gewöhnlich geschieht, erbitterte Feindseligkeit, indem
Sachsen den Oesterreichern vorwarfen von ihnen auf dem
achtfeld im Stich gelassen worden zu seyn, die Oester-
er aber behaupteten, die Sachsen hätten nicht tapfer
g gekämpft und ihre Ankunft nicht abgewartet.
Der österreichische Bevollmächtigte Graf Friedrich Har-
war gerade an diesem unheilvollen Tage in Dresden
kommen, war Augenzeuge der namenlosen Verwirrung
bst und mußte mit dem Heer noch am Abend nach Pirna
ehen. Er bekam aber alsbald von Wien den Befehl nach
den zurückzukehren und mit Preußen abzuschließen.
rich II. hatte nämlich schon vor diesem neuen Siege
sen den Frieden angeboten, auch mit Oesterreich schon
end Maria Theresia's Aufenthalt in Frankfurt Unter-
lungen anzuknüpfen versucht, war aber damals, weil
Königin den Frieden mit Frankreich vorzog, abgewiesen
en. Jetzt aber fürchteten die österreichischen Diplomaten
t mit Unrecht, Sachsen könnte durch seine fatale Lage
ungen einen Separatfrieden mit Preußen schließen; da-
ergriff Maria Theresia die dargebotene Gelegenheit mit
gefährlichsten und vom Glück so sehr begünstigten Feind
neuen Frieden zu machen. Am 22. Dezember kam
ach nach Dresden zurück, hatte an demselben Tage eine
erenz mit dem preußischen Minister Graf Podewils und
folgenden Tage eine Audienz bei König Friedrich der in-
hen gleichfalls nach Dresden gekommen war. Die Un-

[redacted]

aus Böhmen dahin zu rücken. Diese Stadt war somit der Mittelpunkt des ganzen Krieges geworden und es war in der That keine zu schwere Aufgabe der daselbst versammelten sächsischen und österreichischen Truppen, dem Siegeslauf der Preußen ein kräftiges Halt zuzurufen. Allein die fast vollständig getrennte Oberleitung des sächsischen und österreichischen Heeres machte auch jetzt wieder jeden Erfolg unmöglich, während bei den Preußen Energie und Uebereinstimmung alle Operationen begleitete. „Die österreichischen und sächsischen Feldherrn konnten vernünftigerweise auf nichts anderes ausgehen, als den Fürsten von Dessau vor seiner Vereinigung mit dem König von Preußen anzugreifen und zu schlagen. Hiezu war aber vor allem die rasche Verbindung des österreichischen mit dem sächsischen Heer unerläßlich. War sie bewerkstelligt, so mußte man allsogleich die Rolle des Angreifers übernehmen, statt sie neuerdings dem Feinde zu überlassen. Nichts von all dem geschah. In Folge der weiten Entfernung der Quartiere seiner Truppen versäumte es der Prinz, dieselben auf die erste Nachricht von dem Anrücken der Preußen zusammenzuziehen. Er wartete erst die Bestätigung der Botschaft ab und selbst als er sie erhielt, sandte er statt mit all seinen Streitkräften nach Kesselsdorf aufzubrechen, einen Generaladjutanten in das sächsische Lager. Nicht eher sollte derselbe zurückkehren, als bis er den Feind gesehen und verläßliche Kunde über seine Stärke und die Richtung seines Marsches zu bringen vermöchte.“ Während Prinz Karl wie immer und überall so auch hier durch seine Unentschlossenheit und Trägheit die besten Gelegenheiten verlor, war der Fürst von Dessau auf's eifrigste bemüht der Welt zu zeigen, daß sein hohes Alter weder seine Energie noch die Schärfe seines Feldherrnblicks abgestumpft hatte. Am 15. Dezember griff er das sächsische Heer und die österreichischen Truppen unter Graf Grünne in ihrer starken Stellung zu beiden Seiten der Straße von Freiberg nach Dresden mit stürmischem Heldenmuth bei Kesselsdorf an

[redacted]

und errang einen blutigen aber um so erfolgreicheren Sieg. Die geschlagenen Truppen flohen nach Dresden und Prinz Karl glaubte nichts eiligeres thun zu können als sämmtliche österreichische und sächsische Heeresabtheilungen von Dresden nach Pirna zurückzuziehen und die Hauptstadt den Preußen zu überlassen. Und doch war die österreichische Hauptarmee gar nicht in's Gefecht gekommen und dem Armeecorps des alten Dessauers an Zahl weit überlegen! Zu diesem Unglück kam nun, wie es bei geschlagenen alliirten Heeren gewöhnlich geschieht, erbitterte Feindseligkeit, indem die Sachsen den Oesterreichern vorwarfen von ihnen auf dem Schlachtfeld im Stich gelassen worden zu seyn, die Oesterreicher aber behaupteten, die Sachsen hätten nicht tapfer genug gekämpft und ihre Ankunft nicht abgewartet.

Der österreichische Bevollmächtigte Graf Friedrich Harrach war gerade an diesem unheilvollen Tage in Dresden angekommen, war Augenzeuge der namenlosen Verwirrung daselbst und mußte mit dem Heer noch am Abend nach Pirna entfliehen. Er bekam aber alsbald von Wien den Befehl nach Dresden zurückzukehren und mit Preußen abzuschließen. Friedrich II. hatte nämlich schon vor diesem neuen Siege Sachsen den Frieden angeboten, auch mit Oesterreich schon während Maria Theresia's Aufenthalt in Frankfurt Unterhandlungen anzuknüpfen versucht, war aber damals, weil die Königin den Frieden mit Frankreich vorzog, abgewiesen worden. Jetzt aber fürchteten die österreichischen Diplomaten nicht mit Unrecht, Sachsen könnte durch seine fatale Lage gezwungen einen Separatfrieden mit Preußen schließen; darum ergriff Maria Theresia die dargebotene Gelegenheit mit ihrem gefährlichsten und vom Glück so sehr begünstigten Feind einen neuen Frieden zu machen. Am 22. Dezember kam Harrach nach Dresden zurück, hatte an demselben Tage eine Konferenz mit dem preußischen Minister Graf Podewils und am folgenden Tage eine Audienz bei König Friedrich der inzwischen gleichfalls nach Dresden gekommen war. Die Un-

[redacted]

terhandlungen nahmen einen überaus raschen Verlauf, schon am 25. Dezember 1745 wurden die Präliminarien unterzeichnet. Die Ueberraschung Harrach's drückt sich in einem Schreiben desselben an Graf Ulfeld in Wien deutlich aus: „Die Negociation welche mir am meisten am Herzen lag (mit Frankreich) konnte wegen einer Unzahl von Zwischenfällen keinen Erfolg haben; diejenige aber welche ich verabscheue, gelingt in unglaublicher Weise“ (S. 163). Zu diesem raschen Abschluß des Friedens wurde Preußen hauptsächlich durch die Rücksicht auf Rußland gezwungen, denn die Czarin Elisabeth war entschlossen im Frühjahr 1746 mit 50—60,000 Mann regulärer Truppen und mit 20,000 Kosaken am Krieg gegen Preußen Theil zu nehmen, wodurch Preußens Lage allerdings weit ungünstiger geworden wäre.

Die Räthe Maria Theresia's, namentlich Graf Ulfeld, riethen ihr nun mit der Ratifikation der Dresdner Präliminarien so lange zuzuwarten, bis auch der Friede mit Frankreich zum Abschluß gekommen wäre. Allein die Kaiserin verwarf diesen Vorschlag, denn es schien ihr „daß ein solches Verfahren gar leicht dem Vorwurf der Unredlichkeit begegnen könnte.“ Freilich erwiderte man ihr, daß man ja auch gegen sie zu oft wiederholten Malen in ähnlicher Weise, ja noch ungleich ärger gehandelt habe. Aber in dem was Andere sich wider sie hatten zu Schulden kommen lassen, lag für Maria Theresia kein Beweggrund zu dem gleichen Verfahren (S. 165). Dieser Dresdener Friede war im Wesentlichen nur die Vollziehung der Convention von Hannover und eine Erneuerung des Breslauer Friedens und des noch im Jahre 1742 abgeschlossenen Grenzrecesses zwischen Oesterreich und Preußen. Friedrich anerkennt Franz I. als deutschen Kaiser und die Aktivität der böhmischen Kurstimme. Maria Theresia verspricht dagegen im Namen ihres Gemahls, daß er dem Könige von Preußen die gleichen Rechte und Privilegien wie den Kurfürsten von Sachsen und Hannover einräumen werde. Außerdem verpflichtet sie sich ihr Möglichstes zu

thun, damit alle Vortheile welche Kaiser Karl VII. dem Könige von Preußen bewilligt hatte, ihm auch von dem gegenwärtigen Kaiser zugestanden würden. König Friedrich und M. Theresia garantiren sich den Besitz ihrer Staaten, der Erstere jedoch nur hinsichtlich der zu Deutschland gehörigen österreichischen Länder. Sachsen, Hannover, Kurfürst von der Pfalz und das Haus Hessen-Kassel werden in den Frieden dessen Ratifikation schon binnen zehn Tagen vollzogen werden sollte, miteingeschlossen.

Der König von Preußen war es der zu diesem Frieden drängte, wie Arneth schlagend nachweist; falsch sind daher die so häufig verbreiteten Angaben, als hätte M. Theresia demüthig um diesen Frieden gebettelt und Friedrich ihn großmüthig gewährt. Der Schmerz der Kaiserin und ihres Volks über den Abschluß des Friedens war größer als über den Verlust einer Schlacht. Aber M. Theresia blieb auch jetzt ihrem entschiedenen Charakter treu: so sehr sie auch die neue Bestätigung der Abtretung Schlesiens schmerzte, so war sie doch fest entschlossen den Frieden unverbrüchlich zu halten. So wenig nun gesagt werden kann, daß Friedrich's Gegner M. Theresia und der Kurfürst von Sachsen als Sieger aus diesem von der Geschichte „der zweite schlesische Krieg" genannten Kampfe hervorgegangen seien, indem Sachsen tief gedemüthigt wurde, Maria Theresia aber ihr Hauptziel, die Wiedergewinnung Schlesiens nicht erreicht und zugleich Bayern verloren hatte; ebenso wenig kann und darf gesagt werden, Friedrich hätte seinen Zweck vollkommen erreicht. „Daß er den Krieg gegen M. Theresia hauptsächlich darum erneuerte, um seinen Staat auf Oesterreichs Kosten nochmals ansehnlich zu vergrößern, kann vernünftiger Weise jetzt nicht mehr bezweifelt werden. Dieser Plan war jedoch schon in Folge des ungünstigen Feldzugs des J. 1744 vollständig gescheitert. Und selbst wenn es wahr wäre, was jedoch nicht zugegeben werden kann, daß es dem Könige mehr noch als um eine Vergrößerung seines Gebiets um die Ausübung der Supre-

[redacted]

matie in Deutschland mittelst eines von ihm abhängigen Kaisers zu thun war, so wurde auch diese Absicht durch die gegen seinen Willen erfolgte Wahl des Großherzogs von Toskana zum deutschen Kaiser völlig vereitelt“ (S. 167).

Eine Hauptveranlassung zu diesem Frieden mit Preußen war der schlechte Stand der Sache Oesterreichs in Italien und Belgien. In Italien machte das französisch-spanische Heer, dem die wegen des preußischen Kriegs allzu sehr geschwächten österreichischen Truppen im offenen Feld keinen Widerstand leisten konnten, in den J. 1744 und 1745 beunruhigende Fortschritte und eroberte die wichtigsten Städte in Piemont und der Lombardei. Ebenso in den Niederlanden wo die schwache pragmatische Armee, so lange die Engländer im eigenen Lande einen gefährlichen Feind zu bekämpfen hatten, nicht einmal die belgischen und holländischen Festungen gegen das französische Heer zu schützen vermochte. Als aber die österreichischen Regimenter nach dem Abschluß mit Preußen auf dem italienischen und belgischen Kriegsschauplatze erschienen, nahm der Krieg schnell eine günstigere Wendung für M. Theresia. Dazu kamen im J. 1746 zwei für die Alliirten überaus wichtige Ereignisse: am 27. April 1746 wurde der Prätendent Stuart bei Culloden entscheidend geschlagen, die Gefahren des Bürgerkriegs in England waren nun beseitigt und die englischen Truppen konnten wieder nach Belgien zurückkehren. Sodann starb am 9. Juli 1746 König Philipp V. von Spanien, wodurch seine ehrgeizige und allmächtige Gemahlin Elisabeth, die Todfeindin der M. Theresia, ihren Einfluß auf die spanische Regierung verlor. Der neue König Ferdinand VI. zeigte weit weniger Interesse, für den Prinzen Don Philipp in Italien auf Kosten Oesterreichs ein Fürstenthum zu erobern. Aber auch für Frankreich war der Krieg schon längst gegenstandslos geworden: der eine seiner Alliirten, Karl VII., wegen dessen es sich zur Theilnahme am Krieg gegen Oesterreich hauptsächlich entschlossen hatte, war gestorben und sein Nachfolger mit Oesterreich versöhnt;

[redacted]

sein zweiter Alliirter aber, Friedrich von Preußen, hatte schon zum zweitenmal einen Separatfrieden geschlossen, und der Hauptzweck des ganzen Kriegs gegen Maria Theresia, die Zertrümmerung und Theilung der österreichischen Monarchie, hatte sich als unausführbar herausgestellt.

So waren nach und nach alle kriegführenden Mächte vom Verlangen nach Frieden erfüllt. Die ersten aber erfolglosen Unterhandlungen geschahen zu Breda 1746 und 1747; erst in Aachen kam ein vollständiger Friedenscongreß zu stande, zu welchem fast alle Staaten Europa's Bevollmächtigte sandten. Oesterreich war durch Graf Kaunitz der hier zum erstenmal an den großen Staatsgeschäften hervorragenden Antheil nahm, auf demselben vertreten. Nach langen Unterhandlungen und Intriguen kam es endlich am 18. Okt. 1748 zum Friedensschluß zwischen Frankreich, England und Holland; erst am 23. Oktober trat Kaunitz demselben bei. Das Benehmen Englands und Hollands war wie während des Kriegs so auch auf dem Congreß voll Egoismus und Rücksichtslosigkeit gegen Oesterreich. Diese gerechten Beschwerden über England legten den Grund zu der bald nachher erfolgenden totalen Veränderung der österreichischen Politik welche in Kaunitz sozusagen verkörpert war und ganz neue Allianzen hervorrief.

Der Verfasser schließt sein Werk mit einem ebenso wahr als ergreifend dargestellten Vergleich zwischen Maria Theresia und Friedrich II. (Bd. III. S. 396).

„Was den König von Preußen betrifft, so bewährte sich auch an ihm die unwiderstehliche Wirkung, von welcher in dem Urtheil der Menschen der Erfolg fast immer begleitet ist. Vor dem glänzenden Gelingen seiner kühnen Unternehmung auf Schlesien trat der Abscheu, mit welchem man seine ersten Schritte auf dieser Bahn betrachtet hatte, nach und nach in den Schatten. Was im Fall des Mißlingens seinem Namen für die Zukunft zur Schande gereicht hätte, wurde dem glücklichen Vollstrecker jener gewagten Entwürfe gar bald verziehen. Und

der kriegerische Lorbeer verhüllte nach kurzer Zeit schon dem Auge der Menge den häßlichen Makel, welcher seit dem ersten Eindringen des Königs in Schlesien, seit dem Bruch der Convention von Kleinschnellendorf und des Breslauer Friedens an Friedrich haftete ... Noch mehr als es ohnedieß schon der Fall gewesen, wurde von nun an Treue und Glauben, wurde das verpfändete Wort, die traktatmäßige Verpflichtung für nichts geachtet. Sogar Friedrich selbst empfand manchmal die nachtheiligen Wirkungen seiner Handlungsweise. Denn gerade ihm gegenüber trat dieser Mangel an Vertrauen am unverhülltesten hervor. Man pries ihn wegen seiner hervorragenden geistigen Begabung, seiner freisinnig klingenden Aussprüche, seiner genialen Entwürfe zur Förderung der Wohlfahrt seines Landes. Aber man fühlte doch, daß man es mit einem Mann zu thun habe, der alles dasjenige für nichts achtet was dem edleren Menschen als heilig gilt. Jedermann hegte die größte Bewunderung für sein Talent; zu seinem Charakter vermochte nicht leicht Jemand Zutrauen zu fassen."

„Wie ganz anders als Friedrich erschien doch in dem öffentlichen Urtheile Maria Theresia! Wie viel ungünstiger war ihre Lage, und wie viel günstiger die allgemeine Meinung über sie. Da waren keine glänzenden Erfolge und der Ruhm hervorragender Kriegsthaten fiel natürlicher Weise von selbst hinweg. Auch sonst war nichts vorhanden was die Menge anzieht und zu Lobpreisungen anspornt, keine Effekthascherei, keine schriftstellerische Kundgebung preiswürdiger Gedanken welche, wenn sie auch wie bei Friedrichs Antimacchiavell mit den eigenen Thaten in grellem Gegensatz stehen, doch niemals einen gewissen Eindruck verfehlen. Nichts von alledem war bei Maria Theresia der Fall. Und wie gewaltig äußerte sich doch die Wirkung welche sie durch ihre, man möchte sagen: schlichte und prunklose Größe sich selber unbewußt hervorbrachte. Wer vermochte es sich dem lebhaften Mitgefühle mit der jungen und in Schönheit strahlenden Fürstin zu verschließen, welche mit unbeugsamer Standhaftigkeit einer Schaar übermächtiger Feinde gegenüber trat, auf Gott vertrauend, auf ihre Völker und auf ihr gutes Recht? Wer konnte die tiefe Religiosität von welcher

[redacted]

Maria Theresia durchdrungen war, ihr strenges Festhalten an dem gegebenen Worte, die stets sich gleich bleibende Befolgung der Grundsätze der Ehre und der Treue anders als mit Bewunderung betrachten? Wen mußte nicht ihre nie rastende Sorgfalt für das Wohl ihrer Länder, ihre Selbstaufopferung im Dienste des eigenen Staates mit ungetheilter Anerkennung erfüllen? Und besaß sie nicht, um das schöne Bild zu vollenden, die Tugenden der edlen Frau, der liebenden Gattin, der sorgenden Mutter im reichlichsten Maße?... Jene Frau welche damals, obwohl sie nicht als Siegerin aus dem langjährigen Kampfe um das Erbe ihres Vaters hervorging, nicht so sehr mit dem Ruhm ihrer Thaten als mit dem Ruhm ihrer selbst die Welt erfüllte — das war Maria Theresia."

XVII.

Zeitläufe.

Streiflichter auf die sociale Bewegung der letzten Monate.

II. Die Vertiefung und Verbreitung.

Also „neue Grundsätze des Rechts und der Moral" hat die social-demokratische Vertretung im norddeutschen Reichstag haben zu müssen erklärt. Und woher soll diese geistige Basis kommen auf der die Gesellschaft zu Gunsten der unterdrückten Volksklassen anders und neu aufgebaut werden muß? Von allen bis jetzt bekannten und zur Bildung der Societät thätigen Systemen auf dem Gebiet der Religion, der Philosophie, der Politik kann keines die benöthigten neuen Grundsätze liefern oder mit denselben vereinbart werden; denn alle diese Lebensmächte in der civilisirten Welt sind bis jetzt vom

[redacted]

Princip der „Freiheit des Willens" ausgegangen, und dieses Princip führt unter allen Umständen zu der „Lehre von einer Autorität", das ist zu der Anerkennung von irgend etwas Gegebenem als unantastbarer Thatsache. Darin liegt aber ein offenbarer Widerspruch mit der Benöthigung neuer Grundsätze des Rechts und der Moral; die letzteren können nur als unbedingt und voraussetzungslos in's Leben treten.

So schreibt die Feder eines russischen Radikalen aus der Seele eines französischen Socialisten-Führers und das Hauptorgan der bürgerlichen Demokratie in Deutschland druckt diese Sätze ohne Reserve nach. Sie sind das Bekenntniß der „europäischen Socialdemokratie", welche jüngst auch beim Wiener Schützenfest ihre überraschende Macht entfaltet hat. Unter ihrem Banner stellt sich die gesammte Masse der „Internationalen Arbeiter-Association", deren Hauptkirche in Genf über alle Länder diesseits und jenseits des Oceans ihre Filialen verbreitet hat, in Schlachtordnung auf gegen alle anderen religiösen und politischen Parteien oder, wie Hr. Bakunin in der Berliner „Zukunft" sagt, „gegen die von nun an abgelebte Menge der Invaliden des Theologismus, des Privilegs, der anti-socialistischen Demokratie und der transcendentalen Politik." Denn alle diese Parteibildungen gehen von der Freiheit des Willens aus; sie sind „Spiritualisten", während nur der „wissenschaftliche und humanitäre Materialismus welcher von der sowohl in der Gesellschaft wie in der Natur wirkenden Nothwendigkeit ausgeht", vorurtheilslos und radikal genug ist um auf ganz neuen Grundsätzen des Rechts und der Moral die Gesellschaft umzugestalten.

Neu ist an dieser Lehre freilich nichts als ihre feierliche Recipirung in den Kreisen der bürgerlichen Demokratie Deutschlands. Im Uebrigen beruft sich Hr. Bakunin selbst in der Berliner „Zukunft" auf Proudhon als den großen und wahren Meister aller Eiferer für neue Grundsätze des Rechts und der Moral. Es ist wohl kein Zufall, daß der

[redacted]

Präsident des „allgemeinen deutschen Arbeiter-Vereins" sich 1861 durch eine Schrift bekannt gemacht hat, worin er das bürgerliche Strafgesetzbuch als ausreichenden Ersatz des abgelebten Glaubens an Gott und Unsterblichkeit erklärte*). Der Lassalleanismus nicht nur sondern auch die gesammte Arbeiter-Bildung nach den Recepten des Hrn. Schulze trug von Anbeginn materialistische Farbe. Neu aber ist der Umstand, daß jetzt auch die Spitzen der bürgerlichen Demokratie auf eine Lehre eingehen, vor welcher endlich auch das letzte große „Vorurtheil" in den bestehenden Gesellschaftszuständen hinfällig werden muß, das Princip des absoluten oder, wie Hr. Bakunin in dem Berliner Organ sagt, des „erblichen Eigenthums."

Hier stehen die modernen Herkulessäulen, wo sich für den Liberalismus und dessen Fortschritt schlechterdings die Wege scheiden. Sobald die Heiligkeit des Eigenthums in Frage kommt, da geht nichts mehr mit von Allem was Fortschritt heißt. Nichts im Himmel und auf Erden stand noch als heilig und unangefochten da vor der liberalen Kritik, nur das absolute Eigenthum bildete die einzige Ausnahme; mit allen andern „Vorurtheilen" sollte aufgeräumt werden, nur in der Lehre vom Eigenthum sollte auch nicht einmal der Argwohn eines Vorurtheils zulässig seyn. Soweit war auch die Allianz der Socialisten und Materialisten der Bourgeoisie willkommen, als es galt jede christliche und kirchliche Idee niederzuarbeiten; für das Eigenthum als ein vermeintliches Vernunftgebot glaubte sie ja doch nicht fürchten zu dürfen. Als im vorigen Jahre eine Beschwerde aus St. Etienne an den französischen Senat gelangte, über die abnorme Thatsache daß die Werke Proudhons, Fouriers, Considérants ꝛc. in die auf Gemeindekosten unterhaltenen Volksbibliotheken aufgenommen seien: da hielt der voltärianische Senator Saint-Beuve für die angeklagte Literatur eine große Schutzrede über welche alle Organe des „modernen Geistes"

*) Histor.-polit. Blätter Bd. 49. S. 855.

[redacted]

entzückt waren*). Als aber vor Kurzem in Paris der Buchbindergeselle Varlin vor dem Zuchtpolizei-Gericht seine „große Parlamentsrede des vierten Standes“ hielt, worin er die Bourgeoisie aufforderte daß sie, um schwerere Katastrophen zu vermeiden, zu Gunsten des vierten Standes abdanken solle: da haben alle liberalen Organe diesen Vorgang — verschwiegen**).

Der Liberalismus hat freilich guten Grund jede Art von Diskussion des neuen Rechts und der neuen Moral auf's Aeußerste zu scheuen. Denn von seinem System würden die neuen Rechts- und Sittlichkeits-Ideen auch nicht Einen Stein auf dem andern lassen; zu seinem Geiste bildet die neue Lehre so sehr den diametralsten Gegensatz, daß sich viel eher noch zwischen ihr und der katholischen Lebensanschauung Berührungspunkte finden, aber nicht Einer mit dem modernen Liberalismus. Ja, in mehr als Einem Falle erhebt sich die Dogmatik des vierten Standes unwillkürlich aber wie gerufen zur Vertheidigung von altkirchlichen Disciplinen, deren sociale Berechtigung der moderne Liberalismus mit dem giftigsten Hasse verwirft. So ist es z. B. der Fall in der Frage vom Wucher und den Wucherzinsen. Namentlich und in besonders merkwürdiger Weise tritt dieselbe Erscheinung in dem Streit wegen der Sonntagsarbeit und der Zahl der kirchlichen Feiertage hervor. In beiden Fällen steht die sociale Demokratie auf kirchlicher Seite, freilich nicht weil, sondern obgleich, und bloß aus rationellen Gründen. Aber wie Dem sei: von ihrem Standpunkt aus behauptet sie gegen den modernen Liberalismus steif und fest, daß in diesen Dingen die kirchliche Anschauung allerdings correkt und vollkommen berechtigt sei, und daß dieselbe im Interesse des arbeitenden Volkes heute noch festgehalten werden müsse, wenn auch nicht aus übernatürlichen Motiven.

*) Allg. Zeitung vom 30. Juni 1867.

**) Allg. Zeitung vom 27. Mai 1868.

[redacted]

In Berlin ist jüngst die Frage von der Sonntags-Arbeit geradeaus zum Kriterium zwischen den literarischen Anhängern der liberalen Bourgeoisie und der socialen Demokratie geworden. Die „Volkszeitung“ als Organ für Jedermann im Volke hatte sich auch in diesem Punkte auf die Seite der Arbeiter gestellt, dafür hatte die „Staatsbürger-Zeitung“ sie des Abfalls vom System des Liberalismus bezüchtigt. Das letztere Blatt forderte das erstere auf: klipp und klar die Frage zu beantworten, ob es den Principien der Freiheit entsprechend sei, wenn man einen Staatsbürger zwingt an einem gewissen Tage der Woche nicht zu arbeiten? Je nachdem die „Volkszeitung“ mit Ja oder Nein antworte, werde man erkennen, „ob sie noch ein liberales oder ein illiberales Blatt sei.“ Das Organ der Arbeiter-Partei stimmte der Interpellation bei; freilich in ganz anderm Sinne.

Denn allerdings sei die Forderung daß die Sonntags-Arbeit nicht geduldet werde, vom Standpunkt des bürgerlichen Liberalismus und der bürgerlichen Freiheit verwerflich und falle Jeder der sich in diesem Betreff der Forderung der Arbeiter anschließe, vom bürgerlichen Liberalismus ab. Wir aber, fährt der social-demokratische Moniteur fort, „wir haben längst jene von der Bourgeoisie proklamirte und heilig gehaltene Freiheit als eine falsche, als ein Lug- und Scheingebilde erkannt.“ Daß es wirklich so sei, zeige sich gerade auch in diesen immer wiederkehrenden Versuchen den Arbeitern den einzigen Ruhetag zu nehmen, der ihnen durch die Macht einer Jahrtausende alten Gewohnheit noch gerettet sei. „Das Capital, so lange es die Arbeitskraft ausbeuten will, muß wenigstens so viel abgeben, daß die Inhaber der Arbeitskraft, die Arbeiter, existiren können, wenn auch noch so nothdürftig. Mehr aber gibt es nicht her. Wenn demnach wöchentlich sieben Tage gearbeitet wird, stellt sich mit der Zeit der Lohn so, daß für die sieben Tage zusammen nicht mehr gezahlt wird wie früher für sechs Tage oder, mit andern Worten, der Taglohn wird geringer. Das

[redacted]

Capital und die Capitalpresse fordern dieß schöne Ergebniß im Namen der Freiheit der Arbeit."

Es ist demnach ganz correkt, wenn der Liberalismus als Bourgeoisie- und Capital-Politik von ihren Dienstbaren jeden Tag ohne Ausnahme Arbeit fordert, und ebenso muß correkterweise die sociale Demokratie in möglichst vielen arbeitsfreien Ruhetagen das Interesse der Arbeiter erkennen. „Es ist eine Unwahrheit, wenn die liberale Oekonomie behauptet, durch Aufhebung der vielen Feiertage sei die Lage des Volkes besser geworden; sie hat sich vielmehr dadurch erheblich verschlechtert. Hingegen ist es richtig, daß die Besitzenden durch die Aufhebung der Feiertage sehr viel gewonnen haben; sie gewinnen die Erzeugnisse der Arbeit all der Millionen die an den früheren Feiertagen jetzt arbeiten müssen. Der Nationalreichthum ist gestiegen; aber dieser Nationalreichthum ist nur in wenigen Händen, nicht im Volke" *). So macht das Organ des vierten Standes den durchgängigen Gegensatz zum modernen Liberalismus klar.

Bald darauf bewies sich der Rationalismus des Frei-Gemeindethums als ächte Ausgeburt des modernen Liberalismus, indem Uhlich's „Sonntagsblatt" einen heftigen Schmähartikel gegen den katholischen Klerus in Schlesien veröffentlichte, weil der dortige Klerus den Leuten die Fabrikarbeit an den Wochen-Feiertagen verbiete. Der Berliner „Social-Demokrat" hingegen äußerte mit dürren Worten: „Es freut uns, wenn die katholische Geistlichkeit in Schlesien in dieser Sache kräftig vorgeht." Den Uhlichianern ertheilt er unter wiederholter Darlegung der Perfidie welche der liberalen Zumuthung zu Grunde liege, folgende verständliche Weisung: „Also keinen Schwindel, Ihr Herren von den freien Gemeinden! Steigt der Pfaffenschaft auf's Dach, so viel Ihr wollt. Wenn ihr aber den Geldsack auf den Altar setzen wollt, so rufen wir euch im Hinblick auf die Capitalwirthschaft die-

---

*) Berliner Social-Demokrat vom 31. Mai, vergl. 10. Mai 1868.

[redacted]

selben Worte entgegen, die Ihr gegen die Herrschaft des Pfaffenthums ausruft: Millionen unter solche Joche gebeugt — es ist ein Gedanke der wohl jeden wackeren Menschen anspornen sollte mitzuhelfen, um die Welt von ihrer eigenen Dummheit zu erlösen" *).

Die Sache steht somit wie folgt: der moderne Liberalismus mag je nach den Umständen die christliche Dogmatik als ein Ding für sich dahingestellt seyn lassen; er kann und wird aber nie und nimmer zugeben, daß die Kirche an irgend einem Punkte von richtigen socialen Principien ausgegangen sei. Die sociale Demokratie, trotz ihrer vollendeten Gottlosigkeit, bekennt sich nicht nur in Einzelheiten zu den gleichen socialen Principien mit der Kirche, sondern sie gesteht auch der Kirche die ursprüngliche bessere Tendenz im Allgemeinen zu. So hat Herr von Schweizer in seiner Rede bei der Generalversammlung zu Erfurt am 26. Dec. 1866 geäußert: „Lange Zeit — es wäre ungerecht es zu läugnen — lange Zeit ist auch die Kirche Christi ihrem Meister gefolgt, lange Zeit war sie eine treue und gute Mutter und Schützerin der Armen und Unterdrückten. Auch gab die Kirche damals — was freilich heute und nach unseren Begriffen entbehrlich werden kann, damals aber doch ein Vortheil war — den Gemüthern den Trost einer bessern Welt im Jenseits und dieser Trost senkte sich labend in manches kummervolle Herz wie der Thau auf die lechzende Blume. Aber der christlichen Religion war es nicht möglich das Uebel zu heben, sie hat im Großen erfolglos gegen die Bosheit und das Verderbniß gekämpft, den großen Gegensatz vermochte sie nicht zu heben."

Der moderne Liberalismus hingegen wollte den großen Gegensatz nicht heben; vielmehr zielt sein ganzes System dahin ab den Gegensatz zu verewigen. Daher gibt es nicht einen einzigen Punkt wo die sociale Demokratie dem Liberalismus zugestehen könnte, daß er von richtigen socialen Prin=

*) Berliner Social=Demokrat vom 5. Juli 1868.

[redacted]

cipien ausgegangen sei; wie es umgekehrt vom liberalen Standpunkt aus unmöglich wäre, der Kirche ein sociales Leumundszeugniß wie Hr. von Schweizer auszustellen. Die Social-Demokratie benimmt der liberalen Verkörperung in der Bourgeoisie das Verdienst nicht, die alten historischen Mächte, mit Einem Worte die Autorität der gegebenen Ordnung, dereinst durch blutige Revolutionen gestürzt zu haben; aber sie habe es nur gethan um sich selbst auf den unumschränkten Thron zu setzen und ihr Classen-Interesse als unantastbare Autorität aufzustellen bis an's Ende der Tage. Das war nun allerdings der wirkliche Hergang, und darum hat sich auch die Kirche stets und auf allen Punkten mit den Principien des modernen Liberalismus im Widerstreit befunden.

Es ist Thatsache daß die Bourgeoisie oder der moderne Liberalismus in ihrem Namen in den vorgeschrittenen Ländern Europa's allmählig anfängt mit seinen Ansprüchen es etwas wohlfeiler zu geben. In richtiger Ahnung des kommenden Sturms beginnen die liberalen Organe Wasser in ihren Wein zu schütten; sie stellen ihr System nicht mehr mit der schroffen Rechthaberei und dem duldungslosen Absolutismus hin, den wir von diesen neuen Islamiten unmittelbar vor und nach dem Jahre 1848 gewohnt waren. Nur in Oesterreich sind die Verhältnisse noch so unentwickelt und pueril, daß dort der moderne Liberalismus sich eben jetzt noch mit der ganzen Wucht seiner himmelstürmenden Anmaßung breit machen kann. Ueberhaupt ist ja die neueste Geschichte dieses unglücklichen Reiches nichts Anderes als die Tragikomödie von den ausgetretenen Schuhen der europäischen Revolution; und was in andern Ländern langsam gewachsen, das steht dort nun plötzlich wie ein vom Himmel gefallenes Monstrum da.

Nirgends als in Oesterreich hätte heutzutage noch ein öffentliches Organ mit der Naivetät sich äußern können, wie im Folgenden die „Presse" zu Wien sich äußert: „Es wirft,

[redacted]

aufrichtig gesprochen, ein sehr übles Licht auf unsere politische Reife, wenn unsere parlamentarischen Redner sich veranlaßt finden den Nachweis zu liefern, daß zwischen Capital und Arbeit kein Gegensatz, sondern vielmehr ein organisches Verhältniß besteht, und daß das Mittelalter eine Epoche geistiger und materieller Verkümmerung war nach dem sich heute kein Vernünftiger mehr sehnen kann. Unseres Erachtens sind das Elementarsätze, die im Wege des Volksunterrichts jenen Millionen welche die heranreifende Generation bilden, eingeimpft werden sollen. Der geeignete Mann, um diese einfachen und unumstößlich richtigen Gedanken zu verbreiten, ist der Unterrichts- und Cultusminister."

Das Berliner Organ des vierten Standes widmet dieser Auslassung einen eigenen Artikel mit der Ueberschrift: „Eine neue Religion — die Religion des Capitals." Der Verfasser versichert schon viel Arges in den liberalen Blättern, namentlich Preußens gelesen zu haben, aber so etwas sei ihm doch noch nicht vorgekommen. Die Lehre der Priester von den christlichen Geheimnissen bekämpfe diese liberale Partei, dagegen wolle sie das zarte Gehirn der Kinder ihren neuen Pfaffen, den Pfaffen des Gottes Capital überliefern, um sie an das noch schwerer zu begreifende Geheimniß der Wesenseinheit zwischen Capital und Arbeit glauben zu lehren. Man soll also nicht, wie es die Wahrheit sei, den Armen sagen dürfen: daß die Erträgnisse des Capitals nur dadurch möglich seien, daß das Capital im Lohne weniger für die Arbeitskraft gibt, als die Arbeitskraft dem Capital einbringt, daß man also die Arbeiter um einen Theil des Ertrags ihrer Arbeitskraft verkürzt, d. i. sie ausbeutet. Diese Wahrheit soll man den Kindern nicht sagen, sondern man soll ihnen folgende Lüge als religiösen Elementarsatz einimpfen: „Wir haben euch gelehrt, daß es keinen Himmel gibt, aber wir haben euch dafür den Himmel auf Erden hergerichtet. Das verdankt ihr dem Capital" *)!

*) Berliner Social-Demokrat vom 13. März 1868.

[redacted]

Es liegt hier nur Ein Beispiel für hunderte vor für die Thatsache daß die Arbeiterpartei ein klares Bewußtseyn davon hat, wie sie mit ihrem Gegentheil, der Bourgeoisie als Partei, im Grunde ganz und gar auf der gleichen religiösen oder vielmehr religionslosen Basis stehe. Es ist in der That hier wie dort dieselbe materialistische Lebensanschauung; aber die Consequenz findet sich nur auf Einer Seite. Für den modernen Liberalismus mußte die materialistische Popular-Philosophie allerdings im höchsten Grade diensam erscheinen, einerseits zur gründlichen Ruinirung der alten historischen Stände, auf welche die Bourgeoisie noch immer mit der abergläubischen Furcht des Usurpators hinblickt, andererseits damit das herrschende Bürgerthum jener lästigen Zumuthungen von Seite der christlichen Moral welche die egoistische Ausbeutung des armen Nebenmenschen unter allen Umständen verpönt, ein- für allemal überhoben sei. Das war nun Alles richtige und wohlberechnete Politik. Aber Eine Gefahr war im System des modernen Liberalismus nicht vorgesehen: die Entdeckung nämlich daß eine Lehre, welche die Freiheit des Willens wie jedes andere übernatürliche Moment ausschließt, auch keine Garantie mehr bietet für die Heiligkeit des Eigenthums. Wo es keine Freiheit des Willens mehr gibt, da gibt es keine Autorität mehr, und wo es keine Autorität mehr gibt, da gibt es keinen höhern Schutz des Eigenthums mehr außer der brutalen Gewalt. Das Eigenthum war eine religiöse Institution; der Weltwucher des liberalen Oekonomismus hat das Fundament ruinirt, und er glaubte dennoch für den Bestand des Gebäudes nicht fürchten zu dürfen. Das war der große Irrthum.

Und darin besteht nun die große Wendung daß dieser Irrthum jetzt an den Tag kommt — die Wendung welche von conservativ-kirchlicher Seite dem hohnlachenden Liberalismus längst prophezeit worden ist. Nur in den halb trunkenen halb träumerischen Zuständen Oesterreichs ist der blasse Schein noch möglich, als wenn die organisirten Massen der

[redacted]

Arbeiter-Vereine eine Stütze seien für die zur Herrschaft gelangte Bourgeoisie-Partei. Ich sage: der blasse Schein. Denn während die Arbeiter in Wien und anderwärts Massen-Meetings halten, worin sie gegen den Papst und das Concordat wettern, das liberale Ministerium anjubeln, stürmische Hochs auf den Kaiser ausbringen*), ja sogar Commissionen niedersetzen um zwischen Schulze und Lassalle „einen Ausgleich zu Stande zu bringen", wie zwischen Ungarn und Cisleithanien: merkt doch selbst der Bürgermeister-Minister Giskra, daß der Materialismus seiner liberalen Partei und der Materialismus der Arbeiter-Vereine zwei sehr verschiedene Dinge sind. Wie hätte er sonst der Deputation der letztern in's Gesicht sagen können: die Arbeiter-Bewegung nehme bereits einen geradezu revolutionären Charakter an?

Namentlich ist von dem Organ der herrschenden Partei das Verlangen der Arbeiter nach dem allgemeinen Stimmrecht höchst übel aufgenommen worden. Denn das hieße nichts Anderes als mit oder wider Willen die Bürger-Minister vom Stuhle stoßen und der Reaktion in die Hände arbeiten. „Aber kann Jemand im Ernste denken, daß politisch geschulte, daß besonnene und daß wirklich freiheitlich gesinnte Männer einem Rufe nach dem allgemeinen Stimmrecht ein geneigtes Ohr zuwenden werden? Solange ein liberales Ministerium die Zügel führt, solange ein den bürgerlichen Classen entstandenes Abgeordneten-Haus dieses Bürger-Ministerium controlirt... solange wird der wüste Ruf einer politisch ungeschulten Menge ohne Echo verhallen. Denn die Freiheit ist ein kostbares Ampellicht das man nicht unberufenen Händen anvertrauen darf." So donnert das herrschende Judenblatt in Wien, und man darf wohl fragen, ob das nicht ein prächtiges Muster ist von der Sprache einer Partei welche sich berufen glaubt im Namen der Freiheit bis

*) „Ei! Ei!" bemerkt dazu der Berliner Social-Demokrat vom 3. Juli 1868.

[redacted]

an's Ende der Tage absolut zu herrschen? Folgerichtig stellt denn auch das Blatt die Arbeiter vor die Wahl: entweder die Verbesserung ihrer Existenz dem liberalen Bürgerthum zu überlassen, welches Arbeiterschulen gründen, Arbeiterhäuser bauen, Spar- und Creditvereine errichten werde. Oder aber sie würden dem Bürgerthum feindlich auf ihrem Wege begegnen, „weil das Bürgerthum sich niemals unter dem Gestampfe der Masse begraben lassen wird" *).

Letzteres wird sich nun freilich erst fragen, und die große Entscheidungsschlacht einer nahen Zukunft wird darüber Auskunft geben. Möglich daß man in Oesterreich immer noch leichter als in anderen Ländern Europa's mit der socialen Bewegung fertig werden wird, indem man sie einfach niederkartätscht. Der Sieger aber wird dann jedenfalls nicht das liberale Bürgerthum seyn. Dessen Partie wird in der socialen Krisis unter allen Umständen und überall verloren seyn. Denn einerseits gibt das Berliner Organ mit Recht zu bedenken, daß alle diese liberalen Minister von dem Augenblicke an machtlose Nullen seyn würden wo sie sich mit den Arbeitern, d. h. dem Volke verfeindet haben. Mit der social-demokratischen Consequenz würde nothwendigerweise auch die modern-liberale Inconsequenz niedergeschlagen werden. Andererseits werden alle Parteien mit Ausnahme der liberalen es verzeihlich finden, wenn in den norddeutschen Arbeiter-Cirkeln längst und neuerlich auch schon in den österreichischen die Drohung gang und gäbe ist: man werde es der Bourgeoisie nicht vergessen, wie viel Blut für die Erkämpfung ihrer Rechte geflossen und wie sie zum Danke dafür die arbeitenden Classen alsdann mit Füßen getreten habe *).

Als am Ende des vorigen Jahres der schwere Nothstand im nördlichen Deutschland immer weitere Kreise beschrieb,

*) Neue Freie Presse vom 30. Mai 1868.

*) Berliner Social-Demokrat vom 22. April 1866 und 19. Januar 1868.

[redacted]

hat ein liberaler Correspondent aus Dresden an ein Wort Niebuhrs erinnert, meinend man brauche kein so gründlicher Kenner der Völker- und Menschenschicksale zu seyn um dessen Weissagung vom 16. Nov. 1830, mitten aus der liberalen Jubelperiode heraus, nicht mehr als Schwarzseherei zu beurtheilen. Die Prophezeiung lautete: „Daß wir in Deutschland im Fluge der Barbarei zueilen, ist meine feste Ueberzeugung, und sehr viel besser steht es auch in Frankreich nicht; daß uns auch Verheerung droht wie vor 200 Jahren, das ist mir leider ebenso klar, und das Ende vom Liede wird Despotismus auf Ruinen" *).

Kopfschüttelnd habe ich selbst damals diese Worte und noch dazu an einem solchen Orte gelesen. Aber man wird jedenfalls gestehen müssen, daß die Dinge rapid verlaufen zwischen der herrschenden Macht in der bisherigen modernen Civilisation und den nachrückenden Männern einer neuen Weltperiode. Den 9. März 1863 warnte der Demokrat Ziegler von Breslau seinen Freund Lassalle welcher eben die erste social-demokratische Schrift veröffentlichen wollte: sobald er das thäte, wäre er „ein todter Mann und für immer ruinirt." Und im Mai 1868 geht nun der Kern der bürgerlichen Demokratie in Preußen selber auf eine Allianz mit der social-demokratischen Bewegung aus, und darf in Wien weder der Liberalismus noch der Radikalismus eine öffentliche Volksversammlung wagen, aus Furcht von den socialistischen Arbeitermassen und ihren Führern von den Tribünen verdrängt und überschrieen zu werden. Die Stellungen beginnen erschreckende Klarheit anzunehmen, und es wäre wahrlich Zeit daß die alten Parteien, nachdem sie mit dem „Concordat" nun glücklich fertig geworden, endlich einmal die Augen aufmachten, um sich die wirkliche Welt zu besehen.

*) Allg. Zeitung vom 28. Dezember 1867.

XVIII.

Regensburg's mittelalterliche Wandteppiche.

Wohl nirgends in Deutschland findet sich eine derartige Fülle mittelalterlicher Webereien als im Rathhause zu Regensburg. Unter diesen Wandteppichen ist einer deßhalb von hohem Interesse, weil er nach Art der jetzigen Straminstickereien aus freier Hand auf Rupfleinwand ausgeführt wurde. Alle diese Erzeugnisse mittelalterlichen Kunstfleißes befanden sich noch vor ein paar Jahren in einem jammervollen Zustande. Theils waren sie eingeschlagen, theils hingen sie in vereinzelten Stücken an den Pfeilern zwischen den Fenstern. Zufolge einer Aufforderung des königl. Ministerium des Innern ertheilte der Magistrat von Regensburg dem Tapezierer Eßlinger die Weisung, diese Teppiche von den Wänden zu lösen, von Staub zu reinigen und so aneinander zu reihen, wie man glaube daß sie zusammen gehören. Nachdem das geschehen, ordnete der Magistrat an, daß diese Schätze mittelalterlicher Stickkunst und Weberei noch mit eichenen Rahmen versehen und möglichst günstig in dem kleinen Rathhaussaale aufgestellt werden sollen, wo sie auch vordem hingen. Sie haben für den Culturhistoriker in mancher Beziehung Interesse, weßhalb eine kurze Beschreibung gestattet sei.

Beginnen wir mit dem gestickten Teppiche, welcher dem Ende des 14. Jahrhunderts entstammt und dessen Bordure durch Renovation vollständig blos gelegt wurde.

Der ganze Teppich besteht aus 24 Medaillons, je vier in einer Reihe und sechs Reihen übereinander. Der Durchmesser eines solchen Medaillons beträgt 48 Centimeter, wovon 6 rings-

[redacted]

m für das Spruchband in Abzug zu bringen sind. Die roth-
raune gesättigte Farbe des Grundes hatte sich bis zur letzten
Renovation gut erhalten. Durch das Waschen verlor sie an
Kraft. Der Grund der Medaillons wechselt in Tiefblau (Indigo)
nd Grün. Die Farbe der Spruchbänder ist weiß, die der Buch-
aben darin schwarz. Zwischen je vier Medaillons oder einem
olchen und der Bordure entlang bewegen sich abenteuerlich ge-
rmte oder heraldisch stylisirte Thiere. Adler, Löwen, Hunde,
Papageien und Vögel aller Art wechseln in bunter Reihe mit
aßhaften Ungethümen. Auch aus den Gruppen und Scenen
er menschlichen Figuren spricht ein schalkhafter Humor und
eitere Lebensanschauung. Alle dargestellten Personen sind von
hr schlanken Formen, haben hellblonde Haare und blaue Augen.
Manche Figuren zeigen ganz schöne Verhältnisse und ist diese
der jene Darstellung vollkommen gelungen zu nennen. Durch-
hnittlich kommen nur zwei Personen — der Ritter und die
ame — in diesen Scenerien vor. Sechs Medaillons machen
avon eine Ausnahme, indem drei bis vier eine Gruppe bil-
en. Alle sind (de)mi-parti gekleidet und wie dieser Ausdruck
zeigt, erscheint die eine Hälfte der Figur in anderer Farbe
der der ganze Mann übers Kreuz nach den vier Feldern eines
Wappens ausgestattet. Während also beispielsweise die rechte
älfte des Anzuges einer Dame hochroth, ist die linke blaß-
ün oder weiß. Bei vier Farben kommt vor, daß von einem
Ritter der linke Fuß blau, der rechte grün, die linke Hälfte
es Rumpfes braun und die rechte weiß ist. Zu bedauern ist,
aß die Schaben fast allerorts die schwarze Farbe zerstört haben,
o daß die Gespräche der Liebenden, welche im Kreise diese Me-
aillons umziehen, großentheils nicht mehr zu entziffern sind.
Aus diesem Grunde sehen auch die Schnabelschuhe der Ritter
us der Ferne gelb aus. Es ist die zu Tage gekommene rohe
einwand, von welcher die Motten die schwarz gefärbte Wolle
eseitigt haben. In den Medaillons werden Blumenstöcke, Tul-
en, Lilienstengel, Herzen und Kronen verschenkt, einem Ritter
ie Wangen gemalt oder das Spiel des Stockschlagens ge-
ieben. In den Schoos einer Dame hat der Ritter sein Haupt
elegt. Erräth er, wer von den Umstehenden ihn berührt oder
uf das Hintertheil geschlagen, so muß dieser für ihn in den Stock

[redacted]

und so geht es der Reihe nach fort. An vielen Orten Deutschlands ist dieses Spiel bei der lieben Schuljugend noch im Schwunge. Anderwärts findet zu Pferd ein Auszug zur Jagd statt, dort werden Herzen gewogen und das des Geliebten zu leicht befunden, auf einem Baume belauscht ein Dritter das Gespräch zweier Liebenden, indeß er sich in der Quelle zwischen beiden abspiegelt und diese ihn dadurch bemerken. Ein Ritter drückt die Geliebte an sein Herz und küßt sie, während unferne davon ein ältlicher Mann, eine Trense im Munde, auf allen Vieren einher kriecht und eine junge Dame auf ihm reitend die Zügel führt und ihn durch Geißelhiebe antreibt. Das ist die Schlußscene des Ganzen. Als erläuternde Umschriften lesen wir auf den Spruchbändern: amor triwr lieb du roten mund, der meine ist trew. — wer gern stet der wird der nach ser mit (wobei die Damen den Herrn zum Sitzen nöthigen). — senen und gedenke tut ser krenken sicherleiche. — schunen flachs zie (ich gekauftem) umb vil vor (wozu zwei Damen den Ritter halten und Frau Venus in blauem Flügelkleide ihn tüchtig an den Haaren zaust). — ich wil mit diser locken unseren gesellen locken. — ach liep mein, nim hin das rosenstengelein. — bei mir die trewe sol gekrönt sein in die frewde. — ich fiur eine wilde man, wolt got er wer mir fail (indem die Dame einen wilden Mann an der Kette hinter sich her zerrt und ihm mit der Ruthe droht). — mein herz leit qwal, getrofen von der mine stral. — ich sich in de(s) prune(n) schei(n) auf dem paum de(n) kopf vo(n) wem. — vor halsen vnd kussen ware(n) wir peide wol gehyt. — me (mich) reit ein tumes weip, eines weisen manes qwal.

In seiner vollen Pracht hatte dieser Wandteppich eine Höhe von 12 Schuh 7 Zoll bayerisch und eine Breite von nahezu 11 Fuß. Das bayerische Nationalmuseum besitzt in Wasserfarben eine getreue Abbildung desselben. Die vier Ecken der Bordure schmücken in Rothbraun und übers Kreuz gestellt zwei heraldisch stylisirte Adler und zwei Löwen. Den inneren Raum zwischen den gelben Leisten füllen ähnliche Darstellungen wie oben aus, jedoch in kleinerem Maßstabe. Statt der Kreisform gilt für die Bordure das längliche Viereck, oben herum durch

[redacted]

gothische Bogenstellungen geziert und unter sich durch einfache Säulen abgetheilt.

Von den anderen nun zu besprechenden Teppichen ist der eine dadurch von hohem Interesse, weil wir daraus ersehen, wie sich unsere Voreltern das Leben und Treiben der wilden Leute oder Waldleute (Holz- und Waldweibel) vorstellten, der zweite durch eine Darstellung der Frau Venus im Hörselberge, an dessen Eingang der treue Eckart saß und fahrende Ritter vor dem Eintritt warnte, der dritte durch den Kampf der Tugenden und Laster, wodurch wir erfahren, welche Thiere denselben als Attribute galten, der vierte durch die Vorbereitungen zu einer Jagd, der fünfte und sechste durch überlebensgroße Figuren, Pferde, Wild und Hunde, aus denen wir ersehen wie im 15. Jahrhundert die Hetzjagd betrieben wurde, reich an eben so abenteuerlichen wie prachtvollen Costümen.

Auf hochrothem Grunde und unter Blumen sehen wir Leute beiderlei Geschlechtes in verschiedenen Beschäftigungen. Da wird gekocht und gebraten, ein Kind geherzt und unliebe Unterthanen vom Haupte entfernt. Anderwärts ziehen Männer mit ihren Hunden zur Jagd aus, es wird ein Hirsch oder ein Eber erlegt, auch das Quintanspiel getrieben. Eine junge Frau stellt die Quintane vor und sitzt auf dem Rücken eines ältlichen Mannes, der auf allen Vieren im Grase liegt. Ihr erhobener linker Fuß bildet die Zielscheibe ihres Widerpartes, eines jungen Mannes, welcher freistehend ebenfalls mit erhobenem linken Fuß den ihrigen zu treffen sucht. Seine Absicht geht dahin, die Frau auf diese Weise von ihrem Platz herab zu werfen, in welchem Falle er Sieger ist. Auf einem großen Teppiche des germanischen Museums zu Nürnberg sieht man im Mittelpunkt dieses Spiel gleichfalls treiben, nur mit dem Unterschiede, daß die rittlings sitzende Dame von einem Herrn gehalten wird, was hier nicht der Fall ist. Männer, Weiber und Kinder tragen eng anliegende Kleider von weiß und blau, braun und weiß, schwarz und weiß oder roth und blau gestreiftem Zeuge und gehen barfuß. Dabei fallen die Haare lang und ungeordnet über die Schultern herab. Der Boden ist in kurzen Bögen gleichfalls weiß und blau gestreift, dann mit Eicheln auf rothem Grunde bedeckt. Auf den Bäumen wiegen sich Adler und Ha-

[redacted]

dichte. Ein Eichkätzchen, das einen Baum hinan huscht, ist gar nicht übel ausgefallen. Zu Anfang und zu Ende der ganzen Reihe sollten sich zwei Wappen finden, oben das der Rüeden von Kolmberg mit einem silbernen Hundskopf in Roth, unten das der Stein von Rechtenstein mit drei gestürzten schwarzen Wolfseisen in Gelb. Als Kleinod bei dem redenden Wappen der Rüed ein Hundskopf mit Stachelhalsband, bei dem von Stein ein aufwärts gestelltes Wolfseisen, dessen Enden mit Pfauenfedern geschmückt sind. Vor der Renovation nahmen die vier Wappen die richtigen Plätze ein, jetzt stehen sie in der Mitte beisammen. Ueberhaupt wurde da mit einer eigenthümlichen Willkür verfahren, deren später wiederholt gedacht werden soll. Beide Familien blühen noch, theils in Franken theils in Schwaben. Die Form der vier Wappenschilde, der Stechhelme wie der Kleinode auf denselben entsprechen der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Auf einem Spruchbande ist noch zu entziffern wir wildlut (wir wilde Leute), welche Bezeichnung im Mittelalter für Waldbewohner galt. Kaiser Maximilian I. gedenkt ihrer öfter in seinen Memorienbüchern unter dem Namen der „zotteden Mandl" (zottigen Männchen). Man hielt sie für ein Mittelding zwischen Thier und Mensch und glaubte die unendlich tiefen Waldungen durch sie bevölkert. Auf manchen Wappen figuriren sie noch als Schildhalter, Kopf und Lenden mit einem Kranze aus Eichenblättern geschmückt, in der Hand eine mächtige Keule. Zuweilen finden wir ihr Andenken noch durch Wirthsschilde erhalten, wo es dann „zum wilden Mann" heißt. Allenthalben cursiren in Deutschland noch zahlreiche Sagen von diesen Waldleuten und bestätigen den Glauben an deren vormalige Existenz. Es ist schon die Meinung aufgetaucht, ob diese in hohem Grade anziehenden Darstellungen nicht aus dem Schlosse zu Heimsheim stammen könnten, das ehedem den Stein von Rechtenstein gehörte und am 25. September 1395 durch den Grafen Eberhard von Würtemberg eingenommen und verbrannt wurde. Auf die Festigkeit dieses Steinhauses vertrauend, hatten sich drei Hauptpersonen des Schleglerbundes — Wolf von Stein, Reinhard und Friedrich von Enzberg — dahin geworfen. Als jedoch der ganze Ort in Flammen aufging, konnten sie sich nicht mehr halten und ergaben sich auf Gnade

und Ungnade. Doch verzieh ihnen Eberhard der Milde unter der Bedingung, daß sie nicht mehr gegen ihn fechten wollten. Diese wichtige Begebenheit, welche die Auflösung des Schleglerbundes zur Folge hatte, besang Uhland bekanntlich in dem Gedichte „die drei Könige von Heimsheim."

Nun kommen wir zu dem dritten Stück, dessen untere Hälfte bis zur Renovation nur theilweise sichtbar war und keinerlei Schlußfolgerungen zuließ. Nun ganz enthüllt, zeigt sich Frau Venus (Holla) in Roth und Hermelin gekleidet, ihr blondes Haupt durch eine reiche Krone geschmückt. Sie sitzt auf einem goldenen, aus zwei prachtvollen Adlern gebildeten Throne, während ein ruhender Löwe ihr als Fußschemel dient. Ein Ritter, den der treue Eckart abgemahnt, wie wir gleich sehen werden, ist bereits eingetreten. Die obere Hälfte kam 1862 als Tauschobjekt in das k. Nationalmuseum nach München. Ein junger Herr und eine Dame spielen Karten. In Zattelröcken sind beide braun gekleidet. Auf dem Spruchbande des Ritters lassen sich noch die Worte „grob varth . . . . gut und tregt fort" entziffern, während auf jenem der Dame nichts mehr zu erkennen ist. Darunter besucht ein junger Herr, in Carmoisin und Hellblau gekleidet, mit weiten Aermeln, engen Beinkleidern und Schnabelschuhen einen vor seiner mit Stroh gedeckten Hütte sitzenden Greis mit den Worten: „got grut dich vater eckhart (segne) mic zu diser vart." Auf dem Bande des alten Mannes läßt sich außer den rothen Interpunktionen nichts mehr unterscheiden. Das Colorit des Grundes, die Form der Buchstaben und der Spruchbänder, dann die Farbe der Einfassung von letzteren ist ganz wie auf dem Stücke der Frau Hulda. Der verstorbene Herr Domkapitular Dr. Sighart that, da er im zweiten Bande seiner Geschichte der bildenden Künste in Bayern dieser Wandteppiche S. 416 gedachte, einen Meisterschuß, indem er sich dahin aussprach, daß hier wohl der treue Eckart sitze und alle Wanderer vor dem Eintritt warne. Während also Frau Venus in Regensburg thront, warnt in München der treue Eckart. Hätte sich der Werth dieser Stücke früher ahnen lassen, wären sie wohl nicht getrennt worden.

Die dritte Gattung bestand vordem aus drei übereinander an die Wand genagelten Streifen, wovon jeder eine Breite von

[redacted]

317 Centimeter bei 130 Centimeter Höhe hat. Die alte Reihenfolge war ganz richtig. Den Anfang wie das Ende stellte die Bestürmung einer Burg vor. Dazwischen ging der Kampf zwischen Tugend und Laster vor sich. Hoffen wir mit der Zeit, daß diesem Uebelstande abgeholfen wird. Dieses Kunstwerk des 15. Jahrhunderts ist von hohem Werthe für die christliche Symbolik durch die Thiere, welche den kämpfenden Figuren als Attribute beigesellt sind. Der Grund des Teppiches ist dunkelblau, die Tugenden als weibliche Gestalten unter Hälfte der Lebensgröße dargestellt, von Engeln beschützt oder erheitert, die Laster jederzeit auf Thieren zum Kampfe ausziehend. Die Tugenden verhalten sich insoferne passiv, daß sie sich in das Unvermeidliche des Kampfes fügen, während die Laster wohlgewappnet in den Streit ziehen. Die Gestalten der Liebe, Milde und Geduld allein sehen wir von Mänteln umflossen. Alle sind von schlanken Verhältnissen, haben blaue Augen und blonde, lang herabwallende Haare. Ganz einfach ist der Faltenwurf und enden die Engelchen, wenn sie nicht auf Wolken schweben, in flatternden Gewändern. Den Anfang sollte eine mittelalterliche Burg mit sechs stattlichen Thürmen bilden. Durch bedeutend kleinere weibliche Figuren repräsentirt, vertheidigen diese die Weisheit, die Stärke, die Freundschaft und die Ausdauer. Dagegen stürmen an die Unwissenheit, die Krankheit, die Feindschaft und die Unentschlossenheit. Waffenlos steigt die Unwissenheit in rothem Kleide eine Leiter hinan, die Feindschaft in gestreiftem Kleide rückt eine Sturmleiter zurecht, mit einem Hammer poltert die Krankheit am Thore, indeß die Unentschlossenheit der Burg den Rücken zukehrt. Allem nach sollte die kaum mehr lesbare Inschrift lauten: „die Burg ist tugendvoll, behut (behütet) auf wandel wol und (ge-) winnet im streit.“ Hieran schließt sich der Kampf in der Ebene.

Die Hoffart kommt mit gezücktem Schwerte, einen kampfbereiten Löwen im Schild, auf einem Streitrosse angesprengt. In der Fahne führt sie den Adler und auf dem mit drei Kronen gezierten Stechhelme wiegt sich ein stolzer Pfau. Auf dem Spruchzettel darüber liest man: „Ich bin hochfahrtig und verwegen und tret ich nider was ich sehe.“ Ihr gegenüber die Demuth, den Helm mit Blumen geziert, in der

[redacted]

ihne Christus und im Schilde den Erzengel Michael, den Be- ger des Höllenfürsten. Ueber ihr steht: „Ich hoffe dich zu zzern wen bezzern hochfart dich kan."

Der Geiz trabt auf einem blutlechzenden Wolfe daher, tt des Helmes eine Fischreuse auf dem Kopfe, vor dem Ma- n den festgeschnürten Geldsack, in der Fahne einen listigen chs, im Schilde eine ekelhafte Kröte und als Helmzier einen hn. Was sich im Spruchbande nothdürftig erhalten, lautet: ch mag nit geben, nach schezen . . . . stad min leben!" ie Milde ermuntert ein Engelein durch sein Geigenspiel. elbe führt in ihrem Banner einen Pelikan, im Schild einen uerspeienden Panther und auf dem Helme einen Paradies- gel. Die Linke trägt eine blüthenvolle Glockenblume, wäh- nd der Mantel mit Hermelin ausgeschlagen ist als Anspielung, ß sich gekrönte Häupter insbesondere der Mildigkeit bestreben llen. Das Spruchband lautet ungefähr: „Nimer mehr ge- t . . . . wenn ich gebeit . . . fröhlich ohn zahl."

Die Unkeuschheit kommt auf einem zottigen Bären an- trabt und spannt den Bogen mit drei Geschossen. Auf dem techhelme einen Hahn, in der Fahne einen Stieglitz, im Schild ie rennende Wildsau. Die Unkeuschheit sagt: „Ich scheuss deines herzens ziel und meinen leib ich zieren will." r Keuschheit Schild weiset ein Engelein, ihr Panier eine au, welcher ein Löwe unterthan ist. Auf dem Gürtel, der er ihre Gewandung fließt, blitzt goldgestickt der Name Maria. ie Linke hält eine entwurzelte Lilie. Auf dem Spruchband jen wir: „In unkeuschheit ich dich finden, mit keuschheit h dich überwinden."

Der Zorn reitet auf einem Eber, sinnbildlich anzeigend, ß der Jähzornige einem angeschossenen Wildschwein gleiche, s nicht mehr weiß, was es thut. Im Schilde einen Affen, der Fahne ein Stachelschwein, als Kleinod auf dem Helme ne Eule. Ueber dem Zorne liest man: „In mir ist zorn und eit, mit alle tück ich versehoren (versehren?) will." Der eduld spielt ein Engelchen auf der Zither vor. Im Schilde ihrt sie ein Lamm, in der Fahne einen Raben, als Kleinod inen Specht. Auf dem Spruchbande steht: „Mit meinem ge- duldigen willen mag ich wohl den streit vertrieben."

[redacted]

Auf einem rennenden Fuchse, der eine erwürgte Gans trägt, eilt, von rückwärts gesehen, die Gefräßigkeit auf ihre Gegnerin los. Im Schilde eine Krähe, in der Fahne ein am Spieße gebratenes Hühnchen, als Kleinod einen Adler oberhalb eines Eßgeschirres und im Spruchzettel die Worte: „Ich sorge alles auf dieser erden wie ich voll möge werden". Die Mäßigkeit macht ein in Wolken schwebendes Engelein auf den bevorstehenden Kampf aufmerksam. Im Schilde ein durch Feuerflammen springendes Lamm, im Panier einen Fisch, als Kleinod einen Papagei und im Spruchzettel die Worte: „Ich mir wol begnugen kann, darumb mustu mir sein underthan."

Die Unstetigkeit reitet auf einem Esel, führt im Schilde den Vogel Strauß, im Panier einen Krebs, als Kleinod einen großen Affen und im Spruchband lesen wir: „Treg ist aller mein gedank, zu guten werken bin ich krank." Ein kleiner Engel stellt der Stetigkeit das Panier zu, worin ein Phönix. Gehüllt in ein hellblaues, mit silbernen Sternchen besäetes Gewand, hat diese im Schilde einen Hirsch, als Kleinod eine brütende Henne, im Bande die Worte: „Alle dück tugen ich zu dem pesten und pin geduldig mild und festen."

Auf einem Drachen begibt sich der Haß in den Kampf, im Banner zwei Aale, im Schilde einen Skorpion und als Kleinod eine Fledermaus. Er sagt: „Mir thut ander lewt gut pein und pösen mut." Den Gegenpart bildet die Liebe, eine ungemein anmuthige Gestalt, eine goldene Krone auf dem Haupte, im Banner sechs Finken und im Schilde einen Löwen, der seine Jungen beleckt. Ein Engel trägt die Liebesflamme in einem Gefässe. Sie spricht: „Ich gön jedermann wol waz er gutes haben scholl."

Das Ganze sollte wieder enden mit der Berennung einer Burg. Der Unglaube, die Verzweiflung und der Haß wollen sich der Burg bemächtigen, über welcher zu lesen ist: „das ist die vesten der tugenden der heiligen schrift, die vesten hat tugend, der glaube, hoffnung und liebe derbey." Der Glaube vertheidigt das Haus durch Herabschleudern von Steinen, welche der Unglaube auffängt, um sie wieder in die Burg zu werfen. Die Verzweiflung, die mit einer Keule

die Leiter hinan steigt, treibt die Hoffnung mit blankem Schwerte ab. Der Haß klimmt waffenlos empor, während die roth gekleidete Liebe, scharf zielend, unter die Anstürmenden ihre Pfeile versendet.

Nun kommen wir zu dem drittletzten Wandteppiche, leider nur ein Bruchstück. Allem nach stellt dieses Gewebe den Anfang einer Jagd vor. An der linken Seite beginnend, sehen wir einen Treiber, der einen Prügel schwingt und einen Hund am Stricke führt. Daneben entlediget eine Dame zu Pferd einen lang behaarten Hund der Leine und überläßt diesen ihrem Gesellschafter, welchen das treue Thier liebkost. Die Edeldame trägt eine spitz zulaufende Haube, von welcher ein Schleier weht, und ihr Begleiter eine rothe tellerförmige Mütze, wie selbe in den dreißiger Jahren die Carlisten in Spanien trugen. Das Schwert in der Scheide mit der rechten Hand haltend, schiebt ein roth gekleideter Edelmann mittelst einer Gerte die Schleppe eines Frauenkleides zur Seite. Die demselben den Rücken zuwendende Dame ist hellgrün gekleidet und trägt eine kegelförmige Haube mit einem Schleier. Ihre rechte Hand hält das Schleppkleid, ihre linke ruht in der rechten des Begleiters. Den Schluß bildet eine Dame im blaßgelben Kleide, welche einen Falken dem ihr gegenüber stehenden Edelmann übergibt. Ein wattirter Lederhandschuh schützte bis dahin ihre linke Hand. Die Manipulation der Uebergabe des Falken ist von besonderem Interesse. Der Grund des Wandteppiches bildet ein gesättigtes Blaugrün, über und über mit Blumen bestreut. Von diesen lassen sich leicht erkennen die Primel, das Nägelein, die Winde, der Fingerhut, der Frauenschuh, das Veilchen und die Schlüsselblume. Alle Männer erscheinen bartlos. Die Figuren zeigen von Studium der Natur, insonderheit wurde den Händen viel Aufmerksamkeit zugewendet. Das National-Museum zu München besitzt hievon in Wasserfarben eine treue Abbildung.

Die letzten zwei Stücke mit Figuren über Lebensgröße sind von hohem Interesse für jeden Culturhistoriker wie Costümforscher. Abgesehen von den merkwürdigen Hauben welche die Damen tragen, ist uns gestattet an den Pferden Sattel und Zaumzeug bis in die kleinsten Details zu verfolgen. Auf dem einen Teppich reitet eine durch die Anwesenheit vieler

[redacted]

Edeldamen verherrlichte Gesellschaft zur Jagd aus. Im Mittelgrunde ist der Einblick in einen Thiergarten gegönnt. — Auf dem letzten nebenan ist die Jagd bereits im vollen Gang. In Mitte des Bildes schleudert ein Reiter den Ger nach einem vorbei springenden Reh. Ein Diener zu Fuß ist in Bereitschaft, ihm einen andern Wurfspieß zu reichen. Von vielem Geschmack zeigen die kleidsamen Mützen, welche die Männer tragen. Ich kann mich nicht erinnern, dergleichen in einem Trachtenbuche gesehen zu haben. Isabeau von Bayern, geboren 1371 und gestorben 1435, die Gemahlin Karls VI. von Frankreich gilt für die Erfinderin der eben erwähnten hohen Hauben, welche man hennins nannte. Sie soll auch viel beigetragen haben zur Verbreitung des Kleiderluxus. Isabeau war bekanntlich die Feindin ihres Sohnes Karl VII. und eine Bundesgenossin der Engländer. Die beiden letztgenannten Wandteppiche, eine wahre Fundgrube für den Trachtensammler, dürften in der Zeit von 1400 bis 1430 zu setzen seyn.

Zu bedauern ist, daß ein Teppich geopfert, das heißt zerschnitten wurde um die anderen damit zu flicken, und daß man sie wusch, wodurch ihre vorherige Frische verloren ging. Das gilt besonders von dem zuerst genannten Wandteppiche mit den Liebesscenen und den runden Spruchbändern. Das gesättigte Rothbraun des Grundes ist verschwunden und die andern Farben flossen in einander.

Die letzten fünf mit Darstellungen aus der Sage der Dido und des Aeneas haben als Gobelins gegen die vorerwähnten nur einen untergeordneten Werth.

Hans Weininger.

[redacted]

XIX.

Historische Betrachtungen über neues und altes Verfassungsleben.

III. Das Breisgau.

Diese Perle unter den Gauen längs dem Rheine erhielt den Namen gegen das Ende des 9. Jahrhunderts von der blühenden Stadt Breisach, dem mons brisiacus, dieser Schöpfung des Drusus.

Von dem Kaiserstuhle, vulkanischen Ursprungs, erheben sich südwestlich zwei durch einen kleinen Raum getrennte Hügel: auf dem einen größern und länglichen ward Brisach, mit seinem alten Münster von St. Stephan, seiner Burg und festen Mauern erbaut. Der kleinere Kegel ist der Eckartsberg, auf welchem der treue Ritter Eckart, Hache's Sohn und Alt-Brechte's Enkel hauste. Viele poetische Sagen uralter deutscher Vorzeit knüpfen sich an diese classischen Stellen, in Verbindung mit dem Nibelungenliede und den Riesenkämpfen die uns, halb Wahrheit und halb Mythe, dort geschildert sind*).

Welche Fernsicht gewährt die mäßige Höhe! Der dunkle

---

*) Vergl. Geschichte der Stadt Breisach von P. Roßmann und K Ens. Freiburg bei Wagner 1851. S. 49 ff.

[redacted]

Schwarzwald dehnt sich mit seinen lieblichen Vorhügeln in einem mächtigen Halbkreis vor uns aus. Hinter ihm glänzen bei günstiger Beleuchtung die Schneeberge der Schweiz; südwestlich tauchen die sanften Linien des Jura auf; und in lang gezogener Kette erhebt sich der breite Rücken der Vogesen mit seinen Schluchten und zahlreichen Burgen. In unmittelbarer Nähe unseres Standpunkts entsteigt der prachtvollen, mit unzähligen Städten und Ortschaften besäeten, saftig grünen Ebene der Kaiserstuhl, mit den mannigfaltig gestalteten Kegeln und Thälern üppigster Vegetation, und in der Mitte dieses einen und weiten Thales schlängelt sich, zwischen unzähligen kleinen Inseln, das Silberband des Rheines.

Noch trennte dieser nicht die Herrschaft. Unmittelbar oder mittelbar gebot über die Länder diesseits und jenseits Habsburgs Scepter; bis an den Fuß des Jura und darüber hinaus, bis zu den Bergen der Schweiz, die ewiges Eis bedeckt. Ueber die reichsfreien Gebiete des Schwarzwaldes und des Bodensee's hinaus fand sich in Schwaben wieder österreichisches Land, dem sich sodann Vorarlberg, Tyrol, endlich die Erblande anschlossen. Und wo Habsburgs Erbe über den Vogesen aufhörte, grenzte abermals deutsche Erde an unter dem stammverwandten Lothringen. So einst; wie heute?

Breisach, der Mittelpunkt so gesegneter Länder, war nicht umsonst der Gegenstand des heftigsten Verlangens, der stete Zankapfel der Mächtigen die sich um Deutschlands Herrschaft stritten! Nicht umsonst galt Breisach für den Schlüssel und das Ruhekissen des heil. römischen Reiches. Der Diplomat-Cardinal Richelieu glaubte dem sterbenden Kapuziner-Diplomaten Pater Joseph keinen bessern Trost in die Ewigkeit mitgeben zu können, als indem er ihm in die Ohren schrie: „Breisach ist unser!“

Wer heute unter den seit der Beschießung von 1793 nicht wieder hergestellten Ruinen auf dieser herrlichen Höhe umherwandelt, wird durch keinerlei Störung die stille Ruhe seiner Betrachtungen unterbrochen finden. Breisach, einst

Deutschlands Stolz und eine seiner Zierden, nun in Trümmern das verjüngte Bild seiner Schmach und seines Elends! Ruhe des Grabes, hier wie dort, nur periodisch etwa durch das Geschrei unfruchtbarer Wahlkämpfe, oder den Waffenlärm der Brüder gegen Brüder unterbrochen!

Die erste Bezeichnung, unter welcher die Gegend bekannt wurde, war Neomagia oder Provincia Numagensis, von einem kleinen Flusse so genannt, heute Neumagen, ein oft wild anschwellendes Gebirgswasser, das in dem Münsterthale entspringt und nach einem Laufe von wenigen Stunden in den Rhein unweit Breisach ausmündet. Hinten in dem reizenden Thale hatte der heil. Trudpert, von hoher irländischer oder schottischer Abkunft, den Fußstapfen des heil. Gallus folgend, in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts eine Zelle gegründet und mit der Verkündung des Evangeliums die Lichtung der Wälder begonnen. Die Ahnherrn der Grafen von Habsburg und Elsaß waren Gebieter dieser Lande, nahmen Trudpert mit Freuden auf, gaben ihm Knechte zur Arbeit, die ihn aber, derselben überdrüssig, erschlugen. Ueber seinen Gebeinen erhob sich das Gotteshaus St. Trudpert und in der Nähe zu dessen Schutze schon im 10. Jahrhundert die Stadt Münster, erbaut gegen die übermüthigen Kastenvögte Ritter von Staufen, welche das Kloster von dem Schlosse Scharfenstein im Thale aus vielfach bedrängten.

Die ursprünglichen Grenzen des Breisgau's umschlossen acht Meilen in der Länge, südlich von dem Flüßchen Wiese bei Basel an bis zu jenem der Bleiche hinter Kenzingen wo die Mortenau oder Ortenau begann; und nur vier Meilen in der Breite: von dem Rheine bis an die spätere Fürstenbergische Baar (Bertoldsbara) welche, wenn man aus dem romantischen Höllenthale die Höhe der „Steig" erreicht hat, bei dem Vielen bekannten „Rößlewirthshaus" ihren Anfang nahm.

Die Landgrafschaft Breisgau erhielt, nachdem sie wieder in den Besitz von Habsburg gelangt war, eine Erweiterung

durch die Kameralherrschaft Tryberg, die Städte Villingen und Breunlingen, die vier Waldstädte: Rheinfelden, Säckingen, Laufenburg und Waldshut, die Mark Ettenheim u. s. w.*).

Die ursprünglichen Grafen des Breisgaues sind zugleich die Stammväter mitunter der mächtigsten Fürstengeschlechter. Habsburg, Lothringen, Zähringen, Hohenstaufen, Hochberg-Baden, Fürstenberg, Teck u. s. w. gingen von ihnen aus, oder verbanden sich mit ihnen. Das kleine Land verbarg gleichsam in seinem Schooße die Keime der historischen Entwicklung des ganzen Vaterlandes. Das Grafengeschlecht der Zähringer beherrschte das Breisgau unter den wechselnden Kämpfen der Salier und Sachsen, bis Bertold I. das Herzogthum Kärnthen und die Markgrafschaft Verona 1051 zur Entschädigung für das Herzogthum Schwaben erhalten und wieder verloren hatte. Den Herzogtitel behielt er bei und Markgrafen nannten sich nach dem Erlöschen der Zähringer die Herrn von Hachberg. Bertold's Nachkommen gründeten Freiburg, Bern, Freiburg im Uechtland u. s. w. Das Geschlecht erlosch 1218 mit Bertold V.**), welcher das Reich verwaltet, aber die deutsche Krone ausgeschlagen hatte. Seine zwei Knaben sollen durch die eigene Mutter Ida, aus dem Geschlechte Kyburg, ermordet worden seyn***).

Das große Erbe von Zähringen theilte sich nun zwischen den Schwägern Bertold's: Egon Graf von Urach und Ulrich von Kyburg. Breisgau fiel an Egon, den Stammvater des Hauses Fürstenberg. Das Geschlecht nannte sich

---

*) Kolb: Lexikon für das Großherzogthum Baden 3. Bd. S. 160 ff. und das Manuscript eines vorderösterreichischen Regierungsraths v. 1775: „Beschreibung deren Kayserlichen Königlichen Oesterreichischen Vorlanden.“

**) In demselben Jahre wurde Rudolf von Habsburg auf dem Schlosse Limburg seines Großvaters Albrecht unterhalb Breisach geboren und von K. Friedrich II aus der Taufe gehoben.

***) Kolb a. a. O. I. S. 162.

nunmehr Grafen von Freiburg, bis sich die Stadt nach vielfachen Fehden und Unruhen 1368 um 15,000 Mark Silber loskaufte und dem Hause Habsburg unterwarf.

Bertold II. hatte das Schloß Zähringen erbaut und und St. Peter als Ruhestätte seines Geschlechtes gegründet. Bertold III. und Konrad sein Bruder, Rektor von Burgund, begannen den herrlichen Münsterbau in Freiburg. In dem Geiste K. Heinrich des Voglers erbauten auch die Zähringer Städte und begabten sie mit reichen Freiheiten; nicht allein als Stätten größerer Gewerbsthätigkeit, sondern auch um sich Stützen gegen den mächtigen Dynastenadel zu schaffen, der in Verbindung mit ihren Gegnern im Reiche ihre Herrschaft stets zu befehden bereit war.

Der Verfassung welche von ihnen 1120 der Stadt Freiburg verliehen wurde, lag das berühmte Stadtrecht von Köln zu Grunde. Schon blühte das Städtewesen allenthalben in Deutschland, nirgend mehr als zu Köln. Gemeinschaftliches Recht sollte die Städte nach und nach unter sich verbinden, und zu dessen Schutze später die gemeinschaftliche That.

Die wesentlichsten Punkte des Freiburger Stadtrechts sind folgende: „Dem Herzoge von Zähringen steht die hohe Gerichtsbarkeit und das Aufgebot zu den Waffen zu; derselbe bezieht 12 den. Zins von jeder Hofstatt und — jedoch nur von Fremden — Zoll. Besonders Handelsleute sind willkommen, sie erhalten Hofstätten 100′ lang und 50′ breit. Die Bürger sind frei, zahlen kein Schirmgeld und in des Herzogs Gerichtsbarkeit keinen Zoll, haben freien Abzug und durch das herzogliche Gebiet sicheres Geleit. Kein Fremder kann Zeuge seyn über einen Bürger; Mann und Frau beerben einander nebst den Kindern ohne Abzug. Nur auf eine Tagreise weit ist der Bürger mit dem Herzog in den Krieg zu ziehen verbunden.“ Hieran reihte sich die äußere [illegible]rung der städtischen Behörden: ein Rath von 24, später [illegible]schwornen mit einem jährlich von der Gemeinde gewählten Schultheiß an der Spitze, den der Herzog nur be=

stätigt. Diesem Rath liegt die Verwaltung des städtischen Vermögens, die niedere und höhere Markt-, Handels- und Sicherheitspolizei ob; er übt auch die Gerichtsbarkeit aus und bildet das Schöffengericht. In schwierigen Fällen soll das Weisthum vom Oberhof in Köln geholt werden*). Dieser städtischen Gliederung, zur Handhabung der Rechts- und Verwaltungsordnung, schloß sich die Abtheilung der Bürger von selbst in ihren Zünften an, sowohl zum natürlichen Schutze dieser Stadtrechte als ihrer Freiheit überhaupt. Auf diese Zeit läßt sich schon urkundlich das Bestehen der Handwerks-Innungen zurückführen, und zwar in ihrer doppelten Bedeutung als social gewerbliche und politische Verbindungen.

*) Schreiber Urkundenbuch der Stadt Freiburg. Freiburg bei Herder 1828, 2 Bde. I. S. 29 und „Die Grafen von Freiburg im Kampfe mit ihrer Stadt" u. s. w. von Dr. Heinrich Hansjakob Zürich bei Leo Wörl 1867 S. 3. Man vergleiche diese „mittelalterlichen" Freiheiten und eigentliche Selbstverwaltung, mit dem was hievon der „moderne Staat" z. B. einräumt. Einst: Ein von allen Bürgern auf ein Jahr gewählter Schultheiß. Dieser verwaltet mit Rath, Geschwornen und Schöffen frei und unbeschränkt nicht nur das eigentliche Gemeindewesen, sondern hat auch alle andern öffentlichen Geschäfte und die Rechtspflege in seinen Händen. Jeder Angeschuldigte wird, nach den Satzungen des Stadtrechts, von seines Gleichen abgeurtheilt. Jetzt: Ein Bürgermeister vollzieht, als letzter Ring in der bureaukratischen Kette, lediglich den Willen der von oben ausgesprochen wird. Der Bürgermeister geht auf neun Jahre aus der Coterie eines Parteiregiments hervor, das sich faktisch selbst durch partielle Wahl erneuert. wobei der Bodensatz stets der gleiche bleibt. Im Nothfall wird der Bürgermeister octroyirt Den Städten ist neben und über dem Bürgermeister ein Direktor gesetzt, als Vormund über Alles was ihr Vermögen, Sociales, Gewerbliches u. s. w. betrifft. Verwaltung und Gerichtsbarkeit über ihre Bürger liegt ohnehin außer dem Bereiche ihrer selbstthätigen Wirksamkeit. Alles geht in dem bureaukratischen Staate auf und was dieser „Selbstverwaltung" des Volkes nennt, ist nichts Anderes als die Besiegelung seiner eigenen Thaten durch den Schein einer Volksvertretung.

[redacted]

Den mächtigen Herzogen von Zähringen schien das freudige Aufblühen ihrer „freien Burg" nicht gefährlich, vielmehr beiden Theilen vortheilhaft. Wo wahre Macht sich mit Seelengröße verbindet, bleiben Rechte und Freiheiten Anderer von ihr unberührt und geachtet, während kleinere Gebieter und deren Werkzeuge in Ermanglung einer nützlichern Thätigkeit eifersüchtig und kleinlich, zu Uebergriffen jeder Art weit geneigter sind.

Mit dem Erlöschen der Zähringer und der Theilung ihres großes Besitzes trat daher auch bald häufiger Zwiespalt zwischen Freiburg und seinen Grafen ein.

Egon II. hatte zur Befestigung seiner Herrschaft oberhalb der Stadt das Schloß „Burghalde" auf das herrlichste erbaut und sein Erbe unter zwei Söhne getheilt. Schon Konrad I. gerieth mit der Stadt in Streit: der Graf suchte auf verschiedene Weise das Stadtrecht nach dem Kölnerstatut zu beeinträchtigen und willkürliche Steuern aufzulegen, dem sich Freiburg widersetzte. Während der kaiserlosen schrecklichen Zeit trat daher Freiburg 1256 in den rheinischen Städtebund, der schon 70 Mitglieder umfaßte.

Ernstere Zerwürfnisse fanden unter Egon III., Nachfolger Konrad's statt, der von Schulden schwer bedrängt, immer größere Anforderungen an die Bürger stellte, die endlich zu den Waffen griffen und 1281 die Burg Zähringen zerstörten. Kaiser Rudolf vermittelte persönlich den Frieden. Die Gefangenen mußten gegenseitig freigegeben werden; Freiburg leistete zu der Schuldentilgung Egon's 1400 Mark Silber und ein weiteres Jahrgeld von 200 M., blieb aber im Besitze seines „Ungelds" auf Wein und Korn*).

---

*) Geschichte der k. k. vorderösterreichischen Staaten von einem Kapitular des fürstl. Reichsstifts St. Blasi (Pater Kreuter) 1790 II. S. 19. Dieses Buch zeugt zwar von der Gelehrsamkeit und der Thätigkeit der dortigen Mönche bis zu der letzten Zeit, ist aber in seiner Darstellung höchst abgeschmackt und voll serviler Huldigungen,

[redacted]

Auch dieser Friede war nicht von Dauer. Die Stadt hatte viele Edle zu Bürgern aufgenommen und das Herbeiströmen sog. Pfahlbürger außerhalb ihrer Mauern unter städtischen Schutz beunruhigte und beeinträchtigte den Landesherrn *). Im J. 1297 brachen also die Bürger gar die „Burghalde“ selbst, worauf der verjagte Graf die Stadt belagerte und sich überall nach Verbündeten umsah. Kaiser Albrecht I. den er gegen Adolf von Nassau unterstützte und der ihm 1298 die Herrschaft Mahlberg dafür verlieh, verhängte die Reichsacht über Freiburg. Egons Schwager Konrad von Lichtenberg, Bischof von Straßburg, zog ihm zu Hülfe, wurde aber bei einem Ausfalle 1299 von einem Metzger verwundet und zog sich nach Straßburg zurück, wo er bald darauf starb.

Die streitenden Parteien verglichen sich und der Stadt wurde das Recht eingeräumt, daß die Bürger nur von ihren eigenen Schultheißen gerichtet werden dürften. Friedrich, Konrad's Bruder und Nachfolger als Bischof von Straßburg, war Freiburg so günstig, daß er ihm seine Unterstützung gegen den eigenen Schwager zusagte, falls dieser den Vertrag brechen sollte **).

Die Geldverlegenheiten der nachfolgenden Grafen Konrad, Friedrich, Egon IV. nahmen immer zu. Der Letztere hatte sich mit der einzigen Tochter Friedrichs, Clara v. Tübingen wegen Freiburg verglichen, und ihr das Schloß Lichtenberg bei Kenzingen nebst einer Entschädigung in Geld und Renten überlassen. Dieses vermehrte aber nur die

---

die ihren Höhepunkt dem damals regierenden Joseph II. gegenüber finden.

*) Geschichte des Hauses Habsburg von dem Fürsten E. M. Lichnowsky, Wien 1839 IV. S. 126 ff. Dr. Hansjakob a. a. O. S. 90, wo unparteiisch hervorgehoben wird daß das Unrecht nicht einseitig den Grafen zur Last fiel, sondern deren Verlegenheiten auch ihrerseits die Stadt zu Uebergriffen in deren Rechte verleiteten.

**) Kreuter a. a. O. II. S. 39.

[redacted]

Schwierigkeit seiner Lage und führte zu Verkäufen und Verpfändungen einer ganzen Reihe von Gütern, und in Folge dessen zu gesteigerten Ansprüchen an die Stadt. Darüber brachen 1338 neue Feindseligkeiten aus. Der vertriebene Graf fand Unterstützung bei König Ludwig dem Bayer; Vergleiche kamen wiederholt zu Stande, worauf neuer Streit und Beschädungen folgten*).

Im Jahr 1348 verbreitete sich auch über das Breisgau die gräuliche Judenverfolgung und im nachkommenden Jahre trat das große Sterben ein, welchem der dritte Theil der Bevölkerung an dem Rheinstrome unter den schauerlichsten Scenen erlag.

Nichtsdestoweniger erwachten, bei gegenseitigen Rechtsverletzungen, die Streitigkeiten immer wieder und brachen endlich 1366 in helle Flammen aus. Die Stadt sollte überrumpelt werden, leistete, da der Anschlag verrathen wurde, Widerstand und legte die Burghalde neuerdings in Asche.

Nun boten beide Theile Bundesgenossen von allen Seiten auf. Die Markgrafen von Hachberg, die Grafen von Salm, Ochsenstein, Leiningen, Uesenberg, Lichtenberg, Zweibrücken u. s. w. zogen den Grafen zu. Bern mit 500 Helmen und Andere unterstützten Freiburg, das mit 5000 M. Fußvolk das usenbergische Kenzingen belagerte. Sie mußten weichen und erlitten in der Rheinebene zwischen Burgheim und Breisach eine empfindliche Niederlage.

Nicht ohne persönliche Absichten vermittelten nunmehr die Herzoge von Oesterreich gemeinschaftlich mit den Bischöfen von Straßburg, Basel und Constanz 1368 den Loskauf der Stadt von der gräflichen Herrschaft. Die Bedingungen waren für Freiburg ungemein günstig. Die Stadt behielt ihre Verfassung, den Kirchensatz, das Münzrecht,

---

*) Vergl. Schreiber a. a. O. I. die hier einschlagenden zahlreichen Urkunden und bei Dr. Hansjakob die lichtvolle Darstellung dieser verwickelten Verhältnisse S. 75 ff.

die Zölle u. s. w. bei, und durfte sich ihren Herrn nach Belieben wählen, mußte aber wie billig der unberechtigten Aufnahme von Pfahlbürgern entsagen*).

Graf Egon erhielt als Ersatz die Herrschaft Badenweiler, wofür Freiburg 25,000 fl. leistete**). Er sollte auch im Besitze der Landgrafschaft Breisgau bleiben, was aber ein leerer Titel war, nachdem dieselbe schon 1335 von den Markgrafen von Hachberg ihrem Schwager, Friedrich Grafen von Freiburg für die Mitgift ihrer Schwester Anna von 700 Mark Silber pfandweise in solutum überlassen worden war. Kaiser Karl IV. erklärte 1360 die Landgrafschaft von dem Besitze der Stadt Freiburg unzertrennlich***).

In dem Grade in welchem die Macht und das Ansehen der Grafen von Freiburg sich verminderten, mußte die Stadt Freiburg aller Kämpfe und zeitweiser Niederlagen ungeachtet sich heben. Dieß ergibt sich schon daraus, daß mächtige Herren sich um ihr Bündniß und Bürgerrecht bewarben. Markgraf Rudolf von Hachberg hatte schon 1304 auf 50 Jahre Bürgerrecht in Freiburg verlangt und erhalten; er machte sich mit einem Eide verbindlich, den Bürgern mit Leib und Leben in allen Fällen beizustehen. Die Pfalzgräfin Clara von Tübingen, Herrin von Lichteneck, die Herrn von Schwarzenberg, Uesenberg u. A. waren Freiburg verburgerrechtet†). Die Schnewlin, das ausge-

---

*) Dr. Hansjakob S. 91 ff.

**) Ebenda und Schreiber a. a. O. I. S. 512 ff.

***) Schreiber a. a. O. S. 319 ff. Lichnowsky a. a. O. IV. S. 127 ff.

†) Vergl. die zahlreichen einschlagenden Urkunden bei Schreiber und Kreuter II. S. 41 ff. Sodann „Die ehemaligen breisgauischen Stände" u. s. w. von Dr. Jos. Bader, Karlsruhe 1846. S. 3 ff. Der verdienstvolle Verfasser hat die historischen Dokumente seines Buches aus den Händen des letzten Sekretärs der Breisgauer Stände, Kreisrathes Duttle in Freiburg, der sie „wie ein Heiligthum bewahrte", unter der Bedingung erhalten, davon einen würdigen Ge-

[redacted]

breitetste Adelsgeschlecht im Breisgau, ursprünglich Vasallen von Zähringen und Hachberg, traten mit vielen anderen Edlen in die Bürgerrechte der Stadt ein und bekleideten die ersten städtischen Würden. Lange schon vor dem Eintritt in den rheinischen Städtebund wurden von Freiburg mit Straßburg, Basel, Mainz, Worms, Speyer, Constanz, Ueberlingen, Bern, Kenzingen, Villingen, Rottweil a. N., Breisach, Endingen u. s. w. vorübergehende Bündnisse geschlossen.

Ohne Zweifel verdankte Freiburg seiner Verfassung vorzugsweise die rasche Blüthe. Es war damit in jener stürmischen Zeit ein Stütz- und Mittelpunkt für die Freiheit im Allgemeinen und augenblicklich Bedrängten aller Art in seinen Mauern ein Asyl geboten; dadurch wurde ihm zugleich ein natürliches Uebergewicht zu Theil, das sich auch auf die späteren landständischen Verbände übertrug und dafür entscheidend war. Ein festes städtisches Gemeinwesen der Art entsprach einem dringenden Bedürfnisse der Zeit; Gegner und Freunde wechselten, unter den endlosen Parteikämpfen je nach Interessen so schnell die Rollen, daß plötzlich sich heute oft feindlich gegenüber stand was noch gestern eng verbunden war. Die Städte hatten aber ein von jenem der eroberungssüchtigen Dynasten wesentlich verschiedenes Interesse. Sie mußten mehr auf die Vermehrung ihrer innern Rechte und Freiheiten bedacht seyn, als auf äußere Herrschaft; sie verlangten daher im Allgemeinen, neben allen Willkürlichkeiten auch von ihrer Seite, doch nach Gesetz, Recht und Ordnung, wobei ihre bürgerlichen und gewerblichen Verhältnisse allein gedeihen konnten. Sie boten also in und außerhalb ihrer Mauern einen Einigungspunkt zu gegenseitigem Schutz und Hülfeleistung für Alle, namentlich die geistlichen Stifte und den

brauch zu machen. Dr. Mone, Dambacher, Dr. Roth von Schreckenstein u. A. auf die ich hier nur im Allgemeinen verweisen kann, haben sich durch das Quellenstudium der hier einschlagenden Geschichten ebenfalls außerordentliches Verdienst erworben.

[redacted]

niedern Adel, die des ewigen Parteihabers der Großen müde und zunächst dessen Opfer waren.

Daraus erklärt sich ganz natürlich die Anziehungskraft der Städte und ihre steigende Macht. Die städtische Verfassung Freiburgs stand sodann auch mit diesen Anforderungen der Zeit in vollem Einklang.

Es dürfte hier am Platze seyn, deren Grundzüge in Kürze zu beleuchten. Was dem Ganzen einen so festen Bestand sicherte, war sein innerer organischer Bau welcher, wenn auch Bezeichnungen und Formen wechselten, sich im Wesentlichen gleich blieb bis zum 14. Juli 1807, als dem Tage, an welchem der revolutionäre Sturm von Westen her die beinahe siebenhundertjährige Schöpfung der Zähringer in ihrer Grundlage zerstörte*). Das eigenthümliche Wesen der Freiburgischen Stadtverfassung ruhte in den zwölf Zünften, d. h. in der Gesammtheit der Bürger, welche diese in sich schloßen. Die Verfassung war dadurch das Gemeingut Aller, woraus sich auch die bis in die letzten Zeiten noch vorhandene Begeisterung der Bürger für ihr Gemeinwesen, sowie dessen

*) Vergl. badisches Regierungsblatt Nr. 26 vom 1. August 1807. Zweites Constitutionsedikt: Verfassung der Gemeinschaften, Körperschaften und Staatsanstalten betr. Dieses Edikt hob die bisherige Selbstständigkeit der Städte auf und stellte sie unter die Bevormundung der Staatsbehördrn. Es dürfte nicht ohne Interesse seyn hier hervorzuheben, wie man sich nach den damaligen leitenden Staatsprincipien in Baden und wohl auch in andern Rheinbundsländern den Unterschied zwischen Stadt- und Landgemeinden dachte: „Ihre (der Städte) Haupteinrichtung", heißt es in dem Edikt, „ist auf Nahrung durch Gewerbsamkeit, Kunstfleiß, und Wohnungs-Annehmlichkeit (!) für die zehrende Classe der Staatsbürger (bourgeois, mit Einschluß des Adels) berechnet!" Welche erhabene Anschauung von gesellschaftlichen Institutionen! Trotz allen doktrinären Unsinnes gibt sich aus diesen Constitutions- oder richtiger Destruktions-Edikten noch ein gewisses patriarchalisches Rechtsgefühl kund, wovon die spätern Gesetzgebungsfluthen keine Spur mehr verrathen.

[redacted]

lange Dauer erklären läßt. Die Ausübung der der Stadt zustehenden wirklich großen Freiheiten und Rechte sollte Keinem verkümmert und vollkommen gleiche Berechtigung jedem Einzelnen zu Theil werden.

Innerhalb der Zünfte fand dieser gemeinrechtliche Anspruch der Bürger seinen Halt und seine Befriedigung. Die Zünfte waren nicht, was schon deren beschränkte Zahl darthut, ausschließliche Gewerbsgenossenschaften, sondern nach altgermanischer Art, wie schon angedeutet wurde, zugleich auch eine organisch politische Eintheilung der Gesammtheit der Bürger. Diese Form gab allein eine Gewähr dafür, daß eine wirkliche Theilnahme an den socialen und politischen Rechten für Alle thatsächlich möglich wurde. Das Gewerbliche bildete nicht einmal das vorwiegende Moment bei diesen Bürgerabtheilungen; dieß zeigt der Umstand, daß der Einzelne nicht dem Handwerke anzugehören brauchte, dessen nominellem Verbande er einverleibt war; das bürgerlich-politische Recht trat vielmehr dabei ursprünglich in erster Reihe hervor, und hieran schloß sich als untergeordnet erst das gewerbliche Verhältniß an*).

Dem kriegerischen Geiste der Zeit ganz entsprechend, verband sich mit der Zunftverfassung zugleich auch das vaterländische Vertheidigungssystem. Am Ende des 13. Jahr-

---

*) Die Aktiv-Bürger „abgetheilt", wie ausdrücklich gesagt war, „nach den zwölf Zünften", unbeschadet ihrer noch besondern Gewerbsverbindung, waren namentlich in den Adreßkalendern der Stadt Freiburg bis zu der nivellirenden Gemeindeordnung von 1831 aufgeführt. Die Zünfte selbst nannten sich zum Roß, Schmiede, Falkenberg, Handelsleute, Scheppele, Schneider, Stern, Metzger, Elephanten, Bäcker, Bären, Schuster, Auftinger, Küfer, Roßbaum, Tuchmacher, Ochsenstein, Gerber, Mond, Müller, Mehlhändler u. s. w., Sonne, Rebleute, Riesen, Maler. Viele Zünfte hatten ihre eigenen Häuser, alle mehr oder weniger Vermögen, was endlich eingezogen und der sog. Beurbarungscommission überwiesen wurde. Auch hier hieß „freimachen": zerstören.

[redacted]

hunderts waren aus den Zünften der Stadt Freiburg bereits achtzehn Hauptmannschaften hervorgegangen, was schon ihre Bedeutung zeigt. Diese Waffenkörper wurden von den Meistern der Zünfte befehligt, standen unter einem Obristmeister, und hatten sich als ein eigenes Collegium neben dem städtischen Rathe ausgebildet*).

Wie hoch persönliche Tapferkeit ein ganzes Corps zu ehren vermochte, beweist z. B. daß unter den Zünften den Metzgern bei Feierlichkeiten, Prozessionen u. s. w. der erste Rang gebührte, nachdem ein Gewerbsgenosse den Bischof von Straßburg im Kampfe erstochen hatte.

Unsere Voreltern begehrten überall einen selbstständigen Antheil, ein unmittelbares Eingreifen, ein Mitrathen und Mitthaten bei allem was das Gemeinwesen und öffentliche Leben betraf. Sie hätten sich mit dem nicht begnügt, was z. B. heute für Freiheit gilt. Dieses Bedürfniß der Selbstthätigkeit fand innerhalb der Zunftverfassung eine der Zeit entsprechende Befriedigung. Gab es auch immer und überall Ehrgeizige und Parteigetriebe; übten Reichthum und persönliche Ueberlegenheit auch allenthalben ihren Zauber aus, so lag doch in der Zunftverfassung dagegen wenigstens ein mächtiger Schutz. In dem beschränktern Raum der Zunftstuben herrschte größere Gleichheit und Redefreiheit, als in einer Versammlung aller Bürger denkbar ist. Zwölf Einzelverbände konnten nicht so leicht durch die gesellschaftliche Stellung eines Einzigen oder Weniger überrascht und beherrscht werden als nur eine Vereinigung. Jeder konnte gleichsam in einem vertraulichen Kreise näherer Genossen seine Meinung ungestörter geltend machen; hier war wie billig der Wille der Mehrheit maßgebend, nach Anhörung von Gründen und Gegengründen. Ein verfälschter Volkswille war viel weniger zu befürchten. Der Mandatar der Genossenschaft durfte die Quelle seiner ihm ertheilten Gewalt nicht dadurch

*) Adreßkalender der Stadt Freiburg von 1844. S. XXIII.

[redacted]

verhöhnen, daß er sich z. B. persönlich in Widerspruch mit seinen Wählern setzte. Der Vertrauensmann und das berufene Organ der gesetzlichen Mehrheit, der gewählte Zunftmeister trug die berathene und freie Entschließung seiner Genossenschaft in die allgemeine Rathsversammlung der obersten städtischen Behörde.

Diese bestand aus dem Schultheißen oder Bürgermeister, fünf Stadt- oder Magistratsräthen, von welchen später wenigstens einer rechtsgelehrt seyn mußte, endlich aus zwölf Zunftmeistern mit Sitz und Stimme aus der Gesammtzahl von 36, welche jährlich wechselten. In der Rathsversammlung gab nun Jeder die Willensmeinung seines engern Consortiums kund, womit der betreffende Zunftmeister in der Regel wohl persönlich übereinstimmte. Ein derartig in der Rathsversammlung gefaßter Beschluß sprach mithin in der Regel auch den wahren Willen der Bürgermehrheit aus. Ueberrumplung oder Täuschung der „öffentlichen Meinung" durch sogenannte „moralische" Mittel der Gewalt oder Hinterlist, wie wir sie heute im Parteiinteresse oft den Willen ganzer Völker fälschen sehen, konnten nicht so leicht zum Ziele führen. Dieses verhinderte die Organisation der Bürgerschaft mit ihren eigenen Versammlungs- oder Vorberathungsorten, mit dem eigenen Zunftvermögen, durch einträchtiges Zusammengehen, das auch dem Schwächern in allen Lagen des Lebens einen festen Anhalt bot und ihn der Verführung weniger zugänglich machte. Während eine widerrechtliche Beherrschung der Stimmen meistens auf Widerstand eben dieser Theilkörper stoßen mußte, waren dieselben zugleich eine Bürgschaft für die Selbstständigkeit der Meinung und eine Schule des Lebens. Das Gefühl für Rechte und Pflichten erhielt in diesen Versammlungen stete Nahrung und vererbte sich von einem Geschlechte zu dem andern fort durch Wort und Beispiel. Hieraus entwickelte sich jene Charakterfestigkeit, welche jeweils für einmal gefaßte Entschließungen auch mannhaft einzustehen bereit war.

ächten Bürgersinn, der unter so vielen Stürmen das G
wesen der Stadt Freiburg 700 Jahre lange aufrecht
Was sind gegen eine so lange Dauer alle jene Schöpf
welche nun der Tag bringt und der Tag verschwinden
diese endlosen Verfassungen und stets wechselnden G
Ueberfluthungen, diese staatlichen Umgestaltungen, von
lutionen und Restaurationen durchkreuzt, um endlich in
Militärdespotismus mit oder ohne allgemeines Stim
auszumünden! Hat irgend etwas von dem was seit Me
altern in allen Ländern sich begibt, auch nur die Zei
Menschenlebens überlebt? Die städtische Verfassung Fr
brach nach 700 Jahren auch erst dann zusammen, a
Geist der sie geschaffen, erstorben und sie von dem l
Geschlechte selbst aufgegeben war*).

*) Diese geistige Grundlage der städtischen Verfassung fin
schönen Ausdruck am Schluß der „Vorred des nüwen St
zu Fryburg im Prißgow für genommen und angegangen
nüwen jarstag als man zelet von der geburt Christi unse
Herren fünffzehenhundert und zwantzig jar" von dem h
Ulrich Zasius. „Und damit unser ernst flyß und arbeit
mit lena der zyt nach dem willen Gots grundvesti haben

[redacted]

Dieser Geist ruhte aber in der christlichen die mensch-
he Gesellschaft durchdringenden Glaubenseinheit. Ein damit
bundenes nationales Gefühl und Bedürfniß zugleich konnte
r mehr in großartigen Verbindungen Befriedigung finden,
chdem die Parteikämpfe der Dynasten die ursprünglichen,
n Karl dem Großen geschaffenen, auf persönlichem Recht
d persönlicher Freiheit ruhenden germanischen Institutionen
t Vernichtung bedrohten. Aus einer natürlichen Reaktion
: Art gingen erst die Städte mit ihren freiheitlichen Glie-
rungen, hierauf die Verbindungen der Städte unter sich,
: Genossenschaften des niedern Adels, endlich die friedlichere
ntwicklung des landständischen Wesens hervor. Die
türme der sogenannten Reformation haben auch letzteres
rstört, ohne dafür als Ersatz die Freiheit zu hinterlassen.

Eine den veränderten Lebensverhältnissen entsprechende
rganisation der menschlichen Gesellschaftskreise jeder Art ist
ute wie für alle Zeiten ein so dringendes Bedürfniß, daß
r Bestand ungesichert bleibt, so lange sie eines solchen
ortes gegen ihre innern und äußern Feinde entbehren. Die
esellschaft bedarf eines Walles gegen das Anstürmen will-
rlicher Gewalt, woher sie komme. Dem Rechte des Mäch-
gen müssen dadurch billige Schranken gezogen werden; in
m Schwachen muß die Empfindung der Ohnmacht welche
s dem Bewußtseyn der Vereinzelung hervorgeht, gehoben
d ihm wieder Mannesmuth und Manneskraft verliehen
erden.

Man vergleiche damit die den Städten unterstellten Zwecke in ihrer geistlosen materialistischen Auffassung aus dem Constitutionsedikt von 1807.

XX.

Stimmungen aus Württemberg.

August 1868.

Im vergangenen Frühjahre brachte bei einer Versammlung württembergischer Landwirthe der Minister des Innern einen Toast aus auf „die Einigkeit der Regierung und des Volkes", der wie gebührlich mit Hoch und Gläserklang aufgenommen wurde. Nicht lange vorher hatte Württemberg in der That das seltene Schauspiel der Einigkeit zwischen Regierung und Volk aufgeführt; bei den Zollparlamentswahlen nämlich wo mit vereinten Kräften darauf hingearbeitet wurde, daß auch nicht ein preußischer Parteigänger in Berlin Zeugniß geben könne von erwachenden schwäbischen Sympathien für die bismarkische Politik. Bekanntlich hat die gemeinschaftliche Agitation ihren Zweck vollständig erreicht. Württemberg spielte wieder einmal eine Rolle, es machte weit und breit Sensation, und die Minister von Varnbüler und von Mittnacht welche durch das allgemeine Stimmrecht gewählt als Abgeordnete in dem Zollparlamente erschienen, konnten sich darauf berufen, daß hinter ihnen das ganze Volk der württembergischen Schwaben stehe und dieses Volk sich so wenig als die Regierung eine parlamentarische Ueberschreitung der Mainlinie gefallen lasse. Regierung und Volk waren gegen einen derartigen von Bamberger und Consorten

[redacted]

angekündigten Streich gleich sehr erbittert. Das Volk, weil es in einem solchen Vorgehen eine brutale Unredlichkeit erblickte und einen der berüchtigten preußischen Pfiffe witterte; die Regierung aber war entschlossen dem ersten Versuche, das Zollparlament in ein Vollparlament zu verwandeln, kräftig zu widerstehen und sich um keinen Preis durch jene von Bismark erfundene und von dem Nationalliberalismus geheizte Maschine an den norddeutschen Bund oder das preußische Reich noch näher heranziehen zu lassen.

In Stuttgart begreift man nämlich, daß solche deutsche Mittelstaaten welche wie Baden sich gänzlich Preußen hingegeben haben, ihre selbstständige Existenz verwirken und bei einer neuen Staatencombination, wie sie ein großer Krieg immer zur Folge hat, als Compensationsmaterial behandelt werden. Die württembergische Dynastie ist stolz auf ihr Alter und ihre Geschichte, sie wird ihrer Souveränität freiwillig nicht entsagen und will um Alles in der Welt nicht mit der badischen Dynastie zusammengestellt werden. Von diesem Hause ist nach 1830 der Altliberalismus groß gezogen worden, der 1848 in den Republikanismus umschlagend, die preußischen Truppen bis an den Bodensee heraufführte; dadurch sind die hohenzoller'schen Fürstenthümer Preußen in die Hände gespielt worden welches damit festen Fuß in Süddeutschland faßte. Auch dem schwäbischen Volksstamme fehlte es niemals an Selbstbewußtseyn und nachdem das alte Reich sammt dem schwäbischen Kreis aufgelöst war, erhielt das zerstückelte Schwaben in der zu Stuttgart residirenden Dynastie ein neues Centrum, und bestand als Königreich Württemberg mit Ehren fort. Wo ist ein Binnenstaat von so mäßigem Umfange der in Wissenschaft, Kunst, Landbau und Gewerbfleiß mehr geleistet hat als Württemberg? der mehr tüchtige Männer in das nahe und ferne Ausland sendet? Darum fühlt sich das württembergische Volk ganz anders als das badische; der Trieb der Selbsterhaltung lebt noch in ihm und reagirte so ungestüm gegen die Schlinge, welche man

[redacted]

ihm in dem Zollparlamente und verwandten Einrichtungen drehte.

Man täuscht sich aber sehr wenn man glaubt, das Volk sei mit den Ergebnissen des Zollparlaments befriedigt. Daß die von Preußen beantragte Tabaksteuer auf die Hälfte herabgedrückt und die Erdölsteuer abgeworfen wurde, bringt die Volksmasse fast nicht in Anschlag. Sie hatte geglaubt, es werde etwas Großes geschehen, man werde den preußischen Bestrebungen in der Richtung nach Süddeutschland einen Riegel schieben; nun betheuerten aber die Minister Varnbüler und Mittnacht, daß Württemberg an den Augustverträgen mit unwandelbarer Treue festhalten werde; die in Folge dieser Verträge erschwerte Militärlast bleibt also, die Steuererhöhung deßgleichen. Der Kriegsminister führt die Zündnadelgewehre und das preußische Exercitium ein, er entsendet Generale und Offiziere nach Berlin, damit sie dort nach preußischem Muster commandiren lernen u. s. w. Das Volk meint nach allem dem: die Regierung sei selber preußisch gesinnt und die Zollparlamentswahlen seien weiter nichts als eine große Komödie gewesen, die man die Wähler spielen ließ.

Im Frühjahre war die 6jährige Periode der Kammer der Abgeordneten abgelaufen und eine neue Wahl mußte nach einigen Monaten angeordnet werden. Vor dem Schlusse der Session hatte die Regierung noch §. 139, 140 und 150 der Verfassung durch die Ständekammer dahin abändern lassen, daß die Abgeordneten durch das allgemeine Stimmrecht und in geheimer Abstimmung gewählt werden, während früher das Wählercollegium eines Bezirks oder einer Stadt zu zwei Drittheilen aus den Höchstbesteuerten und zu einem Drittheil aus den von den übrigen Besteuerten gewählten Wahlmännern bestand, und sämmtliche Wähler ihre Stimmzettel mit ihrer Namensunterschrift versehen mußten. Zugleich wurde die Verfassungsbestimmung aufgehoben, nach welcher ein Wahlberechtigter nur da wo er bürgerlich niedergelassen war, von seinem Rechte Gebrauch machen konnte.

[redacted]

Die Regierung veröffentlichte zugleich den Entwurf einer Verfassungsrevision der jedenfalls als ein Fortschritt auf dem Wege des Liberalismus bezeichnet werden muß. Das allgemeine Stimmrecht wurde natürlich von der Volksmasse mit großem Beifalle aufgenommen und nur leise äußerte sich hie und da die Meinung, die Regierung habe einen voreiligen Schritt gethan und sich schwere Verlegenheiten bereitet. Das allgemeine Stimmrecht habe sich bei den Zollparlamentswahlen freilich nach dem Wunsche der Regierung bewährt, allein in dieser Angelegenheit habe das Volk nur darauf geachtet, daß kein preußischer Parteigänger gewählt werde, und darum seine Stimme hier den Ministern v. Varnbüler und v. Mittnacht, dort dem abgetretenen sonst als Reaktionär verschrienen Minister v. Neurath, anderswo Demokraten wie Freiesleben, Oesterlen u. a. gegeben; wenn es sich aber um rein württembergische Angelegenheiten, namentlich um die Verfassungsrevision handle, räume man mit dem allgemeinen Stimmrechte der radikalen Demokratie ein zu weites Feld für ihre Agitation ein. Die leitenden Staatsmänner schienen der Ansicht zu huldigen, daß in der breiten unteren Volksschichte noch am meisten conservative Gesinnung vorhanden sei, und bei normalen Zuständen, wenn das Volksleben in seiner ruhigen Strömung zwischen Arbeit und Genuß verläuft, herrscht auch wirklich eine instinktive Achtung vor der Autorität und ein naturwüchsiges Mißtrauen gegen die Absichten der liberalisirenden Zunft der sogenannten Herren in jenen Schichten. Aber gerade die Volksmasse wird auch viel stärker aufgeregt und nachhaltiger erbittert, wenn sie die Regierung an einem öffentlichen Unglücke schuldig glaubt, ihr schlimme Absichten zutraut und berechnete Täuschung voraussetzt. Das Ministerium Varnbüler kannte offenbar den Grundton der Volksstimmung nicht und war sehr überrascht, als im April die radikale Demokratie, „die Volkspartei", durch ihr Organ den „Beobachter" ein Programm veröffentlichte, das dem der badischen Volkspartei aus dem J. 1847

[redacted]

so ähnlich sieht wie ein Ei dem anderen; als sich ferner herausstellte, daß in den Bezirken wo „Volksvereine" bestehen, das Programm des Beobachters als Parole gegeben und von dem Volke wenn auch nicht geradewegs angenommen, doch sehr bereitwillig angehört wurde.

Dieses republikanisirende Programm verlangt die Kündigung des Bündnisses mit Preußen, die Errichtung eines Südbundes mit Parlament, centraler Executive, die theilweise von dem Parlamente, theilweise von den Regierungen zu bestellen ist; Milizheer nach schweizerischem Muster, Vorbereitung zum Militärdienst durch Einführung des Turnens in allen Schulen und der Jugendwehr in allen Gemeinden; Einkammersystem, Abschaffung aller Privilegien; Reform der Besteuerung mit möglicher Beseitigung der indirekten Steuern; Aufhebung der lebenslänglichen Amtsdauer der Gemeindevorstände u. s. w. Der „Beobachter" kennt die Tragweite seines Programms und deutet das letzte Ziel bald in kecker Laune an, indem er z. B. auf die Einwendung, der Südbund würde zu viel kosten, antwortet: „nur drei Kronen"; bald entwickelt er seine Theorien über das Staatswesen ganz in derselben Weise und mit denselben Consequenzen wie die „demokratische Correspondenz", die Berliner „Zukunft" u. s. w. thun. Die Regierung wurde augenscheinlich durch die energische Agitation der demokratischen Partei und die steigende Kühnheit ihrer Sprache überrascht, denn plötzlich erhob sich der sonst matte „Staatsanzeiger" und fing an von drohender Anarchie, Republik u. s. w. zu sprechen. Da das officiöse Blatt fast nur von den höheren und niederen Amtspersonen gehalten wird, so blieben seine Hiebe gegen die sogenannte Volkspartei oder den „Beobachter" unbeachtet und fanden seine Ermahnungen und Warnungen wenig geneigte Ohren. Die vielen Bezirksblätter, die zugleich amtliche Intelligenz-Blätter sind und den amtlichen Inseraten eine lukrative Existenz verdanken, verhielten sich fast durchgängig neutral, die muthigsten traten höchstens für einen gemäßigten Candi-

[redacted]

baten gegen einen Beobachter=Candidaten ein, nicht eines (meines Wissens) für das Regierungssystem als solches. Sie hatten ihre guten Gründe; populär wäre nämlich ein freies Auftreten für die Regierung nicht gewesen, auf einen Dank aber und nachhaltigen Schutz hätten sie von Seite der Regierung und ihrer Beamten nicht rechnen dürfen. Diese Herren lieben in der Regel conservative Blätter nicht; einer z. B. bedrohte vor etlichen Jahren ein Bezirksblatt mit Entziehung der amtlichen Inserate, wenn es fortfahre gegen Garibaldi und Consorten, gegen den Nationalverein und die Tendenzen der preußischen Politik zu polemisiren, denn ein amtliches Blatt habe sich neutral zu halten!

Kein Blatt rief den Wählern in das Gewissen: „Unsere Regierung ist durchaus nicht gesonnen es der badischen nachzumachen und sich unter die Fittige des preußischen Adlers zu bergen, allein sie kann sich der Nöthigung der Lage, welche durch die Kriegsereignisse von 1866 geschaffen wurde, nicht entziehen und darf das Augustbündniß mit Preußen nicht aufkündigen, denn dadurch würde sie Verwicklungen herbeiführen, die dem kleinen Württemberg bald über dem Kopfe zusammenschlügen. Wir können die gegenwärtige Lage der Dinge nicht ändern, sondern müssen die weitere Entwicklung abwarten. Vielleicht erfolgt auf völkerrechtlichem Wege eine Auflösung der süddeutschen Bündnisse mit Preußen (so äußerte sich Hr. von Neurath in seinem Programm das in dem ersten Wahlkreise für das Zollparlament mit allgemeinem Beifalle aufgenommen worden war), oder der norddeutsche Bund nimmt (so setzte der Justizminister von Mittnacht dem ihm vertrauenden Wahlbezirke Mergentheim auseinander) eine Verfassung an welche in die Selbstverwaltung der einzelnen Bundesstaaten nicht übermäßig eingreift, ihre Finanzen nicht antastet, sie nicht mit Militärlasten überbürdet, ihnen vielmehr im Reichstage und Bundesrathe die berechtigte Geltung einräumt. Dann wird es auch Württemberg möglich in den norddeutschen Bund einzutreten. Unter den jetzigen Verhältnissen aber will und

[redacted]

kann die Regierung nicht daran denken Württemberg
Nordbunde zuzuführen, denn bei seiner gegenwärtigen
fassung ist er nichts anderes als der Magen in we
Preußen die aufgenommenen Staaten verdaut. Der im P
Frieden vorgesehene süddeutsche Bund erweist sich als u
führbares Projekt. Hessen, dessen Nordhälfte zum nor
schen Bund gehört, kann in einen süddeutschen Bund
eintreten, Baden will nicht, denn es hat sich bereits
Preußen hin verrannt; so bleiben nur noch Württe
und Bayern. Aber diese beiden können nicht einmal ei
sonderes Schutz- und Trutzbündniß schließen, denn sie
ein solches schon mit Preußen abgeschlossen; ebensoweni
Zoll- und Handelsbündniß, da beide dem großen Zoll
angehören; und ein gemeinschaftliches Parlament würde
anderes bedeuten als die vollständige Unterordnung Wür
bergs unter Bayern in legislativer und administrative
ziehung, wozu nicht ein Württemberger Lust hat.
kehrt will von dem demokratischen Parlament des Stutt
Beobachters mit seiner centralen Exekutive in Bayern
mand wissen der etwas in dieser Sache zu sagen hat.
wegen und nach alledem bleibt einstweilen für Württe
nichts übrig als sich in die Lage zu schicken und das
sorgen, daß es sich im eigenen Hause möglich gut ein
verständig wirthschafte, die Achtung des Auslandes si
wahre und mehre. Das wird geschehen, wenn Regierun
Volk einig bleiben. Die Regierung hat ihrerseits den
Willen. Sie hat aus freien Stücken das allgemeine S
recht bei den Landtagswahlen herbeigeführt; sie legt der
wurf einer liberalen Verfassungsrevision vor; ferner
Entwurf der Reorganisation der innern Verwaltung

[redacted]

wird; ausgearbeitet sind ferner mehrere Theile des Landes-Culturgesetzes, ein Feuer- und Baupolizeigesetz das den Gemeindebehörden mehr Vollmacht gibt u. s. w. Die Regierung hat für die Hebung der Schule, besonders der Volksschule, so viel gethan, daß ihr nicht bloß die Anerkennung Deutschlands, sondern auch des Auslandes zu Theil wurde. Sie darf behaupten und kann mit Ziffern beweisen, daß das württembergische Volk mit Ausnahme einiger Schweizerkantone das verhältnißmäßig am niedersten besteuerte ist. Die Redlichkeit und Sparsamkeit im Staatshaushalte ist noch niemals angefochten worden, ebensowenig als die gewissenhafte und unparteiische Rechtspflege für Vornehme und Geringe, für In- und Ausländer. Die Rede- und Preßfreiheit ist unangefochten und wird so ausgiebig benutzt als irgendwo; ebenso verhält es sich mit dem Versammlungs- und Vereinsrechte. Hat also das württembergische Volk Ursache zur Unzufriedenheit mit seiner Regierung, Ursache gegen sie unter der Fahne des „Beobachters“ Fehde zu beginnen zu ihrem Sturze?“ — Nicht ein Satz dieser Apologie kann angestritten werden, und doch zweifle ich, ob die Wahlen wesentlich anders ausgefallen wären als geschehen ist, wenn auch obige Ansprache in populärster Form und noch specieller begründet jedem Wähler in die Hand gegeben worden wäre.

Die Regierung hat bei den Wahlen eine schwere Niederlage erlitten, denn von den 72 Abgeordneten der Bezirke und Städte kann sie nur 8—10 die Ihrigen nennen. Dieses Häuflein wird verstärkt durch die 7 protestantischen Prälaten, den Abgeordneten des Rottenburger Domkapitels, den ältesten katholischen Dekan, den Kanzler der Universität und die 13 Abgeordneten der Ritterschaft, insofern wenigstens als diese zusammengesetzte Gruppe nicht am Sturze des Ministeriums mitarbeiten wird, wenn auch einzelne Mitglieder in einigen Fragen opponiren mögen. Die großdeutsche Partei hat 6 Abgeordnete durchgesetzt, sämmtlich gemäßigte Demokraten, die dem „Beobachter“ nicht unbedingt folgen, sondern ihren

[redacted]

eigenen Weg gehen. Die preußische Partei hat wenigstens 10 der Ihrigen durchgesetzt, was sie im Rückblick auf die Zollparlamentswahlen selbst keineswegs erwartete. Welche Rolle dieselben dem Ministerium gegenüber spielen werden, lassen wir einstweilen dahingestellt; jedenfalls folgen sie nicht der Fahne des „Beobachters", ihres geschwornen Feindes, obgleich einige dieser preußisch Gesinnten sonst als hart gesottene Demokraten figurirten. Von einer Mehrheit der Beobachter-Partei in der Kammer der Abgeordneten ist um so weniger die Rede, als manche sonst radikale Demokraten nicht durch Dick und Dünn mitgehen.

Der Staatsanzeiger hat bereits zu verstehen gegeben, daß die Regierung mit der Einberufung der Kammer keine Eile habe und vorerst die Parteihitze sich abkühlen lassen werde. Ohne daß das Blatt sonst irgend einen Wink über die ministerielle Taktik nach der Eröffnung des Landtags zu geben für gut findet, läßt sich dieselbe doch vorausbestimmen: Die Minister werden die fertigen Gesetzesentwürfe über Steuerreform, Bau- und Feuerpolizeiwesen, Ablösung der Waldweiden u. s. w. vorlegen und principielle Fragen wie die Verfassungsrevision so lang als möglich hinausschieben. Der Finanzetat ist noch von dem vorausgegangenen Landtage auf drei Jahre bewilligt; man kann also dem Ministerium mit der Drohung von Steuerverweigerung nicht beikommen, und dasselbe wird wohl die Gelegenheit finden die Kammer mit Anstand zu vertagen. Zeit gewonnen, viel gewonnen — wenn noch etwas zu gewinnen ist.

Die Regierung muß sich jedoch selbst gestehen, daß sie trotz ihrer Thätigkeit und Freisinnigkeit in dem Volke fast keinen moralischen Halt mehr hat und daß die Bevölkerung in einer gelinden Verzweiflung einstweilen so dahin lebt. Das Volk fühlt sich verlassen; es begreift, daß das kleine Württemberg als ein bei der Zertrümmerung des deutschen Bundes seitwärts geschleudertes Bruchstück keine Zukunft hat, daher eine Aenderung der gegenwärtigen Lage eintreten muß.

[redacted]

Da malen ihm die republikanisirenden Demokraten das Bild eines neuen vereinigten und freien Deutschlands vor, einer Schweiz im größten Maßstabe, deren Rütli Schwaben seyn werde, wenn es sich unter den deutschen Ländern zuerst selbst freimache. Also, heißt es, habe das Volk nur Volksfreunde als Abgeordnete zu wählen; diese würden die Entlassung des gegenwärtigen Ministeriums und die Einsetzung eines volksfreundlichen erwirken. Dann werde ein Volksheer nach schweizerischem Vorbilde organisirt, jedes Privilegium und eben darum auch die Standesherrenkammer abgeschafft, eine wohlfeile Administration eingeführt und die Einrichtung getroffen, daß das Volk seinen Willen zu jeder Zeit geltend machen könne. Dem Beispiele der Schwaben würden die andern deutschen Völker nacheifern, denn die Volkspartei sei überall thätig, der Samen allenthalben ausgestreut, Millionen von Arbeitern warteten nur auf das Zeichen. Das Signal aber wäre der Sturz Napoleons III., die Errichtung der neuen französischen Republik welche nicht auf Krieg und Eroberungen ausgehen, sondern sich die Verbrüderung aller Völker Europa's zur heiligen Aufgabe machen werde.

In den Volksversammlungen wurde zwar das letzte Ziel nur angedeutet, doch ist es ein öffentliches Geheimniß. Ohne daß die Franzosen Revolution und Republik machen und vorangehen, hoffen und wagen die deutschen Republikaner nach eigenem Geständniß nichts! Bei dem Volke wurzelt die Erwartung einer neuen französischen Revolution nach und nach ein, und damit auch die Ueberzeugung, alsdann werde sich in Deutschland das Jahr 1848 wiederholen, aber gründlicher aufräumen. Indessen ist die große Mehrheit des Volkes doch nicht republikanisch gesinnt und fürchtet eher eine Revolution als daß es sie wünscht; die zahlreichen scharfen Oppositionswahlen sind daher die Folgen näher liegender Gründe. Zunächst des schon geschilderten Pessimismus, der sich dadurch Luft macht, daß er Abgeordnete in die Kammer schickt die das Regieren, das nach der Meinung des Volkes ein ebenso angenehmes

als profitables Geschäft ist, möglich erschweren und
tern; man glaubt sich so an den hochstehenden Hern
rächen denen man die Schuld an dem Preußenkrieg
dessen lüderlicher Führung und an den 8 Millionen
gelder beimißt. Großen Aerger verursacht die Verm
des Militärs und die dadurch herbeigeführten Kosten, a
bekanntlich die schwäbische Regierung in dieser Bez
hinter allen andern Regierungen zurückgeblieben ist. E
hielt aber auch für das neue Militärgesetz die Zustim
der letzten Abgeordnetenkammer nur mit knapper Noth
mit einer Mehrheit von zwei Stimmen. Die Absch
dieses neuen Militärgesetzes und mögliche Annäherun
das schweizerische Milizsystem ist ein Wunsch des
dessen Realisirung es wenigstens versuchen will, ind
Abgeordnete wählt welche in diesem Sinne zu wirke
sprechen. Ein noch bedeutenderes Moment ist die Verfas
Revision.

In der Kammer der Standesherren verschwind
eigentlichen Standesherren, d. h. die historischen und
grundbesitzenden adeligen Geschlechter gegenüber dem
und Dienstadel, daher sich diese Kammer während ihres
zen Bestehens als eine Hofkammer und nicht als eine L
Kammer erwies. Diese erste Kammer (die der Standesh
erntete weder Popularität noch Achtung; sie soll dah
geschafft werden, fordern die Volksmänner, und die Zah
welche sich mit einer Reform der Kammer etwa nach
Muster des belgischen Senats begnügen würden, ist
scheinlich nur eine geringe. In Betreff der zweiten od

[redacted]

ttelst der ersten Kammer alle von der zweiten beschlossenen nderungen zurückzuweisen. Allein dieses Mittel empfiehlt) als ein durch und durch unpopuläres nicht und kann ter Umständen höchst gefährlich werden. Der Regierung ibt daher bei dem vorherrschenden demokratischen Charakter : Abgeordnetenkammer nichts Anderes übrig als die Verssungsrevision so lange hinauszumanövriren, bis die allgeine Lage sich dahin geändert hat, daß die Demokratie ihre nsprüche in der Weise mäßigt, wie sie von der Regierung igenommen werden können. Dabei fragt es sich aber, ob : Mehrheit der Kammer diese Operation sich ruhig abickeln läßt und nicht einen Sturm gegen das Ministerium iternimmt, so daß entweder dieses abtreten oder die Kamer aufgelöst werden muß.

Während des Wahlkampfes stellten sich die Beamten nb unbedingten Anhänger der Regierung in den Bezirken, o sich ein Demokrat und „Preuße“ (Nationalliberaler) genüberstanden, immer auf die Seite des letzteren. So B. im Bezirke Göppingen, wo Hölder, der württembergische rann, in einem sehr erbitterten Kampfe über einen ziemlich mäßigten Demokraten siegte, obschon diesem Herr Mayer m Beobachter persönlich zu Hülfe kam. Offenbar sind also : „Preußen“ der Regierung willkommener in der Kammer s die Demokraten, und neigt sich die Regierung mehr und hr nach Preußen hin, je härter sie von der Demokratie drückt wird. Die natürliche Folge davon ist, daß die Preußen“, da sie ohnehin mit der Partei des Beobachters iversöhnlich verfeindet sind, sich in der Kammer der Regieng nähern und daß die preußische Partei überhaupt erirkt. Daß dieselbe in den wenigen Monaten nach der ollparlamentswahl beträchtlich gewachsen ist, beweist die hatsache, daß sie bei den Landtagswahlen 10 bis 12 ihrer andidaten durchsetzen konnte, und sobald die Regierung sich über die Demokratie ferner durch die Preußen schützen zu üssen glaubt und der preußischen Propaganda freien Spiel=

stantismus seinen Triumph in Deutschland und Europ
habe von seinen Feinden, den Jesuiten und Ultramo
nichts mehr zu befürchten. Diese Saite hat zwar sch
manchmal angeklungen, ist aber noch nicht kunstger
spielt worden, wie sie es unter Umständen sicher werd

Wie schwer kommt es zweitens manchen Beam
wenn man von ihm nicht bloß fordert, daß er seine
ten gewissenhaft erfülle, sondern auch daß er neben
und damit der Regierung Popularität erwerbe; u
schadet dieses sichtbare Streben nach der Volksgunst d
torität des Beamten! In der demokratischen Presse w
Beamtenstand trotz seines liberalen Gebarens und sei
rufsmäßigen Arbeitsamkeit dennoch gehudelt und wen
gerade als ein volksfeindliches Element, so doch als ein
verdächtiges dargestellt. Ein ordentlicher Hauskne
mehr Lohn als ein Gerichtsaktuar Besoldung bezie
Metzger, Schneider 2c. würde mit keinem Regieru
tauschen und dennoch müssen sich die Beamten als di
meln betrachten lassen welche den Honig des arb
Bienenvolkes verzehren. Die große Mehrzahl der w
bergischen Beamten sehnt sich darum geradezu nach

[redacted]

die modernen eingetauscht. Die Rohheit äußert sich namentlich gegen die Geistlichen, gegen Bezirks- und Gemeindebehörden in muthwilligen Reibereien und in Unarten, denn zu Widersetzlichkeiten fehlt meistens noch der Muth, wenn auch nicht die Lust. Würden aber wie 1848 in Paris, Wien und Berlin den Händen der Regierenden die Zügel entfallen und hätten die Leute die sich als „das Volk“ geriren, keine Strafpreußen zu fürchten, so würde der tollste Tanz losgehen und die wüstesten Lümmel (es gibt deren mit Glacéhandschuhen) dürften ihren Muthwillen an den Loyalgesinnten üben.

In neuester Zeit stellt sich bei den städtischen Gewerbsleuten eine gewisse Scheu vor dem demokratischen Fortschritte ein, sie merken nämlich, daß unter ihren Arbeitern etwas vorgeht, daß dieselben weit und breit ein Netz von Verbindungen organisirt haben und sich anschicken den Arbeitgebern und Meistern Bedingungen vorzuschreiben. Mancher Geschäftsmann der sonst viel über die Regierung räsonnirte und meinte, damit zeige er seine Bildung und Freisinnigkeit, fängt an bange zu werden bei dem Gedanken, es könnte einmal so weit kommen, daß der Schutz der Gesetze und der Polizei aufhöre, die Arbeiter mit dem übrigen Proletariate die Freiheit in Beschlag nähmen und die „socialen Ideen“ in die Praxis übersetzten, wobei der Geldbeutel der Wohlhabenden am meisten in Anspruch genommen würde. Solche Gedanken führen allmählig zu der Erkenntniß zurück, daß eine höchste Autorität die unter Umständen mit Gewalt eingreife, eine Nothwendigkeit sei, und glauben oder finden sich die Geschäftsleute dieser Art einmal bedroht, so werden sie Fanatiker der Ordnung und schreien nach dem Bismark, wenn die eigene Regierung nicht sogleich helfen kann. Je fühlbarer sich die socialistische Gährung macht, um so größer wird die Aengstlichkeit der Bourgeoisie und um so bereitwilliger unterzieht sie sich einer streng disciplinirenden Macht, wie sie allein gegenwärtig in Preußen dasteht. Disciplin ist für das bürgerliche Leben eine Nothwendigkeit, obwohl sich ihre Lockerung

[redacted]

oder Störung nicht so schnell und hart rächt als bei dem Militär.

Ich will nun nicht behaupten, daß sich gegenwärtig bei dem württembergischen Militär ein Mangel an Disciplin zeige, allein es ist unläugbar, daß der Feldzug von 1866 auf den württembergischen Soldaten sehr nachtheilig gewirkt hat. Er zog freudig in den Krieg und schlug sich tapfer, allein man höre einmal an was er über die Führung erzählt! Sie lauten arg, diese Soldatenerzählungen und schließen in der Regel mit der Versicherung, daß der Soldat unter den gleichen Umständen gar nicht mehr ausziehen würde, was dahin zu verstehen ist, daß er nur widerwillig in das Feld marschirte und mehr an das Durchgehen als an das Schlagen dächte. Er hat eben die Probe gemacht, daß sich bei den Führern eines isolirten Corps weder Strategie noch Taktik so ausbildet wie bei den Führern eines großen compakten Heeres, und daß ein aus mehreren selbstständigen Corps deren jedes nach seiner Weise organisirt ist, zusammengesetztes Heer bei aller Bravour der nöthigen Einheit ermangelt und diesen Fehler schwer büßen muß. Das Gros der Offiziere ist natürlich der gleichen Ueberzeugung und darum ist ihm die sogenannte „Verpreußung" des württembergischen Corps ganz erwünscht. Auch der gemeine Soldat fügt sich willig, obwohl es ihm schweres Bedenken erregt, daß er wahrscheinlich einmal mit den Preußen und ohne die Oesterreicher gegen die Franzosen ziehen soll. Unter dem preußischen Oberbefehle zu fechten wäre ihm ganz recht, denn die preußischen Heerführer und Soldaten haben sich bewährt, aber wenn es gegen die Franzosen geht, meint er, sollten die Oesterreicher dabei seyn, und jedenfalls ließe er sich nicht von Preußen gegen Oesterreich verwenden. Das August-Bündniß mit Preußen ist daher kein perfektes, auch wenn sich die Regierung nicht bei einem Kriegsfalle die Entscheidung vorbehalten hätte, ob der casus foederis eingetreten sei oder nicht, was im Grunde doch nichts anderes bedeutet, als daß

die württembergische Regierung dem Kriegsrufe Preußens nach eigenem Ermessen folgen oder nicht folgen wird, vorausgesetzt natürlich, sie sei nicht durch andere Umstände der Freiheit des Entschlusses beraubt. Setzen wir z. B. den Fall, Preußen werde von dem württembergischen Volke als eine gewissenlose, nur auf den eigenen Vortheil sehende, wort- und bundesbrüchige Macht gehaßt (und von dieser Anschauung war es nicht weit entfernt), so wäre es der Regierung bei dem besten Willen unmöglich ihre Soldaten für Preußen marschiren zu lassen.

Daß die Volksstimmung sich für Preußen gebessert hat, beweisen die Landtagswahlen wo, wie oben gesagt wurde, die preußische Partei 10 bis 12 Candidaten durchsetzte und was wohl zu beachten ist, in lauter Landbezirken mit Ausnahme der Stadt Ulm. Der „Beobachter" stellte die Candidaten der Regierung und der preußischen Partei in einer Rubrik zusammen, und in der That unterstützte die Regierung die preußischen Candidaten gegen die der Beobachter-Partei, und sie konnte nicht anders, weil sie neben einer Kammermehrheit aus dem Lager des Beobachters nicht existiren kann. Dieses Blatt hetzt fortwährend gegen den Adel, obwohl dieser Stand kein Privilegium von Werth mehr besitzt außer dem einer eigenen Vertretung auf dem Landtage; es ist daher nicht zu verwundern, wenn der Adel sich Preußen ganz entschieden zuneigt und in demselben seinen Beschützer gegen die republikanisirende Demokratie erblickt. Und welche Wahl bleibt zuletzt der Regierung noch übrig, wenn sie keinen Augenblick vor einer demokratischen Ueberrumpelung in der Kammer sicher ist? Wohin soll sich die Dynastie wenden, welche von der republikanisirenden Demokratie als ein staatlicher Luxus bezeichnet wird dessen Abschaffung nur mehr eine Frage der Opportunität bilde? Wenn selbst die Volksmasse von der Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Zustandes überzeugt ist und geradezu die Parole aufstellt: „entweder preußisch oder republikanisch, sobald die Franzosen die Republik ausrufen!" —

[redacted]

was ist da noch für eine selbstständige Zukunft zu h
Laßt den Druck der Demokratie fortdauern und er treil
fehlbar immer näher zu Preußen hin; die Regierung
Adel, die Beamten, die Geistlichkeit und das conser
Element im Volke müßten sich zuletzt nothgedrungen a
Seite der preußischen Partei stellen und die national-li
Fahne aufpflanzen.

XXI.

Wiener Briefe.

VII.

In den Hundstagen 186

Es lag nicht in meiner Absicht in dieser saison
Ihnen Mittheilungen aus der Kaiserstadt zu senden,
wegen Mangel dringenden Stoffs, theils wegen eingetrock
Tinte. Nun sind aber Freunde aus Nord und Süd,
Ost und West in unsern Mauern eingezogen und haben
länglichen Schreibestoff angehäuft; auch haben die Rühr
und Freudenthränen welche von Rednern und Publ
reichlich vergossen wurden, mein Tintenfaß wieder aufgefr

Die zweifelhaften Lorbeeren welche unser norddeut
Nachbar durch sein Zollparlament errungen, ließen u
Staatsmänner nicht schlafen, sie wollten ein Paroli b
und aus dem Kopfe unserer politischen Minerva entsp
das Wiener Schützenfest. Nachdem eine geistvolle Fede
den früheren Heften dieser Blätter das Berliner Zol
lament in seinen hochgehenden Bestrebungen und klägl

[redacted]

Resultaten so treffend geschildert, ist es für eine viel weniger gewandte Feder eine sehr schwierige Aufgabe in gleicher Weise das hiesige Schützenfest einer gründlichen Kritik zu unterziehen. Sie und die geneigten Leser müssen sich daher mit einigen aphoristischen Bemerkungen begnügen welche überdieß noch — weil basirt auf die thatsächlichen Verhältnisse und nicht auf die schön tönenden Phrasen der Toaste — mich der Gefahr aussetzen, manch deutsches Herz welches uns Oesterreichern wohl will, zu meinem großen Leidwesen zu verletzen.

Vor Allem muß der allgemeine Charakter des Schützenfestes besprochen werden, und schon hierin zeigt sich eine große Schwierigkeit zwischen Schein und Wirklichkeit den richtigen Weg zu finden. Ich sehe natürlich ab von dem greifbaren Zwecke der mehrere tausend Schützen an einem Punkte vereint, um Beweise ihrer Geschicklichkeit in der Handhabung der Feuerwaffe zu geben und sich möglichst viele Beste und Becher zu erzielen. Man muß in dieser Beziehung, nach dem alten Sprichworte lucus a non lucendo, zugeben daß der durch den Namen angedeutete und in die Augen springende Zweck bei allen großen Schützenfesten, vorzugsweise aber bei dem jüngsten zu Wien, jedenfalls nur Nebensache war. Wäre das Schießhaus im Prater nur von jener Kategorie von Schützen besucht worden welche man in Tyrol, dem Schützenlande par excellence, sehr bezeichnend „Brettelbohrer“ nennt, d. h. Leute denen das Scheibenschießen Metier ist und welche mit ihrer sichern Büchse im ganzen Lande von Schießstand zu Schießstand ziehen, um sich ihr Brod zu erwerben, so hätte kaum eine Flagge geweht von den Bahnhöfen bis zum Schießhause, die hohe Journalistik hätte ein solches Fest kaum eines Artikels im Feuilleton gewürdigt und die Autoritäten der Stadt und des Staates, der gemüthliche Zelinka und der schönredende Minister Giskra hätten es nicht der Mühe werth erachtet ihr Licht dabei leuchten zu lassen, von den andern Koryphäen der Rednerbühne gar nichts zu sagen.

demokratischen Elemente bei dieser Gelegenheit einand zu bringen, sie miteinander zu verketten und gefahr Parole für die Zukunft auszugeben: so mag man schwankend werden in seinem Urtheil, ob man dieses S fest einen heitern Mummenschanz oder die Geburtsstä deutschen Republik nennen soll. In deutscher Einheit derlichkeit und Zusammengehörigkeit wurde viel gema wurden hundertlei Variationen über dieses Thema zum gegeben und viele Redner aus Süddeutschland oder d nexirten Provinzen mögen von dem lebhaftesten Wuns seelt gewesen seyn, den verwünschten Preußen auf de zu demonstriren, daß es noch einen Ort auf deutsche gebe wo man von deutscher Einheit und Freiheit ni träumen sondern auch, und zwar unter tausendfältigen des Publikums und ohne Beängstigung vor Gensdarm Festungshaft, sprechen dürfe. Die Herren haben an dieser unbeschränkten Redefreiheit (denn die Geschich den Tambours scheint nur eine böswillige Erfindu wesen zu seyn) den reichhaltigsten Gebrauch gemacht. edlen deutschen Männer haben also ihren Zweck errei wir freuen uns darüber, schon aus einem Gefühle der barkeit, da sie uns so kräftiglich versicherten, daß das

[redacted]

heimen Tendenzen, mit seinen lärmenden Ovationen und ktlosen Manifestationen uns vom rein österreichischen Stand- mkte aus in Wirklichkeit große Freude bereiten und be- ündete Hoffnungen für eine bessere Zukunft unseres armen aterlandes rege machen konnte. Ihr Urtheil wird um so lliger und unparteiischer seyn, weil Sie durch die neue era nicht verblendet seyn dürften, im Gegentheile das Oester- ich der alten Aera mit all seinen Schwächen und Gebrechen hnen jedenfalls mehr Vertrauen auf seinen Bestand und uf den kräftigen Schutz für deutsche Interessen eingeflößt aben wird, als das was Sie jetzt vor Augen sehen.

Wenn Jemand der in den topographisch-statistischen Verhältnissen des großen Kaiserstaates nicht sehr bewan- ert wäre, dem Feste angewohnt und alle die zündenden Reden und langweiligen Schmeicheleien über deutsche Einheit und wechselseitigen Schutz angehört hätte, der müßte jeden- alls zum Glauben verleitet worden seyn, daß der Kaiser- taat, wenigstens das gegenwärtige Cisleithanien ausschließend om deutschen Stamme bewohnt und nur hie und da fremde Nationalitäten spärlich eingesprengt seien. Thatsächlich ist ber das Entgegengesetzte der Fall; die deutsche Bevölkerung erhält sich zur slavischen Bevölkerung nahebei wie Eins zu ier. Glauben denn die Herren daß, weil gegenwärtig das Ministerium Auersperg welches das schwarzrothgoldene Banner ntfaltet hat, am Ruder ist — die vielzüngigen Völkerstämme Oesterreichs sich erheben werden wie Ein Mann, um dem Reiche den Einfluß in Deutschland welcher im Jahre 1866 theils durch Oesterreichs Schuld theils wegen der Ohnmacht einer süddeutschen Bundesgenossen verloren ging, wieder zu obern und dadurch den süddeutschen Staaten die Kastanien us dem Feuer zu holen? Sehr klug und weise hat daher Minister Giskra nur das culturhistorische Element der deut- schen Zunge in den Vordergrund gestellt, während die übrigen großen und kleinen Redner nicht müde wurden die politische Machtfrage des deutschen Elementes zu betonen. Dadurch

den leitenden Staatsmännern gelingt bei den einzeln
dergruppen eine concentrische Aktion hervorzurufen
Gange zu erhalten, während wir im gegenwärtigen
blicke nur von centrifugalen Bestrebungen hören. Den
rend den Anhängern der Wenzelskrone von der Re
selbst der Vorwurf gemacht wird, daß ihre sehnsüchtige
nach Moskau gerichtet sind, geben unsere deutschen
männer vielleicht durch unvorsichtige Redensarten ihre
blütigen Partisanen selber Anlaß zur Vermuthung,
an einem starken Oesterreich verzweifeln und sich daher
einem starken Deutschland anschließen möchten; und w
in Ungarn eine mächtige Partei in der völligen Unab
keit der ungarischen Krone die einzige Garantie für die
Existenz Magyariens erblickt, wogegen ihnen der fern
stand der österreichischen Monarchie ganz gleichgültig
sogar schon als nicht mehr vorhanden erklärt wird,
man in dunklen Gerüchten von einer Nothcivil-Ehe z
Galizien und Ungarn.

Deutschthümelei und österreichische Politik sind a
malen Gegensätze, welche sich nicht vereinen und gl
cultiviren lassen. Der Kaiser von Oesterreich und
Minister dürfen nicht vergessen, daß die süddeutsche

[redacted]

bevorstehenden Kampfe gegen den Militärstaat des Nordens. Ein solches Bündniß von welchem bei den Festbanketten von Oesterreichern und Nichtösterreichern in weinseliger Stimmung viel geflunkert wurde, ist aber gleichbedeutend mit der Auflösung und dem Zerfalle der österreichischen Monarchie; denn diese deutschen Provinzen bilden eben einen Theil und zwar den ältesten Theil der Erblande und können nicht auf eigene Faust Politik treiben. Wenn sie Lust haben sollten es zu versuchen, wie dieß bei einigen unserer eminent deutschen Minister der Fall seyn soll, so wird ihnen von der großen Masse der slavischen Bevölkerung ein sehr vernehmbares „Halt“ zugerufen werden.

Wir möchten gern denjenigen welche dermalen am Ruder sitzen, einiges Nachdenken darüber empfehlen. Nachdem in Wien fort und fort die Vereinigung aller Stämme deutscher Zunge als das Ideal und Endziel aller Bestrebungen bezeichnet wird, so ist es wenn auch nicht verzeihlich, doch wenigstens begreiflich, wenn die zahlreichen Stämme der slavischen Zunge welche seit Jahrhunderten Freud und Leid mit dem Hause Habsburg getheilt hatten, in der schwarzgelben Fahne nicht mehr das Symbol der Macht und Einheit des Reiches erblicken, sondern dem phantastischen Traume eines großen Slavenreiches nachjagen, indem sie das alte Sprichwort auf sich anwenden: was dem einen recht ist muß dem andern billig seyn. Das Organ der liberalen Deak-Partei in Ungarn, aus deren Mitte das gegenwärtige ungarische Ministerium hervorgegangen ist, der „Naplo“, macht ganz ähnliche und zwar sehr verständliche Randglossen: „Entweder ist die Absicht ernstlich jede Gravitation nach Deutschland zu verhindern und die österreichisch-ungarische Monarchie als gesonderte europäische Großmacht zu wahren .... dann werden wir unsere pragmatische Sanktion und die 67ger Vereinbarung halten; oder aber die österreichischen Völker ziehen die Einverleibung mit Deutschland dem selbstständigen Verbande mit uns vor, dann ist es Aufgabe der ungarischen

[redacted]

Regierung die Eventualitäten in's Auge zu fassen, di
aus dieser Neigung unserer Staatsverbündeten ergeben mi
Sie sehen, diese Sprache unserer Zwillingsschwester lä
Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Das Organ der
schenden Partei in Ungarn kommt dann am Schlu
einer Reflexion, die eine täuschende Aehnlichkeit mit
Bekenntnissen einer schönen Seele hat welche scho
Jahren dem kaiserlichen Ministerium den wohlgemeinten
gab, den Schwerpunkt der österreichischen Monarchi
Ofen zu verlegen. Das gegenwärtige österreichische
sterium mag wohl mit gewaltiger Verstimmung den
folgenden Satz gelesen haben: „Die ungarische Reg
und der Reichstag haben jetzt die Aufgabe, offen und
hüllt mit allen constitutionellen Mitteln jener Wahrhei
in der äußeren und inneren Politik des österreichisch-
rischen Staates Ungarn maßgebend, Schwer- und
punkt sei, Geltung zu verschaffen." Wir gehen abe
weiter und behaupten, daß nur jene welchen die
deutsche Republik als Endziel ihrer Bestrebungen vor
schwebt (gewisse Herren haben dieses Thema mit lobe
ther Offenheit behandelt), in der Abtrennung der de
Provinzen und in dem dadurch veranlaßten Zerfalle de
Kaiserreiches einen Gewinn für die deutsche Sache e
können. Wenn in dieser Beziehung Anknüpfungspun
schaffen worden und Einverständnisse zwischen südde
und österreichischen Demokraten stattgefunden haben,
nen allerdings, wie wir oben angedeutet, spätere Ges
schreiber die Wiege der deutschen Republik in die Schütz
des Wiener Praters verlegen.

[redacted]

aber die großen Heroen unserer einheimischen Tribüne, als es galt vom österreichischen Standpunkte aus die Frage zu beleuchten, wie es Oesterreichs Aufgabe sei deutsches Wesen zu schützen gegen Vergewaltigung, sie komme von wo immer her? Es scheint, daß am Ende des Festes selbst unseren liberalen Journalen die sonderbare Lücke auffällig geworden; das „Fremdenblatt“ bedauerte wenigstens: „daß kein einziger Redner österreichischen Geblütes sich gefunden habe, welcher Muth besaß offen und ehrlich seinen vaterländischen Standpunkt kundzugeben und dem ungesunden und unklugen Treiben einzelner süddeutscher Volksmänner entgegenzutreten.“

Aber auch bei der Regierung scheint einige Ernüchterung eingetreten zu seyn, wozu die nicht gerade auferbaulichen Kämpfe zwischen nationalen Demokraten und socialen Demokraten im Sperlsaale wohl auch das Ihrige beigetragen haben mögen. So scheint man denn in aller Eile den Wettermacher von Gastein hertelegraphirt zu haben, damit er die Quecksilbersäule welche schon stark auf „Sturm“ gesunken war, wieder zum Schönwetter emporhebe; und das muß man dem Herrn Reichskanzler nachsagen, daß wenn der Barometer nicht bloß für den Luftdruck sondern auch für schöne Reden empfänglich wäre, er nach der von ihm beim Festbankett in der Schützenhalle am 6. August gehaltenen Rede nicht nur auf „Schönwetter“ sondern auf „Beständig“ stehen müßte. Diese Rede war jedenfalls die bedeutendste und gehaltvollste, welche am Festplatze gehalten worden ist.

Wir können nur mit vollster Ueberzeugung beistimmen, wenn Baron Beust von der Tribüne aus betheuert, „Schlagworte und Programme, so sehr sie den Richtungen des öffentlichen Geistes entsprechen mögen, könnten allein zur Förderung des Gemeinwohls nicht helfen, und selten frommten sie einer Verständigung über das gemeinsame Beste.“ Ebenso richtig und gewichtig betont er die durch den Prager Frieden geänderte Stellung Oesterreichs zu Deutschland: „Oesterreichs Politik drängt sich heute nicht mehr in die Angelegenheiten

das ist etwas was gewiß keine Partei in Deutschland —
ich darf keck hinzufügen keine Nationalität in der
reichischen Gesammtmonarchie — zurückweist. Will man
das deutsche Element in Oesterreich zum Träger dieses
dankens machen, dann darf man es nicht von den an
Stämmen trennen die mit gleicher Berechtigung, mit gl
Treue, mit gleich erprobter Tapferkeit und Hingebung
Reiche angehören. Die Vereinigung, die Eintracht aller
dem Scepter unseres erhabenen Kaisers lebenden Völk
es, welche allein die Erfüllung jener culturhistorischen Mi
Oesterreichs verbürgen kann welche ein Interesse Oester
und Deutschlands ist. Darum gilt mein Trinkspruch
Frieden und der Versöhnung."

Uns erübrigt nur der fromme Wunsch, daß diese W
des Reichskanzlers zur Wahrheit werden mögen. Damit
dieß geschehe, muß endlich eingelenkt und abgewichen we
von dem Systeme der Vergewaltigung, welche alle Aeu
ungen in Wort und That mit dem Bannfluche belegt
nicht im Einklange sind mit den Ideen der derma
Machthaber. Man muß nicht jede Aeußerung von Se
ständigkeit im kirchlichen und nationalen Leben als Agita
gegen den Staat und als Hochverrath erklären, während

[redacted]

aber die großen Heroen unserer einheimischen Tribüne, als es galt vom österreichischen Standpunkte aus die Frage zu beleuchten, wie es Oesterreichs Aufgabe sei deutsches Wesen zu schützen gegen Vergewaltigung, sie komme von wo immer her? Es scheint, daß am Ende des Festes selbst unseren liberalen Journalen die sonderbare Lücke auffällig geworden; das „Fremdenblatt" bedauerte wenigstens: „daß kein einziger Redner österreichischen Geblütes sich gefunden habe, welcher Muth besaß offen und ehrlich seinen vaterländischen Standpunkt kundzugeben und dem ungesunden und unklugen Treiben einzelner süddeutscher Volksmänner entgegenzutreten."

Aber auch bei der Regierung scheint einige Ernüchterung eingetreten zu seyn, wozu die nicht gerade auferbaulichen Kämpfe zwischen nationalen Demokraten und socialen Demokraten im Sperlsaale wohl auch das Ihrige beigetragen haben mögen. So scheint man denn in aller Eile den Wettermacher von Gastein hertelegraphirt zu haben, damit er die Quecksilbersäule welche schon stark auf „Sturm" gesunken war, wieder zum Schönwetter emporhebe; und das muß man dem Herrn Reichskanzler nachsagen, daß wenn der Barometer nicht bloß für den Luftdruck sondern auch für schöne Reden empfänglich wäre, er nach der von ihm beim Festbankett in der Schützenhalle am 6. August gehaltenen Rede nicht nur auf „Schönwetter" sondern auf „Beständig" stehen müßte. Diese Rede war jedenfalls die bedeutendste und gehaltvollste, welche am Festplatze gehalten worden ist.

Wir können nur mit vollster Ueberzeugung beistimmen, wenn Baron Beust von der Tribüne aus betheuert, „Schlagworte und Programme, so sehr sie den Richtungen des öffentlichen Geistes entsprechen mögen, könnten allein zur Förderung des Gemeinwohls nicht helfen, und selten frommten sie einer Verständigung über das gemeinsame Beste." Ebenso richtig und gewichtig betont er die durch den Prager Frieden geänderte Stellung Oesterreichs zu Deutschland: „Oesterreichs Politik drängt sich heute nicht mehr in die Angelegenheiten

das ist etwas was gewiß keine Partei in Deutschland
ich darf keck hinzufügen keine Nationalität in de
reichischen Gesammtmonarchie — zurückweist. Will m
das deutsche Element in Oesterreich zum Träger die
dankens machen, dann darf man es nicht von den
Stämmen trennen die mit gleicher Berechtigung, mit
Treue, mit gleich erprobter Tapferkeit und Hingebu
Reiche angehören. Die Vereinigung, die Eintracht alle
dem Scepter unseres erhabenen Kaisers lebenden V
es, welche allein die Erfüllung jener culturhistorischen
Oesterreichs verbürgen kann welche ein Interesse Oes
und Deutschlands ist. Darum gilt mein Trinkspru
Frieden und der Versöhnung."

Uns erübrigt nur der fromme Wunsch, daß diese
des Reichskanzlers zur Wahrheit werden mögen. Dam
dieß geschehe, muß endlich eingelenkt und abgewichen
von dem Systeme der Vergewaltigung, welche alle
ungen in Wort und That mit dem Bannfluche bel
nicht im Einklange sind mit den Ideen der dern
Machthaber. Man muß nicht jede Aeußerung von
ständigkeit im kirchlichen und nationalen Leben als A

[redacted]

fidei, und andererseits in Böhmen einige leidenschaftslose Männer beider nationalen Parteien in Volksversammlungen den wohlgemeinten Versuch machten eine Verständigung anzubahnen.

Das Schützenfest hat nach einer anderen Richtung einen Abschluß gefunden, welcher von den Urhebern nicht vorausgesehen werden konnte und namentlich von den Führern der liberalen Partei auf das tiefste beklagt wird. Ich meine das Aufeinanderplatzen der deutsch-demokratischen und der social-demokratischen Partei am 2. August im Sperlsaale. Die Thatsachen mit ihren Details setze ich als bekannt voraus und beschränke mich daher nur auf einige Randglossen.

Das Geheimniß der Inscenirung, namentlich von Seite der Arbeiterpartei ist noch nicht gelüftet; das Resultat war jedenfalls eine sehr unangenehme Ueberraschung und Enttäuschung für die süddeutschen Demokraten. Ich habe bereits am Beginne meines Briefes darauf hingedeutet, daß das Schützenfest zugleich als Rendezvous für die süddeutschen und österreichischen Demokraten bestimmt war; man hoffte sich über gewisse Grundsätze zu einigen und gleichsam unter den Augen der Regierung und mit einem gewissen Scheine von höherer Sanktion das Terrain zu gewinnen um allmählig weiter zu bauen. Unter dem Schatten der schwarz-roth-goldenen Fahne und unter dem Titel der deutschen Einigkeit hoffte man mit Grund so manchen heißblütigen liberalen Deutschthümler in dessen Adern kein Tropfen Demokraten-Blut rinnt, in's demokratische Lager hinüberzuziehen. Nun kamen aber auch die von der Wiener Presse — so lange es galt dieselben gegen angebliche feudale und klerikale Umtriebe aufzuhetzen — gehätschelten Arbeiter in geschlossenen Massen, und erklärten daß sie nicht die deutsche, sondern die europäische Social-Demokratie auf ihr Banner geschrieben hätten, daß sie lange genug geliebt und nun einmal auch hassen wollten, und daß in letzter Linie von ihnen die Entscheidung abhänge, was sie auch durch die That bewiesen.

[redacted]

Sofort entstand großes Wehgeschrei im Hause Israel. Denn unsere tonangebende Judenwirthschaft besteht allbekanntermaßen aus sehr noblen Leuten welche sich für eine solche Brüderlichkeit schön bedanken würden, besonders bei dem furchtbaren Gedanken, daß am Ende auch ihre Geldbeutel in Gefahr kommen könnten. Unsere großen Journale welche immer nur von Freiheit und Gleichheit schwärmten, machten über Nacht eine Frontbewegung und gaben nun aus den Breitseiten ihrer Leitartikel volle Lagen gegen das „Arbeitergesindel", welches sich unterstehe von Gleichheit zu sprechen u. s. w. Derlei Herzensergießungen sind nun begreiflich und vom menschlichen Standpunkte verzeihlich; man ist eben nur liberal, soweit es der eigene Vortheil erlaubt. Wenn aber die „Presse" welcher in der öffentlichen Meinung der Charakter eines officiösen Blattes beigelegt wird, in ihrem Blödsinne und in ihrer blinden Wuth soweit geht die Behauptung aufzustellen, daß eine Allianz zwischen Junkern und Social=Demokraten, zwischen „Römlingen und Atheisten" bestehe und von abgebrühten „Jesuiten" spricht, die den Spektakel hinter den Coulissen dirigiren, dann muß dieß als eine Stupidität erklärt werden welche wirklich schon die Grenzen des Erlaubten überschreitet und nur noch durch die Perfidie ubertroffen wird, mit welcher Anschuldigungen gegen ganze Classen der Bevölkerung in die erregte Menge geschleudert werden, deren Lügenhaftigkeit auch dem Einfältigsten einleuchten muß.

Wie oft haben wir in denselben Journalen die Betheuerung der Arbeiter gelesen, daß sie von den „Schwarzen" nichts wissen wollen, und daß sie im Hasse erglühen gegen die sogenannte feudal=klerikale Partei; und jetzt werden dieselben Arbeiter von denselben Journalen als „dumme Jungen die sich in blöder Harmlosigkeit als Werkzeuge der Reaktion brauchen lassen" bezeichnet. Gleichzeitig wurde Sturm gelaufen nach der Polizei und das Ministerium beschworen im Interesse der Integrität des Staates das für den September

[redacted]

in Wien projektirte Arbeiter-Verbrüderungsfest zu verbieten; und es hat allen Anschein daß das Bürger-Ministerium sehr gerne sich zu dieser Gewaltmaßregel wird zwingen lassen*). Quod licet jovi non licet bovi.

XXII.

Zeitläufe.

Streiflichter auf die sociale Bewegung der letzten Monate.

III. Die Krankheit und die bunte Schaar der freiwilligen Aerzte.

Gewiß hat das System des liberalen Oekonomismus nach Einer Seite hin seine Verheißungen vollkommen erfüllt. Die „Nationalreichthümer" sind allenthalben mehr oder weniger enorm gestiegen. In Frankreich hat das neueste Staats-Anlehen soeben einen erstaunlichen Beleg dafür geliefert. Für England liegt der officielle Nachweis vor, daß das steuerbare Landeseinkommen in den acht Jahren von 1853 bis 1861 um fünfzig Procent gestiegen ist. Aber Hr. Gladstone hat auch gleich hinzugefügt: dieser berauschende Zuwachs von Reichthum und Macht sei ganz und gar auf die besitzenden Classen beschränkt. In Beziehung auf das arme Volk ist der liberale Oekonomismus nicht nur hinter allen seinen Verheißungen zurückgeblieben, sondern er hat auch, indem er die Besitzenden einseitig immer noch reicher machte, das arme Volk in demselben Verhältniß physisch und moralisch ärmer gemacht.

---

*) So war es; wie gesagt so gethan!

Anm. d. Red.

[redacted]

England zeichnet sich bei dieser Lage der Dinge auch dadurch aus, daß es dem drohenden Gespenst muthig in's Auge blickt, ja den Schrecken sogar geflissentlich in seinen Schlupfwinkeln aufsucht. Der politische Flüchtling Karl Marx in London hat vor Kurzem ein ausgezeichnetes Werk über die Theorien des liberalen Oekonomismus, diese „Wissenschaft" welche den heutigen Produktionszustand als mustergültig, ewig und unveränderlich hinstellt, herausgegeben*) und demselben aus dem officiellen Material haarsträubende Schilderungen der Art und Weise einverleibt, wie jene steigenden „Nationalreichthümer" um den Preis des Hinsiechens von Hunderttausenden geschaffen werden. Er bemerkt dazu in Bezug auf die anderen Großindustrie-Länder: „Wir würden vor unseren eigenen Zuständen erschrecken, wenn unsere Regierungen und Parlamente wie in England periodische Untersuchungs-Commissionen über die ökonomischen Verhältnisse bestellten, wenn diese Commissionen mit derselben Machtvollkommenheit wie in England zur Erforschung der Wahrheit ausgerüstet würden, wenn es gelänge zu diesem Behufe ebenso sachverständige, unparteiische und rücksichtslose Männer zu finden, wie die Fabrikinspektoren Englands sind, seine Berichterstatter über öffentliche Gesundheit" u. s. w.

Es müssen unbedingt ähnliche Erwägungen seyn, welche in Preußen den Direktor des statistischen Bureaus, Geh. Regierungsrath Dr. Engel, beeinflussen. Freilich läßt sich auch unschwer errathen, welche Summe von Elend vor den statistischen Augen dieses Mannes ausgebreitet liegt, wenn wir die einzige Thatsache bedenken, daß in der Stadt Iserlohn mit nur 16,000 Einwohnern im letzten Vierteljahre von 1867 allein mehr als 6200 Steuerexekutionen stattfanden. Die sociale Sentenz welche Herr Engel jüngst ausgegeben, läßt sich somit erklären. Wir haben dieselbe bereits berührt;

---

*) Das Capital. Kritik der politischen Oekonomie. Hamburg 1867.

[redacted]

es ist aber der Mühe werth von Wort zu Wort die merkwürdige Aeußerung zu vernehmen.

„Von den erleuchtetsten Staatsmännern und gründlichsten Kennern des wirklichen Lebens“, sagt Dr. Engel, „wird das herrschende und namentlich in den großen Städten vertretene Großindustrie-System wie folgt charakterisirt: Es ist, ungeachtet aller Humanitäts-Bestrebungen seitens einzelner Arbeitgeber und der heldenmüthigen Anstrengung zur wirthschaftlichen Selbsthülfe vieler Arbeitnehmer, ein Verbrauch von Menschen zu Gunsten des Capitals; ein Verbrauch der durch Abnutzung individueller Lebenskräfte, durch Schwächung ganzer Generationen, durch Auflösung von Familien, durch sittliche Verwilderung und durch Vernichtung der Arbeitsfreudigkeit den Zustand der civilisirten Gesellschaft in die höchste Gefahr bringt.“ Es sei daher, meint Herr Engel, die Pflicht aller einsichtigern und auf einer höhern Warte als der der Parteien stehenden Männer namentlich die Arbeitgeber darüber aufzuklären, daß es mit dem Laissez faire laissez aller leider so weit gekommen, daß es nun nicht mehr gehen wolle.

Allerdings ist eine solche Sprache wie die sociale Bewegung überhaupt im Grunde nichts Neues. Der liberale Oekonomismus hat frühzeitig seine Uebel zu Tage gefördert und seine Rebellen; man hat die letzteren in England und Frankreich mit blutiger Gewalt zu Boden geschlagen. Auch das System des Lassalleanismus ist im Grunde nicht neu; ein gewisser Buchez hat in Frankreich schon vor Jahrzehnten ähnliche Gedanken vertreten, aber selbst der Imperialismus hat sich gehütet mit einer so systematischen Rettung der „Leidenden“ Ernst zu machen. Alles das was Dr. Engel sagt, ist also eigentlich eine „alte Geschichte“. Aber Etwas ist jetzt doch neu daran, und gerade dieser neue Umstand läßt befürchten, daß die regierende Bourgeoisie nicht wieder so leicht mit der Sache fertig werden wird wie in den vierziger und fünfziger Jahren.

Ein Beobachter in der Schweiz der dort das Centrum des „Internationalen Arbeiterbundes“ unmittelbar und leibhaft vor Augen hat, bemerkte jüngst ganz richtig: „Was die gegenwärtige sociale Bewegung von den früheren derartigen wesentlich unterscheidet, ist daß sie entschieden naturwüchsiger ist als die erstern.“ In den socialistischen und communistischen Vereinen der dreißiger und vierziger Jahre sahen wir hauptsächlich theoretische Agitatoren thätig, welche zum großen Theile aus den wissenschaftlich gebildeten Ständen hervorgegangen waren und sich auf abstrakt philosophischem Weg ihre Grundsätze und Systeme ausgebildet hatten. Jetzt sind es, namentlich in Frankreich, England, Belgien und der Schweiz, vorzugsweise Arbeiter welche an der Spitze stehen, und die Ausschüsse der Sektionen in fast allen Ländern Europa's sind wesentlich aus Mitgliedern der arbeitenden Classe selbst gebildet, welche die Lage und die praktischen Bedürfnisse derselben jedenfalls gründlich und aus eigener Erfahrung kennen *).

Das ist nun allerdings ein sehr bedeutsamer Unterschied und zugleich der Beweis von dem hohen Ernst der Frage. Vor zwanzig und dreißig Jahren war in den arbeitenden Classen noch nicht das Maß von „Bildung und Aufklärung“ vorhanden welches dieselben zur Selbstregierung befähigt hätte. Seitdem hat die herrschende Bourgeoisie sich unablässig bemüht ihre Sorte von Bildung und Aufklärung in dem niedern Volke zu verbreiten und es ist ihr trefflich gelungen. Aber die ausgesprochene Absicht hat in ihr diametrales Gegentheil umgeschlagen. Die mit moderner Wissenschaft erfüllten Arbeiter sollten mit unerschütterlichem Glauben an die „Naturgesetze“ des liberalen Oekonomismus gefesselt werden: das war die Absicht. Anstatt dessen liefern nun die in ihrer Art gebildeten Arbeiter für die social-demokratischen Organe massenhaftes Material unter der nummernreichen

*) Allg. Zeitung vom 13. Juni 1868.

[redacted]

Rubrik „Weiße Sklaven“ *), und sie beweisen dann rund und nett, daß die Wissenschaft der Bourgeoisie es sei was das arme Volk in diese trost- und mitleidlose Sklaverei gestürzt habe. Folgerichtig rufen sie insgesammt nach der Wiederherstellung einer „socialen Organisation wie im Mittelalter“, wenn auch natürlich in neuen Formen. Das ist der Erfolg den die populäre Aufklärung der Bourgeoisie erzielt hat, ganz und gar gegen ihre Absicht.

In England organisiren sich die Gewerk-Vereine mit ihrer dämonischen Macht zu einem „jährlichen Congreß“, von dem ein liberales Wiener Blatt jüngst prophezeit hat, daß er eine sehr mächtige Stellung einnehmen und weit gefährlicher werden dürfte als weiland der Jakobiner-Club. Der Tischler Potter und der Maurer Finlan, zwei hart arbeitende Männer, stehen an der Spitze dieser Macht, welcher die bürgerliche „Reform-Liga“ bereits die Ebenbürtigkeit einzuräumen genöthigt war. Die Arbeiter hoffen demnächst wenigstens ein Duzend ihrer Leute in das reformirte Parlament zu bringen und so ihrem unverrückbaren Ziel immer näher zu kommen: „Regelung der Arbeiter-Verhältnisse unter Garantie des Staats“. Das ministerielle Blatt in Berlin hat jüngst noch bezeugt: die ausgezeichnetsten Professoren Englands mühten sich vergebens ab die Trades-Unions zu überzeugen, daß sie durch ihren Kampf gegen das Capital die wichtigsten Interessen der Arbeiter selbst schädigen müßten, da nun einmal die Mauer der ökonomischen Naturgesetze sich mit dem Kopf nicht durchrennen lasse.

Das proletarische Jakobinerthum in England bildet aber, so gewaltig seine Macht ist, wieder nur eine Abtheilung des großen „Internationalen Arbeiterbundes“, der sein Netz bereits über die ganze civilisirte Welt ausgebreitet hat und augenscheinlich den Staatspolizei-Gewalten aller Länder des

*) Vergl. das Leipziger „Demokratische Wochenblatt“.

[redacted]

Continents über den Kopf gewachsen ist. Ein Bl
diese Thatsache lehrt am besten, welchen Riesenschr
moderne Gesellschaft seit der Pariser Junischlacht bei
grund zu gemacht hat. Was sind alle geheimen Ver
rungen von dazumal im Vergleich zu dem Monstre=
welcher jetzt mit aller Oeffentlichkeit täglich erschei
Zeitungen sein Wesen treibt, mit dem ausgesprochenen
die bestehenden Societäts=Verhältnisse von Grund au
zustürzen?

Nur Ein Beispiel! Ein dänischer Arbeiter der in
ßen Lassalleaner geworden, kehrte nach mehr als d
jähriger Abwesenheit in sein Vaterland zurück. Er su
Kopenhagen Social=Demokraten; er wußte daß solc
dem Platze waren, fand aber keine. „Um sie z
den, machte ich nun freilich einen ziemlichen Umwe
fragte in Genf an, wo in Kopenhagen Social=Demo
zu finden seien, und es war nicht vergebens: nach
Zeit erhielt ich die verlangte Adresse"*). Augenscheinl
jenes mächtige Werkzeug welches die liberale Bourgeoi
Freimaurer=Orden besaß und besitzt, im „Internati
Arbeiterbund" übertrumpft. Die alte Gesellschaft ist
von der Verbindung des vierten Standes an dem G
bund des dritten Standes gerächt zu werden, und die
hat vor dem letztern schon den Vorzug, daß sie das
nicht mehr zu scheuen braucht, sondern offen und ung
ihre Zwecke verfolgt. Der Orden war stark, aber ein
kerer ist hinter ihm aufgestanden, um im 19. Jahrh
auch noch mit der letzten Institution des 18. Säkulum
allmächtigen Bourgeoisie selber, aufzuräumen.

Wie die alte Gesellschaft mit ihrer guten Meinun
dem großen Arbeiterbund an der Freimaurerei gerächt wi

---

*) Berliner Social=Demokrat vom 10. Juni 1868.

**) Bekanntlich hat die Mehrheit der französischen Logen vor
Zeit den Glauben an Gott und Unsterblichkeit feierlich abg

[redacted]

so wird sie vom Lassalleanismus an dem liberalen Oekonomismus gerächt. Das war die Geschichtsphilosophie des allmächtigen Gottes. Der Abfall von jener machtvollen Lehre der angeblichen socialen Naturgesetze, die noch vor wenigen Jahren für absolut unumstößlich gehalten wurde, nimmt erstaunliche Dimensionen an, nicht nur in den Arbeiter-Kreisen sondern auch außerhalb derselben. Wenn wir über die letztgedachten freiwilligen Armen-Aerzte Revue abhalten, so werden wir nebenbei gesagt bald bemerken, daß mit dem fraglichen Fortschritt in der bürgerlichen Anschauung, wie wir schon früher angedeutet, Preußen dem ganzen Continent vorangeht.

Meines Wissens gibt es in keinem Lande ein officielles oder ministerielles Organ, welches nicht immer noch in den dicksten Banden des liberalen Oekonomismus gefesselt läge, nur die Berliner „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" macht eine Ausnahme. Die Thatsache ist um so bedeutsamer, als der Leiter dieses Blattes von Haus aus weder Junker noch Pfaffe, sondern aus dem Lager des äußersten Liberalismus hergekommen ist. Für alle Amtsblätter in ganz Deutschland ist die liberale Oekonomie noch obligatorisch; nur das

---

Der Hr. Bischof von Mainz erwähnt in seiner Freiburger Jubiläums-Rede wo er mit einer noch nicht dagewesenen Präcision den modernen Liberalismus charakterisirt, noch eine andere Thatsache. Darnach hätte die Loge in Padua alle Gelehrten die in der Schule des Fortschritts erzogen seien, aufgefordert ein Gutachten darüber abzugeben. wie man die unbefugte Einmischung jeder Autorität in Glaubensangelegenheiten verhindern könne. Eine maurerische Broschüre suche diese Aufgabe zu lösen, „indem sie als die beiden Institute auf Erden von denen alles Böse herkomme und die deßhalb zerstört werden müßten — das Eigenthum und die Ehe bezeichnet" (Von Ketteler: Stellung und Pflicht der Katholiken im Kampfe der Gegenwart. Freiburg, Herder 1868). Es wäre demnach gerade noch Zeit, wenn der hoffärtige Ordens-Baum nicht in den Himmel wachsen soll.

Organ der preußischen Regierung liegt vor dem goldenen Kalbe nicht mehr auf den Knieen. In demselben wird die im norddeutschen Bunde jüngst eingeführte Gewerbefreiheit keineswegs mit einem volkswirthschaftlichen Lobeshymnus begleitet, sondern mit einer dringenden Ermahnung an das Handwerk durch Gründung freiwilliger Innungen dem einbrechenden Uebel möglichst zu wehren. Das fragliche Gesetz ist für das ministerielle Organ buchstäblich ein „Nothgewerbegesetz", und zwar nicht bloß in dem Sinne daß es als anerkanntes Flick- und Stückwerk in die Welt tritt.

Man darf sagen, daß die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" negativ völlig auf dem Standpunkt der Lassalle-anischen Kritik steht, ebenso wie die conservativen Social-Politiker Wagener, Glaser, von Lavergne-Peguilhen *) u. s. w. Vor einigen Monaten hat das Blatt insbesondere auch dem Herrn Schulze-Delitzsch den Text gelesen wegen einer Rede, in der er den Widerspruch auszugleichen suchte zwischen seiner Theorie von der „Selbsthülfe" und seinem Reichstags-Votum für Staatsunterstützung in Ostpreußen. Das Blatt erklärte den unglücklichen Versuch für „nichts weiter als die Bankerott-Erklärung der Firma Schulze-Delitzsch". Noch präciser hat das Organ seine antiliberale Stellung zur socialen Frage jüngst in seinen Berichten über die Arbeiter-Verhältnisse in England charakterisirt. Man könne, heißt es da, nicht umhin anzuerkennen, daß „das System der absolut freien Concurrenz die Arbeiter und schließlich den Staat zu Grunde richten müsse; die Bestrebungen der Trades-Unions seien danach an und für sich gerechtfertigt, und die Wissenschaft habe, um die zur Herstellung geordneter Zustände zu verfolgenden Wege aus der Erfahrung festzustellen, damit zu beginnen sich vom Smith'schen Doktrinarismus zu emanci-

*) Von Letzterem liegt eine neue Schrift vor: „Die conservative Sociallehre. Mittelst Erörterung von Tagesfragen erläutert." Berlin 1868.

[redacted]

piren"*). Ein neuester Leitartikel mit Warnungen vor der socialen Revolution wagt sogar das große Diktum: „Das sociale System der Bourgeoisie hat seinen Höhepunkt überschritten" **).

Wie man sieht, läßt die in solchen Worten liegende Abwendung vom liberalen Oekonomismus an Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig. Weniger klar ist freilich die positive Anschauung des ministeriellen Blattes. Sie läuft auf eine gutwillige „Vereinigung von Capital und Arbeit" hinaus, etwa in dem Sinne wie in neuester Zeit auch Herr Schulze selbst, von dem exclusiven Stolze seines Bourgeoisie-Standpunktes immer mehr herabgleitend, sich zu äußern beliebt: „nur wenn die Arbeiter und die Besitzenden sich die Hände reichen, sei eine Lösung der socialen Frage möglich" ***). Wahrscheinlich ist damit das Experiment der Theilhaberschaft oder der in England sogenannten Industrial Partnership gemeint, womit man sich in Preußen seit Kurzem viel beschäftigt.

Gleichfalls in Berlin ist nämlich seit Anfang des laufenden Jahres, unter hohem ministeriellem Beifall, ein solcher Versuch gemacht worden die Arbeiter an dem Eigenthum und dem Reingewinn des Geschäfts Theil nehmen zu lassen, und zwar in der Messingfabrik des Hrn. Wilhelm Borchert. Die Sache hat wie gesagt viel von sich reden gemacht, unter Anderm auch in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" für und wider. In diesem Blatte hat ein ungläubiger Thomas, im ausgesprochenen Mißtrauen gegen die „Fabrikanten-Humanität", gemeint: etwas Ernstliches könnte wohl nur dann daraus werden, wenn der Staat — immer wieder der Staat! — vom Gewinn der Fabrikherren zwangsweise einen

*) Norddeutsche Allgemeine Zeitung vom 1. Aug. 1868.

**) Nummer vom 22. August.

***) So in der obenerwähnten Rede s. Social-Demokrat vom 4. März 1868.

und seine Tantieme einbehalten . . . Besser sind
heutigen Zustände als die feudale Maßregel der Th
schaft, die bezweckt daß der Arbeiter lebenslang
Fabrik geschmiedet werde sowie der Leibeigene an die
geschmiedet war; der Arbeiter würde dann in's tiefs
herabsinken und erst recht ausgebeutet werden" *).

Um eine principielle Lösung der socialen Frage
es sich hier also nicht, und über derlei Versuche schei
die mehrfach erwähnten neuen Gesichtspunkte der Jac
„Zukunft" nicht hinauszugehen. Es gibt aber in
außer den genannten Organen, dann den conservativen
Politikern und den Social-Demokraten, noch andere
der liberalen Doktrin und Oekonomie welche ebenso p
verfahren wie diese, und dabei nicht wie das ministeri
das radikale Blatt um positive Vorschläge verlegen si
Kurzem hat das herrschende Judenblatt in Wien zu seine
sogar gestehen müssen, daß in Berlin allerdings „die
schen Ideen von der Pflicht des Staats gegenübe
Bürgern und zwar so in das Volk gedrungen sei
man nicht mehr den verkehrten Begriff davon hat,
großer Theil der preußischen Fortschrittspresse der

[redacted]

ı nennen, welches zwar aus schmutziger Spekulation eines
queurfabrikanten hervorgegangen ist, aber um so größere
erbreitung gewonnen hat: die „Staatsbürger=Zeitung". In
rselben hat sich der von 1848 her viel bekannte Literat
er sogenannte „Vater" Held gegen das System Lassalle's
hoben, jedoch keineswegs im Sinne des liberalen Oekono-
ismus, sondern nur weil es praktisch unausführbar sei.
as Organ will den industriellen Lohnarbeitern auf anderm
ege helfen, indem es zugleich allen arbeitenden Volksclassen
ı helfen verspricht und zwar durch Abschaffung des —
apitalzinses. Mit Recht rühmt sich das gedachte Blatt, daß
ine Vorschläge radikaler seien als die Lassalle's; hier aber
ögen sie nur erwähnt seyn als Zeichen der Zeit, indem
lbst so unklares Zeug der Verbreitung des Blattes nicht
habete.

Fast unbekannt in den größern Kreisen Berlins ist hin-
egen die dort erscheinende „Deutsche Gemeinde=Zeitung" des
Dr. Stolp, welche als Organ des deutschen Städtevereins
ie sociale Frage vom Standpunkt der Gemeinde behandelt.
In der negativen Kritik geht das Blatt Hand in Hand mit
assalle. Die Stellung desselben zum liberalen Oekonomismus
ürfte deutlich genug aus der Art und Weise hervorgehen,
ie Hr. Stolp die neue Gewerbeordnung des norddeutschen
undes bespricht als „neuestes Produkt jener modernen Frei-
eits=Beglückung die nur ein Gemisch von Aufstachelung der
eidenschaften und Thorheiten, von Heuchelei, Lüge, Selbst-
ucht und Verblendung sei." Das bayerische Gewerbegesetz sei
enigstens keine Halbheit. Der norddeutsche Entwurf aber
abe vor den andern socialen Gesetzen das voraus, daß er
ieselben an Oberflächlichkeit bedeutend, aber an Verkennung
er wahren Aufgaben und Bedürfnisse unserer Zeit und
er Gesellschaft im höchsten Grade übertrifft. „Gemeinsam
at er mit ihnen den bureaukratischen Doktrinarismus und
chablonismus, den Schein, die innere Unwahrheit und das
estreben das Gemeinde= und Gesellschaftsleben völlig auf-

schen Handwerkertag zu Dresden am 18. April au
führlich auseinandergesetzt. Die Versammlung hat
den Vortrag vorerst nicht schlüssig gemacht; er ent
so interessante Gesichtspunkte, daß er der Mittheilu
ist. Es ergibt sich daraus jedenfalls, ein wie tiefer
vom liberalen Oekonomismus in rein mittelalterli
auch bei entschieden politisch-radikalen Gesinnungen h
wieder möglich ist. Hr. Stolp sprach sich in
Sätzen aus:

„Bekanntlich seien zur Beseitigung der mode
dustrie-Lehnsherrschaft zwei Mittel in Vorschlag gebr
den und zwar von der einen Seite die „Selbsthülfe"
andern die „Staatshülfe". Beide Worte seien jedoch
nichtsnutzige Phrasen und Schlagwörter. Jeder v
Mensch sei darüber mit sich im Klaren, daß man,
zu erwerben, sich „selbst helfen" oder arbeiten müsse.
man den Gegnern der Selbsthülfe unterschiebe, daß
einfache und oberste Wahrheit verleugneten, so behaup
selben vielmehr gerade im Gegentheil dieß von den
der „Staatshülfe". Letztere gingen von der Fiktion
hauptung aus, daß die gegenwärtige Mobiliarherrschaft
maßen der allein naturgemäße und unabänderliche Z

[redacted]

Staate, also durch „Staatshülfe" künstlich geschaffene und mit dem großartigsten Apparat aufrecht erhaltene sei. Die Vertheidiger der „Staatshülfe" bekämpften aber lediglich die durch die unberechtigte Erwerbsweise des Capitals dem letzteren gewährte besondere „Staatshülfe" und wollten gleichmäßig für den Besitzer und Nichtbesitzer dieselbe, oder wenigstens doch annähernd dieselbe, staatliche Schutzpflege. Somit seien sie gerade die Freunde der allgemeinsten und unbedingtesten „Selbsthülfe", während die angeblichen Freunde der letzteren mit ihrer modernen Volkswirthschafts-Orthodoxie nur den modernen Herrschafts-Egoismus zu beschönigen und das Capitalsregiment zu befestigen suchten. Staatshülfe sei also nach alledem richtig nur die Ueberzeugung und das Verlangen, daß die gegenwärtigen mißgestalteten socialen Zustände wesentlich und zum Theil im Widerspruche mit der Natur und Vernunft durch den Staat geschaffen und demnach auch nur durch eine veränderte staatliche Gesetzgebung beseitigt und gebessert werden könnten und müßten.

Die beiden Hauptvertreter der „Selbsthülfe" oder „Staatshülfe", Schulze und Lassalle, wären nun in letzter Zeit darin übereingekommen, daß der Ausbeutung der Arbeit durch das Capital auf praktischem Wege nur durch „Produktivgenossenschaften" abgeholfen werden könne, die indeß nach der Ansicht des Einen nur durch „Sparen", nach der Ansicht des Andern nur durch „Capitalsvorschüsse des Staates" errichtet werden könnten.

Daß die Handwerker und Arbeiter nicht durch „Sparen" die Lehnsherrschaft des Capitals zu brechen im Stande wären, würde mit ihm wohl von allen Anwesenden angenommen werden; ebenso dürfte man an der Ausführbarkeit des Lassalle'schen Projekts zweifeln müssen, daß durch sporadisch und willkürlich von der centralisirten Staatsgewalt verlangte und gewährte Capital-Vorschüsse „Produktiv-Genossenschaften" errichtet und dauernd aufrecht erhalten werden könnten.

Aber selbst wenn dieß in der einen oder andern Weise wirklich geschehe, sei damit noch immer nichts für den eigentlichen Handwerker, sondern nur erst für den Fabrikarbeiter etwas gethan, denn man könnte doch nicht annehmen, daß die „Produktivgenossenschaft" die alleinige und ausschließliche Produktions-

Arbeiter sei, wo der Eine anfange und der Andere
denn nur dann würde der staatlichen Gesetzgebung die
keit gewährt werden, für beide Theile und zum entsp
Schutze sowohl der Handwerker als der Fabrikarbeiter
derlichen Organisationen zu schaffen und aufrecht zu e

Bei der Beantwortung der Frage nun, was Hand
was Fabrik oder was Handwerker und was Arbeiter s
unmöglich, überall durchgreifende und allgemein gülti
Merkzeichen aufzustellen, vielmehr sei dieß nach Ort,
Umständen durchaus verschieden. Was in einer Stadt
sei, könne in einer anderen Fabrik seyn, ja in ein
selben Orte könnten Handwerk und Fabrik für den
Produktionszweig bestehen, und was in dem einen J
Handwerk sei, könne in dem folgenden bereits Fabri
den seyn.

Demgemäß müsse man auf zwei Punkte hin sein
und vorzügliches Augenmerk richten, durch welche a
Wesen der Fabrik gekennzeichnet würde, nämlich ob ein
liches Zusammenwirken einer größeren Anzahl von Arbe
besteht oder erforderlich ist, und ferner, ob zu der P
es umfangreicher und kostspieliger gewerblicher Anstalte
Lägen diese beiden Momente vor, so bestehe in Wirkl

aber auch sei der Staat erst dann in der Lage, die Stellung und Verhältnisse der noch nicht in das Fabrikwesen übergegangenen „Arbeiter" oder vielmehr der Handwerker in klarer und bestimmter Weise gesetzlich zu regeln und somit dann beiden Theilen gerecht zu werden. Jetzt habe man selbst oft den guten Willen, dem Handwerkerstande Schutz zu gewähren; indeß die Unklarheit und Verworrenheit der Begriffe und Verhältnisse zwischen Fabrik und Handwerk mache eine feste gesetzliche Regelung vollkommen unmöglich.

Halte man nun daran fest, daß die Fabrikindustrie ihrem Wesen nach auf dem einheitlichen Zusammenwirken einer größeren Anzahl von Arbeitskräften und der Einrichtung von umfangreichen und kostspieligen gewerblichen Anstalten beruhe, und hätten die „Schulzeaner" und „Lassalleaner" Recht, daß den durch dieselbe erzeugten socialen Mißständen nur durch „Produktiv-Genossenschaften" abgeholfen werden könne, so frage es sich nun also endlich, in welcher Weise dieselben hergestellt werden könnten und hergestellt werden müßten, wenn weder die Schulze'sche Selbsthülfe hiefür geeignet, noch die Lassalle'sche Staatshülfe in der specifisch vorgeschlagenen Form durchführbar und zulänglich sei. Die Antwort hierauf sei: durch die allgemeine Anordnung gewerblicher Zwangsgenossenschaften, deren specielle Einführung durch Gemeindebeschluß, je nach Verschiedenheit von Ort, Zeit und Umständen vorbehalten werden müsse.

Die Mißstände, welche die moderne Produktionsweise hervorgerufen, seien lediglich durch die Trennung von Besitz und Arbeit entstanden. Auf dieser unnatürlichen Trennung beruhte der Grundfeudalismus des Mittelalters, baue sich der Mobiliarfeudalismus der Gegenwart auf. Wie man die mittelalterliche Grundherrschaft durch Theilung des Besitzes und Ablösung der Besitzesherrscher gebrochen, auf dem gleichen Wege könne auch die moderne Capitals-Lehnsherrschaft beseitigt werden. Da jedoch in der Fabrikindustrie die Theilung nicht bei den Produktionsmitteln der Fabrik sondern nur bei dem Produktions- oder Arbeitsertrage vorgenommen werden könne, so bliebe nichts anderes übrig, als die Fabrik zwangsweise zu einer gemeinschaft-

[redacted]

lichen Arbeitsanstalt umzugestalten und die nach Verhältniß der Arbeitsbethätigung an derselben zu bemessende Theilung erst bei den Produktionsfrüchten oder dem Erlöse aus denselben anzuordnen und vorzunehmen. Anders sei aus dem Wirrwarr der Begriffe und Verhältnisse unmöglich herauszukommen.

Auch der Staat und die Gemeinde seien gewerbliche Zwangs-Genossenschaften und würden ohne Zwang sicherlich keinen Bestand haben. Ueberdieß sei der Zwang an rechter Stelle, und wenn er im Interesse des gleichen Rechts Aller erfolge, keineswegs zu verwerfen sondern vielmehr im Gegentheil erst die wahre Freiheit. Zwangsgenossenschaften beständen auch bereits zahlreich im Privatrechte; die Regierungen dekretirten z. B. ohne Weiteres Zwangsgenossenschaften für Ent- und Bewässerungs-Anlagen und jeder Eigenthümer müsse sich dieß gefallen lassen. Man entziehe ihm nicht nur Theile seines Besitzes ohne unmittelbare Entschädigung, sondern lege ihm sogar Beiträge für auf seinem Eigenthum wider seinen Willen getroffene Einrichtungen auf. Und dieß alles geschehe um deßhalb, weil die gemeinsame Wohlfahrt Aller dadurch gefördert werde. Was man also beim Uebergange des Mittelalters dem großen Grundbesitz gegenüber gethan, was man bei den Ent- und Bewässerungs-Anlagen, den Separationen und Expropriationen noch heutzutage thue, könne man auch bei der Fabrikindustrie oder betreffs der „Produktiv-Genossenschaften" thun; ja es sei eigenthümlich, daß selbst Lassalle's „Staatshülfe" thatsächlich für die Ent- und Bewässerungs-Genossenschaften in Sachsen durch die Landescultur-Rentenbank und wohl auch in Preußen durch die Landes-Meliorationsfonds bestehe, denn es seien diese Einrichtungen ausdrücklich dazu bestimmt, für die gemeinschaftliche Anlage von Be- und Entwässerungsanlagen, die in ihrem Endzwecke auch nichts anderes als Produktivgenossenschaften seien, den Betheiligten „Vorschüsse Seitens der Staatskasse" zu gewähren.

Redner empfahl hierauf der Versammlung die nachfolgende Resolution zur Annahme, nachdem er dieselbe noch in ihren einzelnen Theilen eingehend erläutert und ausführlich begründet hatte. Dieselbe lautete: Für alle Gewerbs- und Produktions-zweige, deren technische Entwickelung und geschäftsmäßige Aus-

[redacted]

ildung einen handwerksmäßigen Betrieb nicht ausreichend und zweckmäßig erscheinen läßt, sondern die in vortheilhaftester Weise nur durch einheitliches Zusammenwirken einer größeren Anzahl von Arbeitskräften und durch Einrichtung von umfangreichen und kostspieligen gewerblichen Anstalten durchgeführt und gehandhabt werden können, dürfen durch Gemeindebeschluß Zwangs-Genossenschaften errichtet werden. Ein unter Mitwirkung der Betheiligten von der Gemeindebehörde festgestelltes Statut hat sodann anzuordnen, in welcher Weise die Leitung und Geschäftsführung der bezüglichen Produktiv-Genossenschaften einzusetzen und zu organisiren ist, in welcher Weise ferner die für die Errichtung und den gesicherten Betrieb derselben erforderlichen Capitalien unter eventueller Beihülfe der Gemeindebehörde zu beschaffen sind, und in welcher Weise endlich die daran thätigen Geschäftsführer und Arbeiter gemäß ihrer für das gemeinschaftliche Unternehmen aufgewendeten Thätigkeit verhältnißmäßig zu entschädigen und an dem erzielten Gewinn zu betheiligen sind. Sämmtliche bisherige fabrikmäßige Gewerbsunternehmungen können durch Gemeindebeschluß und auf Antrag einer Anzahl der an denselben Betheiligten in gemeinschaftliche Zwangs-Gewerbe-Genossenschaften umgewandelt und deren bisherige Einzel-Unternehmer durch Rentenbriefe abgelöst werden. Die Auflösung solcher gewerblicher Genossenschaften ist nur mit Genehmigung der Gemeindebehörde zulässig und fällt das alsdann verbleibende Vermögen derselben Gemeinde für einen von ihr zu errichtenden Genossenschaftsfond anheim" *).

Nachdem so die sociale Debatte in Preußen, deren einziger Vertreter vor kurzen Jahren der noch immer unermüdliche Professor Dr. V. A. Huber in Wernigerode war**),

---

*) Die Verhandlungen des zweiten Norddeutschen Handwerkertags zu Dresden. Berlin 1868.

**) Dr. Huber kämpft unablässig nach zwei entgegengesetzten Richtungen. Einerseits gegen die Zunft-Reaktion, gegen welche er neuerlich in der Broschüre „Handwerkerbund und Handwerkernoth (Sociale Fragen IV). Nordhausen 1867" aufgetreten ist. Andererseits hat er jüngst unter dem Titel „Staatshülfe, Selbsthülfe, Sparen"

immer größere Kreise beschrieben hat, konnte auch die Betheiligung von katholischer Seite nicht länger ausbleiben. In der That hat man in den katholischen Rheinlanden die Ehre der Kirche in Deutschland das erste social-politische Organ geschaffen zu haben. Ich meine die zu Aachen erscheinenden und von den Herren Kaplan Schings und Nik. Schüren redigirten „Christlich-socialen Blätter“, Organ der christlich-socialen Vereine Rheinlands und Westfalens. Mit dem 27. Juli d. Js. ist die fünfte Nummer ausgegeben worden. Das Blatt steht auf dem conservativen Standpunkt der ursprünglichen Bekämpfung des liberalen Oekonomismus. Um so begieriger durfte man seyn aus den Kreisen des sogenannten rheinischen Liberalismus eine Meinung äußern zu hören, und diesem Bedürfniß hat Hr. Professor Stumpf in Coblenz abgeholfen *).

Indem Hr. Stumpf die Geschichte der socialen Frage aus der Vogelperspektive auffaßt, gelangt er zum entschiedensten Bruch mit dem Princip des liberalen Oekonomismus. Er meint: bezüglich des Hauptpunktes, ob nämlich die bisherige Vertheilung des Preises der Waare als des gemeinsamen Erzeugnisses von Capital und Arbeit die richtige und gerechte sei, habe man wenig Stichhaltiges gegen Lassalle vorgebracht. Er thut geradezu den Ausspruch: die Lehre daß der Staat die Industrie sich selbst überlassen müsse, sei grundfalsch und verderblich. „Der Staat hat vielmehr ihre jedesmalige natürliche Form gesetzlich so zu regeln, daß ihr wesentlicher Fortschritt gewahrt und gesteigert, die in ihm

---

ein offenes Sendschreiben an die deutschen Arbeiter (Wien 1868) gegen die Social-Demokratie erlassen. Er bekämpft auf's Aeußerste die Einmischung der demokratisch-politischen Tendenz in die sociale Debatte. „Nicht die Staatshülfe an sich ist unbedingt verwerflich, sondern die Staatshülfe in dem Sinne und in den Händen der Social-Demokratie“ (S. 7).

*) Die sociale Frage in Vergangenheit und Gegenwart. Ein Vortrag von Theodor Stumpf. Bonn 1868.

[redacted]

liegenden Elemente des Verderbens gebunden und die allen menschlichen Zuständen zu Grunde liegenden Rechtsideen verwirklicht werden. Er hat dieß so viel wie möglich mit Wahrung der Selbstverwaltung der einzelnen Lebenskreise zu thun und würde demgemäß die Aufsicht über die oben berührten Verhältnisse am besten unter die Controle der Gemeindeverwaltung oder eines Ausschusses der Betheiligten stellen" (S. 30). Nach allem Vorstehenden ist die Tragweite solcher Aeußerungen leicht zu ermessen; und es darf daher auch nicht im engern Sinne der freiwilligen Partnerschaft verstanden werden, wenn der Verfasser sagt: „höchstes Ziel muß es bleiben das Recht der Arbeit auf Antheil am Reingewinn zu verwirklichen."

Wer im Jahre 1848 eine solche Aeußerung gethan hätte, der wäre dadurch sofort der blutrothesten Gesinnung als überführt erachtet worden. Jetzt verfolgen denkende Männer vom strengsten Conservatismus die Tendenz der Bassermann'schen Gestalten von dazumal in Bezug auf das Verhältniß von Capital und Arbeit. So liegt vor uns die Schrift eines österreichischen Staatsmannes*), den die neue Aera außer Aktivität gesetzt hat und der dadurch Muße gewonnen hat der Frage aller Fragen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Er steht bezüglich der negativen Kritik unverholen auf dem Standpunkt Lassalle's; ja er sieht auch positiv die Lösung in einem großartigen System von Produktiv-Associationen. Aber er betont zugleich die eigentliche Schwierigkeit, an der alle diese Versuche in England und Frankreich von Anfang an kränkelten. Er citirt darüber die Worte eines französischen Mitglieds: „Die größte Schwierigkeit welcher die Produktiv-Associationen zu begegnen hatten, bestand nicht in der Aufbringung des Capitals, auch nicht in der innern Organisation soweit sie sich auf die Ordnung

*) Die sociale Gefahr der Arbeiterfrage und die Möglichkeit deren Abwendung. Wien, Sartori 1868.

[redacted]

der Arbeit bezieht, sondern in der Abwesenheit oder Seltenheit derjenigen Tugend die sich freiwillige Disciplin nennt." Also die „neue Liebeskraft" welche auch von den Pionieren zu Rochdale ersehnt wird, damit ihr Werk sich Dauer versprechen dürfe! Ganz ähnlich äußert sich neuerdings noch ein Bericht aus Paris über diesen „für das Gedeihen der Genossenschaften so überaus wichtigen und ganz unerläßlichen Punkt", beziehungsweise über den Mangel desselben.

Zweitens zeichnet den geehrten Verfasser die Eigenthümlichkeit aus, daß er den Staat ganz und gar aus dem Spiele läßt. Weder in Bezug auf die Beschaffung des Capitals noch sonst will er von einer staatlichen Zwangspflicht wissen. Unter dieser Voraussetzung fragt es sich aber natürlich um so mehr, wie denn die fraglichen Genossenschaften auf die Beine gebracht und insbesondere die Bedenken wegen der besagten großen Schwierigkeit beseitigt werden sollen. Der Herr Verfasser erzählt eine Anekdote von dem verstorbenen Oberbaurath Hübsch in Karlsruhe, welcher mit dem vorigen Könige von Württemberg einmal auf die Gefahren des Socialismus zu sprechen kam. „Der König fragte den Herrn Oberbaurath, ob er ein Mittel gegen diese Gefahren kenne, und derselbe beantwortete die Frage mit einem entschiedenen Ja, zugleich aber mit der Bemerkung, daß er das Mittel Sr. Majestät nicht nennen dürfe, weil er dem Gelächter Derselben sich aussetzen würde. Der König drang, unter der Versicherung daß er die Sache sehr ernst nehme, in den Oberbaurath ihm das Mittel zu nennen, und dieser platzte endlich mit dem Worte heraus: der Kapuziner!"

Der Verfasser denkt dabei an die Unternehmungen des leider zu früh verstorbenen P. Theodosius; er proponirt die Leitung der neuen Genossenschaften durch einen religiösen Orden. Kurz darauf hat auch der bekannte katholische Social-Politiker in Berlin erklärt: „Eine gesunde Produktiv-Association

*) Allg. Zeitung vom 18. April 1868.

[redacted]

wäre nur bei Ordensregel und Klostergeist ausführbar, also mit andern Herzen als die der heutigen Arbeiter" *).

Somit wäre das Resultat unserer Zusammenstellung: entweder Staatszwang oder — Kapuziner!

XXIII.

Zur Kunstgeschichte.

Die Domkirche von Unserer Lieben Frau in München. Geschichte und Beschreibung derselben, ihrer Altäre, Monumente und Stiftungen, sammt der Geschichte des Stiftes, der Pfarrei und des Domkapitels. Aus den Quellen dargestellt von Anton Mayer, Benefiziat an der Domkirche. München 1868, bei J. G. Weiß. Mit vielen Illustrationen.

Seit die Brüder Boisserée die alte Kunst wieder zu Ehren gebracht, zeigt sich überall das eifrigste Bestreben, die vom Reif der Renaissance verdorrte und vom Schneesturm des Zopfes gepuderte Architektur aus dem fremdländischen Banne zu lösen und das Verkannte, Mißhandelte und Zerstörte möglichst in integrum zu restituiren. Der Modus, das Wie der Restauration ist freilich eine heikle Frage, deren vollständige Lösung niemals gänzlich zur Zufriedenheit der Parteien ausschlagen wird. Ein Künstler ersten Ranges und selbstschöpferischen Genie's wird nie die Selbstverläugnung und jede eigene Produktion demüthigende Ueberwindung gewinnen können, in den unausgebildeten oder verkrüppelten Formen des archaistischen Styles zu schaffen. Den Produktionen der sekundären und tertiären Classe jedoch mögen wir, ehrlich gestanden, keinen Glauben schenken; denn wenn unter diesen immerhin tüchtigen Naturen jene nachbildende Fähig-

*) Märkisches Kirchenblatt vom 2. Mai 1868.

keit auch am leichtesten angetroffen wird, so gewährt ein nach dem altdeutschen oder romanischen Vorbild gedichtetes, gemaltes oder gebautes Werk immer den fraglichen Werth einer artistischen Taschenspielerei, welche beim genauen Zuschauen in seelenlose Fingerfertigkeit zerrinnt. Diese Dinge sind, um einen ganz sprechenden mittelhochdeutschen Ausdruck zu gebrauchen, „niht visch unz an den grât," oder wie das spätere Sprichwort sagt, weder gehauen noch gestochen; man riecht es einem solchen Möbel an, daß es weder alt noch neu, daß es ein nach den Regeln der deutsch-alterthümelnden Passion gedrehtes, geschraubtes, fälsch empfundenes Zierwerk und artistisches Spielzeug sei, welches nicht aus dem vollen Herzen einer andächtigen Künstlerseele entsprossen, wohl einem oder dem andern Gelehrten zur Freude, nimmer aber dem in diesem Punkte feinfühlenden Volke zur Andacht gereichen könne.

Von solchem Standpunkt ausgehend, hat man allen Grund mit der Restauration der Münchener Frauenkirche leidlich zufrieden zu seyn. Uebersieht man den Hauptfehler, der sich bei dem Wechsel der leitenden Persönlichkeiten nicht vermeiden ließ, daß es an einer einheitlichen Leitung fehlte und daß mehr oder minder auseinanderlaufende Geschmacksrichtungen sich ablösten und kreuzten: so ist der Eindruck immerhin ein erheblicher. Schwind und Knabl haben mit ihren Hochaltarbildern das einzig Mögliche geleistet: indem Jeder, an Treue und Aechtheit der Empfindung mit den alten Meistern wetteifernd, die charakteristischen Formen nach Möglichkeit, aber mit Vermeidung jeglicher Unschönheit beibehielt, gelang es dem Maler und dem Bildhauer Werke zu schaffen welche in der unmittelbaren Innerlichkeit der Conception jeden Beschauer ergreifen und fesseln und selbst dem verpichten Archäologen, der sonst nur an verknitterten Faltenbrüchen und verrenkten Stellungen seine Freude hat und, wie Clemens Brentano zu sagen liebte, selbst nicht in den Himmel wollte wenn Gott Vater daselbst anders als in Martin Schongauer's spitzbogigem Style säße, ein beifälliges Nicken entlocken müßte. Sodann ist nach Berger's

[redacted]

:chnungen der Hochaltar und die bewundernswerth leicht aufbauende Kanzel, die erzbischöfliche Kathedra (von rth) und Anderes mehr in stylgerechter Untadeligkeit einer :n Gothik ausgeführt, wogegen später L. Foltz († 10. Nov. 57) das schwerfällig Knuffige der ausklingenden, sinkenden ·itzbogenkunst mit allzu großer Vorliebe betonte. Das Be· :tlichste leisteten freilich einzelne Genossenschaften und Ver· e, welche während der bisweilen höchst bedeutenden Schwan· igen des Restaurations-Comité's mit der größten Begeisterung d Opferwilligkeit ihre Altäre aufstellten, ein Verfahren das ie ohnehin schon übelgesinnte Kritik zu den böswilligen orten verleitete, daß die Stecken einer „hölzernen Schreiner· thik" gar zu üppig aufsprießen und „die hektischen Zier· ppen eines unreifen Styles" sich allzu breit gemacht hätten. ı Summa wurden viele Mißgriffe gemacht — aber wo in r Welt wären bei ähnlichen Anlässen die kunsthistorischen chwabenstreiche bei Seite geblieben? und wo in der Welt ire nicht etwas Derartiges in grünendem Wachsthum be· ssen aufzufinden? Ueber Allem steht doch der schöne freudige etteifer, gleich unseren frommen Vorfahren fortzubauen am ause des Herrn und ein Zeugniß aufzustellen, daß es uns utzutage ebenso heiliger Ernst gewesen bei der Bethätigung r höchsten Fragen.

Als Vorläufer, und im Zusammenhange der Restaura· n dieser Kirche, erschienen eine Anzahl von Untersuchungen, chriften und Abhandlungen*), welche nun durch das oben· nnnte Werk des Herrn Benefiziaten Mayer, das gerade ht zur vierhundertjährigen Jubelfeier der Grundsteinlegung s Domes erschien, zu einem vollständigen Abschluß gereift

*) Vorübergehend sei hier nur auf Sighart's Geschichte und Schilderung der Frauenkirche (Landshut 1853) verwiesen. Muffat's werthvolle Beiträge zur Baugeschichte, die zuerst in den Histor.-polit. Blättern Bd. 32, S. 12—40 veröffentlicht wurden, sind nun, zwei Bogen stark, in einer Separatausgabe erschienen bei Finsterlin: „Baugeschichte des Domes zu Unserer Lieben Frau in München." München 1868.

welche sich, als bald eine 1271 zur zweiten Pfarrki
Stadt umgewandelte Pfarrkirche daneben aufkam, in e
drei Altären ausgestattete Friedhof-Capelle unter dem
nate des Seelenführers St. Michael verwandelte. W
erste (oder wenn man will zweite) Frauenkirche erbau
wann dieses geschah, ist unbekannt; daß sie aber nä
Peterskirche schon 1271 zur zweiten Pfarre erhoben
steht fest. Ihr äußerer Umfang, beziehungsweise ei
ihrer Grundmauern, wurde im J. 1849 zufällig bei
der Gasröhren aufgedeckt. Dieser Bau wich — wie
Basilika von St. Peter in Rom erst nach dem Beg
Neubaues durch Bramante — erst allmählig nach der
steinlegung des neuen Domes (1468), wobei ein T
alten Kostbarkeiten und Kunstwerke erbschaftlich in d
hinübergingen und somit leider nur mit den letzten
früherer Herrlichkeit auf unsere Tage gekommen sind.

In diese frühere Marien- und spätere Michaels-
wurde die Leiche des kaiserlichen Romantikers, welc
bannsiecher König Amfortas auf dem Plansee gegond

[redacted]

Ludwigs in eine Grabkammer der Frauenkirche statt, woselbst schon 1322 seine Gemahlin Beatrice eine Ruhestätte gefunden und Ludwig IV. eine ansehnliche Stiftung auf den Altar gelegt hatte. Darüber erhob sich später das im Auftrage Herzog Albrechts III. durch den braven „Maister Hans den Steinmeißel" 1438 verfertigte „Kayser pilt", ein kostbares Werk deutscher Skulptur*), welches in der Folge in den neuen (heutigen) Bau hinübergetragen, unter Kurfürst Max I. mit dem großen Hans Krumper'schen Mausoleum überbaut und so bis auf uns sich glücklich erhalten hat. Das Gebein des Kaisers, wenn sich überhaupt noch etwas davon erhalten hatte, nahm Herzog Albrecht IV. mit den Ueberresten anderer seiner Wittelsbacher-Vorfahren mit in den Neubau herüber, wo die Särge vermorschten, so daß unter Maximilian I. die „Gebein und todten Köpfe" durcheinander in eine „große Truchen" kamen (1606), einen großen zinnernen Schrein welcher freilich heute noch existirt, dessen Untersuchung jedoch keine Gewißheit ergab.

Ob nun diese erste Frauenkirche schon im Spitzbogen oder im romanischen Rundbogen angelegt, ob und wie selbe in der Folge aufgehöht, umgewandelt und erweitert worden sei, die Verhältnisse ihrer Länge und Breite — darüber wird man wohl wenig mehr über das Gebiet der Hypothesen hinauskommen, doch muß dieselbe über zwanzig Altäre gehabt haben. Was uns aus derselben außer dem vorher genannten „Kaiserbild" noch erhalten blieb, beschränkt sich auf einige für die Geschichte dieser Kunst überaus werthvolle Glasgemälde**), einige Grabsteine, z. B. jener prächtige des 1476 während des Neubaues verstorbenen Bischof Joh. Tulbeck und jenes Denkmal des 1473 verstorbenen kunstreichen Orga-

---

*) Eine lithographische gute Copie ist dem Mayer'schen Werke beigefügt.

**) Nähmlich genannt werden um 1436 Martin der Glaser und Hans Gleißmüller der Maler, welch' letzterer auch als Erz- und Stuckgießer genannt werden mag. Vergl. Baader Beiträge zur Kunstgeschichte von Nürnberg. 1860. S. 31.

[redacted]

nisten Conrad Paumann, welcher schon 1447 an Hans Rosenplüt einen begeisterten poetischen Lobredner gefunden hatte. Herr Mayer gibt S. 36 und 37 Abbildungen davon, deßgleichen noch Bericht von anderen kleinen Funden. Die unvergleichlichste Kostbarkeit dieser Kirche war aber das große Altarwerk des Gabriel Angler, welches in den Jahren 1434 — 37 entstand, den nach damaligen Geldverhältnissen ungeheuren Kostenaufwand von 2275 Gulden verursachte und als ein wahres Juwel in den neuen Kirchenbau übergetragen, von der grausigen Renaissance aber beseitigt und vertilgt wurde. Eine Innen-Ansicht der Kirche aus dem J. 1568 gewährt nur wenige Blicke auf den damals noch bestehenden kostbaren Flügelschrein. Ein besonderes Verdienst unseres Herrn Verfassers ist es, hierüber die betreffenden Rechnungen gesammelt (S. 27 ff.) und dadurch doch wenigstens einigen Einblick in das Verlorene ermöglicht zu haben.

Mit besonderem Vergnügen führt uns Hr. Mayer in einem Spaziergange auch um die alte Kirche und ihre Umgebung, in den alten „Wydem" (Pfarrhof), welcher bereits in den zwanziger Jahren des 15. Jahrhunderts so „pausellig und hindterstellig" geworden war, daß der wackere Pfarrherr Schreiber jammernd erklärte, wie er und seine „gesellen von sorgen und ungemachs wegen mit wesen derynne nicht wol länger haben bleiben mugen." Auch die Namenreihe der ältesten Pfarrer wird uns in kurzen Skizzen vorgeführt.

Den递Haupttheil bildet jedoch die Geschichte des 1468 neu begonnenen Kirchenbaues, welcher mit seinen charakteristisch gewordenen „welschen Kappen" heute noch weithin kenntlich in's Land ragt. Eine Zeit lang galt Herzog Sigmund als der Erbauer des Domes, weil eine Tafel die von ihm vollzogene Grundsteinlegung bestätigt; nun aber hat Reichsarchivrath Muffat erwiesen, daß die Stadt, Bürger und Geistlichkeit das Werk durchgeführt haben. Hr. Mayer hat das Verdienst, endlich die Heimath des Baumeisters bestimmt zu haben, dessen Name und Schreibung seither immer in

[redacted]

beliebiger Schwankung blieb: Meister Jörg's Heimath sei zu Haselbach (in der Pfarrei Inkofen bei Moosburg) gewesen, wo auf dem heutigen Meßnerhause die Tradition von dem Meister geht; der Hof mag früher den Namen Ganghof*) getragen haben, denn alle diese Zunamen sind abwechselnd für Meister Jörg gebraucht, dazu kommt dann noch ein Ehrenname von Polling, wo er einen Kirchenbau geführt haben soll. Als „purger" und „maurer und paumaister der Stat München" erscheint er erst später, ebenso als Hausbesitzer im kleinen Fingergäßchen.

Die moderne Sitte der Kritik, welche ihre haarspaltenden Künste mit besonderer Vorliebe darin zeigt eine historische Person in mehrere zerspringen zu lassen, könnte wohl auch hier eine Conjekturbombe dazwischen werfen. Man könnte z. B. den Meister Jörg bei allen Ehren gelten lassen, wer aber machte dann den Plan, den Riß und wer leitete die frühere Fundamentirung, wenn unser Meister erst lange nach der Grundsteinlegung (Lichtmeß 1468) am 20. März und zwar als Maurer Haftgeld nimmt und in den Dienst der Stadt tritt (S. 59)? Und selbst sein Ruhm als Bauführer könnte angefochten werden, denn die Akten sagen nur zu deutlich, daß er sich oft gar nicht mehr verwußte, um Raths zu erholen ausreiten mußte und einmal einen Maurertag nach München ausschrieb, weil ihm über der Wölbung aller Muth ausgegangen war. Und die Restauration hat, als im Jahre 1859 die Kalktünche und der Verputz (Dinge welche ursprünglich lange von unserer Kirche ferne gehalten blieben und die sonach im Innern wie heute noch im Aeußern gleichförmig aussah) im Gewölbe abgeklopft wurden, allerlei böse Stellen entdeckt, vor denen der Meister mit gesträubten Haaren gestanden seyn muß, unfähig und rathlos sich weiter zu helfen. Aus all' diesen Dingen ließe sich ein schöner

*) Oder Sandhof? auch Rasthofer kommt vor. Was ist die spätere Verderbung oder die ursprüngliche Leseart, welche nach Mayer sogar auf dem Grabsteine des Meisters schon irrig eingemeißelt seyn soll!

aus Straubing kam und am Allerheiligen-Abend 14
zehn Jahre in der Stadt Dienste trat, ist urkundlich
Er hat wahrscheinlich in der Folge unter Herzog Albr
einen großen Beschlacht- oder Wasserwehrbau aus
(1480).

Die Geschichte des Baues wird nach den bel
Quellen erzählt, sodann eine Rundschau über die 26
der Kirche und ihre besonderen Stiftungen, Geschen
Zierden gehalten und das Terrain der Pfarre mit
Zugehör sattsam und lichtvoll erörtert.

Einen Wendepunkt in der Geschichte unserer
bildet die Versetzung der Stifte von Ilmmünst
Schliersee (1495) nach München. Der ganze har
vorausgehende Streit über diese Einverleibung, die
tung des neuen Collegiatstiftes wird gewissenhaft ges
ebenso die feierliche Uebertragung der Reliquien des
Arsatius (erster Nachfolger des heil. Ambrosius zu M
† 399). Daran reiht sich die Hochzeit Wilhelms V.
Herzogin Renata von Lothringen, am 22. Februar
welche gleichzeitig in einem prachtvollen Foliobande mi

[redacted]

reits, gerade hundert Jahre nach der Grundsteinlegung, der theilweise sinkende Styl der Spitzbogenzeit sich kundgibt. Ein weiteres Ergebniß bietet die Untersuchung über die Reste des heil. Benno aus Meissen, des nachmaligen Patrons der Stadt und des Bayerlandes. Die ganze Auseinandersetzung S. 122 ff., besonders über den vom Wittenberger gegen diese Reliquien heraufbeschworenen Sturm, wie dann die angeblichen Ueberreste 1539 zu Meissen „mit einem großen Feldgeschrei vieler Trompeter in einem Kasten in die Elbe versenkt", in Wahrheit aber die ächten Reliquien doch gerettet (mit der originellen Urkunde in Anmerk. 223) und im J. 1576 auf Bitten des Herzog Albrecht V. nach München überbracht wurden, ist von spannendem Interesse. Die zu München noch bewahrte Mitra, Casula und der mit dem romanischen Zickzackornament gezierte Stab sind unzweifelhaft ächte Gebilde des 11. oder 12. Jahrhunderts und somit auch von kunsthistorischem Werthe.

Daß die Renaissance bei der bekannten Verschönerungslust und Opferwilligkeit der Münchner, unter dem Vorbilde der bayerischen Herzoge, in unserer Kirche breiten Fuß fassen mußte, ist selbstverständlich; der Wille war gut. Daß artistische Verstöße in Fülle mit unterliefen, davon ist bei Sighart und Mayer (S. 129 ff.) das Weitere nachzulesen. Immerhin aber bleibt es erstaunlich und rühmenswerth, daß Kurfürst Max I. trotz den schweren Läuften des 30jährigen Krieges in erheblichster Weise zur Verschönerung mit neuen Werken beitrug und daß die Bürgerschaft mit freiwilligen Stiftungen immer noch das rege katholische Leben bethätigte. Daß dieser Geschmack mit dem Standpunkt unserer heutigen Kunstanschauungen nicht zusammengeht, dafür sind jene Zeiten nicht in Anklagestand zu erheben. Nur müssen wir uns gleichzeitig hüten, diesen wohlgemeinten Schöpfungen, welche sich natürlich durch Aufräumung und Beseitigung des unverständlich gewordenen Mittelalters Platz machten, den Mangel der Pietät entgegenzuschleudern, denn unsere Zeit hat wetteifernd in Wohleingenommenheit für die frühere, mit den Werken der

[redacted]

jetzt scheel angesehenen Renaissance fast ebenso bereitwillig aufgeräumt und wird hiefür nach etlichen Säculis vermuthlich ein ebenso unbarmherziges Gericht erfahren. Eine Kirche ist gerade nicht dazu bestimmt, ein culturhistorisches Museum vorzustellen; die darinnen Betenden brauchen sich aber auch nicht zu schämen oder zu ärgern, wenn sie bei jedem Schritt an dasjenige erinnert werden, was ihre Vorfahren mit bestem Wissen und Gewissen zu Gottes Ehre geleistet haben. Die Aufgabe der Nachlebenden ist jedoch, nur das absolut Unschöne, völlig Störende und Ungeziemende zu entfernen und mit dem Mantel der Liebe zu überdecken oder zu verbessern. Die Kunst des Restaurirens muß erst noch gelernt werden; je gründlicher unsere Meister darin fortschreiten, um so mehr werden sie zur Ueberzeugung kommen, daß außer der gelehrten Liebhaberei auch noch ein anderes Ingrediens ebenso schwer und wohlberechtigt mit in die Wage kommen muß.

Mehr als die Renaissance, ärger als die Schwedenzeit und heilloser als die Zopfperiode hat die gott= und geistverlassene Säkularisation gewüthet. Ueber dieses Treiben gibt der Verfasser trübe und erschreckliche Skizzen (S. 202 und Anmerk. 235). Meistens wanderten damals die silbernen und goldenen Kunstschätze in die Schmelze, Vieles blieb in den Händen der säkularisirenden Commissäre, welche ebenso weite Taschen als Gewissen hatten. In dieser Zeit wurde gar nichts geschaffen, bloß zerstört, gestohlen und eingesackt, wobei die glaubenslose Beamtenschaar die Kinder Israels noch überbot. Hier wurden dieselben Gräuel geübt, welche später in Tyrol wiederholt, jenes brave Land in Harnisch brachten und dessen unversöhnlichen Abfall von den stammverwandten Bayern provocirten. Die handschriftlich noch existirenden Memoiren Darchingers, des damaligen braven Pfarrherrn von Unser Lieben Frauen, der mit schwerbedrängtem Herzen den Sturm über sich ergehen lassen mußte, scheinen manches Neue zu enthalten. Noch ungleich ergiebiger war die Ausbeute aus den ehedem zum Bezirke der Frauenpfarre gehörigen Klöstern, Kirchen und Capellen, deren Geschichte gleichfalls in mög=

[redacted]

lichster Kürze (S. 210 ff.) aber mit vielem neuen und überraschenden Detail vorgeführt wird *).

In Folge des Concordatabschlusses vom Jahre 1817 (beziehungsw. 1821) wurde die Frauenkirche zur Domkirche des Erzbisthums München-Freising erhoben. Auch diese durchwandern wir an der Hand unseres Führers, welcher ihren früheren Zustand bis zum J. 1859 mit liebevoller Pietät schildert, dann aber sich zu den Restaurationsarbeiten wendet und uns neuerdings bei einem Rundgange mit dem lebendigen Eifer eines gründlichsten Cicerone begleitet, dem kein Bildwerk und kein Täfelchen entgeht. Daß auch unsere vielgeschmähte Gegenwart im Bereich der Symbolik Treffliches zu leisten vermag, was selbst von den bittersten Gegnern anerkannt werden muß, beweist der sogenannte Bäckeraltar (S. 332), welcher in sinnigen Beziehungen auf das täglich irdische wie auf das höhere himmlische Brod eine plastische Umschreibung des ganzen Vaterunsers enthält.

Der Verfasser erzählt von allen „Wahrzeichen" der Kirche, besteigt die Thürme mit den alten Glocken, besucht mit uns alle Grabsteine, mit denen bei der „Restauration" etwas willkürlich verfahren wurde und wobei mancher ganz verschwand. So z. B. jener des ehrw. Henry Anslew, welcher vor den Segnungen der jungfräulichen Elisabeth in's katholische Altbayern flüchtete. Seine Eltern Jacob Anslew von Evensheim und Jenny Loviacey von Hendle waren, nachdem sie lange im Kerker geschmachtet (ob religionem catholicam regnante Elisabetha diuturno carcere afflicti), endlich im ersten Regierungsjahre König Jakob's I. als ungebeugte Katholiken gestorben, der Sohn aber gezwungen aus England zu fliehen, erlitt mancherlei Schicksale, bis er endlich in Bayern von Herzog Wilhelm V. als Hofkaplan aufgenommen und dann an den Bischof Julius von Würzburg empfohlen wurde. Da aber dieser für ihn keine passende Stelle hatte, ging Anslew wieder nach Bayern zurück,

*) Von besonderem Interesse ist S. 228 ff. die Geschichte der sog. Gruftkirche, wozu noch die Anmerkungen 267 viel Seltsames gewähren.

[redacted]

wo er 1591 im Canonikat U. L. Frau aufgenommen, Probst zu Habach ward und nachdem er 1610 die eines Scholastikus im Collegiatstifte erhalten, als Tulbec Benefiziat und Senior des Capitels am 15. April 1633 Er hatte auch als Rath und Beichtvater der Herzoge Wi und Maximilian das höchste Vertrauen dieser Fürsten erh und sich noch bei Lebzeiten einen Jahrtag und jene höl und mit Wappen und Porträt seiner Eltern versehene gestiftet welche, unbekannt wie, verschwand. Dieses Fa ist ein neuer Beweis, wie anscheinend wenig kunstreiche male einen unschätzbaren historischen Werth haben, wofü sog. Restauratoren allzuhäufig Verständniß und Pietät fe Der Verfasser geleitet uns auch in die lange Zeit arg nachlässigte Fürstengruft und in jene des Capitels, wo seltsamer Weise auch die Gebeine der Clarissennonne Hortulana (aus dem adeligen Geschlechte der Empacher finden, welche am 24. Okt. 1689 im Rufe der Heiligkeit

Daran reiht sich schließlich die Geschichte aller Stiftu Bruderschaften, kurz die ganze Chronik, eine wahre Fund von interessanten Nachrichten, welche durch eine Füll „Anmerkungen" belegt werden, die selbst wieder einen kl Ergänzungsband bilden und nicht selten eingehende U suchungen und ganze Abhandlungen enthalten — all allem ein höchst respektables Beispiel altbajuwarischen F und einer aufopferungsfreudigen Ausdauer. Die Aussta ist, besonders durch die Fülle von prächtigen Illustration Stahlstich und Holzschnitt, eine überraschend reiche un schöner Beleg für die rühmenswerthe Opferwilligkeit des Verlegers, welche derselbe als Münchner Bürger zu E unserer lieben Frau und St. Benno's ganz in der Weise der alten Vorfahren geleistet hat. Möge ein so Vorbild würdige Nachfolge finden!

XXIV.

Rückblick auf die jüngste Session der französischen Legislative.

Die durch kaiserliches Dekret vom 28. Juli beendigte Session der gesetzgebenden Versammlungen Frankreichs darf ohne Zweifel als die bedeutendste angesehen werden die wir unter dem Kaiserthum erlebt haben. Nicht als wenn die unmittelbaren Ergebnisse von ausschlaggebender Bedeutung wären; nein, es ist bloß die Haltung, die Art womit die Gegenstände behandelt und unter einem neuen bisher ungewohnten Licht bezeichnet wurden, welche diese Session folgenreich machen. Das ganze System der kaiserlichen Regierung mit all seinen Einzelheiten hat durch die letzten Verhandlungen einen gewaltigen, um nicht zu sagen tödtlichen Stoß bloß dadurch erhalten, daß man dasselbe einer parteilosen, bloß auf gesunde Vernunft und Erfahrung begründeten Beurtheilung unterzog. Die Haltung des gesetzgebenden Körpers machte den Eindruck eines Mannes den auf seinem Wege plötzlich Angst und Bedenken anwandeln, der deßhalb sich beeilt auf seinen Pfad zurückzuschauen und dabei zu seinem großen Schrecken gewahr wird, daß er seit längerer Zeit fehlgeht, trotzdem aber nicht den Muth hat stracks umzukehren, sondern sich entschließt auf demselben Wege zu bleiben und nur etwas vorsichtiger vor-

zugehen. Trotzdem kann man sagen, daß der gesetzgebende Körper das Inventar der napoleonischen Regierung aufgestellt, gleichsam als wolle er deren Nachlassenschaft für alle Fälle sicherstellen. Für die Herren Minister und deren Vertreter waren daher die Sitzungen ein fortlaufendes peinliches Verhör oder eine Art Spießruthenlaufen; die Unverantwortlichen mußten sich zum ersten Male verantworten. Das ist der Wurm im napoleonischen Thron.

Besonders wichtig ist aber die Thatsache, daß diese Behandlung der Regierung weniger von der sogenannten Opposition als von der treuergebenen Majorität ausging. Freilich darf man dabei nicht vergessen, daß unsere „Opposition" aus etwa einem Dutzend verbissener Fanatiker, verkommener Bourgeoispolitiker und aufgeblasener Theoretiker besteht, deren einziger Zweck zu seyn scheint sich selbst wichtig zu machen und durch wohlberechnete Phrasen für ihre Popularität zu sorgen. Ein praktischer Gedanke ist selten bei diesen Leuten zu finden und was die Grundsätze betrifft, so steht diese Opposition sogar der Regierung viel näher als der größere Theil der sogenannten Regierungsmänner. Die Opposition ist durch und durch von dem Geiste der revolutionären Bourgeoisie, von dem unverbesserlichen Schwindel des Liberalismus beseelt, während das Kaiserthum eben nur darin von solchen Standpunkten sich unterscheidet, daß es selbst die Revolution besorgen und auch die liberal-ökonomistische Ausbeutung des Volkes in seinem eigenen Sinne leiten will. Die sogenannte Opposition schwieg als die Mitglieder der Majorität, Pouyer-Quertier, Brame, Larrabure, Louvet und Andere der kaiserlichen Volkswirthschaft schonungslos zu Leibe gingen; denken ja diese Liberalen an nichts anderes als die gleiche Wirthschaft mit verstärkten Mitteln fortzusetzen sobald sie einmal das Heft in die Hände bekämen.

Die Opposition sucht die Leidenschaften aufzuregen um die Regierung aus dem Sattel zu heben; das ist ihre ganze Politik. Hiezu bedient sie sich hauptsächlich der auswärtigen

[redacted]

gen, namentlich der mexikanischen und der letzten Expe-
on nach Rom, worin in ihren Augen allein die Ursachen
r Verlegenheiten des Landes und der Regierung zu suchen
. Von der Grundursache dieser Uebel, der durch Frank-
) bewerkstelligten „Einheit Italiens", schweigt die Oppo-
n natürlich hübsch still oder sie bemüht sich das neue
lien als einen Erfolg, als einen Vortheil für Frankreich
zustellen, worin sie wiederum mit der Regierung völlig
reinstimmt, die sich um so mehr ihrer Affenliebe für die
ienische Einheit hingibt, als sich die Italiener durch ihren
jeder Gelegenheit zur Schau getragenen Haß und Feind-
ift gegen die französische Regierung auszeichnen. Die
position und der Napoleonismus sind italienischer als die
liener selber; beide haben sich in die hohle Idee einer
lienischen Einheit verrannt, und um keinen Preis will
n auf beiden Seiten eingestehen, daß jene Einheit un-
glich ist und wenn je nur zum Nachtheil Frankreichs
insfähig werden könnte. Um nichts in der Welt sind
e blinden Fanatiker von der einmal gefaßten revolutionären
orie abzubringen; die Wirklichkeit, die Erfahrung, die
ifbarsten Thatsachen scheinen für sie gar nicht da zu seyn.
rde sich die Regierung einmal über die offenkundigen Ge-
nungen der Majorität hinaussetzen, durch welche sie zu
berühmten Erklärung vom 8. Dezember 1867 gezwungen
den ist, und Rom dem italienischen Banditenthum preis-
en, dann wäre die jetzige Opposition Ein Herz und Eine
le mit der Regierung und die jetzige Majorität würde zu
r wirklichen und ernsten Opposition werden. So steht
mit der maulfertigen Linken der französischen Legislative.

Man hat Unrecht, wenn man die aus Deputirten deren
hl durch die Regierung mit allen Mitteln unterstützt
den, bestehende Majorität als ein unbedingt gefügiges
rkzeug des Ministeriums, ähnlich den preußischen Land-
gskammern, betrachten wollte. So viele unreine Bestand-
ile sich auch darunter befinden mögen; servil ist die Mehr-



halb in fortwährendem unmittelbaren Verkehr mit ihr
lern stehen, deren Stimmung sie sehr wohl zu ke
Stande sind. Man kann sicher seyn, daß manche M
der Majorität auch unter jeder andern Regierung u
die jetzige amtliche Unterstützung gewählt würden. S
also troß Allem und Allem stets noch eine gar nich
bedeutende Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, wie
Ausland meint. Bei manchen Fragen welche die
nahe berühren, können die Mehrheits=Mitglieder m
Entschiedenheit gegen die Regierung auftreten, sofern
Wünschen und Absichten der Wähler entspricht. Un
liegt gerade das Bedeutungsvolle der jüngsten Sessi
dieser Fall zweimal während derselben vorgekomme
erstemal wegen der römischen Expedition, wo die nach
Begriffen „servile Majorität" die Regierung zwang a
Zweideutigkeit herauszutreten und entschieden zu
daß sie niemals (jamais) den Papst dem italienisch
ditenthum überlassen werde.

Das zweitemal trat diese Erscheinung hervor
sprechung des Handelsvertrags und der innern wi
lichen Verhältnisse, wo es gerade die Redner der M

[redacted]

anderswo als in einer politischen Servilität. Theilweise war es die advokatenmäßige Redegewandtheit Rouhers und einiger andern Regierungsvertreter, dann aber hauptsächlich die Schwierigkeit welche eine Aenderung des wirthschaftlichen Systems der Regierung unter den augenblicklichen Verhältnissen darbieten müßte, was der Regierung schließlich zu Gute kam. Man fühlt eben nur daß das System des liberalen Oekonomismus sich durchaus abgelebt hat, man sieht aber noch nicht klar genug in Bezug auf die Mittel der Abhülfe; man erkennt die Gebrechen des gegenwärtigen Zustandes, aber der schaffende Gedanke fehlt, wie so häufig in unserer energielosen Zeit. Das sogenannte moderne Princip hat sein letztes Wort gesprochen, die praktische Erfahrung hat es verurtheilt, aber die Phrase ist geblieben. Man beugt sich noch immer in Ergebung vor dem Princip, eben weil es modern ist und weil man auf der Höhe der Zeit stehen will. Die Ernüchterung ist eben noch nicht vollständig genug um der Menge rückhaltlos über die durch das System geschaffenen Vorurtheile hinwegzuhelfen. Man deckte in den Sitzungen der Kammer schonungslos die Gebrechen des sogenannten Freihandelssystems auf, aber man getraute sich nicht die Principien aufzustellen, nach denen ein besseres System eingerichtet seyn müßte. Wahrscheinlich wußte es auch kein Mensch.

Dank dem ungezügelten Fortschritt der modernen National-Oekonomie unter der napoleonischen Regierung haben wir es binnen Kurzem dahin gebracht unwiderleglich darthun zu können, daß das sogenannte Freihandelsystem dem Monopol- und Privilegiensystem so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern. Die Vertreter des Freihandels, der unbeschränkten Concurrenz, der Selbsthülfe sind hier gerade diejenigen welche das Monopolwesen auf die Spitze getrieben und zugleich den Staat durch die ihm abgepreßten Subventionen förmlich aussaugen. So beherrschen einige kleinen Sippen das ganze Geschäftsleben Frankreichs und beuten das Publikum auf die unverschämteste Weise aus.

Unsere sämmtlichen Verkehrseinrichtungen beruhen eben auf dem Monopol und der Staatsunterstützung. Die Eisenbahngesellschaften besitzen das ausschließlichste Privileg das es nur geben kann, indem nicht nur alle Bahnen die in ihrem betreffenden Bereiche liegen, ihnen allein angehören dürfen sondern auch alle andern Verkehrsstraßen, namentlich Kanäle, zu ihren Gunsten brachgelegt werden. Um der Compagnie du Midi eine hinlängliche Einnahme zu sichern, hat man ihr den berühmten Canal du midi und noch einen andern Wasserweg verkauft. Die Compagnie hat nun die Frachtpreise so eingerichtet, daß der Kanal der als ein Weltwunder angestaunt wird, heute unbenützt daliegt, während der Handelsstand sich bitter über die erdrückenden Nachtheile der unzulänglichen, d. h. übertheuerten Verkehrsmittel beklagt. Dabei erhält aber die gedachte Eisenbahngesellschaft noch einen bedeutenden jährlichen Staatszuschuß. Warum hat nun dieselbe trotzdem nöthig ihre Frachtpreise so hoch zu stellen und die Kanäle brach zu legen, bloß um sich ein gewisses Minimum der Einnahme zu sichern? Antwort: bloß deßhalb weil sie, Dank ihrem Monopol, ohne Mitbewerb dasteht und dadurch zum Gegenstand der heillosesten Spekulation geworden ist. Anstatt 200,000 bis höchstens 250,000 Franks kommt jeder Kilometer des Bahnnetzes der Gesellschaft auf das Doppelte zu stehen, bloß deßhalb weil die Gesellschaft ein Monopol besitzt welches deren Häupter auszubeuten wissen. Ein guter Theil des Anlagecapitals hat zur Bereicherung der Administratoren und ihrer Helfershelfer gedient und ist in Börsenschwindel aufgegangen. Dank dem Monopol kauften die Brüder Pereire, Administratoren der Gesellschaft, für ihre persönliche Rechnung die Bahn von Bordeaux nach Teste zum Preis von 50 Franks die Aktie und verkauften nachher der Gesellschaft, deren Administratoren sie sind, das Papier für je 800 Franks, was ihnen den kleinen Gewinn von fast [illegible] Millionen einbrachte. Ganz die gleiche Spekulation haben die beiden Juden, die an fast allen französischen Eisenbahn-

[redacted]

Gesellschaften Direktoren oder Administratoren sind, mit jedem Bahnunternehmen angestellt und jedem dadurch einen Schaden von 20 bis 30 Millionen zugefügt. So ist es denn dahin gekommen daß, trotz der jährlichen 50 Millionen Staats-Unterstützung und andern dem Gemeinwohl schädlichen Privilegien, sämmtliche französische Bahngesellschaften über kurz oder lang eine Art Bankerott machen müssen, da die unerhörten Fracht- und Fahrpreise denn doch nicht ewig dauern können.

Natürlich ist die Regierung der Mitschuldige, ja fast der Hauptschuldige an dem System, das ihren Creaturen zu großem Reichthume verholfen, sie selbst aber zur fast ausschließlichen Beherrscherin des Nationalreichthums gemacht hat. Hätte die Regierung wirklich die freie Concurrenz eintreten lassen, dann würde sie die tausend Millionen Franken Staatssubvention gespart haben und wir hätten die Bahnen um die Hälfte billiger gebaut erhalten. Die Fahrpreise wären niedriger, das darin angelegte Capital wäre sicherer, und der Handelsstand hätte alle Ursache mit dem öffentlichen Verkehrsdienst zufrieden zu seyn.

Den Brüdern Pereire ist auch das Monopol der transatlantischen Dampfer zugefallen; sie wußten es so einzurichten, daß die zu diesem Zwecke gegründete Gesellschaft ihnen das Material einer bankerotten Association für 24 Millionen abkaufte, obwohl dasselbe nur etwa 5 Mill. werth war. Trotz der bedeutenden Subvention war deßhalb die neue Gesellschaft von vornherein zu Grunde gerichtet. Mehrere Jahre hindurch gelang es aber mittelst trügerischer Rechnungen die wahre Lage zu verheimlichen und jetzt benutzt man den Vorwand der Gründung einer neuen Dampferlinie um eine bedeutende Erhöhung der Subvention nebst namhaften Vorschüssen von der Regierung zu erlangen, wodurch es möglich wird den Bankerott der Gesellschaft noch auf einige Jahre hinauszuschieben. Après nous le déluge scheint nun einmal der unabänderliche Grundsatz der kaiserlichen Nationalökonomie zu seyn, welche in allen

öffentlichen Anstalten bemächtigte. Sämmtliche Sp
befinden sich in Händen der Regierung, die mit der
dern, jetzt 580 Millionen und jährlich 30 bis 38 M
Zunahme, ganz nach Belieben schaltet. Die Gemein
Stiftungen, verschiedene Banken müssen ebenfalls ihre
Mittel der Regierung anvertrauen, wodurch wieder
Hunderte von Millionen in ihre Hände gelangen.
kommen noch die Beamten=Cautionen, die Pensions
und Aehnliches, was abermals etwa vierhundert M
ausmacht. So kommen denn endlich die besagten
Millionen heraus. Alle diese Gelder können fast jeden
blick zurückverlangt werden, was im gegebenen Mon
Regierung zum Bankerott zwingen könnte. Rechn
nun daß jährlich 365 Millionen Zinsen der Staa
und 87 Millionen Pensionen bezahlt werden müssen,
man sich einen Begriff von der wirthschaftlichen L
französischen Regierung machen, die in solcher W
unumschränkt über das Vermögen des Landes verfüg
politische Centralisation ist durch eine finanzielle Cen

[redacted]

auf dringende Vorstellungen beschränkten. Allerdings sind auch in der Kammer gar zu viele der durch die neue Finanz-Wirthschaft und den Schwindel reichgewordenen Emporkömmlinge, nach Art der Pereire, als daß nicht jeder entscheidende Schritt doppelt schwer werden müßte.

Die Opposition hat dagegen durch ihre feige Bourgeois-Politik so recht gezeigt, weß Geistes Kind sie ist. Es war eine schmachvolle Taktik in diesen Reihen. Als es sich um die wirthschaftlichen Interessen des Landes handelte, als es galt die schmähliche Ausbeutung des Volkes durch die Finanz-Gesellschaften und die mitverschworne Regierung zu beleuchten, da schwiegen sie hübsch stille, um dann desto lauter gegen die Heeres- und (katholischen) Cultusausgaben, die römische Expedition und das Concilium zu lärmen. Die Opposition hoffte dadurch jedenfalls die Aufmerksamkeit des Volkes von den wirthschaftlichen Gegenständen abzuziehen und das Land über die wahren Ursachen seines Elendes zu täuschen. Die Vermehrung der Heeresausgaben ist doch nur eine Folge der von der Opposition unterstützten italienischen und deutschen Politik des Napoleonismus; und der begangene Fehler wird nur noch vergrößert, wenn man sich jetzt noch der Vermehrung des Heeres widersetzt. Und was sind denn die 46 Millionen für den katholischen Cultus, wenn man bedenkt welche Dienste die Geistlichkeit und die Ordensleute leisten, und welche Masse geistlichen Besitzes die Revolution confiscirt hat? Wäre man der Opposition nicht in der auswärtigen Politik gefolgt, so hätte man jetzt für mindestens 50 Mill. Zinsen weniger zu bezahlen und für mindestens 100 Millionen jährlicher Heeresausgaben erspart, von den Hunderten von Millionen welche die liberale Finanzwirthschaft jährlich dem Volke kostet ganz zu geschweigen. Während es jetzt ganz offenkundig daliegt, daß die von dem liberalen Oekonomismus eingeführte Finanzwirthschaft das Volk zu Grunde gerichtet hat und es noch fortwährend thut, wollen die Bourgeois-Politiker der Opposition dem Lande weiß machen, es sei

wiederum die Kirche die an allem Schuld sei. So suchte z. B. der berüchtigte Gueroult in einer heftigen, von fanatischem Hasse und Verläumdungen überquellenden Rede zu thun, nachdem er während der vorherigen Verhandlungen über den Finanzschwindel wohlweislich geschwiegen. Gueroult, Direktor der Opinion nationale, und Havin, Direktor des Siècle, der beiden hauptsächlich vom Volke gelesenen Blätter, enthielten sich der Abstimmung als es galt, gegen die Bewilligung erhöhter Subventionen für die transatlantische Dampfergesellschaft der Herren Pereire zu stimmen. Ebenso beeilten sie sich für alle Subventionen der Bahngesellschaften zu stimmen welche in dieser Session vorgeschlagen wurden, und die sämmtlich nur dazu dienen die Beutelschneider zu bereichern, welche an deren Spitze stehen. Für solche Volksvertreter scheint das Volk eben nur da zu seyn um sich zu Gunsten der Bourgeoisie die Haut über den Kopf ziehen zu lassen.

Merkwürdig ist auch die Antwort des Cultusministers Baroche auf jenen Gueroult'schen Wuthanfall. Er versicherte, daß die Regierung unbedingt an den Freiheiten und Vorrechten der gallikanischen Kirche festhalte und demgemäß bei ihren Vorschlägen für die zu besetzenden Bischofsitze verfahre. Also die napoleonische Dynastie, welche auf der breitesten demokratischen Grundlage zu beruhen und mit allen „Vorurtheilen einer vergangenen nie wiederkehrenden Zeit“ gebrochen und aufgeräumt zu haben vorgibt, macht bloß für die Kirche eine Ausnahme, indem sie sich zum Vertheidiger der bedenklichsten Auswüchse der bourbonischen Mißregierung aufwirft, und sich aus der Rüstkammer einer durch das Leben in jeder Hinsicht abgethanen Gesetzgebung Waffen holt, um die Wirksamkeit der Kirche zu stören und zu vernichten? Die Sache ist so albern und das Bekenntniß Baroche's zeugt von einer solchen Unkenntniß der thatsächlichen Verhältnisse, daß man den armen Mann herzlich bedauert. Einer der gescheidtesten Oppositionsmänner, Glais-Bizoin, begriff die

[redacted]

Tragweite der ministeriellen Erklärung ganz richtig, indem er dafür den Minister beglückwünschte und erklärte: dieß sei die einzige Gelegenheit wo er mit der Regierung übereinstimme und ihr Verhalten von ganzem Herzen billige. Wenn der gesunde Menschenverstand nicht so vollkommen aus den Köpfen der modernen Staatsmänner geschwunden wäre, so würde sich Hr. Baroche über diese Zustimmung gar wenig freuen. Das Zeugniß Glais-Bizoins wollte ja eben nur sagen: „indem ihr die Kirche so behandelt, arbeitet ihr für uns, da ihr dadurch auch noch die ernsten Katholiken von euch stoßt und euch so eures besten Haltes beraubt; kommen wir einmal zur Regierung, dann werden wir uns beeilen aus diesem Fehler den schönsten Vortheil zu ziehen.“

Dank der unverwüstlichen Schwatzhaftigkeit mehrerer Oppositionsmänner ist die Session so sehr in die Länge gezogen worden, daß trotz des sehr späten Schlusses die wichtigsten Gesetze für die nächste Session verschoben werden mußten. Das Anlehengesetz über 440 Millionen wurde fast ohne Prüfung im Sturmschritt angenommen, nachdem die Versammlung mehrere Sitzungen über die den Inhabern der mexikanischen Obligationen zu gewährende Entschädigung ein Langes und Breites geschwatzt, um die zu gewährende Entschädigung schließlich noch um eine Million Renten, im Ganzen auf vier Millionen zu erhöhen. Es handelte sich ja dabei um die Interessen der Bourgeoisie; und die Bande von Halsabschneidern welche die mexikanischen Papiere um einen Spottpreis an sich gebracht, besteht aus so armen bedauernswerthen Millionären daß man ihnen eine solche Tröstung nicht versagen durfte. Die Art und Weise wie der moderne Staat sich die Verfügung über das Vermögen und den Erwerb aller Staatsangehörigen anmaßt, um damit seinen Günstlingen die Taschen zu füllen, ist einzig. Unrecht aber kann der moderne Staat nicht thun, denn was seine gesetzgebenden Gewalten beschließen, ist Gesetz und folglich auch in jeder Hinsicht öffentliches Recht. Indeß ist das Gesetz über

[redacted]

den Vertrag der Stadt Paris mit dem Crédit foncier, welcher der schuldenbeladenen Commune 400 Millionen vorgestreckt, wohlweislich für die nächste Session aufgespart worden und wer sich nicht am wenigsten darüber freut, ist die Opposition.

Ein Zwischenfall verdient besonders hervorgehoben zu werden. Die schonungslose Beleuchtung der Wirthschaft bei den großen privilegirten Finanzgesellschaften durch Herrn Pouyer-Quertier mußte die Juden Pereire, welche bei allen diesen Geschäften eine so bedeutende Rolle spielen, auf's Haupt treffen. In der Kammer jedoch getrauten sie sich nicht darauf zu antworten; sie mußten deßhalb suchen die Frage direkt in's Publikum zu werfen, wo sie dann aus klingenden Gründen des Beistandes der ganzen liberalen Presse sicher gewesen wären. Stellte sich ihr Gegner auf die von ihnen gewollte Mensur, dann waren sie sicher daß derselbe als Reaktionär, Klerikaler, Schutzzöllner niedergeschrieen würde. Sie schrieben deßhalb einen Brief den die amtlichen und die sogenannten Oppositions-Blätter an der Spitze ihrer Spalten veröffentlichten, und worin sie Hrn. Pouyer-Quertier vorwarfen, sie in ihrer Abwesenheit von der Sitzung auf eine wenig ehrliche Art angegriffen zu haben. Sie erklärten schließlich es sich zum Verdienst anzurechnen, die Gehülfen des Kaisers bei der glorreichen Einführung des wirthschaftlichen Fortschrittes gewesen zu seyn. Ihr Gegner könne wohl etwas auf dem Gewissen haben, das ihrige „mache ihnen keinerlei Vorwürfe.“

Man weiß eigentlich nicht, über was man sich am meisten wundern soll bei einer solchen Sprache. Die Juden Pereire haben durch die Gründung und Verwaltung ihrer 21 Finanz-Gesellschoften alle Theilnehmer an derlei Geschäften zu Grunde gerichtet und fast alle diese Gesellschaften sind am Rande des Bankerotts; das Publikum hat Tausende von Millionen, der Staat hat Hunderte von Millionen zugeschossen und trotzdem sind die fraglichen Unternehmungen mindestens lebensunfähig unter den jetzigen Bedingungen. Und trotzdem rechnen sich

[redacted]

diese Leute ihr Treiben als Verdienst an und bezeichnen die Betrügereien welche ihnen und ihren Spießgesellen Hunderte von Millionen eingebracht frischweg als „wirthschaftlichen Fortschritt". Es gehört wahrlich der ganze Blödsinn, die ganze Leichtgläubigkeit eines durch die Bourgeois-Blätter um seine gesunden fünf Sinne gebrachten Publikums dazu, um sich einen solchen Hohn erlauben zu dürfen ohne daß ein allgemeiner Schrei der Entrüstung durch das ganze Land dringt. Der Fall Pereire beweist eben, wessen man sich bei einem mit den Schlagwörtern der modernen Aufklärung gesättigten Volke versehen darf. Im Namen des Fortschritts und der modernen Principien kann man sich bald schon Alles erlauben, selbst die Welt auf den Kopf stellen. Der moderne Aberglauben und die modernen Vorurtheile sind eben zu ihrer schönsten Blüthe gelangt und überbieten alles was bisher die Geschichte in dieser Hinsicht zu erzählen wußte. Denn soweit hatte es der „mittelalterliche Aberglauben" doch nicht gebracht, daß man sich herausnehmen durfte denjenigen den man auf jede Weise betrogen und ausgebeutet hatte, auch noch auszulachen in dem Moment wo er zur Erkenntniß gekommen, daß er überlistet sei.

Diese letzte Session war gleichsam die Abrechnung mit dem Kaiserthum. Es hat die Prüfung nicht bestanden, mußte vielmehr eingestehen, daß es die ungewöhnlich reichen Hülfsquellen des Landes gründlich erschöpft habe und trotzdem dem Lande neue Opfer auferlegen müsse, um den Rang Frankreichs unter den Nationen aufrechterhalten zu können. Sechszehn Jahre lang hat Napoleon nun seit dem Staatsstreich regiert, mehrere Jahre lang hat er das entscheidende Wort in Europa geführt, er konnte sich Alles erlauben, er durfte Alles wagen, es hing von ihm ab die Karte Europa's gründlich umzugestalten und an der Spitze des Continents Rußland entgegenzutreten, Polen zu befreien, die orientalische Frage zu lösen. Heute aber steht er ohne Bundesgenossen dem übermächtig gewordenen Preußen gegenüber, seine Lieb-

lingsschöpfung in Jungitalien ist dem Marasmus verfallen und sucht im Haß gegen Frankreich seine Lebensgeister aufzufrischen; Oesterreich ist durch Napoleon finanziell und moralisch zu Grunde gerichtet, Süddeutschland hat durch die französische Einmischung im Prager Frieden doch nicht vor dem Militär- und Zollbündniß mit Preußen bewahrt werden können. Spanien ist durch die von Napoleon, dem dieser katholische Staat ein Dorn im Auge war, stets unterstützten revolutionären Versuche unfähig gemacht in die Geschicke Europa's mit einzugreifen, und kann selbstverständlich nie sich mit einem Napoleon verbinden. Außer Preußen hat nur Rußland an Macht gewonnen durch die napoleonische Völkerbeglückungs- und Civilisationspolitik. Das katholische Europa ist unendlich geschwächt; hätte sich Napoleon von Anbeginn seiner Regierung an dessen Spitze gestellt und eine entschiedene Rechtspolitik verfolgt, so wären heute Preußen und Rußland völlig unschädlich, ja heute noch bleibt ihm kein anderes sicheres Mittel. Statt dessen aber erklärt sein Minister den Gallikanismus wiederum beleben zu wollen, sein Kriegsminister fordert viel Geld und viel Soldaten bloß um die Stellung Frankreichs aufrechterhalten zu können, und sein Sprechminister muß alle Advokatenkniffe anwenden um zu beweisen, daß Frankreich noch immer an der Spitze der Nationen stehe, indem ja seine Ideen jetzt in der ganzen Welt herrschten und namentlich in — Oesterreich Triumphe feierten. Man sollte es kaum glauben, aber es ist Thatsache, daß man in Paris sich das Hauptverdienst an der Wendung der Dinge in Wien zuschreibt und sich dabei einbildet, die preußen-freundlichen Doktoren-Minister arbeiteten im Dienste für Frankreich. So weit ist es mit der französischen Diplomatie gekommen, daß sie selbst die offenkundigsten Thatsachen nicht mehr zu beurtheilen versteht. Freilich hat diese Diplomatie immer das Radikalmittel eines großen Krieges im Hinterhalt, wenn es sich endgültig darum handelt den verfahrenen Karren der Politik wiederum in bessere Bahnen zu bringen. Bisher hat

dieß Auskunftsmittel stets geholfen; und das blinde Vertrauen daß es auch noch ein letztes Mal helfen werde: ist das Endergebniß der mit so vielem Prunk begonnenen napoleonischen Civilisationspolitik.

Eine bemerkenswerthe Thatsache bietet die Statistik der Ehrenlegion, wie sie in einer der letzten Sitzungen der Legislative durch den Grafen Latour constatirt worden ist. Im J. 1858 gab der Staat 4,197,000 Fr. Zuschuß zu der Kasse aus der die dem Militärstande angehörigen Dekorirten ihre Jahreszulagen erhalten; 1860 betrug dieser Zuschuß 11,068,000, 1865 16,204,000 und 1868 sogar 18,425,000 Mill., während für 1869 eine Erhöhung von 310,000 Fr. gefordert wurde, wovon 210,000 auf Inhaber der Militärmedaille treffen. Es gibt gegenwärtig 34,000 Ehrenlegionäre des Militär- und 28 bis 29,000 des Civilstandes, außerdem noch gegen 40,000 Inhaber der Militärmedaille, welche ihrem Inhaber eine jährliche Zulage von mindestens 100 Fr. einbringt, während das Ehrenlegionskreuz gewöhnlich erst beim Eintritt der Pensionirung mehrere Hundert Franken Zulage einträgt. Die allzu häufige Austheilung von Auszeichnungen und die damit verbundenen Vortheile haben nicht wenig dazu beigetragen den Geist des Heeres in bedenklicher Weise umzuwandeln. Das Handwerksmäßige nimmt überhand, man dient nur noch des Geschäftes, des Vortheiles halber; man sucht Auszeichnungen zu erringen, weil man genießen will. Der französische Soldat ist zum Landsknecht geworden, der so lange treu bleibt als er seinen Vortheil dabei findet. Findet er sich einmal einem überlegenen Gegner gegenüber, erleidet das französische Heer einmal beim Beginne eines Feldzuges eine Niederlage, dann wird man Dinge erleben auf die man am wenigsten gefaßt zu seyn scheint.

Im J. 1865 betrug die Anzahl der stellungspflichtigen jungen Leute 326,000, im J. 1866 dagegen 312,000, 1867 sogar nur noch 293,000; im J. 1868 stieg jedoch die Zahl ederum auf 311,000, was übrigens noch bedeutend unter r Zahl bleibt, welche vor der Annexion von Savoyen und

[redacted]

Nizza sich zur Aushebung stellte. Jedenfalls eine sehr trauri Thatsache gegenüber dem vielen Lärmen über die zunehmen Volkswohlfahrt. Was soll aus einem Lande werden dess Bevölkerung ab- anstatt zunimmt? Was ist das für Fortschritt, wenn neben einer kaum nennenswerthen V mehrung der Einwohnerzahl die Zahl der schweren Verbrech in einem Jahre um 10 Proc. zunimmt, wie dieß im J. 18 der Fall gewesen? Jedenfalls ist das herrschende Regierung system mit seiner Staatsbevormundung und seiner Aufkl rungssucht eine Hauptursache bei solchen Erscheinungen. es doch Thatsache, daß die neulichen Unruhen mit ihrem E folge von Verbrechen in den Charente-Departementen f ausschließlich nur durch die Wahlaufhetzung der Regierung Agenten und Beamten veranlaßt waren. Sind es nicht Präfekten welche den jetzt von den Logen auf allen Punkt begonnenen Kampf gegen lehrende Ordensleute auf jegli Weise unterstützen und deren Austreibung in Lille und an v schiedenen andern Orten mit allen Mitteln befördert habe Sind es nicht gewisse Regierungsorgane welche die freima rerische ligue de l'enseignement wie die Verbreitung uns licher Schriften und Tagesblätter nicht bloß dulden sond sogar in umfassender Weise fördern?

Die Regierung hat das Versammlungsrecht wieder gestattet. Ich habe der ersten öffentlichen Versammlung bei wohnt, die sich vorgeblich nicht mit Politik und Religion besch tigte noch beschäftigen sollte; trotzdem aber wußten die Red so scharfe, so verständliche Andeutungen zu geben, daß man ü den wahren und sehr revolutionären Charakter der Versammlu keinen Augenblick im Zweifel bleiben konnte. Seitdem folg sich diese Versammlungen von Woche zu Woche und ihr eige licher Charakter prägt sich immer schärfer aus. Die Geg stände der Berathung sind derart gewählt, daß sie stets die Politik hinüberspielen und die Erbitterung gegen die R gierung steigern müssen. Anderntheils regen sich die Soc listen wieder und halten ebenfalls Versammlungen. Die L

[redacted]

scheint mir mit gar zu bösen Dünsten geschwängert als daß ein anderes Mittel als ein gewaltiger Blitzschlag die Atmosphäre wieder reinigen könnte. Der Kriegsminister hat wohlweislich auch zu verstehen gegeben, daß Frankreich jetzt besser als je gerüstet ist und binnen 14 Tagen 400,000 Mann in's Feld rücken lassen kann, denen in weitern vierzehn Tagen noch 200,000 Mann folgen können.

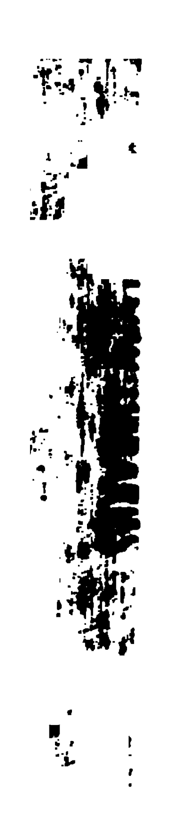
XXV.

Herr von Giesebrecht über Heinrich V. und seine Zeit.

Vor zwei Jahren haben wir in diesen Blättern*) Giesebrechts „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" besprochen, soweit dieselbe im dritten Bande vorlag. Es war die Zeit Heinrichs IV. Wir mußten damals unsere entschiedenste Verurtheilung über die Behandlung aussprechen, welche sich die vorgeführten Charaktere im Widerspruche mit der historischen Wahrheit gefallen lassen mußten. Jetzt liegt uns mit Vollendung des dritten Bandes auch die Geschichte Heinrichs V. vor nebst einer ausführlichen Angabe und Beurtheilung der Quellen und Hülfsmittel, welche der Verfasser bei Bearbeitung der Geschichte Heinrichs IV. und V. benützt hat. Wir halten es nun für geeignet, auch die Darstellung der Geschichte Heinrichs V. uns etwas näher zu besehen.

Anerkennend müssen wir hier hervorheben, daß die Thätigkeit Heinrichs sowohl in Deutschland den Fürsten und

*) Histor.-polit. Blätter Bd. 58, S. 161 ff. und S. 241 ff.



geschildert worden, und die politischen Collisionen
berger, der leider in der Darstellung des Streits z
Kaiser und den Päpsten, zunächst dem Papste
jener Richtung gefolgt ist welche Heinrichs V. L
der Schotte David, zur Geltung zu bringen gesuc
einer so sehr in das Einzelnste eingehenden Spürkr
daß hierin gewiß nur wenig mehr zu wünschen ü
Jedenfalls hat indeß Herrn Giesebrechts Darst
Vortheil, daß sie sich angenehm liest, während
darauf kaum eine Rücksicht genommen hat. Au
anerkennend hervorgehoben werden, daß sich jenes
Verkehrung und Verzerrung der Charaktere hier n
findet, welches bei Giesebrechts Geschichte Heinri
so widerlichem Lichte erscheint. Daß nicht dennoc
zu mißbilligen wäre, soll damit nicht gesagt seyn
Nachfolgenden wollen wir einige Belege hiefür bei

Obwohl Heinrich V. im Ganzen nicht eben
handelt wird, ja im Verhältnisse zu seinem Vate
obwohl namentlich sein unkirchliches Vorgehen
hüllung erscheint, so wäre doch in mehreren P
strengeres Urtheil am Platze gewesen. Unter den

[redacted]

ufgedrungen wurde. Schon die Nichtangabe dieser beiden ichtigen Fälle muß auffallen; noch mehr aber die auf S. 785 niedergelegte Angabe in Betreff der Bedingungen, unter welchen Heinrich V. die Kaiserkrone erhalten sollte. Heinrich V. sollte hienach beschwören: er wolle die Investitur nie wieder aufnehmen, die Kirchen mit ihren Gütern freilassen, dem heil. Petrus seine Güter zurückstellen u. s. w. Er aber beschwor nur einen Theil der betreffenden Urkunde, das andere nicht; und dennoch wagt von Giesebrecht zu sagen: „Hier (in Sutri) leistete am 9. Februar (1111) der König den Schwur, der von ihm verlangt worden war."

Die Angabe in dieser Form ist also geradezu falsch und läßt eine garstige Unredlichkeit Heinrichs V. unaufgedeckt. Ferner ist bei Giesebrecht nicht angegeben, daß auch die Hemmung des kirchlichen Verkehres und die Beschützung der Schismatiker mitwirkende Ursache war, wenn Paschal II. bei dem Erscheinen des Kaisers in Rom 1117 die Stadt verließ und sich von jedem Verkehre mit demselben ferne hielt. Es folgt eine weitere Beschönigung. Als zwei Jahre später Calixt II. zur Herbeiführung einer Verständigung mit Heinrich V. das zu Rheims versammelte Concil verließ, um wenn möglich durch eine persönliche Besprechung den traurigen Zwist zu beendigen, da zeigte Heinrich V. keine Lust von der Investitur zu lassen. Dennoch fällt nach Giesebrecht S. 888 die Schuld wieder zum Theil auf den Papst. „Die Schuld war gewiß nicht allein dem Kaiser beizumessen; doch eine Versammlung gleich dieser (das Concil von Rheims) konnte nach einer Darstellung, wie sie der Cardinal gab, einseitig nur Heinrich verurtheilen."

Noch günstiger für Heinrich und noch weniger übereinstimmend mit der wirklichen Sachlage lautet die Darstellung des frevelhaften Erkühnens womit Heinrich dem Papste Gelasius II. einen Gegenpapst entgegenstellte. Gelasius II. war gesonnen den obschwebenden Investiturstreit durch eine Synode austragen zu lassen. Daran knüpft nun Herr von

wandtheit in den Weltgeschäften empfahlen und besse
gläubigkeit bei seinem früher vertrauten Verhältniß
schalis und Gelasius von den Gegnern schwer zu
war.“ Fast naiv möchte man es nennen, daß hier d
gläubigkeit des zum Afterpapste Erkornen hervorgehob
nachdem doch der Mann wegen seines unkirchlichen
mens von Paschal II. excommunicirt worden war.

Die Darstellung dieses Vorganges, welcher fast
ganz harmloses Experiment Heinrichs V. erscheint,
uns nahezu daran gemahnen, daß Hr. von Giesebre
immer an dem Gedanken festhalte, die oberste Len
Kirche und insbesondere die Einsetzung der Päpst
doch eigentlich dem deutschen Kaiser zu. Hiefür spri
der S. 977 zum Ausdruck gekommene Gedanke: „Da
thum der Ottonen hatte nicht bloß auf seiner krie
Kraft und seinen äußeren Machtmitteln beruht, nich
lag seine Stärke darin, daß es sich zum Mittelpu
kirchlichen und geistigen Interessen der abendländisch
stenheit machte“ *). Historisch ist zwar diese Bemerku
aber sie zeigt, wie Hr. von Giesebrecht über die dam
genommene Kirchenreform, Beseitigung der Simo

[redacted]

hum im günstigsten Momente ergriffen und in andere Bahnen elenkt wurde."

Und warum war das verhängnißvoll? Der Kern der Antwort liegt in folgenden Sätzen S. 978: „Hatte das Centrum der Kirche und Schule vor einem Jahrhundert in Deutschland gelegen, so gravitirten die geistlichen und geistigen Interessen der Völker Europa's nun nach Rom; selbst die deutsche Kirche fühlte sich fortan dorthin gezogen" . . . „Es bedurfte nur einiger Gunst der Umstände und eines neuen geistigen Mittelpunkts, wie er sich jetzt im Papstthum darbot, um den stillen Bann zu brechen in welchem die deutsche Uebermacht die andern Völker des Abendlandes gehalten hatte, um sich ihrer eigenen Kraft völlig bewußt zu werden."

Wenn hier das Sinken der deutschen Uebermacht, freilich in übertriebener Weise, in Zusammenhang mit der kirchlichen Haltung der deutschen Kronenträger gebracht wird, so hat das seine Richtigkeit; aber nicht im Sinne Giesebrechts. Die feindliche Stellung der deutschen Häupter gegen die Kirche und die aus dieser Stellung und aus dem inneren Zwiespalte welcher daraus für Deutschland selbst eintreten mußte, hervorgegangene Abblassung der Majestät der kaiserlichen Krone hat den Niedergang verschuldet. Wenn aber die Durchführung der Reform durch den Papst anstatt durch den Kaiser „verhängnißvoll" genannt wird, so gibt sich da nicht bloß eine gänzliche Verkennung des Wesens der Kirche kund, sondern man muß bei einem Historiker einen derartigen Ausspruch geradezu unbegreiflich finden. Oder hätte etwa Herr von Giesebrecht die Einlenkung der katholischen Kirche in die Bahnen gewünscht, welche von der byzantinischen, der russischen und der anglikanischen Kirche eingeschlagen wurden, welche eigentlich nicht mehr Kirchen, sondern Zerr- und Fratzenbilder von Kirchen sind?

Bei besserm Verständniß von der Bedeutung der Kirche würde auch der unwahre Satz S. 974 weggeblieben seyn:

[redacted]

die Päpste hätten „der Kaisermacht eine Wunde geschlagen, die nie mehr ganz zu verwinden war“, und zugleich habe „der Investiturstreit eine gewaltige Revolution in allen Verhältnissen der abendländischen Welt herbeigeführt, welche vor allem die Fundamente des Kaiserthums unterhöhlte, sein Ansehen schwächte.“ Auch würden wir dann nicht Sätze lesen, wie S. 998: „Um die Zeit als der erste schwere Streit zwischen Kirche und Reich zum Austrage kam, wurde Kaiser Friedrich der Rothbart geboren, und kein Name ist würdiger neben denen Karls und Otto's genannt zu werden.“ Im J. 1167, erzählt Giesebrecht an anderer Stelle, ist Mathilde (die Wittwe Heinrichs V.) gestorben; „die neue glänzende Erhebung des deutschen Kaiserthums in der Zeit Friedrichs des Rothbarts hat sie noch gesehen.“ Es war dieß die Zeit wo Friedrich mit brutaler Gewalt neben der Ueberpflanzung byzantinischen Regiments in den Westen den Gegenpapst Paschal III. zur Geltung zu bringen suchte. Mathilde erlebte das noch, erlebte aber, da sie erst am 10. Sept. 1167 starb, auch die Strafe noch welche Friedrich dafür erlitt, daß er sich am 1. August 1167 zu St. Peter von Paschal III. krönen ließ. Eine furchtbare Seuche welche am 3. August unter den Leuten Friedrichs ausbrach, vertrieb alles was der Würgengel nicht rasch wegraffte, aus der Nähe von Rom.

Wir setzen zur Orientirung über den vom Verfasser mit Unrecht so sehr gepriesenen Friedrich I. das Urtheil des Historikers Leo hieher. Es lautet: „Es ist eigentlich nur seine kräftige, mächtige Persönlichkeit und die phantastische Hoheit der Ziele die er lange verfolgte, welche vergessen gemacht haben, daß er es gewesen ist der in der Provocirung rand- und bandlosen republikanischen Lebens in Italien, landesherrlicher Selbstständigkeit in Deutschland alle so mühsam gelegten, so langsam erwachsenen Grundlagen des früheren Reiches (welches unter Heinrich II. seine vollkommenste innere Ausbildung, unter Heinrich III. seine größte äußere Macht erlangt und sich unter Lothar von den Zer-

[redacted]

rüttungen durch Heinrich IV. und Heinrich V. eben nur wieder einigermaßen erholt hatte) sprengte, während in seiner Zeit auch die Lehensherrlichkeit über Dänemark von den Dänen abgeschüttelt, die über Polen zu einem leeren Namen ward."

Mit dem was Leo hier über Heinrichs IV. und Heinrichs V. Einwirkung auf das Reich sagt, mag der Nachruf verglichen werden, welchen Giesebrecht dem letztern widmet. Mit Heinrich V. „starb der Mannsstamm eines Geschlechtes aus, welches seit den Tagen Otto's des Großen in unserer Geschichte geglänzt hatte... Konrads II. Nachkommen blieb das Glück nicht treu, und mindestens dieser letzte wäre auch des Glückes kaum würdig gewesen." Warum gerade Heinrich V. als des Glückes kaum würdig bezeichnet wird, der doch dem lange dauernden Streite zwischen Kirche und Reich ein Ende machen ließ, ist nur aus der größern Werthschätzung begreiflich die Heinrich IV. nun einmal bei Giesebrecht genießt.

Bei Besprechung des Wormser Concordats stoßen wir auf neue Widersprüche. Während nach den oben angeführten Worten Giesebrechts der Investiturstreit die Fundamente des Kaiserthums unterhöhlte, ist nun das Resultat des gesammten Streites doch nur ein unbedeutendes. Denn „wahrlich nicht deshalb hatte man durch Jahrzehnte Opfer und Opfer gebracht, Gefahren auf Gefahren bestanden, Blut in Strömen vergossen, daß die Regalien fortan statt mit dem Krummstabe mit dem Scepter ertheilt würden" (S. 926). Hr. von Giesebrecht vergißt hier nur, daß der Krummstab, richtiger Ring und Stab die Zeichen der geistlichen Jurisdiktion sind, daß also mit dem Aufgeben der Investitur durch dieses Zeichen das bestimmte Bekenntniß abgelegt war, daß die geistliche Jurisdiktion nicht von dem Reichsoberhaupte ausgehe.

Mit dem eben angeführten Satze contrastirt in seltsamer Weise eine Aeußerung auf S. 930: „So betrachtet liegt in dem Wormser Vertrage einer der glänzendsten Siege Roms, eine der empfindlichsten Niederlagen der deutschen Herrschaft." Die Motivirung dieses Satzes mit der Be-

[redacted]

merkung, es komme auf die Autoritäten an welche während des Streites erwachsen oder geschwunden, auf die Machtverhältnisse welche der Friede befestigt, vermag den Widerspruch nicht zu heben. Auch ist es gar nicht wahr, daß die deutsche Herrschaft eine Niederlage durch das Wormser Concordat erlitten hat; vielmehr machte es gerade das Wormser Concordat möglich, daß sich das Reich unter Lothar II. wieder rasch zu ungewöhnlichem Ansehen erhob. Wenn nachher dieses Ansehen mehr und mehr sank und Deutschland dem Verfalle entgegengeführt wurde, so verwechselt Hr. von Giesebrecht abermals Ursache und Wirkung. „Auf jedem Schritt haben Heinrichs Nachfolger verspürt, daß das Papstthum eine politische Macht in Deutschland geworden war, mit welcher sie sich abzufinden oder sie zu bekämpfen hatten." Darin lag vielmehr der Grund des Verfalles des deutschen Reiches, daß die Hohenstaufen ihre Kraft zum großen Theile in ungerechtem Kampfe gegen die Kirche verzehrten, und daß namentlich Friedrich II., Giesebrechts „letzter unserer großen Kaiser", Italien zum Mittelpunkte seiner Herrscherthätigkeit machte, um dort und dann auch anderwärts einen Staatsabsolutismus aufzubauen, bei welchem selbst die Bureaukratie von heute schon ihren Platz fand. Nur unter diesen Umständen hat auch der in Wirklichkeit völlig unwahre Satz Giesebrechts einiges Richtige an sich S. 929: „Der Investiturstreit und der Wormser Vertrag haben den Conflikt zwischen Kaiserthum und Papstthum nicht beseitigt, sondern vielmehr erst geschaffen." Wollten sich die Hohenstaufen auf die Reichsregierung beschränken und der Kirche das Ihrige selbstständig zu ordnen überlassen, dann war der Conflikt beseitigt; sie durften ihn nur nicht muthwillig wieder heraufbeschwören.

Bei solchen Mißverständnissen in Dingen die einem Geschichtskenner nicht unklar seyn dürfen, darf man sich nicht wundern, wenn da unrichtige Urtheile mitunterlaufen, wo eine specielle Kenntniß ferne liegender Gebiete verlangt wird. Wenn Hr. von Giesebrecht S. 981 sagt: „An Feinden konnte

s Abälard um so weniger fehlen, als eine völlig andere Denkart schon seit langer Zeit tiefe Wurzeln in dem französischen Mönchthum geschlagen hatte. Nicht das Begreifen der Glaubenslehren war es, worauf es den Mönchen ankam, sondern das Leben und Wirken im Glauben" *). Abälard hatte die Trinität und die tiefsten Geheimnisse des Christenthums begreifen wollen. Das sind aber Dinge welche begreifen zu wollen, einem katholischen Gelehrten weder in den Zeiten Abälards noch zu sonst einer Zeit einfallen kann. Auch von Giesebrecht wird sich vergebens bemühen, derartige Glaubenslehren zu begreifen.

Nicht so schwer verständlich wie dieser Punkt wäre die Thatsache, daß es keine eigene Papstweihe gibt. Ein Historiker welcher über das Mittelalter schreibt, sollte das wissen; er könnte dann nicht S. 869 den Erzbischof Moritz von Braga, den von Heinrich V. aufgestellten Gegenpapst, und S. 878 wieder den Erzbischof Guido von Vienne der unter dem Namen Calixt II. auf Gelasius II. folgte, Inthronisation „und Weihe" empfangen lassen.

Als Unkenntniß katholischen Wesens muß man es sicher auch auslegen, wenn von dem Bischof von Tusculum welcher bei der gewaltthätigen Inhaftnahme Paschals II. durch Heinrich V. zum Kampfe für den Papst aufrief, gesagt wird: „Allen Theilnehmern verhieß er Vergebung ihrer Sünden." Noch mehr gilt dieses von dem Satze S. 796: „Nach der Krönung reichte bei der Feier der Messe der Papst dem neuen Kaiser die Hostie . . . zur Vergebung jeder Schuld welche

*) Der Curiosität halber setze ich die weitere Schilderung der Mönche her: „Nicht die Freiheit der Menschen wollten sie, sondern die Unterwerfung unter christliche, nach ihren Vorstellungen besonders klösterliche Ordnungen. Auch sie wollten im Geiste leben, aber Geistesleben war ihnen Askese, Gebet, Verzückung. Auch sie waren kampfbereit, aber sie kämpften gegen das eigene Fleisch und gegen die arge Welt, vor allem gegen den verweltlichten Klerus."

[redacted]

Heinrich gegen ihn begangen habe." Aehnlich ergeht es dem Verfasser bei der Darstellung des dem Kaiser Heinrich V. verliehenen Investiturprivilegs. „Wir bestätigen dir das Recht den Bischöfen und Aebten deines Reiches, die ohne Gewalt und Simonie frei gewählt sind, die Investitur mit Ring und Stab zu ertheilen; erst nach ihrer kanonischen Einsetzung sollen sie die Weihe von dem zuständigen Bischofe erhalten." So sagt Hr. von Giesebrecht; es sollte aber heißen: „erst nach der Investitur." Denn zwischen Investitur aus Laienhand und kanonischer Einsetzung ist ein himmelweiter Unterschied.

Daß die Päpste und ihre Thätigkeit wieder eine Beurtheilung erfahren, gegen die wir füglich protestiren müssen, läßt sich nach dem bisher Gesagten erwarten. Paschal II. hatte bei seinem Aufenthalte in Frankreich im J. 1107 den Streit wegen der Investitur mit Heinrich V. gütlich beizulegen gesucht und hatte, da dieß nicht gelang, auf der Synode zu Troyes das Verbot der Laieninvestitur erneuert, zugleich aber dem deutschen Könige eine einjährige Frist gestattet um seine Ansprüche geeigneten Orts zu vertreten. Die deutschen Bischöfe welche trotz ergangener Einladung nicht zum Concil nach Troyes gekommen waren, wurden (jedoch nicht alle) mit Suspension bestraft. Diese so einfachen Vorgänge kleidet der Verfasser in die für Paschal II. nicht eben schmeichelhafte Form der Darstellung: „Wie erbittert Paschalis auch gegen den König seyn mochte, er wagte nicht mit Strafen gegen ihn einzuschreiten . . . Dagegen ließ er die deutschen Bischöfe, welche sich Heinrich williger als ihm erwiesen hatten, seinen ganzen Zorn fühlen" *). Anstatt in dem Verfahren Paschals II. gegen die ungehorsamen Bischöfe eine Pflicht der

*) Die Leidenschaften müssen bei Vertretern der kirchlichen Ordnung überhaupt nach Giesebrecht stark thätig seyn. So werden S. 803 die Gegner des Investitur-Privilegs bezeichnet als „Männer von ungleicher Art, aber von demselben Ingrimme erfüllt, daß der Papst die von Gregor vorgezeichnete Bahn verlassen habe."

kirchlichen Ordnung, in dem gegen Heinrich V. nachsichtige Milde zu sehen, erblickt Hr. von Giesebrecht auf der einen Seite immer nur Akte des Zornes, auf der andern Mangel an Muth.

Hiemit steht es zwar nicht im Einklange, wenn der Verfasser S. 855 sagt: „Nicht furchtsamen Gemüthes war er (Paschal II.), doch es fehlte die Voraussicht der drohenden Gefahr. Daher traf ihn der Moment der Entscheidung meist unvorbereitet.“ Im Hinblicke auf die Thatsachen ist das Urtheil nicht einmal richtig. Die sorgfältigen Vorkehrungen welche Paschal bei der ersten Romfahrt Heinrichs V. im J. 1111 traf, um jeder List oder Gewalt vorzubeugen, und seine Entfernung aus Rom, als Heinrich im J. 1117 wieder kam, lassen einen Mangel an Vorsicht nicht erkennen. Leichter wäre der Papst mit Heinrich V. allerdings zurechtgekommen, wenn er den Forderungen desselben ohne weiteres nachgegeben und ihm die Verfügung über die Bischofsstühle zugestanden hätte, und das ist es was Hr. von Giesebrecht zu wünschen scheint.

Er läßt durchblicken, daß Paschal II. sich den Forderungen Heinrichs V. wohl hätte fügen können. Denn nachdem er bezüglich der Forderung des Papstes an die deutschen Bischöfe ihre fürstliche Stellung aufzugeben, die seltsame Bemerkung gemacht: „Sie (die Bischöfe) mußten dieß nach den Vorstellungen der Zeit als einen Tempelraub empfinden, wie niemals ein ähnlicher begangen sei“, fügt er bei: „Wunderbar genug, Paschalis glaubte eher in seiner Verzweiflung (sic) alle Consequenzen des gewagtesten Entschlusses auf sich nehmen zu sollen, als er Kirchengesetze opferte, zwar ziemlich neuen Datums, in welchen aber seine und seiner Gesinnungsgenossen Gedanken einmal gipfelten“ (S. 783). Wenn die Kirchengesetze, nach welchen die Einsetzung der Bischöfe nicht Sache weltlicher Gewalthaber ist, „ziemlich neuen Datums“ wären, dann hätte es allerdings eine andere Bewandtniß. Aber wenn schon im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung der

[redacted]

heil. Cyprian angibt, daß der neue Bischof gewählt, und das Bisthum universae fraternitatis suffragio und episcoporum judicio übertragen werde: so ist dieß doch kein besonders neues Datum. Schon das erste allgemeine Concil verfügte im J. 325, der Bischof solle von allen Bischöfen der Provinz aufgestellt werden. Das zweite Concil von Nicäa (787) bedrohte Jeden mit Absetzung, der sich mit Hülfe der weltlichen Gewalt ein Bisthum erwerbe.

Aber nicht nur die Tendenz des Papstes, sondern auch die Art seines Verfahrens unterliegt einer mißgünstigen Beurtheilung. Die Unehrlichkeit auf Seite Heinrichs bei dem Vertrage von Sutri, auf den hin der Papst die Kaiserkrone ertheilen, Heinrich V. auf die Investitur verzichten sollte, wird nicht verschwiegen; aber sogleich wird auch auf den Papst ein Stein geworfen, indem es S. 786 heißt: „Der König hat den Papst der Unredlichkeit beschuldigt; gewiß mit Unrecht, denn der Papst handelte ehrlich, soweit eine That der Verzweiflung auf ehrlicher Ueberzeugung beruht." Das päpstliche Verfahren bei diesem Vertrage ist unserm Historiker nichts Anderes „als das letzte Vertheidigungsmittel in einer unrettbaren Stellung, der traurige Nothbehelf eines unsicheren Mannes der ein Princip, welches ihm unantastbar galt, um jeden Preis erhalten will und doch rathlos der Stunde der Gefahr entgegengeht." Noch mehr. Während nicht die mindeste Berechtigung vorhanden ist anzunehmen, daß Paschal II. nicht aufrichtig den Frieden zwischen Kirche und Reich herstellen wollte, weiß das Herr Giesebrecht viel besser. Die Begegnung des Papstes und des Kaisers vor St. Peter schildert er mit den Worten: „Dreimal umarmten sich Papst und König, dreimal küßten sie sich, und doch war beider Herz ohne Friedensgedanken." Woher weiß das doch der Herr Verfasser?

Wie hier so können wir auch in dem Benehmen des Papstes gegen die Wibertissen, d. h. die Anhänger des Gegenpapstes Clemens III., kein doppelzüngiges, kein mit sich in Widerspruch stehendes Verfahren ersehen. Giesebrecht sagt

S. 805 allerdings: „Paschalis nahm (auf der Synode zu Rom im J. 1112) den einst in Guastalla zu Gunsten der Wibertisten erlassenen Kanon so weit zurück, daß er ihnen die geistlichen Funktionen nur dann gestattete, wenn sie vorher volle Genugthuung der Kirche geleistet hatten.“ Aber die bei Harduin tom. VI. pars II. pag. 1883 und 1899 vorliegenden Texte rechtfertigen eine solche Darstellung nicht. Hienach war auf dem Concil von Guastalla den im Schisma Ordinirten die Beibehaltung ihrer Würden in ähnlicher Weise wie einst den Novatianern, Donatisten und andern Häretikern gestattet, wenn sie keines andern Verbrechens schuldig waren. Aus der Beziehung auf die Novatianer ergibt sich von selbst, daß die Begnadigten ihre Fehler bereuen und ihre schismatische Stellung unter Anerkennung der rechtmäßigen Päpste verlassen mußten; denn für die Novatianer hatte das erste Concil von Nicäa ausdrücklich bestimmt, daß sie um Gnade zu erlangen, den Lehren der Kirche beipflichten müßten. Das hatten aber die Wibertisten sicher nicht gethan, da auf der Synode im Lateran geklagt wurde, es heiße, sie verrichteten mit des Papstes Bewilligung die ihnen verbotenen Funktionen. Wenn nun der Papst die Erklärung abgab: „Ich habe nicht, wie Einige sagen, die Excommunicirten im Allgemeinen losgesprochen; denn es ist bekannt, daß Niemand, außer wer bußfertig ist und Genugthuung leistet, die Gnade der Lossprechung erlangen kann“, so liegt darin keine Berechtigung zu einer Darstellung, wie sie Giesebrecht gibt. Es handelt sich nicht um die Zurücknahme eines früheren Kanons, sondern um eine Erklärung wie die vormalige Begnadigung verstanden werden müsse.

Aehnliches muß über die Darstellung gesagt werden, welche von Giesebrecht über das Verhalten des Papstes dem Concil von Vienne gegenüber gibt, wo der Bann über Heinrich V. ausgesprochen wurde, weil er das Investiturprivileg gewaltsam erpreßt hatte. Schon der Satz S. 805 kann nicht gebilligt werden: „Der kluge Gerard von Angoulême machte

darauf aufmerksam, daß der Eid welcher dem Kaiser geschworen sei, nicht ausdrücklich einen Widerruf des Privilegiums ausschließe . . . Diese sophistische Auslegung der Eidesformel schlug durch." Anstatt hier von einer Sophistik zu reden, wäre die Erwähnung am Platze gewesen, daß das Privilegium ohne weiteres hätte zurückgenommen werden können, weil Heinrich V. sein Versprechen nicht gehalten hatte. Doch die Synode zu Vienne verhängte den Bann über Heinrich (1112). Daran knüpft der Verfasser den weiteren Bericht über Paschalis: „Am 20. Oktober bestätigte er die Beschlüsse der Synode von Vienne in allgemeinen Ausdrücken; mittelbar erkannte er auch den gegen Heinrich ausgesprochenen Bann an, obwohl er auch jetzt nicht einmal die Verbindung mit Heinrich völlig abbrach." Hier hat Giesebrecht allerdings eine Art von Urkunde für sich, welche die Bestätigung der Synodalbeschlüsse durch den Papst ausspricht. Auch Hefele nimmt die Urkunde als authentisch an. Allein es erheben sich dagegen bedeutende Bedenken.

Für's erste die Form der Bestätigung. Der päpstliche Legat Guido hatte als Vorsitzender in Verbindung mit den Bischöfen und Aebten um Genehmigung nachgesucht; der Papst thut aber in der Genehmigungsurkunde hievon keine Erwähnung, sondern ertheilt die Confirmation auf den Bericht einiger Brüder hin (worunter man wohl Mönche zu verstehen hat) in der seltsamen Form: „Fratrum siquidem relatione comperimus, vos in unum convenisse ac per Dei gratiam Viennae concilium celebrasse" etc. Zweitens war auf der Synode die Laieninvestitur als Häresie erklärt worden. Hätte Paschal II. das bestätigt, so hätte er einen gleichen Antrag auf der Lateransynode 1116 nicht zurückweisen können, wie er wirklich gethan. Drittens hätte er auch keinen Anstand nehmen dürfen, den von seinem Legaten Kuno verkündeten Bann über Heinrich V. auf der nämlichen Synode bestätigen. Er ließ sich aber dazu nicht bewegen, weil er nur bestätigen wollte, was der Legat in seinem Auftrage gethan

[redacted]

habe (nostra auctoritate), ein Zusatz den Giesebrecht bei Erwähnung dieses Vorganges seltsamer Weise ausläßt.

Eine umsichtige Erwägung dieser Umstände hätte wenigstens dahin führen können, die Bestätigungsurkunde zu bezweifeln. Aber dazu konnte Giesebrecht um so weniger kommen, als eine mildere Beurtheilung der Handlungsweise der Päpste niemals seine Sache ist. So wirft er S. 842 einen neuen Stein auf die Päpste, indem er an die Erzählung, daß die Markgräfin Mathilde von Toskana ihre Allodien, nicht aber die Reichslehen dem römischen Stuhle vermacht habe, die Bemerkung anfügt: „Nichtsdestoweniger hat Rom später auch auf diese Reichslehen Anspruch erhoben." Aber was hat denn in diesem Fall z. B. der Akt zu bedeuten, daß Innocenz II. im J. 1133 Lothar II. und seine Gemahlin und eventuell den Herzog Heinrich X. von Bayern und dessen Gemahlin mit jenen Allodien belehnte, welche dann an Rom fallen sollten, während die Ausscheidung der Lehen vorbehalten wurde?

Hr. von Giesebrecht bleibt dabei, und kommt in zahlreichen Stellen immer wieder darauf zurück, daß der Kampf der Päpste ihre Schuld und daß es nicht ein Kampf für die Freiheit der Kirche, sondern für ihre kirchliche Herrschaft, ja für ihre „unmittelbare politische Macht diesseits und jenseits der Alpen" war. Was nun die politische Macht jenseits der Alpen anbelangt, so wissen wir zwar nicht recht, was da gemeint ist; aber eines fällt uns auf, der Schein nämlich den Hr. von Giesebrecht hinterläßt, als habe er mit dem Kirchenstaate eigene Ideen. Nachdem er Rom schon als „Kaiserstadt" bezeichnet hatte, sagt er S. 976: „Der Papst fühlte sich mindestens in Rom selbst als ein freier Herr neben dem Kaiser"; und S. 789 haben wir gelesen: „Nichts mußte ihre (der Bischöfe) Stimmung gegen ihn (den Papst Paschal II.) mehr erbittern, als daß er gerade für sich die Aufrechthaltung der alten Kaiserschankungen ausbedungen hatte, während er sie bei den andern Bischöfen vernichtete, daß er gerade für

[redacted]

seine Person die Verbindung des Fürstenthums mit der pr
sterlichen Würde, die er für Andere verdammte, aufrecht
hielt." Hier muß denn doch bemerkt werden, daß Paschal
wenn er die Freiheit der Kirche auch um Hingabe der Leh
güter welche die geistlichen Fürsten Deutschlands besaßen,
kaufen wollte, noch keineswegs die Vereinigung des Fürst
thums mit der priesterlichen Würde verdammte, dann d
zwischen den Lehen der deutschen Kirchenfürsten und dem B
sitzthume des Papstes, des souveränen Herrn des Kirche
staates, ein Unterschied bestand, den ein Historiker nicht ve
kennen sollte.

Eilen wir indeß zum Schlusse und begnügen wir un
mit Umgehung einer Untersuchung, ob Hr. Giesebrecht d
Erzbischof Adalbert von Mainz, den Bischof Otto von Bam
berg, die päpstlichen Legaten in ihrem Wirken in Deutsc
land und Andere richtig beurtheile oder nicht — nur no
Heinrichs V. Verhältniß zu Calixt II. und diesen letzter
insbesondere in dem Lichte in welchem er hier erscheint, etw
näher zu betrachten. Zunächst muß das Urtheil über d
Wirken Calixts II. vor seiner Erhebung auf den päpstlich
Stuhl auffallen. Das bisherige Auftreten und Wirken d
Mannes wird wieder sehr zu einer politischen Thätigkeit u
gestaltet. „Schwerlich war es allein kirchlicher Eifer gewes
der bisher Guido's (eben des nachherigen Papstes Calixt I
Verfahren bestimmt hatte; Alles zeigt ihn als einen vorzug
weise politischen Geist, und mehr als ein Grund konnte ein
burgundischen Erzbischof mit starkem Rückhalt in Frankre
zu energischer Gegenwehr gegen ein starkes deutsches Kaise
thum bewegen" (S. 880). Wo sind die Gründe hiefür?

Allerdings wenn das Resultat des Investiturstreites d
gewesen wäre, als was es Herrn von Giesebrecht erschei
dann möchte man obigem Urtheile vielleicht beistimmen. De
konnte sich auch die Kirche (S. 921) „eines Triumphes nic
mit Unrecht rühmen", so war es ja doch, wie wir oben g
sehen haben, des Kampfes nicht werth gewesen, daß die „R

galien fortan statt mit dem Krummstabe mit dem Scepter ertheilt wurden.“ Ueberdieß geschah es nach Herrn von Giesebrecht um den Preis einer gänzlichen Veränderung der Kirche selbst. Denn seit der vor zehn Jahren von dem Erzbischofe Guido (Calixt II.) gehaltenen Synode von Vienne war „nicht er allein ein Anderer geworden, auch alle Verhältnisse der Kirche und des Papstthums hatten sich umgestaltet.“ Man traut seinen Augen kaum, wenn man so etwas liest. Was ist denn anders geworden? Hat die Kirche seit jener Zeit irgend ein neues Recht gewonnen oder ein altes preisgegeben? Wir wissen nichts davon. Und doch sollen „alle Verhältnisse der Kirche und des Papstthums“ sich umgestaltet haben? Nicht einmal mit der Besetzung der Bischofsstühle war eine wesentliche Aenderung den vorigen Ansprüchen gegenüber vorgegangen. Das Recht der Kirche diese Stühle so zu besetzen, wie es die alten Kanones forderten, war gerettet; und wenn dem Kaiser das Privileg eingeräumt war, daß in Deutschland die Wahlen in seiner Gegenwart vorgenommen würden, daß er dem Gewählten die Belehnung mit den Regalien ertheile, daß er bei streitigen Wahlen unter Beirath des Metropoliten und der Suffragane dem verständigen Theile Zustimmung und Beistand gewähre, so sind das wahrlich keine Zugeständnisse, worauf die vom Verfasser gebrauchten Worte paßten. Etwas Aehnliches hätte bei aufrichtigem Sinne wohl schon unter Gregor VII. erreicht werden können. War ja auch dem Gegenkönige Rudolf von seinen Anhängern das Recht zugestanden worden, die Gewählten mit den Regalien zu belehnen, freilich nach der Ordination, während jetzt die Belehnung in Deutschland, aber nur hier, allerdings vor der Consecration, vorgenommen werden durfte. Gregor VII. selbst hatte im J. 1075, als er das Uebel der Laieninvestitur berührte, Heinrich IV. zu Unterhandlungen ü[ber] die passende Art der Ausführung einer kirchlichen Re[gel]ung dieser Sache eingeladen. Wäre Heinrich IV. der Ein=

[redacted]

ladung nachgekommen, dann hätte er gar wohl erhalten m
gen, was jetzt Heinrich V. erhielt.

Ja, aber erhielt denn Heinrich V. durch das Worm
Concordat wirklich etwas? Verzichtete er nicht etwa auf
Recht, das ihm zustand? Nach Giesebrecht möchte letzte
scheinen. Denn nach ihm lautet die bezügliche kaiserli
Urkunde: „Ich Heinrich von Gottes Gnaden römischer Kais
überlasse und schenke (sic) aus Liebe zu Gott, der heilig
römischen Kirche und dem Herrn Papst Calixtus an die he
Apostel Petrus und Paulus und die heil. katholische Kir
jede Investitur durch Ring und Stab" . . . Der Kai
schenkt also darnach der Kirche ein Recht das er als se
Eigenthum besessen. Seltsam, seltsam, um so seltsamer a
der Verfasser selbst in den Anmerkungen S. 1175 die A
merkung einfließen läßt: „Sollte das Original statt dimit
Deo et sanctis Dei apostolis das sonst unverbürgte dimi
et dono sanctis Dei apostolis haben?" Wir meinen, in d
Text hätte das Verbürgte gehört, wonach Heinrich V. einfa
auf eine ihm rechtlich nicht zustehende Praxis verzichtet, ni
das Unverbürgte, das den Sinn in hohem Grade entstellt

Man sieht, auch in der Geschichte Heinrichs V. fin
sich, wenn auch nicht die empörende Verletzung des kat
lischen Gefühles wie in der Giesebrecht'schen Darstellung
Geschichte Heinrichs IV., doch nicht Weniges was beanstan
werden muß. Ein Mann dem die Einrichtungen der kat
lischen Kirche von Jugend auf fremd sind, kann eine richt
Geschichte des Mittelalters überhaupt nicht schreiben, we
er nicht durch genaues Studium den ihm anklebenden Mang
ergänzt. Eine Regierung welche einen solchen Mann a
eine katholische Universität beruft und ihn zum Regulat
der historischen Studien für das gesammte Land erhebt -
verkennt ihre Aufgabe in erstaunlicher Weise, beeinträchti
die Wissenschaft und schädigt die höchsten Interessen des k
tholischen Volkes.

XXVI.

Zur neuern Literaturgeschichte.

Jakobus Balde, sein Leben und seine Werke. Eine literärhistorische Skizze von Georg Westermayer. Zu Baldes zweihundertjährigem Todesgedächtniß. München, J. Lindauer 1868.

Als Jakob Balde zu Neuburg an der Donau am 9. August 1668 seine irdischen Tage beschloß, war der Name des „deutschen Horaz" so gefeiert, daß die Rathsherrn der freien Reichsstadt Nürnberg vom Collegium der Jesuiten seine Feder sich erbaten, die dann in der Stadt der Pegnitzschäfer in einer silbernen Kapsel aufbewahrt wurde. Ja, die Feder des todten Sängers, die kein Anderer mehr gleich ihm zu führen verstand, wurde in Ehren gehalten, seine Schriften aber schienen nur da zu seyn, um der Welt zu zeigen, wie kurz das Gedächtniß der Menschen ist. Noch ehe sein Jahrhundert zu Ende ging, war der deutsche Horaz im Staube der Bibliotheken begraben, und das ganze folgende Jahrhundert blieb er vergessen und verschollen trotz der Gesammtausgabe seiner Werke, welche auf Anregung des Münchner Bibliothekars P. Franciscus Lang im J. 1729 veranstaltet worden war.

Es blieb dem Repräsentanten des deutschen Universalismus in der Aufklärungsperiode vorbehalten, den genialen Sänger seinem unverdienten Grabe zu entreißen. Der fein=

die erste mit Noten versehene Ausgabe des Dich
dem Titel „carmina selecta“ zu veranstalten. Die
seiner Würdigung war gebrochen und mit den Jah
die Balde=Literatur über Erwarten an. Unter
welche in die Fußstapfen Herders traten, hat das B
Knapp geleistet, der in seiner Christoterpe (1847
neben einem begeisterungsvollen biographischen
Auswahl Balde'scher Oden in musterhaft schön
setzungen veröffentlichte und damit die Kenntniß de
in immer weitere Kreise trug. So mußten es me
Weise drei protestantische Geistliche seyn, welche
zur Auferweckung und zu einem allgemeinen Verst
Jesuiten Balde in Deutschland beigetragen haben:
marische Generalsuperintendent Herder, der reform
pfarrer Orelli von Zürich und der lutherische S
Knapp in Stuttgart.

Inzwischen war auch auf katholischer Seite W
seiner Ehrenrettung geschehen, namentlich hat N
dienstliche Beiträge zur Lebensgeschichte des Dichter
Aigner, Mengein u. A. folgten ihm. Neuburg,
platz von Baldes letzter Wirksamkeit, hat das

Dennoch hat es bis jetzt an einer verlässigen und erschöpfenden Biographie des bedeutenden Mannes gefehlt. Es war daher an der Zeit, daß endlich, zum zweiten Säcular-Gedächtniß seines Todes, diese Ehrenschuld abgetragen wurde, und ebenso war es gewiß am Ort, daß solche Ehrenpflicht ein Bayer übernahm, einem Dichter gegenüber der Bayerns Boden, wie Herder sagt, zu einem klassischen gemacht. Dem ist nun in dem vorliegenden Werke Genüge geschehen. Herr G. Westermayer, Prediger in Tölz, hat die Aufgabe, die er schon in jüngern Jahren sich zum Ziel gesetzt, in so gelungener und eindringender Weise gelöst, daß man seine Schrift wohl des Dichters würdig nennen darf.

Der Verfasser nennt sein Buch eine literarhistorische Skizze; sie ist aber mehr als Skizze. Es ist eine auf eingehenden Studien beruhende quellenmäßige Monographie, welche den Lebens- und Geistesgang des Dichters gründlich erforscht und darlegt, die Entstehung und den innern Zusammenhang seiner Dichtungen mit psychologischer Umsicht aufzeigt, Werth und Gehalt derselben mit besonnener Kritik beleuchtet, und zu alledem die Mühsal der Arbeit in einer schönen angenehmen Darstellung verbirgt. Nachforschungen in Ensisheim und Neuburg, in der Staatsbibliothek und dem Reichsarchiv zu München setzten den Verfasser in Stand, nach mehrfachen Punkten Neues beizubringen; namentlich ist es ihm gelungen, das über die Jugendzeit des Dichters gebreitete Dunkel aufzuhellen, sowie auch spätere Verhältnisse zu seiner Zeit und den Zeitgenossen klarer zu stellen und überall die chronologischen Anhaltspunkte möglichst sicher zu fixiren. So ist gleich die durch alle Literaturgeschichten und Gelehrtenlexica laufende irrthümliche Angabe über das Geburtsjahr Balde's hier endgiltig berichtigt und durch den Auszug aus dem Taufregister von Ensisheim das Jahr 1604 (statt 1603) urkundlich festgestellt. Dazu findet sich im Anhang eine Anzahl wohlgefügter metrischer Uebersetzungen aus Balde's Poesien beigegeben, die dem Buche einen weitern

sehr passenden Schmuck verleihen. Auch die sorgfältige chronologische Uebersicht der Werke Balde's ist eine dankenswerthe Beigabe*).

Als Jakob Balde geboren ward, gehörte das schöne Elsaß noch zum deutschen Reich, und Ensisheim, wo er am 4. Januar 1604 zur Welt kam, war noch die Hauptstadt der vorderösterreichischen Lande. Er sollte den Schmerz erleben, dieses Kleinod unter den deutschen Landen das er seine Heimath nannte, durch den Erbfeind vom deutschen Reichskörper abgetrennt und diese Lostrennung schließlich durch den westfälischen Frieden besiegelt zu sehen. Sein Vater Hugo Balde, dem privilegirten Stande der „Hoffsverwandten“ angehörig, war Kammer- und Gerichtssekretarius zu Ensisheim, und es ist der Erwähnung werth, daß er eine Zeitlang den heil. Fidelis von Sigmaringen daselbst zum Amtsgenossen hatte, der im J. 1611 die Stelle eines Hofadvokaten bei der vorderösterreichischen Regierung bekleidete. Die Mutter stammte aus dem angesehenen, aber später durch einen Herenprozeß schwer heimgesuchten Ensisheimischen Geschlechte Wittenbach.

Da der begabte Sohn, unter acht Geschwistern das zweitälteste, zu der richterlichen Laufbahn des Vaters herangezogen werden sollte, so ward er schon in frühen Jahren nach Belfort, der deutschen Grenzfeste gegen Frankreich hin, geschickt, um sich daselbst die Kenntniß des Bourguignon, der für die elsäßischen Beamten unerläßlichen burgundischen Mundart anzueignen. Er verbrachte dort die frohe Knabenzeit vom neunten bis zum vierzehnten Jahre und machte sich so heimisch, daß er der freundlichen Stadt am Ufer der Savoureuse

*) Was wir vermissen, ist ein Register, besonders Namenregister, das bei der Fülle persönlicher und lokaler Beziehungen in Balde's Gedichten und Lebensverkehr unzweifelhaft von Werth wäre. [illegible] behauptet: „es gebe kein gutes Buch ohne ein gutes Register [illegible] Inhaltsverzeichniß.“

[redacted]

und den guten „Bellofortenses“ auch später noch eine große in poetischen Episteln verbürgte Anhänglichkeit bewahrte. Ein kühner Chronist und Patriot Belforts wollte aus diesem Umstande sogar der Stadt Ensisheim den Ruhm streitig machen, die Vaterstadt des Dichters zu heißen.

Inzwischen hatte der Orden der Jesuiten zu Ensisheim ein Collegium gegründet (1615), und als der junge Balde in seine Vaterstadt zurückkehrte, fand er an der neu eröffneten Anstalt die förderlichste Gelegenheit zu seiner weitern Ausbildung. In der Schule der Jesuiten legte er den Grund seines klassischen Wissens und Geschmacks, während die Heimathliebe auf dem Boden seiner Wiege neue Wurzeln schlug, und das anhebende kriegerische Unwetter die Anhänglichkeit an das deutsche Reich und Kaiserhaus in ihm lebhaft aufregte und befestigte. Während dieser Ensisheimer Schuljahre scheint auch sein dichterischer Genius den ersten Flügelschlag versucht zu haben, allerdings harmlos genug; es ist ein Gedicht erhalten, das zum Gegenstand nichts Geringeres sich ersehen als — das Lob der Gans, clangor anseris, eine scherzhafte Ode auf die Martinsgans. Zu Ensisheim war St. Martin Stadtpatron.

Auf der jungen Hochschule zu Molsheim bei Straßburg begann hierauf Balde seine akademischen Studien (1620), aber bald durch den Verwüstungszug der Mannsfelder Horden aus dem Musensitz und dem Elsaß vertrieben, suchte er eine ruhigere Freistätte in Bayern und begab sich an die Universität Ingolstadt, wo er schon um Pfingsten 1623 das violette Barett eines Magisters der freien Künste sich errang. Er war nach eigenen Geständnissen ein lustiger Student voll übermüthiger Einfälle, in allem Liederspiele wohlbewandert, bei ausnehmend geselliger Gabe von sprühendem, oft sarkastischem Humor, so daß der schlanke Elsässer unter seines Gleichen bald eine dominirende Stellung einnahm, ohne jedoch über all der frohsinnigen Jugendlust den moralischen Halt zu verlieren. Daß die heißblütige leicht erregbare Natur

in den Gefahren der Jugendzeit nicht Schiffbruch gelitten, schreibt er selbst dem Beistand der Mutter des Herrn, „seines Lebens hehrer Beschützerin und zweiter Hoffnung" zu; denn er hatte sich schon im ersten Jahre der marianischen Sodalität zu Ingolstadt einverleiben lassen, wovon das Album noch auf der Münchner Universitätsbibliothek existirt.

Vor die Wahl eines Fachstudiums gestellt, entschied er sich, einem Wunsche seines verstorbenen Vaters folgend, für die Rechtswissenschaft und lag auch etwa ein Jahr lang dem juristischen Fache ob, bis jenes kleine Herzenserlebniß mit einer hübschen hartherzigen Bäckerstochter, jene schicksalsvolle Serenade eine plötzliche Wendung in sein Leben brachte, und der gekränkte Sänger seine Laute zerschlagend mit dem historisch gewordenen Ausruf: cantatum satis est, frangito barbiton!" seinen Weg zur Pforte des Collegiums der Jesuiten nahm. Er bat den Provinzial der Gesellschaft, Walther Mundbrot, um Aufnahme in den Orden und empfing im Probationshaus der oberdeutschen Ordensprovinz, zu Landsberg, am 1. Juli 1624 das Kleid des heil. Ignatius. Von da an ging, nach seinem eigenen Zeugniß, eine große Veränderung und Klärung in seinem ganzen Wesen vor, und als er nach zwei Jahren gründlicher Vorbereitung in der Hauskapelle des Collegiums zu München die drei einfachen Gelübde ablegte, war er zum fertigen Charakter gereift. Der erwähnte Akt fand am 2. Juli 1626 statt; das Profeßbuch, in welches Balde eigenhändig die Bestätigung des feierlichen Aktes eintrug, ist auf der Münchner Staatsbibliothek noch vorhanden.

München, Innsbruck, Ingolstadt waren abwechslungsweise die Stätten seines Aufenthalts in dem nächsten Zeitraum, während dem er theils dem Studium der Theolo[gie] oblag, theils im Lehrfach der Rhetorik sich schulte. Wes[ent]lichen Einfluß auf seine geistige Richtung übten zwei Män[ner] aus dem Orden die selber sich einen literarischen Namen gegründet haben, Jakob Keller, der schlagfertige Polemiker und

Dichter, nachmaliger Rektor des Collegiums in München, und der verdiente Geschichtschreiber Andreas Brunner. „Wenn Balde sein Verständniß der Gegenwart, seine Politik und seinen Lebensplan dem edlen Rektor Keller verdankte, so dürfen wir den Umfang und die Tiefe seines historischen Wissens, worin nur wenige seiner Zeitgenossen ihn werden erreicht haben, dem anregenden Verkehre mit Pater Brunner zuschreiben" (S. 30). Dem erstern hat Balde in einer seiner Oden einen schönen Nachruf gewidmet. Keller war es, der den jungen Dichtergenius auf die klassischen lateinischen Vorbilder, auf die großen Epiker Roms (Virgil, Lucan, Statius, Claudian) hinwies. Indeß hat der gelehrte Rektor, wie der Verfasser mit Grund hervorhebt, den Dichtern des silbernen und ehernen Zeitalters, besonders dem Statius einen zu unbeschränkten Einfluß auf seinen Zögling gestattet, „so daß sein Geschmack, was freilich in der ganzen Zeitrichtung lag, von dem Einfach-Schönen abirrte und zu dem Ueberladenen der nachaugusteischen Poesie merklich hinneigte, wie alle seine Jugendgedichte und zum Theil noch seine Oden erkennen lassen. Hätte er gleich anfangs den Horaz zu seinem Studium gewählt, so würde er, zum größten Vortheil für sein überreiches Talent, neben der tönenden Fülle auch den Reiz der Schranke lieben gelernt haben" (S. 31).

Im Herbst 1632 empfing Balde die Priesterweihe, und die Zeit der Probejahre lief nunmehr dem Ende zu. Mittlerweile hatte der junge Jesuit verschiedentlich Gelegenheit gehabt, bei feierlichen Anlässen Proben seines dichterischen Talents zu geben, und war auch mit größern selbstständigen Dichtungen hervorgetreten, wie die Batrachomyomachia, in der er zunächst für den didaktischen Zweck den Schülern der Rhetorik ein Muster eines komischen Epos in lateinischer Literatur aufstellen wollte, und das eigenthümliche Opus über „Maximilian" den letzten Ritter, ein allegorisch durchgeführter Fürstenspiegel. Er hatte überhaupt seine Befähigung auf dem Gebiet der schönen Künste in so vielfältigen Er-

[redacted]

weisen bekundet, daß der Provinzial über die Art seiner Verwendung nicht in Zweifel seyn konnte. So wurde er denn im J. 1635 als Professor der Rhetorik an die Universität Ingolstadt befördert, wo er vortrefflich an seinem Platze war und in dem kurzen Zeitraum während er dort wirkte — er gehörte der Universität nur zwei Jahre an — den Ruf eines ausgezeichneten Lehrers und Jugendbildners sich erwarb. Seine hinreißende Beredsamkeit sammelte bald eine auserwählte Schaar von Zuhörern aus allen Ländern um seinen Lehrstuhl; unter denselben befand sich auch Bartholomäus Holzhauser. „Es muß ein wahrer Jubel um ihn gewogt haben", bemerkt der Verfasser; „glaubten doch Alle, die das Glück hatten ihn zu hören, die Zeiten des alten Rhetors Quintilian wiedergekehrt!" (S. 57). Unter den Collegen, mit denen er ein vertrauteres Verhältniß unterhielt, ist Johannes Bissel, Professor der Ethik, zu erwähnen, der auch auf den Höhen des Parnasses sein begabtester Rivale war. Neidlos sagt Balde von ihm: „Ein Mann an Ruhm der Beredsamkeit keinem nachstehend. Die Sprache nimmt er aus dem Köcher, das Schreibrohr von der Drehbank — scharfe Geschosse. Im lateinischen wie im deutschen Ausdruck ist er vorzüglich und bereits berühmt durch veröffentlichte Werke."

Balde's Dichterruf war um jene Zeit bereits landeskundig und seine Muse wurde mehrfach von den Collegien seines Ordens bei feierlichen Anlässen angerufen. So entstand sein farbenprächtiges „Epithalamion" 1635 im Auftrage des Münchner Collegium, welches zu der Vermählung des Kurfürsten Maximilian mit der Erzherzogin Maria Anna dem fürstlichen Paare einen Brautgesang überreichen wollte. So im darauffolgenden Jahre, als Ferdinand III. zu Regensburg zum römischen König erwählt wurde, zur Feier dieses Ereignisses ein poetisches Weihgeschenk im Namen des Regensburger Collegiums, das nachher als „Ehrentempel ꝛc." erschien, eine pompöse Festschrift im überladenen Geschmack der Zeit.

[redacted]

Wie populär übrigens die Muse Balde's in den gebildeten Kreisen sich machte, und wie sehr er den Ton seines Zeitalters traf, beweist das im selben Jahre 1636 entstandene Gedicht von der Eitelkeit der Welt, poema de vanitate mundi, welches nicht weniger als 15 Auflagen erlebte. Ueberhaupt ist der culturgeschichtliche Werth jener neulateinischen Dichtungen noch nicht hinlänglich gewürdigt. Ihre Einwirkung muß aber trotz des fremden Gewandes vielfach eine tiefgehende gewesen seyn, sonst wäre es nicht erklärlich, wie manche Dramen, welche wie Balde's „Jephtias" zur Aufführung einen halben Tag und darüber in Anspruch nahmen, die Aufmerksamkeit der Zuhörer in steigendem Grade bis zu Ende fesseln konnten. Ist es doch erwiesen, daß der „Cenodoxus" des gleichzeitigen Jakob Bidermann (aus Ehingen), eine Comödie die zu München 1609 aufgeführt ward, der versammelten Menge nicht nur Gelächter und Thränen entlockte, sondern selbst mehrfache Bekehrungen zur Folge hatte.

Balde's Wirken erregte die Aufmerksamkeit des bayrischen Hofes in München. Ohne Zweifel geschah es auf den Wunsch des kunstsinnigen Herzogs Albert VI., der seinem Sohne Albert Sigismund, nachmaligem Bischof von Freising. einen hervorragenden Lehrer und vertrauenswürdigen Mentor zugetheilt wissen wollte, daß Balde im Herbst 1637 als Professor der Rhetorik nach München berufen wurde. Bereits im Frühling des folgenden Jahres ward er dann an die Stelle des hochbeliebten Drexelius († 19. April 1638) zum Hofprediger des Kurfürsten Maximilian ernannt. Es war keine geringe Aufgabe, der Nachfolger eines Mannes zu seyn der das höchste Vertrauen seines klugen Fürsten genossen und vom Volke verehrt war wie ein Heiliger. Dennoch gelang es dem Rednertalent Balde's, auch nach einem solchen Vorgänger die ehrenvolle Stelle der Hofkanzel würdig auszufüllen, zur gleichmäßigen Zufriedenheit des Hofes wie seiner Ordensobern. „Ein mächtiger Redner sprach er zu den Mächtigen der Erde": sagt in bedeutungsvoller Kürze ein alter Biograph.

[redacted]

Das Jahrzehnt seines nunmehrigen Münchner Aufenthalts, besonders die Jahre von 1638 bis 1645 bilden die glänzendste Periode in Balde's Leben. Sie bezeichnen auch die Mittagshöhe seiner dichterischen Entfaltung. Gewiß war es eine glückliche Fügung für sein poetisches Talent, daß die Residenzstadt des großen Kurfürsten gerade in dem produktivsten Lebensalter ihm zur Wohnstätte angewiesen, ja seine zweite Heimath wurde. Am Sitze des Hauptes der Liga stand er gleichsam an einem Knotenpunkt der gewaltigen Ereignisse, welche jene Zeit durchschüttelten und die hinwieder dort ihren stärksten Rückschlag übten, in den Herzen von Tausenden, um wie viel mehr in dem entzündbaren Gemüth eines Dichters ihren mächtigen Widerhall fanden. Und die Stadt selbst mit ihren herrlichen Bauten, mit dem leuchtenden Schmucke heiliger Stätten und religiöser Denkmäler — welchen Born von Liedern hat sie ihm entlockt, die nun ebenso viele denkwürdige Zeitbilder geworden sind! In dem großen Kurfürsten Maximilian aber, in seinem Maximus Aemilianus wie er wortspielend mit klassischer Erinnerung (an die Scipionen) ihn nennt, hatte der Dichter einen wahren und ganzen Fürsten vor Augen, dessen Wesen, Handeln und Streben ein von Grund aus würdiger Gegenstand poetischer Verherrlichung war. Auch der literarische und gesellige Verkehr, den Balde mit den Männern des Wissens und der Kunst unterhielt, läßt auf ein reges geistiges Leben in der Residenz des bayrischen Herrschers schließen. Es gehört mit zu den Verdiensten des Verfassers vorliegender Biographie, die Persönlichkeiten von Rang und Bedeutung, welche mit und neben Balde, unter den Stürmen und entmuthigenden Gräueln des 30jährigen Krieges, jene friedliche Arbeit wissenschaftlichen Forschens und künstlerischen Schaffens ohne Unterlaß fortführten, in's gehörige Licht gerückt, überhaupt den weiten historischen Rahmen, in welchem das Bild des Dichters nach seinem rechten Verhältniß mitteninne steht, mit Verständniß umschrieben zu haben.

[redacted]

In dieser fruchtbaren Periode trat Balde mit der Blüthe seines lyrischen Schaffens, seinen Oden und Wäldern, an die Oeffentlichkeit. Die Oden und Wälder haben den Dichterruf des deutschen Horaz in die ganze gelehrte Welt getragen und gleich als sie 1643 im Druck erschienen, ihm allerorten ungewohnten Beifall erobert. Applausit orbis, konnte er ohne Ueberhebung selber einmal zu seiner Rechtfertigung sagen. Denn in der That, von Zeitgenossen der verschiedensten Länder und Bekenntnisse erscholl sein Lob — dem „Fendrich der Poeten", wie der wackere Benediktiner Werlin von Seeon singt. „Der französische Gesandte zu Münster, Graf d'Avaux lernte Balde's Oden auswendig; Johannes Blävius, der berühmte Buchhändler zu Amsterdam, veranstaltete einen Nachdruck derselben. Die protestantischen Dichter Caldenbach (in Tübingen) und Barläus (in Amsterdam), sowie der katholische Sänger Jac. Masenius sprachen diesen Dichtungen gegenüber ihre Bewunderung aus; Andreas Gryphius übersetzte mehrere derselben. In München wurden sie sofort in den Schulen gelesen und zu Stilübungen benützt" (S. 111).

Auch auf die damalige deutsche Poesie hat der lateinische Sänger — das gilt unbestritten — durch den bilderreichen Strom seiner Phantasie, durch die flammende Kraft seines Enthusiasmus nachhaltig eingewirkt. Von dem unveraltenden Geistesgenuß, den er noch heute empfänglichen und selbst schöpferischen Talenten bietet, geben die Stimmen unserer besten Dichter Zeugniß. Herder stellt Balde, dem er „manche süße Stunde der Mitternacht, manche tiefere Furche der inneren Cultur" zu verdanken bekennt, an Reichthum eigenthümlicher Wendungen und genialer Composition dem Horaz voran. A. W. Schlegel bewundert an ihm die kühne Sicherheit des Geistes, welche auch die ungebahntesten Wege nicht scheue. Albert Knapp vergleicht ihn in seiner Sprachüberwältigung mit Rückert, während ihn Schlüter sogar einen lyrischen Shakespeare nennt. Selbst der an sich haltende Göthe bezeugt seine Freude an der Wiedererweckung dieses

[redacted]

Dichters, den er der Ananas vergleicht, weil „er einen an alle gutschmeckenden Früchte erinnert, ohne an seiner Individualität zu verlieren."

Hr. Westermayer übersieht dabei die Mängel nicht, welche dem Dichter anhaften und die ihren Grund großentheils in seinem Bildungsgang und in dem herrschenden Geschmack seines Jahrhunderts hatten. Denn als Kind einer verwilderten Zeit hat Balde dieser redlich seinen Tribut entrichtet. Die Ueberladung, der Mangel an künstlerischem Maß ist ein Charakterzeichen jener Kunstperiode überhaupt, und Balde hat sich nicht frei davon erhalten.

Man hat Balde den fruchtbarsten lateinischen Dichter aller Zeiten genannt, und ohne Zweifel war er der vielseitigste. In allen Gattungen der Poesie hat er sich versucht, die klassische Welt des Alterthums umspannte er mit derselben sichern Gestaltungskraft wie das Culturleben seines eigenen Zeitalters, und die entlegensten Dinge vereinigte, um einen bildlichen Ausdruck Knapps zu gebrauchen, „der tausendfarbig gestickte Teppich seiner Weltanschauung."

Balde der Jesuit war aber vor Allem und mit Eminenz ein patriotischer Dichter. Die eiserne Zeit verlieh seiner Poesie vorwiegend eine politische Richtung; diese Richtung aber war die deutschnationale. An der äußersten Warte Deutschlands geboren, sang und predigte er unausgesetzt für die Ehre und den Vollbestand des deutschen Reichs wie für die Erhaltung deutscher Zucht und Sitte; eifert er für die Macht des Kaisers als vorzüglichstes Bollwerk gegen die Zerspaltung Deutschlands durch innere und äußere Erbfeinde; feiert er die Heldengestalten welche für das Reich siegen und bluten; rügt er die unheilvolle Eifersucht ehrgeiziger Generale; ruft er dem bedrängten Vaterland und seinen Fürsten warnende und ermuthigende Rathschläge zu; gießt er endlich in herzbewegenden Threnodien seine Jammerklage aus über das Unglück und die grauenhafte Verwüstung, die sein Kaiserreich erleiden muß, eine „Weltkönigin, geknechtet, kinderberaubt, in

[redacted]

Wittwentrauer" *). In allen Weisen und Formen und Tönen bricht seine feurige Vaterlandsliebe hervor, und alle Phasen des unselig blutigen Trauerspiels sind von seinen Dichterspuren bezeichnet, von der Schlacht am weißen Berge und dem durch Freudenfeuer bejubelten Sieg bei Lutter am Barenberge bis zur Dahingabe seines geliebten Elsasses, des „Smaragds am Ring der Erde", und dem endlichen traurigen Friedensschluß, der pax tremenda Westphalica, wie er sagt.

Die Namen der verdienten Männer sind eingetragen in den Erzguß seiner Oden. Dem Heldentode Pappenheims ist eine Ode gewidmet von antiker Kraft, und wie feiert er den über alles hochverehrten Tilly! Noch in seinen Aufenthalt zu Ingolstadt fällt der Tod des greisen Helden, von dessen Siegeszügen er in lodernder Begeisterung gesungen: „Wenn ich Tilly nenne, verneigen sich die Feinde und erhebt sich der Erdkreis!" Die Trauer um den geliebten Feldherrn entriß ihm tiefempfundene Laute in Prosa und Poesie. Sein Bericht über Tilly's Hinscheiden im Hause des Professors Arnold Rath, das Leid über die Schreckenskunde in der ganzen Stadt, die Thränen der Krieger vor dem Sterbebett, der zum Anblick der irdischen Hülle unausgesetzt herbeiströmenden Menge, der nach Reliquien des großen Feldherrn verlangenden Verehrer, sein eigener Gang zur ausgestellten Leiche und die schöne Schilderung des Entschlafenen — das sind Ergüsse innigsten Schmerzes und beredter Trauerklage von historischem Werth. Dieser begeisterten Verehrung entsprang dann noch im selben Jahre das poetische Denkmal, das Balde dem Feldherrn stiftete: Magni Tillii Parentalia, eine schwunghafte Vision, in der die Genien der europäischen Reiche an das Paradebett des entseelten Heerführers treten, um seinen Großthaten und Tugenden die letzte Huldigung darzubringen. Aus einem im

*) Die Klagegesänge über Deutschlands Verwüstung sind von dem Biographen im Anhang des Buches zum erstenmal übersetzt S. 299 ff.

So konnte Herder mit Grund von ihm sage
Balde sonst nicht kennt, kennt ihn als einen pa
Dichter." Als zeitgenössische Stimme des 30jährige
verdient darum sein Urtheil auch von dem Historik
tung, mehr als ihm bisher geworden. „Ueberblicken
der Verfasser, die zahlreichen patriotischen Dichtunge
so müssen wir staunen über das klare und siche
welches er, obwohl inmitten der Ereignisse stehend,
weltentrückter Warte aus über die bedeutenden Mä
Begebenheiten seines Zeitalters fällt. Seine Ansi
die Größen jener Tage, über Wallenstein der ihm
verräther, über Gustav Adolf der ihm ein klug be
Heuchler, über Tilly der ihm ein edler christlicher
über die Ferdinande die er als Vorbilder fürstlic
preist, haben eine zeitlang für ungerecht gegolten,
durch die Ergebnisse der neuern Geschichtsforsch
glänzend gerechtfertigt" (S. 123).

Nur zum geringern Theile gehören Balde's T
der eigentlich geistlichen Gattung an; wo dieß
Fall ist, klingt durch die antike Sprache und Ver
Glockenklang einer tief christlichen Gesinnung. Ba

Honig zu verwandeln. Er blieb auch nicht allein dabei stehen, er zog seine Kreise weiter: der Bilderreichthum der biblischen Sprache wie die Symbolik des hymnenreichen Mittelalters standen ihm ebenso zu Gebot und mußten seiner horazischen Lyra sich fügen. Hier wie dort ist er nicht bloßer Nachahmer, sondern Alles ist durch die glühende Kraft seiner Dichternatur umgegossen und quillt so machtvoll hervor, daß der Grundton ächter weihevoller Frömmigkeit überall vernehmbar ist.

Namentlich in der „Philomele“ hat er die ganze Innigkeit und fromme Gluth seines Liebesglaubens ausgeströmt. Freudig und unerschöpflich ist er im Lobpreise der jungfräulichen Mutter des Herrn. In lateinischer Zunge ist ihr Lob wohl nie schöner und reichhaltiger gesungen worden. Gegen 70 Oden zählt man unter seinen lyrischen Gedichten, die dem Preise der Himmelskönigin gelten; er hat sie selber zu einer Perlenschnur geordnet unter dem Sammelnamen: odae partheniae. Form und Gehalt derselben werden vom Verfasser verständnißvoll analysirt und gewerthet (S. 131 ff.). Auch unter den deutschen Dichtungen Balde's ist der „Ehrenpreis“ auf die Jungfrau Maria die beste.

Die ächt deutsche Natur des Dichters tritt wiederum lebendig in seiner Wanderlust und in seinen Schilderungen des Naturlebens hervor. Er schlägt hier, wie auch der Biograph hervorhebt, die den Alten durchaus fremde Saite der Romantik an. „Balde hat, was kein Neulateiner, Gazäus vielleicht ausgenommen, vor ihm versucht hat, mit der Romantik ein neues Element in die lateinische Poesie eingeführt; wie ein zauberhaftes Mondlicht spielen in manche seiner Gemälde die Wunder der Legende, die Mysterien des [illegible]urlebens und der Geisterwelt herein“ (S. 115). Wie [illegible]mals saß er an seinen isaraufwärts gelegenen Lieblings[illegible]unkten, im „lauschigen Buchenhain“ oder am „eichenum[illegible]hegten Bergquell an der Isar krummem hallenden Strande“, und lauschte dem Flüstern der „geschwätzigen Wogen“, oder

[redacted]

dem Rauschen der „klagenden Natur", wenn sie „im Eichlaubwehn, ein riesig Wesen", vor ihn trat! Das ist deutsche Romantik.

Seiner Wanderlust sind lyrische Gedichte von unvergänglichem Gehalt entsprungen. Entstand ja auf dem Wege zu seinem „Hesselohischen Tempe", im stromumrauschten „schattenreichen Lustwald" eine Anzahl seiner schönsten und seelenvollsten Gesänge, welche diese Stätten nach Herders Wort zu einem klassischen Boden machten. Ebenso anregenden Naturgenuß bot ein anderer Erholungsort, das in den „Sylven" so anschaulich geschilderte Ordenshaus zu Ebersberg mit seinem idyllischen Baumgarten, dem nieblichen zu Kahnfahrt und Fischfang einladenden See, und dem Tannenduft seiner prächtigen wildreichen Wälder, durch welche der frohe Jagdruf scholl, der in des Dichters „Jägerbuch" noch nachhallt. Der Wallfahrt nach Altötting entsprießen vier herrliche Epoden, und in gleicher Weise erweckte ihm die Pilgerfahrt nach dem tyrolischen Bergkirchlein Waldrast lyrische Klänge von majestätischer Kraft und Weihe. So gab es kaum eine Wanderung welche nicht leuchtende poetische Spuren in des Sängers Wäldern und Oden hinterlassen hätte.

Angesichts so vieler Proben einer seelenvollen Naturschilderung klingt es dann nicht allzu gewagt, wenn der Biograph behauptet, daß Balde in der lateinischen Dichtung eine neue Bahn gebrochen und den Uebergang von der klassischen zur modernen Poesie lebendig vermittelt habe. „Hätten die deutschen Dichter der nächstfolgenden Periode statt der leichtfertigen manierirten Dichter Italiens und Frankreichs seinen Gedankenflug sich zum Vorbild genommen, hätten sie sich an seinem reinen Natursinn, seinem Patriotismus, seinem Tugendeifer entzündet, so wäre manche Schmach unserer Literatur abgewendet, und ihre zweite Blüthe wohl früher herbeigeführt worden" (S. 116).

Daß Jakob Balde nicht deutsch gesungen, mag man

bedauern — es ihm zum Vorwurf anzurechnen, hat man keine Berechtigung. Man mag die Ungunst der Zeit anklagen, in die er fiel, ihn selber trifft die geringste Schuld. Die traurigen Gründe sind naheliegend, wir gehen nicht weiter darauf ein; sie sind vom Verfasser in ausreichender Weise beleuchtet (S. 19 ff. 140 ff.). Nicht viele Zeitgenossen haben tiefer als Balde die hereinbrechende Barbarei und den Verfall der Muttersprache beklagt, nicht viele deren ursprüngliche Schönheit beredter gepriesen. Hebt er sie doch hoch empor über die andern lebenden Sprachen:

„Wiegt so schwer Frankreichs und der Spanier Zunge?
Wie, wenn Rom rückheischt die gelieh'nen Federn,
Böte wiedrum nicht zu Gelächter Stoff die
Nackende Krähe?
Selbst den Ursprung dankt sich der Deutschen Sprache,
Frei und hoheitsvoll; von erlauchter Mutter
Brautgemach stammt sie, doch die andern alle
Stammen von Buhlen."

Wie er die Entartung deutscher Sitten mit edlem Unmuth geißelt, so richtet er seinen strafenden Zorn gegen die Verderber der deutschen Sprache. Es war also jedenfalls nicht Verachtung der Muttersprache, und eben so wenig die herrschende Gewohnheit des Jesuitenordens, was ihn zur Wahl der lateinischen hinüberdrängte; denn zur selben Zeit haben, wie K. A. Menzel in seiner neuern Geschichte der Deutschen recht wohl bemerkt, die französischen Jesuiten ihre Literatur durch schön geschriebene Werke in französischer Sprache bereichert. Dennoch hat Balde sich auch im heimischen Idiome poetisch versucht und wenigstens in der ernstern Gattung dieser deutschen Gedichte es zu einer löblichen Reinheit des Ausdrucks gebracht, wenn er auch im Allgemeinen über die breite Straße der Mittelmäßigkeit hier nicht hinauskommt. Stören die mundartlichen Härten der meisten Gedichte den poetischen Genuß, so bieten diese durch die Menge volksthümlicher Ausdrücke und Redensarten dem Sprachfor-

[redacted]

scher desto dankenswerthere Ausbeute, was schon Schme
erkannt und sich zu Nutzen gemacht hat.

Etlichen seiner lateinischen Poesien hat Balde selber a
eine deutsche Uebersetzung beigefügt oder in späterer Ausg
folgen lassen. Eine derselben, der Agathyrsus, zeigt ihn
einer bisher noch nicht berührten Seite, nämlich von
Seite seines gesunden Humors. Im Agathyrsus singt
Dichter frischweg das „Lob der Magerkeit"; ein herzha
Trutzgesang geschrieben zum Selbsttrost und zur Abwehr
gen die theils mitleidigen theils spöttischen Verdächtiger sei
schmächtigen und schwächlichen Leibesconstitution. Er w
nämlich von Gestalt schlank und hager, und in Folge
Krankheiten von so wenig irdischer Materie umgeben, daß
von sich selber scherzend sagt: totus spiritus emico! So
stieg er denn eines Tages das Flügelpferd und warf z
Schabernack der „vollen Wänste" und „dicken Kürbisse",
er etwas unverblümt die Fetten nennt, in 85 jambisc
Strophen eine mit zahlreichen Beispielen ausgerüstete Apol
der Magern in die Welt.

Aber nicht genug damit. Mit einem Häuflein „schla
Gesinnungsgenossen" stiftete er zu München auch noch
Gesellschaft der Magern, Congregatio Macilentorum, auch
dürre Orden genannt, dessen Zusammenkünfte und Un
haltungen von einem komisch=ernsten Ceremoniell umkle
durch feste Statuten begrenzt waren, und durch die origi
Idee und den Geist der Mitglieder bald eine große
ziehungskraft ausübten. Die besten Namen traten dem
eine bei, sogar Balde's fürstlicher Gönner Herzog Al
zählte mit seinen beiden Prinzen zu den Mitgliedern.
launigen Hülle lag übrigens ein bestimmter sittlicher K
zu Grunde. Die Ritter vom dürren Orden bildeten näm
eine Art Mäßigkeitsverein, der gerade in jener unheilvo
Zeit, unter den Verheerungen welche im Bunde mit
und Hunger der Krieg anrichtete, besonders am Platze
und in der That auch über Erwarten gut gedieh. „A

[redacted]

eamte, Geistliche und Aerzte reichten sich hier in schönster intracht die Hände, um ihrer leidenschaftlichen genußsüchzen Zeit ein Vorbild strenger Mäßigkeit zu werden und so n Uebeln der Zeit auf nachdrucksame Weise zu begegnen" 5. 92).

Die Gesellschaft, die so aus der Noth eine Tugend achte, hatte im Punkte der Diät strenge Regeln, welche bei r Aufnahme neuer Mitglieder unnachsichtlich in Anwendung men. Begehrte irgend ein wohlgenährtes Herrchen Zutritt die Tafelrunde, so wurde ihm als erste Bedingung eine rt anticipirter Banting-Cur vorgeschrieben. Es ward ihm imlich „alsbald ein abschreckender Speisezettel vorgelegt, uf Grund dessen es sich auf die Abmagerung förmlich einxerciren mußte; derselbe beschränkte sich einfach auf kläg- ches Gemüse, unzerriebene Gerstengraupe und Krebsenschalen. eiläufig in Jahresfrist konnte der Candidat zu einem vorhriftsmäßigen Magern herabgekommen seyn" (S. 93). Das undeslied der Magern war Balde's Agathyrsus, welchen der Dichter nun, da mit der Zeit auch viele des Lateins unndige Bürger dem Vereine beitraten, in's Deutsche überug (1642). Der dürre Orden war in der That populär geworden, und die in demselben verwirklichte sittliche Idee fand uch anderwärts Verbreitung und Beifall. Der protestantische Professor Calbenbach in Tübingen feierte den Jakobus Balde in einer langen schwungvollen Ode als „der Magerkeit und der Magern edlen Lobsänger."

Mitten unter diesen Beschäftigungen wurde der Dichter um 1640 unversehens und zu seinem nicht geringen Mißvergnügen in das Amt eines officiellen Historiographen hineingezogen. So wollte es der persönliche Wunsch des regierenden bayerischen Fürsten, der schon vor ihm die Jesuiten Brunner und Bissel und den Juristen Burgundius mit historischen Aufträgen betraut hatte, ohne aber in seinen hohen Anforderungen befriedigt worden zu seyn. Balde sollte nun die Geschichte seiner eigenen Zeit, die Regierungsperiode des

lebenden Kurfürsten Maximilian selbst darstellen. Es ist leicht denkbar, mit welchem Widerstreben er an die heikle und schwierige Aufgabe ging, aber aus Gehorsam mußte er sich fügen. Schon bei dem ersten historischen Versuch, der Darstellung des Zugs gegen die rebellische Reichsstadt Donauwörth, die er als Probe dem Kurfürsten vorlegen ließ, erfuhr er, wie mißlich und undankbar eine Arbeit war, über die der regierende Fürst selbst das Amt des strengen Censors führte, indem er Striche und Aenderungen vornahm nach persönlichem Gutdünken und politischem Ermessen. So schwer ist es der Wahrheit, auch am Hofe des besten Fürsten frei und aufrecht durchzudringen. Die Erfahrung wirkte einschüchternd und entmuthigend auf die Forscherkraft des wahrheitsliebenden Jesuiten. Er fühlte sich unglücklich über den inneren Zwiespalt seiner Aufgabe und beschränkte sich jahrelang nur auf ein emsiges und ergiebiges Materialsammeln, und so konnte er sich endlich glücklich schätzen, als er im J. 1648, unmittelbar nach dem Friedensschluß, durch seinen durchlauchtigsten Censor selbst des drückenden Ehrenpostens eines bayerischen Hofhistoriographen wieder enthoben wurde. Die vorhandenen Bruchstücke sind übrigens eines Balde würdig, sie sind nach dem Urtheile des Leibnitz mit hoher Einsicht geschrieben, athmen in Wahrheit die Sprache des Tacitus und rechtfertigen einigermaßen den Schluß des Biographen, daß hier durch das Dreingreifen einer politischen Censur „Meisterwerke geschichtlicher Darstellung im Keime erstickt wurden" (S. 156).

Auch als Dichter wird Balde zu officiellen Diensten verwendet, denn auf höhern Wunsch sollte er in die Saiten greifen zur Rechtfertigung des — bayrischen Waffenstillstands mit Frankreich und Schweden im J. 1647. Der
im Frohndienst der leidigen Politik, und welcher P
Das mißliche Thema war um so undankbarer, als der W
stillstand bekanntlich nur von kurzer Dauer war und sch
im Herbst des gleichen Jahres in die Brüche ging, die dich-

terische Apologie also, kaum gedruckt, von den Ereignissen bereits überflügelt war. Dennoch ist es zu bewundern, mit welcher Geschicklichkeit und mit welchem Aufgebot sinnreicher Wendungen der Dichter sich seines Auftrags entledigte. Die Blüthe, welche diesem steinigen Boden entsprossen, ist das „Bauernspiel“, Drama georgicum, in quo belli mala, pacis bona repraesentantur carmine antiquo. Er schildert die Leiden des langen blutigen Krieges und preist die Segnungen des Friedens. Und wahrlich, wer hätte sich nach Frieden nicht gesehnt!

Von gleicher Friedenssehnsucht diktirt sind die Oden, welche Balde an seinen Gönner Graf Mesmes d'Avaux, den französischen Gesandten bei den Friedensverhandlungen zu Münster, gerichtet hat. Mit diesem französischen Diplomaten verband ihn, wie der Verfasser nachweist, ein aufrichtiges, von beiden Theilen treu gepflegtes Freundschaftsverhältniß, und Balde benützte diese freundschaftlichen Beziehungen, um bei dem Bevollmächtigten der Krone Frankreichs auf eine ehrliche Beschleunigung der Friedensunterhandlungen hinzuwirken. Ihm widmete er in dieser Absicht das neunte Buch seiner Wälder, „diese Sturmpetition um das Segensgeschenk des Friedens“, und taufte es seinem Namen zu Ehren Memmiana. Der Biograph neigt der Ansicht Albert Knapps zu, welcher glaubte, „daß Balde durch seinen seelenvollen Gesang auf frühern Abschluß des Friedens wesentlich mit eingewirkt habe.“

Auch der päpstliche Nuntius Fabio Chigi, der als Botschafter und Mediator auf dem Congreß zu Münster gleichfalls an dem schweren Friedenswerk mitarbeitete, war ein besonderer Gönner der Balde'schen Muse. Ihm hat der Dichter, während Chigi zu Münster weilte, die Ode vom „Ring des Gyges“ gewidmet, worin das Leben des edlen Prälaten im Hause, in der Kirche wie im Senate der Friedensgesandten treulich gezeichnet wird. Als der Nuntius später Papst geworden (Alexander VII.), schrieb ihm Balde in sinniger Beziehung auf

den Titel jener Ode: „es sah Rom, es sah der jubelnde Erdkreis, daß auf den Ring des Hirten Gyges der Ring des Fischers Petrus gefolgt sei.“ Der geheime Kämmerer dieses Papstes, Freiherr Ferdinand von Fürstenberg, gehörte zu Balde's jüngern Freunden und war derjenige welcher ihn bei einem Besuche in Landshut zur Abfassung des „Antagathyrsus“ in Scherz und Ernst anregte.

Die horazische Muse des Jesuiten erwarb diesem überhaupt Freunde und Verehrer unter Gelehrten welche nicht bloß durch Länder, sondern auch durch politische und religiöse Ansichten von ihm geschieden waren. Ein solcher Verehrer war der als Dichter und Historiker hochgeachtete Amsterdamer Professor Caspar Barläus, der, obgleich Calvinist, dem Ordensmann an der Isar, „dem Künstler auf Bayerns Lyra, der die Ufer des Inns und der Donau mit dem Ruhm seiner Gesänge erfülle wie Flaccus seinen Tiber“, seine Huldigung darbrachte und Zeichen dauernder Zuneigung wiederholt mit ihm austauschte. Der Vermittler ihres freundschaftlichen Verkehrs war der berühmte Maler Sandrart.

Der Friede kam endlich, aber welch ein Friede! Gewinn- und beutereich für die Feinde, demüthigend für das Reich — pax tremenda nennt er diesen Frieden, den er so innig herbeigesehnt, und dessen Ergebnisse sein reichspatriotisches Gemüth so tief verwundeten, daß seine vaterländische Muse von da an verstummte. „Münster wurde das Grab seiner Lyrik, seiner Ideale und Hoffnungen ... Politikmüde, wie er war, wandte er sich mit dem Lächeln der Enttäuschung einer kühlern Arena, der Satire zu.“ Die Satire soll nach seiner eigenen Meinung „die Schutzwehr der guten, der Zügel der bösen Gemüther, eine Freundin der Wahrheit, eine Feindin der Laster, die Vernichterin der Schmeichelei, die Sachwalterin der Unschuldigen, die Vollstreckerin der Gerechtigkeit“ seyn (S. 193).

Seine erste wurde auch gleich seine beste Satire, nämlich jene über den „Ruhm der Heilkunde“, worin er, neben dem

[redacted]

terische Apologie also, kaum gedruckt, von den Ereignissen bereits überflügelt war. Dennoch ist es zu bewundern, mit welcher Geschicklichkeit und mit welchem Aufgebot sinnreicher Wendungen der Dichter sich seines Auftrags entledigte. Die Blüthe, welche diesem steinigen Boden entsprossen, ist das „Bauernspiel", Drama georgicum, in quo belli mala, pacis bona repraesentantur carmine antiquo. Er schildert die Leiden des langen blutigen Krieges und preist die Segnungen des Friedens. Und wahrlich, wer hätte sich nach Frieden nicht gesehnt!

Von gleicher Friedenssehnsucht diktirt sind die Oden, welche Balde an seinen Gönner Graf Mesmes d'Avaux, den französischen Gesandten bei den Friedensverhandlungen zu Münster, gerichtet hat. Mit diesem französischen Diplomaten verband ihn, wie der Verfasser nachweist, ein aufrichtiges, von beiden Theilen treu gepflegtes Freundschaftsverhältniß, und Balde benützte diese freundschaftlichen Beziehungen, um bei dem Bevollmächtigten der Krone Frankreichs auf eine ehrliche Beschleunigung der Friedensunterhandlungen hinzuwirken. Ihm widmete er in dieser Absicht das neunte Buch seiner Wälder, „diese Sturmpetition um das Segensgeschenk des Friedens", und taufte es seinem Namen zu Ehren Memmiana. Der Biograph neigt der Ansicht Albert Knapps zu, welcher glaubte, „daß Balde durch seinen seelenvollen Gesang auf frühern Abschluß des Friedens wesentlich mit eingewirkt habe."

Auch der päpstliche Nuntius Fabio Chigi, der als Botschafter und Mediator auf dem Congreß zu Münster gleichfalls an dem schweren Friedenswerk mitarbeitete, war ein besonderer Gönner der Balde'schen Muse. Ihm hat der Dichter, während Chigi zu Münster weilte, die Ode vom „Ring des Gyges" gewidmet, worin das Leben des edlen Prälaten im Hause, in der Kirche wie im Senate der Friedensgesandten treulich gezeichnet wird. Als der Nuntius später Papst geworden (Alexander VII.), schrieb ihm Balde in sinniger Beziehung auf

[redacted]

den Titel jener Ode: „es sah Rom, es sah der jubelnde Erdkreis, daß auf den Ring des Hirten Gyges der Ring des Fischers Petrus gefolgt sei.“ Der geheime Kämmerer dieses Papstes, Freiherr Ferdinand von Fürstenberg, gehörte zu Balde's jüngern Freunden und war derjenige welcher ihn bei einem Besuche in Landshut zur Abfassung des „Antagathyrsus“ in Scherz und Ernst anregte.

Die horazische Muse des Jesuiten erwarb diesem überhaupt Freunde und Verehrer unter Gelehrten welche nicht bloß durch Länder, sondern auch durch politische und religiöse Ansichten von ihm geschieden waren. Ein solcher Verehrer war der als Dichter und Historiker hochgeachtete Amsterdamer Professor Caspar Barläus, der, obgleich Calvinist, dem Ordensmann an der Isar, „dem Künstler auf Bayerns Lyra, der die Ufer des Inns und der Donau mit dem Ruhm seiner Gesänge erfülle wie Flaccus seinen Tiber“, seine Huldigung darbrachte und Zeichen dauernder Zuneigung wiederholt mit ihm austauschte. Der Vermittler ihres freundschaftlichen Verkehrs war der berühmte Maler Sandrart.

Der Friede kam endlich, aber welch ein Friede! Gewinn- und beutereich für die Feinde, demüthigend für das Reich — pax tremenda nennt er diesen Frieden, den er so innig herbeigesehnt, und dessen Ergebnisse sein reichspatriotisches Gemüth so tief verwundeten, daß seine vaterländische Muse von da an verstummte. „Münster wurde das Grab seiner Lyrik, seiner Ideale und Hoffnungen ... Politikmüde, wie er war, wandte er sich mit dem Lächeln der Enttäuschung einer kühlern Arena, der Satire zu.“ Die Satire soll nach seiner eigenen Meinung „die Schutzwehr der guten, der Zügel der bösen Gemüther, eine Freundin der Wahrheit, eine Feindin der Laster, die Vernichterin der Schmeichelei, die Sachwalterin der Unschuldigen, die Vollstreckerin der Gerechtigkeit“ seyn (S. 193).

Seine erste wurde auch gleich seine beste Satire, nämlich jene über den „Ruhm der Heilkunde“, worin er, neben dem

[redacted]

Lob der ächten Wissenschaft, mit einem Aufwand von Wissen und Witz das Heer der Stümper und Pfuscher, „die Affen der medicinischen Kunst" geißelt. Eine andere Satire ist den Tabakrauchern gewidmet, zu deren stiller Gilde er übrigens selber zählte. Am meisten Ruhm bei seinen Zeitgenossen erlangte aber die im J. 1661 zu Neuburg verfaßte Satire „Trost der Podagraisten."

Nicht gar lange nach dem Friedensschluß schließt für Balde auch die Zeit seines Aufenthalts zu München ab. Im Frühjahr 1650 ward er aus Gesundheitsrücksichten nach dem milderen Landshut versetzt: formosa Landishuta nennt er es, und es gefiel ihm daselbst ganz wohl. Nur auf den Landshuter Wein ist er nicht gut zu sprechen, denn von den Weingeländen des Schloßberges singt er in offenbar herber Erinnerung: daß dort „der Rebstock weint ursprünglichen Essig." Drei stille Jahre verbrachte er in dem freundlichen Städtchen, dann kam er als Stadtprediger nach Amberg. Aber auch da war sein Bleiben kurz. denn im Herbste 1654 folgte er einem Rufe des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm als Hofprediger nach dessen Residenz Neuburg an der Donau.

Hier erblühte dem Fünfzigjährigen für den Rest des Alters ein mildes, durch den zwanglosen Verkehr mit dem fürstlichen Hofe, namentlich auch den herzoglichen Kindern und andern edlen Persönlichkeiten erheitertes Stillleben. In Neuburg gedieh sein letztes bedeutendes Dichtwerk, die Elegie „Urania victrix", eine Verherrlichung der himmlischen Liebe, der Flügelschlag der Seele nach der ewigen Heimath, zur Vollendung. Die kostbare Ehrengabe, welche ihm Papst Alexander VII. für die Zueignung der Urania aus Rom zusandte, eine goldene Medaille mit dem Brustbild des Papstes im Gewicht von zwölf Dukaten, hing er an seinem Lieblingsaltare vor dem Gnadenbild der Gottesmutter als Weihgeschenk auf, „zum rührenden Sinnbild, welcher der Himmlischen er die herrliche Gabe seiner Kunst verdanken, welcher er den so reich ersungenen Ruhm zu Füßen legen wollte" (S. 231).

[redacted]

Dort hing sie bis zum Anfang dieses Jahrhunderts, w
wie so vieles Andere eine Beute der Säkularisation gew

In heilig ernster Zurückgezogenheit, ganz erfüll
dem Gedanken an die jenseitigen Dinge, verbrachte der Di
Priester die letzten zwei Jahre seines Lebens, bis er
Zehrfieber aufgerieben, am 9. August 1668 unter Ge
entschlief.

So lebte, sang und endete der Dichter der von se
Zeitalter gepriesen war wie kaum ein anderer, der Rel
dessen Glaubensfeuer sich so schön mit versöhnlicher
und Herzensgüte verband, der Patriot dessen glühender
für des Vaterlandes Heil und Ehre aus allen Versen sp
der Weise dessen heiterer Gleichmuth sich mit Bescheide
und einer allzeit thatbereiten Menschenfreundlichkeit im
ruf wie im geselligen Verkehr zu einem harmonischen
klang verschmolz.

Gewiß, ein solcher Mann verdiente es, daß nach
hundert Jahren sein Gedächtniß in Ehren erneuert w
wie dieß auf dem schönen Fest zu Hesselohe geschehen,
daß ihm ein Biograph erstand, der mit der Kritik die nö
Pietät verbindend, ein dem allgemeinsten Leserkreis verst
liches Lebens- und Charakterbild zu entwerfen wußte,
der sicherlich noch weiterhin dem Dichter seine thätige
merksamkeit zugewendet hält. So nehmen wir denn di
genwärtige Biographie als ein Pfand dafür, daß eine kri
Gesammtausgabe der Werke Baldes folgen und mit
Jahren vielleicht auch eine Gesammtübersetzung seiner H
dichtungen erscheinen werde, auf daß wir ihn ganz und
bewußtem Stolz uns eigen nennen mögen. „Denn
war unser!“

Staatensystems wird theurer zu stehen kommen als der Leichtsinn des politischen Nationalismus berechnet hat. Aber alle diese Opfer bedeuten doch nur die letzten Zuckungen einer untergehenden Weltperiode. Sie sind Kleinigkeiten gegen das was wirklich in der Zukunft liegt, und von der Zukunft gebracht werden wird. Die neue Weltperiode hat nichts weiter zu thun mit dem großen militärisch-diplomatischen Zusammenstoß, als daß sie eben beschleunigt wird durch den grausamen Selbstmord der alten Weltmächte. Dahin hat es die abstrakte Theorie des Liberalismus jetzt wirklich gebracht, daß der Staat und die Gesellschaft völlig getrennte Gebiete geworden sind; man steigt von der Entwicklung auf dem letztern zu der des erstern wie in eine fremde Welt herab. Der liberale Staat kann die Gesellschaft wie er sie in's Leben gerufen und gestaltet hat, nicht mehr vertheidigen; er bietet seine letzten Kräfte nur auf, um zu beweisen in welch' grenzenloses Verderben die ihn belebenden „modernen Principien" geführt haben und führen mußten.

In der That scheint uns darin der Charakter des gegenwärtigen Moments zu liegen, daß ein Gefühl der ungeheuern Gefahr jedes nächsten Schrittes alle großen Kabinette mehr als je durchdringt. Nicht als ob an ein Entrinnen überhaupt zu denken wäre; daran glaubt diesseits und jenseits des Rheins kein zurechnungsfähiger Mensch. Europa geht ohne Möglichkeit des Widerstands dem Verhängniß entgegen, das von den Principien des modernen Liberalismus in der herrschenden Bourgeoisie und von der Revolution auf den Thronen heraufbeschworen worden ist. Aber die Furcht schüttelt die Ursächer des Uebels von Paris bis Berlin, von London bis Florenz, und jede Galgenfrist ist ihnen willkommen. Darum reden sie jetzt mehr als je vom „Frieden", je weniger sie selber daran glauben, geschweige denn daß sie den richtigen Instinkt des Volkes irre zu machen vermöchten. Daß aber die Machthaber selbst gerade jetzt am wenigsten an die Möglichkeit glauben den Frieden zu erhalten, ist deutlich in dem

[redacted]

mehr den gemeinsamen Hauptfeind aller zur Zeit regierenden Gewalten und Parteien: die sociale Revolution.

Es ist ein entsetzlicher Zustand in den der Continent durch den Napoleonismus und dessen Doppelgänger, den Bismarkismus, gestürzt worden ist. Aber auch die Rache erhebt sich bereits, der Größe des Verbrechens entsprechend. An dem Manne in Paris ist die Strafe schon offenbar geworden in einem Maße, daß man sich nicht verwundern dürfte, wenn er wirklich daran wäre in dumpfer Lethargie nicht nur seine letzte Willenskraft sondern auch buchstäblich den Verstand zu verlieren.

Erinnere man sich nur, wie er als „Retter der Gesellschaft" aufgetreten ist gegen die sociale Bewegung, und eben jetzt steht diese Bewegung die damals noch in den Windeln lag, im Begriff zur europäischen, ja zu einer Weltmacht heranzuwachsen und weder der Imperator noch ein anderer Cäsar kann es hindern. Er und sie müssen das große Werk des Umsturzes am hellen Tag sich vorbereiten lassen, ohne zu ihrer Rettung und zur Rettung der herrschenden Bourgeoisie an neue Maßregeln der Gewalt auch nur denken zu können. Sie sind zwar gerüstet bis an die Zähne, aber nur gegen einander, nur Cäsar gegen Cäsar um sich selber gegenseitig die Hälse zu brechen. Der Imperator insbesondere hat bloß deßhalb mehr als eine Million Franzosen unter das Gewehr gestellt, um den Grafen Bismark dafür zu strafen, daß er dem napoleonischen Hause nicht das Monopol der „unterdrückten Nationalitäten" allein überlassen, sondern den Hebel der Nationalitäten-Politik selber zur Hand nahm, um dem „Beruf Preußens" Bahn zu brechen, geradeso wie Napoleon III. seit 1859 das gleiche Werkzeug benützt hat, um die Mission des Napoleonismus zu constatiren und vor Frankreich seinen imperatorischen „Beruf" zu legitimiren.

Blut und Thränen in Strömen wird das falsche Nationalitäten-Princip und die Rivalität der revolutionären Machtpolitik unsere Mitwelt noch kosten; der Ruin des europäischen

[redacted]

Staatensystems wird theurer zu stehen kommen als der Leichtsinn des politischen Rationalismus berechnet hat. Aber alle diese Opfer bedeuten doch nur die letzten Zuckungen einer untergehenden Weltperiode. Sie sind Kleinigkeiten gegen das was wirklich in der Zukunft liegt, und von der Zukunft gebracht werden wird. Die neue Weltperiode hat nichts weiter zu thun mit dem großen militärisch-diplomatischen Zusammenstoß, als daß sie eben beschleunigt wird durch den grausamen Selbstmord der alten Weltmächte. Dahin hat es die abstrakte Theorie des Liberalismus jetzt wirklich gebracht, daß der Staat und die Gesellschaft völlig getrennte Gebiete geworden sind; man steigt von der Entwicklung auf dem letztern zu der des erstern wie in eine fremde Welt herab. Der liberale Staat kann die Gesellschaft wie er sie in's Leben gerufen und gestaltet hat, nicht mehr vertheidigen; er bietet seine letzten Kräfte nur auf, um zu beweisen in welch' grenzenloses Verderben die ihn belebenden „modernen Principien" geführt haben und führen mußten.

In der That scheint uns darin der Charakter des gegenwärtigen Moments zu liegen, daß ein Gefühl der ungeheuern Gefahr jedes nächsten Schrittes alle großen Kabinette mehr als je durchdringt. Nicht als ob an ein Entrinnen überhaupt zu denken wäre; daran glaubt diesseits und jenseits des Rheins kein zurechnungsfähiger Mensch. Europa geht ohne Möglichkeit des Widerstands dem Verhängniß entgegen, das von den Principien des modernen Liberalismus in der herrschenden Bourgeoisie und von der Revolution auf den Thronen heraufbeschworen worden ist. Aber die Furcht schüttelt die Ursächer des Uebels von Paris bis Berlin, von London bis Florenz, und jede Galgenfrist ist ihnen willkommen. Darum reden sie jetzt mehr als je vom „Frieden", je weniger sie selber daran glauben, geschweige denn daß sie den richtigen Instinkt des Volkes irre zu machen vermöchten. Daß aber die Machthaber selbst gerade jetzt am wenigsten an die Möglichkeit glauben den Frieden zu erhalten, ist deutlich in dem

[redacted]

Wettrennen nach Allianzen ausgesprochen, welches gegenwärtig in Europa spielt. Wenn je so leben wir augenblicklich in den Tagen der Allianz-Jagd.

In Berlin wie in Paris sucht man endlich und ernstlich in's Klare zu kommen, wessen man sich für den großen Moment bei Freund und Feind zu versehen habe. Dieses Geheimniß deckt abermals wie vor dem Jahre 1866 die Schleichwege der Diplomatie; aber aus dem Dunkel ist vor einigen Wochen eine sprühende Rakete aufgefahren und hat das unterirdische Getriebe in grelle Beleuchtung versetzt. Ich meine die Veröffentlichung der berüchtigten Usedom'schen Note vom 17. Juni 1866. Es liegt auf der Hand, daß die Kundgebung eines solchen Dokuments nicht aus Privat-Ermessen gewagt werden konnte, sondern zwischen dem Imperator und dem italienischen General Lamarmora abgekartet war, und darin liegt die Bedeutung der That. Das Manöver hatte handgreiflich den Zweck den Allianz-Werbungen Preußens, zunächst in Wien, unbesiegliche Hindernisse in den Weg zu werfen, und es war an sich ein Akt von so giftiger Feindseligkeit, daß es von da an eine Lächerlichkeit wäre von friedlicher Entwicklung zwischen den beiden Mächten diesseits und jenseits des Rheins zu reden.

Die Veröffentlichung der Usedom'schen Note ist nichts anderes als der Schatten, den die Kriegserklärung vorauswirft. Sie verkündet aller Welt mit dürren Worten: seht da die wahre Gestalt der preußischen Politik und sagt selbst, ob mit einer Macht die solche Tendenzen verfolgt, der Friede in Europa vereinbar ist. Allerdings dürfte der Imperator über den Gegenstand an sich, über die geheimen Vorbereitungen des Krieges zwischen Preußen und Oesterreich nämlich, noch allerlei interessante Enthüllungen in Petto haben. Denn im Allgemeinen ist es ja bekannt und unwidersprochen, daß die Eventualität zwischen ihm und dem Grafen Bismark eingehend verabredet war, daß Preußen die italienische Allianz aus der Hand Frankreichs empfangen hat, und daß dem Im-

[redacted]

perator Compensationen am Rhein zugesichert waren für den Fall, wenn die preußischen Waffen unterlegen und die guten Dienste Frankreichs gegen den österreichischen Sieger nothwendig geworden wären. Ohne Zweifel wird zu rechter Zeit noch mancher Beleg für den „deutsch-nationalen" Charakter der preußischen Politik aus jener Periode von Paris zu uns kommen. Das Allerärgste aber hat der Imperator durch Freund Lamarmora vorausgeschickt. Mit der Usedom'schen Note vom 17. Juni in der Hand vermag er in der That auch die verwegensten und revolutionärsten Thaten, Lügen und Heucheleien seiner eigenen Politik zu beschönigen, ja vergessen zu machen. Er hat viel Uebles an Oesterreich gethan, aber Alles verschwindet gegen die officiellen Rathschläge Usedom's in Florenz; das muß Jedermann zugestehen. Zudem sitzt ja der Mann von Revolutions-Gnaden in den Tuillerien, und hat sich nie gerühmt wie der Souverain anderer Minister seine Krone von Gottes Tisch genommen zu haben.

Er hat Oesterreich aus Italien verdrängen wollen, das ist wahr. Auch war ihm die Bundespräsidial-Würde der Habsburger, Vorsichts halber und in Rücksicht auf die großdeutsche Bewegung, ein Dorn im Auge. Aber vertilgen wollte er Oesterreich nie; er bekannte sich offen zu denen welche den Bestand der deutschen Monarchie an der Donau für eine europäische Nothwendigkeit gegenüber der slavischen Weltmacht ansehen. In dem Programm das er kurz vor dem Kriege veröffentlicht hat, behauptete er sogar eine deutsche Drittelsstellung für Oesterreich. In allen diesen Punkten geht die Politik Bismark, nach dem Zeugniß der Usedom'schen Note, weit über den Napoleoniden hinaus. Der Minister Preußens hat in Florenz unumwunden erklärt, daß man die österreichische Monarchie „in's Herz treffen" und gänzlich vernichten müsse, eher würden weder Deutschland, resp. Preußen, noch Italien Ruhe haben, und wenn man nicht jetzt die ganze Arbeit thäte und mit dem kaiserlichen Oesterreich

Slaven Oesterreichs und der Türkei unter seinen Fahnen sammeln sollte, während Frankreich diese Behinderung der ersten deutschen Macht benützt haben würde um einen Angriffskrieg am Rhein zu unternehmen — gegen Preußen und zur Eroberung der deutschen Rheinlande. Dieser Plan bestand allerdings im Jahre 1862; aber nicht von Seite des Imperators, sondern von Seite des „rothen Prinzen“ und seines nobeln Schwiegervaters. Und nicht der Imperator hat sich diesen Plan im Jahre 1866 angeeignet, sondern der Graf Bismark hat ihn fast wörtlich copirt in Florenz vorgeschlagen, freilich nicht um die Rheinlande an Frankreich, wohl aber um Südtyrol, das deutsche Triest, Istrien, Dalmatien rc. an Italien zu verlieren.

Nachdem in Berlin vier Jahre später „die ungarische Frage studirt“ worden war, ließ der Minister durch Herrn Usedom in Florenz folgende Vorschläge machen: „Man entsende z. B. an die Ostküste des adriatischen Meeres eine starke Expedition, welche die Hauptarmee in Nichts schwächen würde, weil man sie zum größern Theile aus den Reihen der Freiwilligen entnehmen und unter die Befehle des Generals Garibaldi stellen würde. Nach allen der preußischen Regierung zugekommenen Mittheilungen fände sie bei den Slaven und den Ungarn den herzlichsten Empfang, die kroatischen und ungarischen Regimenter würden es bald verweigern sich gegen Armeen zu schlagen die als Freunde in ihren eigenen Ländern aufgenommen worden sind; vom Norden und den Grenzen preußisch Schlesiens her könnte ein fliegendes Corps, so viel als möglich aus nationalen Elementen gebildet, in Ungarn eindringen“ — Garibaldi und der preußische Kriegsherr würden sich dann in Wien über den Trümmern des Kaiserthrons die Hand gereicht haben.

So hat es nun die Welt schwarz auf weiß, wie bitterlich ernst die berüchtigte Proklamation von der Wiederherstellung des „glorreichen Königreichs Böhmen“ und die ungarische Legion unter Klapka gemeint war. Aber Italien

[redacted]

des Napoleoniden, wenn der preußische General jetzt ohne weiters aussprach: der gebietende Vorrang, die erste Stelle unter den Mächten Europa's, müsse zum Heile der Menschheit fortan auf das von Preußen zu bildende deutsche Reich übergehen. Allerdings haben sich unsere besten Patrioten stets mit dieser Idee als der sublimsten Hoffnung des Großdeutschthums getragen. Aber ein auf dem Wege der Usedom'schen Note hergestelltes Deutschland, wäre das in der Wirklichkeit geeignet die höchste Kriegs- und Friedensautorität, den Moderator Europa's zu spielen? Bei einigem Besinnen wird vielleicht Baron Moltke selber zugestehen, daß das fragliche Deutschland doch wohl von Fall zu Fall erst in St. Petersburg anfragen und sein Machtgebot jedesmal der Bestätigung des Czarthums vorgängig unterbreiten müßte.

Noch einen zweiten Unterschied zu seinen Gunsten kann der Imperator aus der Usedom'schen Note evident nachweisen. Er kann sagen: nicht nur habe ich nicht gleich Preußen den Krieg bis auf's Messer und bis zur Vernichtung gegen Oesterreich geführt und gewollt, sondern ich war auch vergleichsweise loyal und anständig in den Mitteln; ich habe nicht im Bunde mit den Rothen den Sieg gewinnen wollen; ich habe die Allianz mit der kosmopolitischen Revolution vielmehr stets hintangehalten und noch im Jahre 1866 war es mir zu danken, daß die italienische Armee die Belagerung von Verona zum Hauptgegenstand des Feldzugs machte, anstatt den Fahnen Garibaldi's nachzulaufen. So kann der Imperator sprechen, und gerade der grimmige Katzenkrieg unter den parlamentarischen Generalen Italiens bezeugt, daß er wahr spricht.

Allerdings ist die Frage wegen Oesterreich-Italien in Paris auch schon in anderer Richtung „studirt" worden. Es war kurz vorher ehe Garibaldi nach Rom und Aspromonte zog. Damals sollte das rothe Hemd für einen Zug an die Ostküste des adriatischen Meeres gewonnen werden, von wo der Freibeuter nach Ungarn vordringen und insbesondere die

[redacted]

Politik und aus dem Mutterschooß einer solchen Anschauung werden natürlich von Fall zu Fall neue Usedom'schen Noten herauswachsen. Mit dem Willen der bestehenden Gewalten des Continents, Rußland ausgenommen, wird Preußen sein ausgesprochenes Ziel nie erreichen, daher werden immer neue Appellationen an die Revolution von Berlin ausgehen. Die Katze läßt das Mausen nicht, weil sie nicht kann; und alles. Das rechtfertiget der „deutsch-nationale Beruf."

Wo immer eine revolutionäre Macht zu erstehen verheißt, da sieht die Politik Bismark einen neuen Bundesgenossen in's Leben treten. Sie rechnet auf die wachsende Opposition in Frankreich die den Imperator am besten ruiniren zu können glaubt, wenn sie das Unmögliche, die „Erhaltung des Friedens", von dem schwer compromittirten und blamirten Herrscher verlangt. Man feiert in Berlin den magyarischen Radikalismus als einen erwünschten Bundesgenossen, wie das unbotmäßige Czechenthum und alle Elemente der Verwirrung in dem unglücklichen Kaiserstaat. In dem richtigen Instinkt daß die neupreußische Politik, als geborne Hasserin aller Legitimität, in jedem Umsturzgelüste — das eigene Gottesgnadenthum natürlich ausgenommen — einen Gehülfen sehen müsse, haben journalistische Spürnasen selbst Verbindungen zwischen Graf Bismark und den spanischen Republikanern ergattern wollen. Jedenfalls versteht es sich aber unter allen Umständen von selbst, daß man in Berlin die Mission der italienischen Allianz noch lange nicht erfüllt glaubt, und wollte die bestehende Regierung in Florenz, ihrer revolutionären Abstammung und Verpflichtung vergessend, das fernere Zusammenspielen mit Preußen verweigern, so würde Graf Bismark ohne Zweifel den Pakt mit der italienischen Aktionspartei, mit Garibaldi und Mazzini, anstreben. Denn je revolutionärer eine Macht ist, desto legitimer muß die Allianz mit ihr vor seinen Augen erscheinen. Das beweist die Note Usedoms, und dahin ist es mit der preußischen Hausmachts- und Annexions-Politik gekommen.

[redacted]

Ein Wiener Blatt, das Hauptorgan der dort herrschen-
t Partei, hat aus einer mysteriösen Londoner Quelle jüngst
ichtet, daß kurz vor dem Bekanntwerden der Usedom'schen
te eine neue Instruktion an diesen Diplomaten ergangen
, welche aus denselben Gründen wie im Juni 1866 gegen
sterreich, jetzt gegen Frankreich die italienische Allianz als
lichtleistung auffordere. Denn Deutschland sei der natür-
he Verbündete, Frankreich der natürliche Rivale Italiens;
s mittelländische Meer müsse ein italienischer See werden,
ährend Frankreich dessen Herrschaft anspreche; überdieß dürfe
talien nicht länger sieben Provinzen in den Händen des
uslands lassen. Andererseits solle Deutschland noch vor
nde dieses Jahres Einen mächtigen Staat bilden, und zwar
it Hülfe der italienischen Allianz. Preußen und Italien
itten im Jahre 1866 den Frieden in Wien diktiren können,
idem sie die Dynastie Habsburg in die slavischen Länder
zurückdrängten; „die verlorene Gelegenheit werde sich neuer-
ings ergeben." Somit erhelle auf's Klarste die absolute
Nothwendigkeit einer „Allianz zwischen Italien und Preußen
uf diplomatischem Wege oder — strategische Allianz Preu-
ens mit der nationalen Partei Italiens!"

Seien nun solche Mittheilungen ächt oder nicht, so wird
an doch nicht bloß sagen müssen, daß nach der Usedom'schen
Note Alles zu glauben sei, sondern jene Instruktion sieht
ich dieser Note gleich wie Ein Ei dem andern. Ist die In-
ruktion noch nicht geschrieben, so wird sie geschrieben wer-
en. Ohne Italien keine Politik Bismark, und ist's nicht
iktor Emmanuel, so muß es Garibaldi und Mazzini seyn.
Der Imperator wird ohne Zweifel längst darüber klar seyn,
was er 1859 bei Solferino eigentlich gethan hat. Er hat sich
ie furchtbare Verlegenheit mit Preußen geschaffen, die ihn eher
ls nicht Thron und Leben kosten kann; indem er die Politik
Cavour gewähren ließ, hat er die Politik Bismark möglich
gemacht. Ohne den Bruch des Züricher Friedens kein Sadowa
und kein Prager Frieden. Die allererste Bedingung für Frank-

[redacted]

reich muß demnach seyn, der preußischen Politik die ita
Stütze definitiv zu entziehen. Diese seine Creatur
nahezu schon zum ständigen Alliirten seiner Feinde au
muß biegen oder brechen. So lautet die erste der
Fragen welche sich gegenwärtig unter dem Schleier d
matischen Geheimnisses lösen; und es ist nicht unwal
lich, daß die Krisis gerade von Italien aus akut werd
Denn die italienische Stütze aufrechtzuerhalten, das
dererseits die klärliche Lebensfrage der Politik Bisma

Die demokratisch-partikularistische Partei in Deut
die den Imperator wieder als rettenden Messias
Altar stellt, dringt heftig in ihn: er möge doch, um d
ßischen Calcul zu durchkreuzen, lieber seinerseits ei
in Italien bringen, nämlich Rom und den heiligen
preisgeben, wofür er sich dann die italienische Hülf
Preußen ausbedingen könnte. Aber ganz abgesehen v
in der innern Lage Frankreichs begründeten „Niema
Ministers Rouher, hat die Sache noch andere Hake
fragliche Instruktion Bismarks hat jedenfalls das V
in gemessener Kürze auf die unüberwindlichen Schwie
einer solchen Combination hingewiesen zu haben: „das
meer als italienischer See und sieben Provinzen Italien
Händen des Auslandes." Wer steht dafür, daß die ita
Regierung, anstatt vom Capitol herab an Preußen den
erklären, nicht sofort ihrer bisherigen Gewohnheit zufol
tere Concessionen verlangen würde, auf die niemals e
zösischer Herrscher eingehen dürfte? Es scheint nicht,
Imperator anders als durch den Druck der Gewalt
Ziele kommen dürfte, die preußische Politik um ihre
und wichtigen Alliirten wieder ärmer zu machen;
müßte er die bankerotte und innerlich verfaulte It
zerschlagen um doch noch sein Lieblings-Projekt der
schen Dreitheilung zu verwirklichen. Manche Sy
deuten darauf hin, daß dieser Gedanke den verzweifelten
wieder stark beschäftigt; der Erfolg steht dahin.

[redacted]

Dagegen ist die zweite Allianzfrage wenigstens negativ vollkommen gelöst. In dieser Richtung hat die Veröffentlichung der Usedom'schen Note ihre Dienste unzweifelhaft gethan: sie hat jede Wiederannäherung zwischen Oesterreich und Preußen zu einer moralischen Unmöglichkeit gemacht. Baron Beust hat lange Noten geschrieben, um der Welt begreiflich zu machen, daß die Habsburgische Monarchie kein Interesse daran haben könne es auf einen Krieg gegen Frankreich an Preußens Seite ankommen zu lassen, um den Prager Frieden und die schwach verhüllten Consequenzen desselben gegen den eifersüchtigen französischen Nachbar zu vertheidigen und zu befestigen. Derselbe Minister hat in gewandten Zügen die radikale Aenderung geschildert welche durch die Ereignisse von 1866 in allen und jeden Beziehungen zwischen Oesterreich und Deutschland eingetreten sei, nachdem man in Wien durch feierlichen Vertrag von jeder Verpflichtung für die deutsche Integrität enthoben worden ist und folgerichtig die Erlaubniß erhalten hat einzig und allein das specifische Interesse Oesterreichs zur Richtschnur der Politik in allen Krisen zu nehmen. Hinfür kann Herr von Beust seinen Athem sparen und jeder deutschen Zumuthung gegenüber einfach auf die Usedom'sche Note hinweisen. Eine Macht die einmal so schreibt, muß immer so denken, und eine Allianz mit solch einer Macht müßte jedem unbefangenen Mann im alten Kaiserstaat nicht nur als Thorheit sondern als Verbrechen erscheinen.

Im Gegentheile wird man, ob es Einen auch noch so schwer ankommen mag, gestehen müssen, daß es, seitdem der Grundgedanke der Politik Bismark so prägnant schwarz auf weiß vorliegt, der Wiener Diplomatie als Pflicht der Selbsterhaltung zu erscheinen habe, die Macht welche allein noch der Verwirklichung solcher Pläne Halt gebieten kann, auf alle Weise sich verstärken zu lassen. Was ist natürlicher? Nehmen wir nur z. B. einen neuestens bevorstehenden Fall. Der Imperator sammelt auf dem Felde der Allianzen

[redacted]

nicht nur die Garben sondern auch schon die Aehren; er will zunächst, so sagt man, wäre es auch nur um gleichfalls eine Hegemonie-Macht zu spielen, einen Zollverein sowie ein Schutz- und Trutzbündniß mit Belgien und Holland durchsetzen. Es ist begreiflich, daß Graf Bismarck den traurigen Muth haben muß gegen derlei Projekte zu protestiren, nicht trotz sondern wegen der Usedom'schen Note. Oesterreich in's Herz zu treffen um alle Deutschen preußisch zu machen, das ist erlaubt, ja geboten; aber ein Bündniß zwischen Paris, Brüssel und Haag welches in seinen Consequenzen dahin führen könnte alle Franzosen französisch zu machen: das darf nicht erlaubt seyn, es wäre gegen die — „Verträge". Es ist möglich, daß auch England des Wechsels der Zeiten und seiner Selbstausschließung von den continentalen Angelegenheiten so weit vergißt, um mit einem ohnmächtigen Protest der preußischen Anschauung beizutreten und sich vor der Mit- und Nachwelt lächerlich zu machen. Aber Oesterreich? Wie könnte selbst ein Baron Beust die geeigneten Worte finden um einen Beitritt Oesterreichs zu einer solchen Verwahrung zu begründen?

Es begreift sich, daß Graf Bismarck, mit den Usedom'schen Vorschlägen auf dem Gewissen, schwer daran gegangen ist von sich aus Allianz-Anerbietungen in Wien zu machen. Auf Andringen der Südstaaten, insbesondere der verlegenen Staatslenker Bayerns, hat er es dennoch gethan, und was hat er auf die sehr natürliche Frage des Baron Beust nach dem entsprechenden Preis der österreichischen Hülfe geantwortet? Der Wahrheit gemäß hätte er sagen müssen: „nichts und wieder nichts als den Dolch in's Herz und dann noch einmal umgedreht." Den Beweis dafür daß dieß die allein ehrliche und aufrichtige Antwort gewesen wäre, hat der französische Imperator gerade zur rechten Zeit der Welt vorlegen lassen.

Gerade zu der Zeit nämlich wo die Verlegenheiten der Zustände in und um Deutschland eine Wiederannäherung an

Oesterreich abermals und immer dringender nahelegten. Seitdem nun die furchtbare Enthüllung geschehen ist, haben wir wenigstens den Muth der Hoffnung verloren, daß man in Berlin auf den Standpunkt sich zurückzuversetzen vermöge welcher die unbedingte Voraussetzung einer preußisch-österreichischen Verständigung ist. Wir wissen nach wie vor, daß ohne dieß die deutsche Zukunft zweifelhaft und düster ist; menschliches Hoffen jedoch wagen wir nicht mehr. Mit denjenigen aber — es sind natürlich dieselben Doktrinäre welchen wir alles Elend seit 1863 im Grunde zu danken haben — welche nicht nur sehnend zu hoffen fortfahren sondern, als wenn nichts geschehen wäre, in Wien sogar pochend fordern, werden wir noch weiter ein Wort zu reden haben.

XXVIII.

Die Anfänge der Geldherrschaft in Oesterreich.

Varnhagen von Ense, bekannt durch seine vielfachen Beziehungen zum Hause Israel, hatte wohl die triftigsten Gründe dafür, wenn er von Angehörigen dieses Hauses nach Möglichkeit mit Bewunderung oder, wenn die Bewunderung absolut nicht möglich war, mit der zartsinnigsten Schonung zu sprechen wußte. Wir sind in der Lage eine dunkle Stelle die in Varnhagens Berichten über Gentz sich findet, des Näheren erklären zu können. Diese Stelle lautet S. 192*): „Noch ist merkwürdig, daß Gentz, der wiederholt auch in Finanzsachen gearbeitet und alle neuen Entwürfe, sowie jede wichtige Nachricht immer früh wußte, auf Benutzung des Börsenspiels kaum Bedacht nahm. Er zog es vor, klare runde Summen aus freier Hand, ohne viel Rechnung und Ueberschlag zu empfangen (sic), niemals zum Mehren und Anhäufen, sondern stets nur zum eiligen Verbrauch.“ Ferner S. 193: „Auch aus andern Kreisen hallten ihm aufrichtige

*) In: Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel. Von Varnhagen von Ense. Leipzig, Reichenbach 1836.

Klagen nach. Ihm hatte sich durch Vermittlung eines großen Geschäftshauses ein Briefwechsel mit einer hohen Person in Paris eröffnet, der zu dem vielen Seltenen und Wunderbaren gehörte, wodurch Gentzens Leben und Stellung immer als ganz einzig erscheinen mußten. Eines der Häupter jenes Geschäftshauses sagte nachher als Gentz gestorben war von ihm bedauernd: „Das war ein Freund, solchen bekomme ich nicht wieder! Er hat mich große Summen gekostet, man glaubt es nicht, wie große Summen, denn er schrieb nur auf einen Zettel, was er haben wollte, und bekam es gleich; aber seit er nicht mehr da ist, seh ich erst was uns fehlt, und dreimal so viel möcht ich geben, könnt ich ihn in's Leben zurückrufen.“

Diese Art Schilderung des Gentz'schen Verhältnisses zum „großen Geschäftshaus“ und dessen Haupt wirft nicht nur auf Gentz, sondern auch auf Varnhagen eine eigenthümliche Beleuchtung. Varnhagen findet aus diesem Verkehr der beiden Biedermänner, von denen einer der Käufer und der andere der Verkäufer der Staatsgeheimnisse war, noch sogar ein Lob für Gentz den Verkäufer heraus, weil dieser letztere auf Benützung des Börsenspieles kaum Bedacht nahm, sondern „es vorzog klare runde Summen aus freier Hand, ohne viel Rechnung und Ueberschlag zu empfangen.“

Nun konnte Gentz, wenn er selber spekulirt hätte, dieses Spekuliren auf der Börse nur durch Agenten bewerkstelligen, welche nach Geschäftsgebrauch das was sie wußten wieder an „große Häuser“ verkauft hätten. Gentz hätte sich hiebei compromittirt und am Ende, da er und seine Agenten nicht derartig die Fäden in den Händen hatten wie das besagte „große Haus“, doch nicht so viel bekommen als ihm die klaren runden Summen trugen, die ihm das „große Haus“ auszahlte so oft er nur derselben bedurfte. Die Forderungen des Gentz gingen aber immer in die Tausende, mit dem Bettel von Hunderten wurde gar nicht angefangen. „Er hat mich große Summen gekostet, man glaubt es nicht, wie große Summen“; das „große Haus“ aber gewann durch die Winke Gentzens an Millionen: „dreimal so viel möcht ich geben, könnt ich ihn in's Leben zurückrufen.“

Von einem Augen- und Ohrenzeugen, den wir nennen können, und der wiederholt Personen erzählte die noch am Leben sind, haben wir folgende das „Verhältniß“ noch näher beleuchtende Thatsachen gehört.

Einmal war Gentz mit einigen andern Diplomaten in das „große Haus“ zum Speisen eingeladen. Das „große Haus“ zeigte auf einem Tisch eine Schwinge voll Dukatenrollen her und sagte, ein Viertel Spaß und drei Viertel Ernst mit den Summen prahlend: „Wer sollte meinen daß jede dieser Rollen

[redacted]

ausend Dukaten enthält." Darauf sagte Gentz im Spaß: „Gut, ch werde mich zu Hause davon überzeugen", ergriff dabei eine olche Rolle, ließ die schwergewichtige mit Grazie in die Tasche leiten und nahm dieselbe auch getreulich mit nach Hause. Das „große Haus" lächelte zum gnädigen Spaß; was lag ihm, dem „großen Haus" auch an diesen lumpigen paar tausend Gulden gegenüber einem Herrn der ihm hunderttausend kostete und dafür Millionen in die Tasche spielte. Das Charakteristische bei dieser Thatsache liegt aber darin: daß Gentz aus seinem zarten Verhältnisse des Nehmens und Bekommens vom „großen Hause" vor den geladenen Gästen gar kein Hehl machte — sondern gleichsam hiedurch ein offenes Bekenntniß ablegte.

Gentz schickte einmal zum „großen Haus" und verlangte, da er eben Gäste habe, ein prachtvolles silbernes Tafelservice für zwölf Personen sammt einem kunstreich gearbeiteten kostbaren Tafelaufsatze dazu — zu leihen. Natürlich vergaß Gentz bei seinen vielen Geschäften auf das Zurücksenden dieser silbernen Bagatelle. Gentz wurde endlich krank, seine Kräfte schwanden sichtbar, die Fanny Elßler pflegte seiner. Das „große Haus" erkundigte sich fleißig um das Befinden Gentzens. Eines schönen Morgens kommt ein Diener des „großen Hauses" mit einem Brief, in dem Gentz gebeten wird zurückzusenden an das „große Haus" das Silberservice sammt Aufsatz, indem das „große Haus" desselben für kommenden Tag zu einem Diner benöthige. Gentz liest den Brief, gibt Befehl das Silbergeräthe zurückzusenden, und sinkt in seine Kissen zurück. Das war der Todesstreich für Gentz! Der Diplomat konnte sich es jetzt an den Fingern herzählen, daß seine Tage gezählt seien; das „große Haus" wollte eingedenk der durch Gentz gewonnenen Millionen — noch das Service retten, was natürlich nur geschehen durfte, wenn man von Seite des „großen Hauses" die Ueberzeugung gewonnen hatte: Gentz sei ein verlorner Mann! Es war ein Fußtritt für den unbrauchbar gewordenen Goy — warum war er eben unbrauchbar geworden?

Varnhagen von Ense hat durch sein Tagebuch den alten Humboldt, der des Königs Brod aß und hintendrein über denselben König schimpfte, gründlich ruinirt. Varnhagen von Ense ruinirte sich aber durch seine eigenthümliche Auffassung sittlicher und unsittlicher Lebensverhältnisse selber gründlich. Er entwickelt über das Verhältniß des greisen Gentz mit der jugendlichen Tänzerin Elßler folgende Betrachtung (S. 186): „Die Schönheit, die Anmuth und Liebenswürdigkeit eines holden Geschöpfes hatten ihn (Gentz) zauberisch berührt und die erregte Flamme beleuchtete so glücklich seine eigene Liebenswürdigkeit, stellte so reich den unvertilgbaren Schatz seines Gemüthes hervor, daß die schön-

[redacted]

begabte Jugend freudig den ganzen Werth des Greises anerkannte und seine Liebe erwiderte" u. s. w. S. 237 erzählt der damals sechsundsechzig Jahre alte Gentz in einem Briefe an die Rahel die ganze eckelige Liebesgeschichte bis S. 241 und 242. Und Varnhagen läßt das faule, an seine Frau Gemahlin Rahel sehr treuherzig von dem alten Mann geschriebene Zeug wörtlich drucken und übergibt es der Oeffentlichkeit. In der That eine außerordentlich liebenswürdige Sippschaft!

Damals gab es nur Ein großes Haus und nur Einen Gentz der dem großen Hause zu Diensten stand, und nur Eine Elßler die die alten Tage des alten Gentz zauberisch berührte. Es war zur Zeit des Absolutismus, dessen Lobredner wir bei weitem nicht sind — dessen Lobredner wir aber auch dann nicht seyn können und werden, wenn er zum mit Liberalismus flunkernden Kammerabsolutismus wird; wenn die „großen Häuser" und die großen Staatsmänner sammt Zugehör gleichsam aus der Erde wachsen, wenn über den Kauf und Verkauf mit Geldinstituten (großen Häusern) in Kammern derartig öffentlicher Schacher der unverschämtesten Art getrieben wird, daß die Handelsleute sich Vorwürfe über ihre Geschäfte von öffentlichen Blättern die noch nicht miterkauft sind und ihr Fünklein Ehre sich bewahrt haben — öffentlich in's Gesicht werfen lassen, ohne sich zu rühren; wenn die ehrloseste Verkäuflichkeit an die Meistbietenden zu ihrer Vertheidigung keine andere Waffe mehr hat als Tags darauf über die „Ultramontanen" zu schimpfen, und eckle Possen zu reißen, um sich vor dem dummen Mob auf Kosten dieser bösen Ultramontanen wieder ein wenig zu Ehren zu bringen; wenn eine ganze Schwefelbande von Gaunern zusammenhilft um sich auf Kosten der bornirtesten Bourgeoisie welche die Erde je getragen hat, zu bereichern. Ja wir hassen den Absolutismus überall, am meisten aber dort wo er sich durch eine großartige Heuchelei etablirt hat und durch Terrorismus und Preßjudengeschrei zu erhalten sucht. Es versteht sich, daß alle diese liberal-absolutistischen Zustände auf Frankreich am Ende der Regierung Louis Philipps und am Ende der Regierung Louis Napoleons zu beziehen sind; daß wir es aber auch keinem Menschen zu verwehren suchen, wenn er dieselben nach seiner Einsicht und Erfahrung auf irgend anderswohin beziehen will.

[redacted]

XXIX.

Prediger-Historie der Reichsstadt Lindau im sechzehnten Jahrhundert.

Ruhig glitt ein Fahrzeug auf dem spiegelglatten See der deutschen Venetia zu. Die Schiffer ruhten von ihrer harten Tagesarbeit aus und überließen das Schiff dem günstigen Abendwinde, der seine Segel schwellte und die Schiffsmannschaft jeder Arbeit überhob. Allmählig umwölkte sich jedoch der Himmel und vom Rheinthale her erhob sich widriger Wind. Der Horizont umzog sich mit Gewitterwolken, in der Ferne ließ sich der Donner vernehmen, der See wurde unruhig und warf das Fahrzeug wie einen Federball hin und her. Leicht hätte man den Schiffern die schon oft in Sturm und Wetter gestanden, ansehen können, daß sie ihre Lage für äußerst bedenklich hielten. Schweigsam und düster blickten sie in die stürmische See hinaus, von der sie jeden Augenblick verschlungen werden konnten. Endlich brach Veit das Schweigen und sagte: „Gesellen! sonst war es Sitte und Brauch, daß man in solchen Gefahren gebetet hat, wie es schon die Schiffsleute thaten in dem Fahrzeug auf dem Jonas sich befand. Wir wollen Maria um ihre Fürbitte anrufen; sie hat schon oft bedrängten Schiffern auf diesem See wieder an's Ufer geholfen, wie mir mein seliger Vater öfters erzählte." Jörg

[redacted]

entgegnete: „Hat nicht der Barfüssermönch erst am vorigen Sonntag gepredigt, daß das Gebet zu den Heiligen und zu Maria eitel und unnütz sei und nur den Zorn Gottes herausforderе.“ Veit sagte: „Auch ich bin in seiner Predigt gewesen, aber ich glaube, wenn der Barfüsser jetzt bei uns wäre und diese Gefahr vor sich sähe, auch er würde seine Hände falten und Maria um ihre Fürbitte anflehen.“ Plötzlich fuhr ein Windstoß unter dieses Zwiegespräch und zerbrach krachend die Segelstange. In den drei Männern aber die den Tod vor Augen sahen, erwachten wieder ihre katholischen Reminiscenzen und sie riefen wie mit einer Stimme: O Maria, du Himmels- und Meereskönigin, bitt für uns! Am andern Morgen konnte man in der Liebfrauenkirche drei Schiffer sehen, wie sie vor dem Altar der Gottesmutter knieten und ihr dankten, denn nur durch ihre Fürbitte glaubten sie in der schrecklichen Nacht dem sichern Verderben entronnen zu seyn. Sie reichten einander die Hände und schlossen einen Bund auf Lebenszeit, dem katholischen Glauben treu zu bleiben und in allen Nöthen und Gefahren Maria um ihre Fürbitte anzurufen.

Um das Jahr 1522 — also fünf Jahre nach dem Anfang der Reformation — hatte Michael Hug oder Haug, ein Franziskanermönch aus Freiburg im Breisgau, zum erstenmal in Lindau angefangen das neue Evangelium auf der Kanzel und zwar in der Barfüsserkirche zu predigen. Ob Haug der Pest wegen die 1518 in und um Freiburg furchtbar grassirte, oder aber der strengern Disciplin wegen die im Kloster der Conventual-Minoriten damals eingeführt wurde und die Laxern zu Gunsten der fratres strictioris observantiae verdrängte — aus welchen von beiden Gründen Haug ausgewandert war, müssen wir dahingestellt seyn lassen. Vielleicht haben beide Umstände zusammengewirkt, daß ein Theil der Freiburger Barfüsser nach Lindau übersiedelte, wenigstens steht geschichtlich fest, daß um's Jahr 1518 Michael Häg ebenfalls ein Barfüssermönch von Freiburg weg nach Lindau

wanderte, wo er dann im Barfüsserkloster Rektor wurde. Auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß Gleichgesinnte einander angezogen haben, denn auch im Barfüsserconvent zu Lindau scheint nicht der beste kirchliche Geist geherrscht zu haben. So ließen im J. 1516 die Barfüsser zu Lindau in der Kirche ihres Klosters ein jüngstes Gericht an die Wand malen und unter den Verdammten saß der Papst mit der Tiara auf dem Haupte. Dadurch dürften sich diese Mönche hinreichend charakterisirt haben.

Der Barfüsserconvent war nie zahlreich. Nach einer Urkunde aus dem J. 1305 waren es bloß fünf Brüder und zur Zeit der Reformation waren sieben Mönche im Kloster, von denen drei die neue Lehre annahmen, die vier andern aber am Donnerstag nach Sebastiani 1528 ihr Kloster dem Magistrate käuflich überließen. Schon im J. 1239 hatte die Geistlichkeit von St. Stephan gegen die Niederlassung der Barfüsser in Lindau protestirt, allein da letztere an den Bischöfen von Würzburg und Constanz mächtige Protektoren hatten, so setzten sie ihre Ansiedlung in der Stadt leicht durch*).

Es scheint in den Barfüsserklöstern zur Zeit Luthers überhaupt etwas faul gewesen zu seyn, denn auch Johann Eberlin und Heinrich Kettenbach, welche bei der Reformation zu Ulm ihre Sporen verdienten, waren Barfüsser. Ferner führt Hottinger mehrere entsprungene Barfüssermönche an, unter denen besonders Sebastian Hofmeister, dereinst Lektor zu Zürich und Constanz, und Sebastian Mejer, Lesemeister zu Luzern sich hervorthaten. Beide gaben schon auf dem Colloquium zu Zürich dem neuen Evangelium Beifall, nachher leisteten sie bei der Einführung der Reformation in

*) Ein Glossator findet den Grund der Sympathie der Bischöfe für die Barfüsser in dem damaligen Streit zwischen Papst und Kaiser. Lindau, sagt er, stand auf Seite des deutschen Kaisers Friedrich II. und durch Ansiedlung der Barfüsser glaubten die Bischöfe für den Papst ein Bollwerk in der Stadt zu schaffen.

[redacted]

Schaffhausen ihre Dienste. Zur Conversion dieser Barfüsser, meint unser Prediger-Diptychon, habe namentlich der Umstand viel beigetragen, daß im J. 1522 auf dem Barfüssercapitel zu Leonberg in Schwaben Luthers Schriften nur den ungelehrten Ordensleuten zu lesen verboten, den gelehrten aber und besonders denen die sich als Prediger brauchen ließen, erlaubt ja zu lesen befohlen wurden, ut de iis judicare possent et privatim et publice redarguere errores contra veritatem et scripturas canonicas. Dieses Dekret soll der Barfüssermönch Pellicanus, welcher schon damals im Herzen gut lutherisch war, klüglich ausgewirkt haben.

Unsere Prediger-Historie beginnt mit den hochtrabenden Worten: „Wir behalten zwar billig das Gedächtniß aller getreuen Arbeiter, die der Herr der Ernte zum Bau seines hiesigen Kirchenackers gesendet hat, im Segen, doch verdient Haug vor andern ein ewiges Angedenken, weil er zuerst die Hand an den Pflug gelegt, die Steine des Aergernisses und das Unkraut der falschen Lehre wegzuräumen und den Samen des Evangeliums hier auszustreuen angefangen hat. Er besaß eine so feine Gelehrsamkeit, daß die hiesigen Brüder des Barfüsserklosters ihn zum Lesemeister, d. h. Lehrer der Theologie machten.“ Schon frühe müssen Luthers Schriften in Haugs Hände gefallen seyn, denn auf der Stadtbibliothek finden sich einige lutherische Bücher aus dem J. 1520, welche seinen Namen zeigen und von seiner Hand geschriebene Anmerkungen enthalten. Zwar berühmt sich der Augsburger Arzt und Historiker Dr. Achilles Gassarus, daß er der Erste gewesen sei der das Evangelium zu Lindau unter den Bürgern bekannt gemacht und den genannten Hugonem bekehrt habe. Da aber Gassarus erst 1505 geboren ward, so müßte er ein Weltwunder von Weisheit und Frühreife gewesen seyn*). Es ist vielleicht die Angabe von Gassarus darauf zu reduciren,

---

*) Epistola Gassari ad Magistratum Lindav. de anno 1577.

[redacted]

daß er Briefe, Bücher und Botschaften an Haug und die Lindauer von Urbanus Regius, in dessen Disciplin Gassarus zu Langenargen stund, bestellt hat und mag dieser Gelehrte, welcher die Lindauischen Schulen noch im Papstthum frequentirte und zu Anfang der Reformation sich sowohl zu Lindau wie zu Langenargen aufhielt, das meiste zur Erleuchtung unseres Reformators, mithin zur Ausbreitung der neuen Lehre in Lindau gethan haben *). Von Urbanus Regius sagt darum sein Sohn Ernestius in der Vorrede der gesammten Schriften: Sobald sich der Streit mit dem heiligen Manne Luthern und dem leibigen Papstthum erhoben und mein Vater selig den gräulichen Irrthum des Papstthums erkannte, ist er einer von den ersten gewesen, so Luther zugetreten und hat ganz Schwabenland mit Schreiben und Lehren zur Erkenntniß der Wahrheit gebracht **).

---

*) Des Regius in den Jahren 1522 und 23 an Wolfgang Reichard nach Ulm von Tettnang aus geschriebene Briefe in Bibliotheca Bremensi. Hottinger, Historia eccl. Sec. XVI. p. II.

**) Daß schon vor der Reformation eine öffentliche Lateinschule zu Lindau florirte, erhellt aus verschiedenen Dokumenten; daß aber auch die Knaben die nicht in die Latinität eingeführt wurden, zum Unterricht im Christenthum, Lesen, Schreiben und Rechnen angehalten wurden, daran ist nicht zu zweifeln. Im J. 1508 findet sich der Name eines deutschen Schulmeisters Franz Schmidlin, von dem ein Dokument sagt: er habe seine Bücher nicht famae sondern famis causa geschrieben, wie auch die sonderbare Notiz sich über ihn findet, er sei sine lux et crux begraben worden. Auch die Prediger-Historie gibt zu, daß das Schulwesen zu Lindau nicht im Argen gelegen sei, „insonderheit unser letzter katholischer Pfarrer Dr. Joh. Fabri als ein guter Freund und Correspondent des großen Erasmi Roterd. den studiis humanioribus nicht abgeneigt war." Zudem wissen wir, daß Urbanus Regius von Langenargen um diese Zeit den Grund zu seinen Studien in den Schulen zu Lindau gelegt hat. Seine Eltern hatten ihn auf die damals berühmte Schule zu Lindau gesandt, wo er unter geschickten Präceptoren den Grund einer soliden Gelehrsamkeit gelegt hat. Baile Dictionaire tom. XV. p. 38. Von diesen Lindauischen Präceptoren

[redacted]

Drei Thatsachen können wir aus diesem Meere von Hypothesen mit Gewißheit abstrahiren: daß Haug der erste war der hier die Lehre Luthers öffentlich predigte; daß er dieses in der Barfüsserkirche that, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach im J. 1522, obwohl einige das folgende Jahr annehmen. „Er predigte mit Beseitigung alles scholastischen Tandes", sagt eine Urkunde, „lediglich aus der Bibel den rechten Grund des Glaubens, Jesum Christum, insonderheit den Hauptartikel von der Rechtfertigung des armen Sünders vor Gott." Von seinen Predigten ist noch eine Reliquie in der Prediger-Historie erhalten, nämlich eine Kanzelrede die er in der Fasten am Sonntag Reminiscere 1524 gehalten und an Haug Zoller als Osterlamm nach Augsburg geschickt hat*). Er scheint nämlich in Augsburg Verwandte gehabt zu haben, worauf schon die Gleichheit des Geschlechtsnamens hinweist. Ein gewisser Alexander Schwarz aus Lindau, ein treuer Anhänger des Barfüssers, hat auf einer Geschäftsreise diese Haug'sche Familie in Augsburg besucht und ihr von dem reformfreundlichen Vetter in Lindau erzählt. Die Familie überschickte durch Schwarz ihrem Vetter ein Geschenk, das wahrscheinlich in einigen lutherischen Büchern bestand, worüber der Barfüsser große Freude empfand, weil er daraus ersehe, daß seine lieben Verwandten in Augsburg ebenfalls auf dem Wege des Heils sich befinden. Soviel läßt sich in historischer Beziehung aus dem überschickten Osterlamm entnehmen.

Im dogmatischen Theil des Sermons, der für uns von

---

beklagt sich einer über sein schlechtes Salarium in folgenden ziemlich freimüthigen Versen:

Est tamen ista manus, si verum dicere fas est,
Parcior et Musis usque maligna piis.

*) Ain kurzer aber christlicher und fast nützlicher Sermon, von dem rechten, wahren lebendigen Glauben an den einigen Mittler und Gnadenstuhl Jesum Christum, durch Michel Hug, Lesmeister zu Lindau bei den Barfüssern.

[redacted]

größerer Bedeutung ist, hebt Haug drei Momente hervor: den Glauben, die guten Werke und das Mittleramt Christi. Während er in den beiden ersten Theilen die katholische Lehre von dem Glauben und den guten Werken ganz correkt auffaßt und nichts zu tadeln ist, beginnt er im dritten Theile stark zu polemisiren, und zwar gegen die Verehrung und Anrufung der Heiligen. Jedoch geschieht dieß in einem ernsten, würdigen Ton und er ergeht sich in keinen gemeinen Schimpfereien, wie wir es sonst so oft bei den Reformatoren finden. „Ich kleinfügiger Mensch, predigt Haug, bin von Gott zu einem Diener und Prediger berufen und mich auch des nit mehr dann ein Jahr beflissen hab und verhoff rechtschaffen nach meinem Vermögen. Ich han viel Liebhaber und meine Feinde, die mir übel nachgesprochen haben, achte ich nicht, denn wer den Menschen sucht zu gefallen, der kann kein Diener Christi seyn. Ich hab weder Gold noch Silber noch große Hab, das ihr (Augsburger) von mir dann auch nit begehrt, aber eine Predigt vom wahren rechten Glauben an Christum aus der Schrift zusammengetragen, nicht deßwegen weil ich euch so arm und bloß des Wissens der Schrift achte, daß ihr meiner Gab bedürfet, sondern darum weil dieser kurze Sermon in eurem Namen ausgegangen, an vielen unverständigen, doch hungrigen Gemüthern Früchte brächte, wodurch die Herrlichkeit Christi gemehret werde. Du sagst aber, soll ich denn nichts Guts noch kein gut Werk thun, ja du sollst viel gut Werk thun; wo aber der wahr recht Glaub ist, folgen die guten Werke von selbsten nach; denn gleich wie ein guter Baum keine böse Frucht bringt, so muß der recht wahr Glaub auch rechte Werke bringen. Bei Lucä 11 lieset man: haischet, suchet, klopfet! Wer soll haischen? Ihr selber. Er sagt nitt, schick St. Peter oder einen andern Heiligen hin, der für dich haisch und bit, sondern du selbs haisch und klopf; denn der Gnadenstuhl ist nitt die Jungfrau Maria oder St. Peter, wie die Sermonisten gelehrt haben, sondern Christus."

[redacted]

Der Inhalt seiner Predigt zusammengehalten mit den sonstigen Nachrichten die sich über Haug auffinden ließen, machen es zur höchsten Wahrscheinlichkeit, daß er im Klosterleben verblieb und die Messe fortsetzte. Doch wie weit er auf der einmal betretenen abschüssigen Bahn gegangen wäre, das können wir nicht wissen; denn er wurde den 17. Sept. 1524 von der damals stark grassirenden Pest dahingerafft. Am Rande der Predigt fand ich die Notiz, jedenfalls von einem Spätern herrührend: Evangelium Christi in hisce aedibus monasterii libere divulgavit, idque effusissimo populi concursu, quippe novum erat.

Haug scheint jedoch in Lindau nicht so ganz allein gestanden zu seyn, denn kaum war er vom Schauplatze abgetreten, so taucht ein anderer Geistlicher auf, der die Zügel in die Hand nimmt und schon mit und neben Haug gewirkt haben muß. Es ist dieß Sigmund Rötlin, gebürtig aus Bregenz. Sein Geburtsjahr ist nicht zu eruiren, doch ist dasselbe sonder Zweifel im 15. Jahrhundert aufzusuchen. Nach Hottinger mag er eine ziemliche Zeit vor der Reformation in seiner Vaterstadt und in andern österreichischen Orten im Kirchendienst gestanden seyn. Hottinger erzählt auch, daß Rötlin schon 1517 und noch länger vor der Reformation mit Zwingli in vertrauter Freundschaft gelebt habe; was mitunter ein Grund seyn mag, daß das Lindauische Kirchenwesen den schweizerischen und nicht den sächsischen Typus annahm. Rötlin war ein energischer und muthiger Mann der fest am Ruder stand, und den von Haug ausgestreuten Samen emsig pflegte und hegte. Hiebei unterstützte ihn namentlich der Umstand, daß der letzte katholische Pfarrer Dr. Faber während seiner Abwesenheit die Pfarrgeschäfte an Rötlin übertragen und ihn zu seinem Vikar gemacht hatte. Daß Faber in diesen kritischen Tagen nicht auf seinem Posten war, sondern als Vikar des Bischofs Hugo von Landenberg zu Constanz weilte, und daß er eine so unglückliche Wahl in der Person des Rötlin zu seinem Amtsverweser getroffen

[redacted]

te, diese beiden Momente haben zum schnellen und wider-
ndslosen Abfall der Stadt Vieles beigetragen. Hierauf be-
lich sagt eine Urkunde: das war eine erwünschte Gelegen-
t, daß dem Evangelium Thür und Thor allhie völlig auf-
han wurden. Faber protestirte zwar von Constanz aus
en Rötlins Vorgehen in Abschaffung des katholischen
ltus und der Messe; allein Rötlin war der Mann nicht
sich einschüchtern ließ und leeren Drohungen nachgab,
er wohl wußte, daß weder Faber noch Hugo von Landen-
g ihren Worten den gehörigen Nachdruck geben konnten.
stützte sich auf den Willen und die Gunst des Volkes das
n zujauchzte, und fragte nichts nach bischöflicher Gunst
er Ungunst. Maluit enim, sagt unsere Historie, malis affici
n Evangelio Dei, quam splendidis et temporariis Dr. Jo-
nnis Fabri commodis frui. Faber machte neue Versuche und
ndte alle Mittel an Rötlin zur Niederlegung der Pfarr-
rwaltung zu nöthigen und seinen Mißgriff wieder gut zu
chen, allein Rötlin saß so fest, daß er von seinem Posten
cht mehr verdrängt werden konnte, zumal da der Magistrat
h seiner auf's kräftigste annahm und hervorhob, wie treff-
h sich Rötlin bisher um die Bürgerschaft angenommen und
i Gelegenheit der im J. 1524 allhier eingefallenen Häuser
h verdient gemacht habe. „Des Herrn Rath mußte be-
hen, denn reine Lehre drang in Stadt und Land durch,
d Rötlin blieb in seinem Dienst bis an sein Ende, das
on anno 1526 erfolgte, da er den 16. Oktober Morgens
Uhr an der Wassersucht gestorben ist.“

Daß Rötlin in religiösen und in politischen Fragen bei
n Lindauern in hohem Ansehen stand, zeigt die Vokations-
rkunde an seinen Diakon Mock: Senatus itaque consulto
claratum est, eum qui ad hoc munus subeundum mihi
iceat, toti etiam congregationi displicere non posse. Diesen
influß benützte Rötlin getreulich, um dem katholischen Cult
f jede Weise zu schaden; so fiel unter ihm schon 1525 die

Messe bei St. Stephan und anderes was mit der Messe i
Verbindung stand.

Nach dem Tode Haugs hatte Rötlin seine Schultern z
schwach gefühlt um die ganze Bürde des Ministeriums trage
zu können und hatte darum zum Gehülfen den Thoma
Gaßner berufen. Gaßner war von Bludenz gebürtig, ei
Landsmann von Rötlin und zugleich sein innigster Freund
Somit scheint auch in das stille und abgelegene Thal Mon
tafun das Licht des neuen Evangeliums schon frühe geleucht
zu haben, denn Gaßner war von demselben hell beschiene
und durch und durch erleuchtet. Nach unserer Prediger
Historie war er Pfarrer zu Hohenems und „hat die Wahr
heit der evangelischen Lehre bekannt und gepredigt, bis e
von dem dasigen Landesherrn Markus Sittich, einem grau
samen Feind der heilsamen Reformation starke Verfolgun
erlitten, aber just zur rechten Zeit 1524 im Monat Novemb
von Ems nach Lindau entronnen, allwo er nicht nur ei
sichere Zuflucht, sondern auch eine offene Thüre gefunden, sei
schönes Talent zu verwenden; indem allhier kurz vorher der er
evangelische Prediger Haug gestorben und er neben dem Rötli
im Kirchendienst wohl zu brauchen war. Nach des Letzter
Tod hatte er auch die höchste Stelle im Lindauischen Mini
sterium mit großem Ansehen bekleidet und die andern Pr
diger wurden von ihm so in Schatten gestellt, daß sie gleich
sam nur seine Helfer waren." Nach einem Bericht de
Bibliotheca publica heißen die übrigen Prediger seine Administ
et subsidiarii, Gaßner aber episcopus noster. In dem Tauf
buch, wo sein und seines Weibes Namen „als Gevatter" oft
mals vorkommen, wie auch in andern Dokumenten heißt er
nach dem damaligen Stil schlechtweg Prädikant*). Caspar

*) Gaßner und sein Eheweib wurden so oft zu Gevatter gebeten, w
sie zur halben Stadt „Gotte und Götte" waren; ihre Ehe selb
war kinderlos.

[redacted]

ibelin nennt ihn in einem Carmen: Evangelistam primaum Lindaviensem. Dieser Lindauische Evangelist predigte chs Jahre lang die zwinglische Lehre, trug jedoch nicht das indeste Bedenken lutherisch zu predigen, nachdem Lindau 's lutherische Lager übergegangen war. Somit hatte auch eser von den Lindauer Annalisten gerühmte Mann die hamäleonsnatur der oberschwäbischen Prädikanten, von denen Rank sagt, daß es den meisten ganz gleichgültig war, ob e Luther oder Bucer nachbeteten.

Wir finden an diesen Predigern selten die wissenschaftche Bildung und den sittlichen Muth, Eigenschaften die nen so vielfach nachgerühmt werden; denn der größte Theil rang vom Katholicismus zum Zwinglianismus und von iesem zum Lutherthum über und würde, wenn es eine vierte hase gegeben hätte, kein Bedenken getragen haben auch noch iesen Salto mortale zu thun, wenn ihnen nur das Weib elassen wurde. Darum ist die Ansicht derjenigen ganz ichtig, welche sagen, daß nicht die Prädikanten es waren, ondern die städtischen Obrigkeiten welche die Vereinigung berschwabens mit Luther anbahnten und bewirkten; jedoch ar der Sprung auch bei diesen keineswegs religiöse Ueberugung, sondern es waren rein politische Motive, welche e Städte Oberschwabens dem Evangelium des Nordens zu ieben.

Gaßner wurde noch kurz vor seinem Tode als Missionär rwendet, jedoch hatte er seinen Weg nicht über das Meer nd zu entlegenen heidnischen Völkern zu machen, sondern ging nur in das eine Stunde von der Stadt entfernte berreitnau, um diesen noch in Finsterniß und Todesschatten enden hospitalischen Unterthanen das neue Evangelium zu rkündigen. Er konnte daselbst nur ein einzigesmal predigen nd nach der Predigt eine Copulation vornehmen, weil beeits die Folgen des für die Protestanten unglücklichen chmalkaldener Krieges fühlbar wurden und es darum weder

Akten rühmen ihr nach, daß sie eine Frau von
Qualitäten gewesen sei und in dem Capitel d
Stiftes, wo sie als Fräulein einige Zeit lebte,
Ansehen gehabt habe, daß sie ohne Zweifel auf A
Frau Amalie Aebtissin geworden wäre, wenn sie n
aus dem Stift getreten und die evangelische Reli
nommen hätte. Maximilian Raßler sagt in sein
„justa defensio": Virgines coenobii Lindaviensis
usque diem invictae, catholica et vera sacra retin
unam demas, quae Evangelii Praeconi nubere et ur
num maluit. Das Jahr der Verheirathung geben di
unrichtig an 1534, denn dieselbe muß vor dem To
tissin Amalie geschehen seyn, die im J. 1531 starb

Während der Wirksamkeit Gaßners hatten
übrigen vier Fratres O. S. F., die nicht entsprung
ihr Kloster zu den Barfüssern sammt der Kirche
Rath zu Lindau zu kaufen gegeben und gänzlich
Ob dieser Kauf so freiwillig und friedlich abgelauf
der Kaufbrief darthut, der sich noch im Lindauer E
befindet, vermögen wir nicht zu constatiren; jedenf
wir nicht in Abrede stellen, daß auch in diesem

[redacted]

mators Haug findet sich, daß in einer strittigen Erbsache Joachim Gögel Zeugenaussage leistet wegen einer Frau, die er mit den Sakramenten versehen und deren Testament er angehört hat. Es war also allem Anscheine nach noch ein katholischer Priester hier, doch muß auch dieser nach Fabers Zeugniß abgefallen und zur neuen Lehre übergegangen seyn. Denn in einem Mandat des Reichskammergerichts zu Speyer d. d. 17. April 1529, das Dr. Johann Faber gegen Lindau auswirkte, stehen die Worte: „daß sich etliche verlaufene Pfaffen mit Namen Thomas Gaßner und Joachim Gögel, welche um ihr unchristliche Handlung und sonderlich so sie in der verlaufenen paurischen Empörung begangen, verjagt und vertrieben, sich in die Pfarr zu Lindau und ihr Nutzung intrudirt und unterzogen und noch auf den heutigen Tag mit der That unterziehen." Vom zweiten Gehülfen Hyrenbach ist weiter nichts bekannt, als daß er lebte, weibte und starb.

Um diese Zeit thut unsere Historie auch noch Erwähnung eines Hans Häugelin, eines Scherers Sohn von Lindau, der nach einer Relation des Stadtschreibers Vögeli von Constanz, dem Rabanus nachgeschrieben hat, um seines evangelischen Bekenntnisses willen von dem Bischof zu Constanz den 10. Mai 1527 zu Sernatingen verbrannt worden sei. Da es mit Evidenz nicht nachgewiesen werden kann, daß Häugelin Prediger zu Lindau war, so würden wir seiner nicht erwähnt haben, wenn es uns nicht darum zu thun gewesen wäre eine Geschichtslüge weniger zu haben. Gewiß ist, sagt unser Prediger-Diptychon, daß sich Häugelin mit den am Bodensee tumultuirenden Bauern zu viel eingelassen gehabt und ihnen ihre Postulate oder Artikel an die Obrigkeit gestellt. Dadurch bekommt die Sache ein ganz anderes Ansehen und der Heiligenschein, mit dem Rabanus das Haupt des Frühmessers zu Sernatingen als eines Glaubensmartyrers umgeben hat, erbleicht auf diese Nachricht hin gänzlich. Häugelin ist nichts weiter als ein politischer Meuterer, welche noch jeder Zeit, wenn man ihrer habhaft werden konnte, mit dem Tode be-

leicht auch wegen der Pauernschaft auf dem La
dem Vaterland des Lins und seiner dreimaligen Ve
gibt sein Sohn und Nachfolger im Predigtamt
Taufbuch folgenden kurzen Bericht: Hieremias I
curiensis cum altera conjuge Anna nuptias celeb
viae anno Domini 1522, cum tertia vero 1536.
also aus den österreichischen Landen, nämlich a
gebürtig, scheint frühzeitig zur Neulehre überg
ausgewandert zu seyn. Aus welchen Gründen di
ist unbekannt; allein es scheinen eben die Refor
kerngesunden, gut katholischen Vorarlberg keine
Boden gefunden zu haben, weßhalb sie zum
greifen mußten. Wenn Lins seine zweite Hochzei
mit Anna Bertschin im J. 1522 gehalten hat, s
erste Verheirathung fast auf die ersten Jahre der R
fallen, und ist er vielleicht darin seinem Landsman
mäus Bernhardi von Feldkirch, Propst zu Kemb
Bartholomäi Tag 1521 in die Ehe getreten un
für den ersten beweibten Prediger gehalten wird,
getrabt. Unde colligere licet Bernardum illum
citer dici posse primum Ecclesiastem uxoratum

[redacted]

›r der Reformation bei den päpstischen Priestern conjugia andestina oder concubinatus nicht nur im Schwunge waren, ndern in der Augsburger Diöcese erlaubt, ja sogar in der chweiz obrigkeitlich geboten waren, ut quisque sacerdos ibeat concubinam, ne alienam tentet pudicitiam.“ Wo es ›ch Gelehrte gibt, die sich solche Bären aufbinden lassen, : muß es entweder am guten Willen fehlen, oder es ist nen ein Repetitorium ihrer Geschichtsstudien anzurathen.

So viel ist gewiß, daß Lins schon mehrere Jahre in ndau weilte bis er etwa 1527 im Frühjahr zum Prediger ıgenommen wurde. Daß er zwinglisch gesinnt war, beweist n Brief des Erasmus Fabricius, Pfarrers zu Stein, den 1528 an Lins schrieb ihn ersuchend, daß er in die Stelle s von den Zürcher Herren wegen ehrenrührigen Predigens rtriebenen Jakob eintreten und seinen Platz in Lindau ſem überlassen möchte. Habebis, sagt Fabricius, Zwinglium strum, vel hoc uno nomine et comministrum et adjutorem. ns blieb jedoch im Kirchendienst zu Lindau bis an sein ıde, welches 1538 erfolgte. Wenn die Historie sagt: er ›eint „fast passiv“ gewesen zu seyn, so möchten wir dieses it den Worten geben: er war ein Indifferentist vom rein- n Wasser, hatte gar keinen sittlichen Muth, ließ alles über h ergehen und fand sich nur behaglich in Gesellschaft von önen Frauen. Fast die ganze Wandlung des Lindauischen rchenwesens ging an seinen Augen vorüber; allein er hatte ıen so kräftigen Magen, daß er alles verdauen konnte. ›m Katholicismus trat er zum Zwinglianismus über, nahm rauf das Lutherthum an, huldigte dem Interim und war : erste unter den Lindauischen Predigern, der den Chorrock eder anzog. Als bald darauf ein anderer Wind blies, kehrte dem Interim wiederum den Rücken und half in den letzten ıhren seines Lebens noch vollends die zwinglischen Ueber- ribsel aus der Stadt schaffen. Seine dritte Ehefrau, Bar- ›ra Meßerin, überlebte ihn lang und von ihr wurde der

[redacted]

Sohn Samuel geboren, der noch bis in's folgende Säkulum in Lindauer Kirchendiensten stand.

Unter Gaßner und Lins spielte ein bedeutendes Stück der Lindauischen Reformationsgeschichte. Schon am Sonntag nach misericordias Domini 1527 hatte der apostasirte Priester Kaspar Hädelin, ein Lindauer Kind, auf obrigkeitlichen Befehl die geistlichen Lieder und Psalmen deutsch zu singen angefangen, die er zum Theil selbst übersetzt und componirt hatte*). Im J. 1530 ging auch in Lindau die obligate Bilderstürmerei vor sich. Wie einstens ein Gall und Columban vom heiligen Eifer ergriffen die heidnischen Tempel zerstörten und die Götzenbilder in den See warfen, so glaubten es nach tausend Jahren die Lindauer Reformer mit den christlichen Bildern machen zu müssen. Der Kirchhof zu den Barfüssern wurde der Kreuze und Epitaphien beraubt, die Mauer niedergerissen und mit dem Raum der Brettermarkt erweitert. Aus St. Stephan wurden die Altäre, Bilder und Gemälde der Heiligen, auch alle Gedenktafeln entfernt, und damit nicht zufrieden ließ sie der zelotische Zunftmeister Job Schmider gar zerhauen, verbrennen und ein großes Crucifix in den See werfen. Diesem Vandalismus scheint die Orgel entgangen zu seyn, denn die Prediger-Historie sagt: „Nach der Reformation, da man allhier auf gut schweizerisch zu Werke ging und anno 1530 die Bilder und Altäre als reliquias des Papstthums ausmusterte, wurde die Orgel kaum durch den Bürgermeister Calixt Häulin errettet, vielleicht aber erst lange

---

*) Hädelin war katholischer Priester an St. Maria Magdalena Altar und wurde nach seinem Abfall Rektor an der Lateinschule zu Lindau. Dem Rathe wird nachgerühmt, daß er diesen Apostaten zum Kirchenpfleger über die eingesackten Kirchengüter machte. Auf seinem Grabstein standen die Worte:

Heic jacet, hac tegitur, chare viator, humo
Teutonicas primus templo qui psallere Psalmos
Coepit et in ludo Graeca docere. Vale!

[redacted]

nach wieder zum Gottesdienst gebraucht worden, wenigstens
det sich keine Spur hievon noch der Namen eines Orga-
sten bis anno 1570."

Obgleich nun der katholische Gottesdienst in der ganzen
tadt gefallen war, so wagten es die Väter doch nicht ihre
walthätigen Hände an die Mauern des Klosters oder
tifts anzulegen, sondern sie begnügten sich mit einem Ver-
t, indem allen Bürgern in der Stadt sammt ihren Kin-
rn und Dienstboten gesagt wurde, daß keines weder zur
leß noch zur Vesper oder andern Dingen in das Kloster
llt gehen bei Straf 1 Pfund Pfenning, so oft es geschehe.
och wäre nach unserer Prediger-Historie auch im Stifte
ld darauf die Messe „still gestanden" und die Aebtissin
itte mit ihren Damen die protestantischen Predigten eine
itlang in der Stadt besucht, allwo sie zu oberst in der
irche gegen das Stift hin einen eingemachten Stuhl ge-
abt. Daß ein so jugendliches Geschöpf wie Katharina von
odmann — sie war bei ihrer Wahl (1531) 18 Jahre alt —
ch von der Vergewaltigung der Lindauer einschüchtern ließ
nd die Predigten ihrer Prädikanten anhörte, ist wohl glaub-
ch und (einem schwachen Weib) auch verzeihlich. Diese
ebtissin soll sich jedoch bald ermannt und den Lindauer
erren noch manchen Prügel zwischen die Füße geworfen
aben; ja eine Urkunde erhebt sie zu einer wahren Bekennerin
s katholischen Glaubens. Um diese Zeit verordneten die
tadtväter, „daß fortan nirgendsmehr, wasfür Spän, Irrung
nd Handel sich in Ehesachen zutragen, ausgerichtet werden
llen denn vor einem Rath allhier; da bisher die Leut gen
ell und für den Bischof nach Constanz gelaufen sind, das
ollte man nicht mehr leiden noch gestatten." In diesen tur-
ulenten Tagen schrieb auch Eitel Egg, Vogt der Herrschaft
regenz, der Stadt Lindau zu, daß man von Bregenz am
immelfahrtsabend mit dem Kreuz gen Lindau gehen und das
mt im Kloster halten wollte. Dem Vogt wurde vom Rath
scribirt: „Es möge Niemand anher kommen!"

den 28. Mai 1535 mit Gertraud Hildenbrand vo
verheirathet hat. Auf Schenk folgte Jakob Lepus
Er war früher Priester im Thurgau und wurd
vertrieben, weil er vom katholischen Glauben
Barbara Hierterin heirathete. Auf Empfehlung de
und Ambros Blarer, an welche man sich von
um ein taugliches Subjekt gewendet hatte, wurd
nannte Stadt berufen und übernahm Schenks S
1539. Da sich mehrere Lepus zu dieser Zeit zu
finden, so kann er wohl ein Lindauer Stadtki
seyn. Er hat lange Zeit hier im neuen Weinberg
gearbeitet und war auch stark genug das Interim
Schultern zu tragen, ja es soll ihm zur Zeit d
den Papisten die Auszeichnung geworden seyn, d
von den dasigen Prädikanten die Communion hal
theilen durfte.

Neben Lepus predigte Benedikt Burgauer,
alten Lindauischen Patriciergeschlecht herstammend
war katholischer Priester in der Schweiz und ha
kunde zufolge mit seiner Kellnerin, „gleich wie a
pfaffen mit den ihrigen", schon anno 1527 Hochz

28. August einen Sohn zu Lindau taufen ließ. Burgauer war ein unruhiger und in religiösen Dingen unentschiedener Charakter, der keine Selbstständigkeit an den Tag legte, sondern bald Luther bald Bucer und Blarer nachzuhinken schien. Die Annalen geben verschiedene Motive seiner Entlassung, worunter wohl der Grund keinen Glauben verdient, er sei entlassen worden weil er lutherisch und zu wenig zwinglisch war; sondern weit glaubwürdiger ist, daß er seines unruhigen Kopfes wegen verabschiedet wurde, da man ihn laut Protokoll mehrmal warnte. Dieser Prediger hat das meiste dazu beigetragen, daß der Kirchhof zu St. Stephan abgestochen und der Gasse gleich und eben gemacht wurde, auch wurde während seines Wirkens in der Stadt im J. 1543 das erstemal ein Ehegericht gehalten. Sonst weiß das Diptychon von diesem Manne nichts zu erzählen, außer daß seine zweite Frau Anna Härlin eine Schaffhauserin war und er eine Stubenvoll Kinder hatte.

Mit der Lebensbeschreibung des folgenden Predigers Mathias Roth beginnt eine neue Phase im Lindauer Predigtamte. Das reine Lutherthum wurzelt immer tiefer ein und die Lindauische gut bestellte Schule bringt eine solche Menge geschickter Stadtkinder hervor, daß man ein ganzes Säkulum hindurch nicht mehr nöthig hat Fremde in's dasige Ministerium zu ziehen. Roth war ebenfalls ein Lindauer und stand in auswärtigen Kirchendiensten, bis er an Burgauers Stelle berufen wurde. Er scheint sich im Sächsischen aufgehalten zu haben, wie auch seine erste Frau Gertraud Hartmännin, die er mit nach Lindau gebracht, von Delitsch in Meissen sich schreibt. Nach deren Tod aber hat er eine Bürgerstochter der Stadt, Judith Oelerin, geheirathet. Roth leistete der Kirche in Lindau theils vor, theils während und nach dem Interim Dienste und war wie alle Prediger in Lindau stark genug das Interim zu tragen. Vor der vorübergehenden Wendung trat er höchst feindselig gegen den Katholicismus auf, that ihm Abbruch wo und wie er konnte,

[redacted]

und ließ sich als Reformator des in den dortigen niedern Gerichten noch übriggebliebenen katholischen Gottesdienstes gebrauchen. Nachdem er zu Hergensweiler zweimal gepredigt hatte, wurde ihm das Handwerk schon niedergelegt und es hat sich nicht nur daselbst, sondern auch in andern Orten wo das neue Evangelium schon Jahre lang eingeführt war, das Reformationswerk wiederum zerschlagen. Ja in der Stadt selbst mußte man das Interim annehmen und also gleichsam das Papstthum zur Hinterthüre wieder hereinlassen. Die Prediger wurden während des Interims hier geduldet und durften ihre Predigten fortsetzen.

Unsere Prediger-Historie rühmt dieses als eine besondere Gnade des Kaisers, die er der Stadt Lindau verliehen habe; was es aber keineswegs war, denn durch das Interim wurde nichts anderes als überall Simultan-Gottesdienst eingeführt. Doch auch die Lindauer glaubten nach dem Vorgange anderer Städte beim Kaiser Vorstellungen gegen das Interim machen zu müssen. „Es ritten darum Andreas Märgel und Jakob Feuerstein gen Augsburg zu Kaiser Karl und haben ihre Majestät gebeten, man möchte gemeine Stadt Lindau bei ihrer Religion belassen. Sie wurden zum Kaiser zugelassen, haben mit ihm geredet und ihm zweimal die Hand geboten und den Kaiser als einen ganz gnädigen Herrn gefunden." Als Antwort brachten sie mit nach Hause: Seine Majestät wollten ebensowohl gern selig werden und den rechten Glauben haben als die von Lindau; inzwischen solle bis auf ein Concil das Interim angenommen werden. Darauf haben die drei Prediger Roth, Lepus und Lins auf obrigkeitlichen Befehl die Chorhemden wieder angezogen, die Messe und was mit derselben zusammenhing wurde in Stadt und Land wieder eingeführt; die katholischen Geistlichen ergriffen von Kanzel, Altar, Taufstein und Beichtstuhl wieder Besitz und nahmen mit ihren Prozessionen, sagt ein Chronist, alle Gassen und Straßen wiederum ein. Am 11. November (1548) fing man in der Frauenkirche an Messe zu halten und in der St.

Stephanskirche ließ die Frau Aebtissin durch den Pfarrer zu Tettnang wieder katholischen Gottesdienst feiern. Mit Beginn des Winters hielten die Protestanten Morgens früh bei Licht das Abendmahl, damit die Katholiken an ihrem Amt nicht gehindert würden. Bei diesem Frühgottesdienste sagte Lepus laut die Consecrationsworte vor dem Altare; dieses durfte er thun, „weil er vorher ein römischer Pfaff war." Es kam leider hernach noch so weit, sagt das Diptychon, daß die katholische Klerisei fast alle Gewalt, insonderheit auch zu taufen innehatte. „Doch kam es während dieser Zeit, Gott sei Dank, niemals gänzlich dahin, daß die evangelischen Prediger mit ihrem Vortrag hätten schweigen müssen." Einige Bürger hatten ihr Bürgerrecht aufgegeben und waren aus der Stadt gezogen, weil sie das Interim nicht annehmen wollten; sie kamen jedoch bald wieder zurück, erhielten unentgeltlich ihr Bürgerrecht und wurden wieder loyale Lindauer. Auf St. Jörgentag (1551) sollte man, wie vor einem Jahr auch gethan wurde, „nach Wasserburg kreuzen"; aber es wollte dieses Jahr Niemand weder Fahnen noch Kreuz tragen „und ist auch niemand als der Pfaff allein gegangen." Als dieser papistische Priester — so lautet die Erzählung weiter — in der Stephanskirche des Dominici Hünlein Kind nach päpstlichem Gebrauch „ausgewindelt" und ganz nackt getauft hat, so wurde dem Pfaffen von dem Kinde ein unangenehmer Lohn gegeben.

Die letzte Handlung während des Interims war, daß der Kaiser an die Kirchthüre zu St. Stephan ein Mandat anschlagen ließ, das angestellte Tridentinische Concilium zu besuchen, ob man in der Religion sich nicht einigen könnte. Inzwischen wurden diese Verwirrungen in der Stadt nicht wenig vermehrt durch eine Plage, welche der Himmel sandte in diesen Tagen. Es hat nämlich die Pest angefangen sich einzuschleichen und ist man nie verzagter gewesen und schimpflicher voneinander gewichen, denn in diesen Tagen, wozu der religiöse Hader nicht wenig beitrug.

Erzählung unserer Annalen in eine Wahrscheinlichkeit
bringen will, so muß dieß zweimal geschehen
erstemal bekam Roth den Abschied im J. 1550
Predigt über die Hexen und Unholden die er den
dedicirte und zum Geschenke machte. Da die
den Spott recht wohl verstanden, so schickten
schaft ab und riefen das Recht in Lindau gege
Im Rath setzte es eine heftige Debatte ab, inden
Prediger in Schutz nahmen, andere aber die Ge
hoben welche den Lindauern von Seite des Ka
wenn man Roth auf der Kanzel belasse. Letztere
wann die Oberhand im Senate und Roth wurde
seines Amtes entsetzt. Seine Freunde brachten ih
aus der Stadt und begleiteten ihn mit Büchsen
das Schweizerland nach St. Gallen. Roth blieb
lange in seinem Exil; denn schon den 26. Mär
im aller Stille bei Nacht am Lindauischen Ufer
aber hatte nicht den Muth, ihn sogleich wieder i
digtamt einzusetzen, sondern dieses geschah erst
In einigen Berichten wird bemerkt, daß ein Herr
Roth bald nach seiner Rückkehr am Siebelbach
habe: der Weltnauer sei aber von einigen M

[redacted]

aber von Herrn Matthäusen wollt er nicht ablassen, wenn er ihm käm, das sollt er sich zu ihm versehen."

Roths zweite Suspension erfolgte, weil er am Mathias-Tag den katholischen Pfarrverweser, Georg Krug, da er auf öffentlicher Kanzel stand, unterbrach und ihn einen Lügner, Esel und Fastnachts-Butzen schalt. Allein die Väter setzten ihn bald wieder in das Predigtamt ein mit der Bemerkung, wie es in den Annalen heißt, „daß er still sei, nicht schelte, sondern ἐπιείκειαν halte oder zum Thor hinaus." Aber schon im Maimonat schüttelte Lindau das Interim, das in der letzten Zeit überhaupt nur noch ein kümmerliches Leben fristete, ganz ab, worüber Roth eine unbändige Freude an den Tag legte, wie aus seiner im Taufbuch hinterlegten Handschrift zu ersehen ist. In Folge des Passauer-Vertrags kam den 16. Mai ein Indulgenzschreiben nach Lindau, wornach die Aebtissin die St. Stephanskirche gänzlich räumen mußte und es der Gemeinde vergönnt seyn soll die Sakramente wie ehedem durch ihre Prädikanten administriren zu lassen. Jedoch soll es einem jeden freistehen, in die Kirche zu gehen und seine Kinder taufen zu lassen, wohin ihn sein Gewissen treibe.

Nun hatte Roth wieder freie Hand und da er an Georg Necker einen gleichgesinnten Collegen bekam, so ließen beide die Zügel schießen. Roth war mit den leise auftretenden lutherischen Theologen nicht zufrieden, sondern sein Hypereifer führte ihn in das Lager des Flacius, wodurch er der Stadt eine Erbschaft hinterließ die nach seinem Tode große Kämpfe verursachte. Er hat vielleicht den Streit vorausgesehen, der sich über seinem Grabhügel bald erheben würde, und deßhalb noch kurz vor seinem Tode eine Deklaration erlassen, die in „leiblichen Terminis" abgefaßt ist und durch welche er den Brand noch ersticken zu können glaubte. Allein es gelang ihm nicht mehr; doch starb er noch wenige Monate vorher (1575), ehe das Feuer der Flacianischen Controversen zum völligen Ausbruch kam.

[redacted]

Von seinem zweiten Mitarbeiter Christian Elz ist weiter nichts bekannt, als daß er sich mit Cleopha Bürgerinn von Immenstaad den 29. November 1546 ehelich trauen und im folgenden Jahre im Mai einen Sohn taufen ließ. Roths anderer Gehülfe Georg Neker war aus einem alten Lindauischen Geschlechte, welches vor Jahrhunderten zu den Patriciern gezählt hatte. Er wurde als Stipendiat nach Straßburg geschickt und vollendete seine Studien zu Wittenberg noch unter Luther. Anfangs stand er in kursächsischen Landen im Kirchendienst, wie er mit eigener Hand in das Lindauer Hochzeitbuch eingezeichnet, daß er zu Wittenberg anno 1545 den 15. Februar mit Margaretha Drywalden, die von dannen gebürtig gewesen, Hochzeit gemacht habe. Als das Interim in der Stadt aufgehoben wurde, so stellte man wieder einen weiteren Prediger an und Neker wurde in seine Vaterstadt berufen. Kaum war er in Lindau angekommen, so nahm er Theil an den öffentlichen Schießübungen auf der Stachelhütte. Dieß wurde ihm so verübelt von den Lindauern, daß ein förmlicher Auflauf entstand und er von dieser Liebhaberei abstehen mußte. Sonst hat ihm die Lindauische Kirche, was die Befestigung und Erhaltung der lutherischen Lehre anbelangt, ungemein viel zu verdanken. Er war eifrig bemüht alle Ueberbleibsel des Interims gründlich auszurotten, wie er auch den da und dort spukenden Zwinglianismus mit Stumpf und Stiel auszumerzen suchte. Auch war er der Erste der den durch das Interim bei Spendung der Sakramente eingeführten Chorrock wieder ablegte. Bei dem Magistrate scheint er großes Vertrauen genossen zu haben, denn obgleich der Jüngste im Ministerium wurde er dennoch auf den Tag nach Frankfurt geschickt, wo er große Einsicht in den damaligen verworrenen Zustand der evangelischen Kirche gewann und die vornehmsten protestantischen Theologen innen und außen kennen lernte. Hauptsächlich hatte er vom Magistrate den Auftrag die evangelischen Stände um Hülfe zu bitten, damit die Kirchen in den niedern Lindauischen Ge-

[redacted]

richten, wo „die Meßpfaffen zu Zeiten des Interims unter Favor des Grafen von Montfort sich einnisteten und nach dem Religionsfrieden sich festhielten", wiederum „nach dem Verlangen etlicher Unterthanen" mit evangelischen Predigern möchten besetzt werden. Doch war diese Negotiation ohne jeglichen Erfolg, denn der Buchhorner Vertrag machte bald darauf jede Hoffnung der Lindauer in dieser Beziehung zu nichte.

Neker unterschrieb im Namen der Stadt den sogenannten Frankfurter Abschied, durch welchen zwar dem Evangelium nicht geholfen, aber auch nichts vergeben war, sondern alles nur eine Vorbereitung zu der gehofften nähern Vereinigung seyn sollte, damit man mit den Papisten auf dem noch in diesem Jahre erfolgenden Colloquium aus einem Munde sprechen könnte. Neker neigte sich in seinen religiösen Anschauungen entschieden auf Seite des Flacius; ja es ist nicht unwahrscheinlich, was die Annalen sagen, daß er in seinem Hause diesen großen aber unglücklichen Theologum beherbergte, als er etliche Tage als Gastfreund in Lindau weilte, wie es denn constatirt ist, „daß im J. 1571 die Lindauischen Prediger Rothius, Nekerius und Rupius dem damaligen Concordien-Projekt des Andreä anstatt der Approbation eine harte Protestation subscribirten." Andreä schiebt alle Schuld daran dem Neker zu und klagt, daß die Jesuiten und andere offenbare Feinde des Lutherthums es ihm nicht so grob gemacht als Neker allein. Inmittelst ließ sich dieser immer mehr mit Flacius ein und verfaßte 1573 im Namen der übrigen Prediger die bekannte und in der folgenden Zeit so hart angefochtene Präfation zu der gedruckten Lindauer Kirchen-Agende, in welcher er die irrige Meinung de peccato originis tanquam substantia hominis vertheidigt. „Hie sitz ich Pfaff Georg und bin ein so gar verderbter Mensch durch die Erbsünd, als wann einer eine Nadel nehme und steche damit durch alle meine Glieder Leibs und der Seele, äußerlich und innerlich, so finde und treffe er doch allenthalben die Erb-

sünde. Summa, wo kein Haar gut, da wird kein guter Pelz seyn." Hiedurch irritirte er Andreä noch mehr und entzündete damit den nachmaligen flacianischen Streit in der Kirche zu Lindau. Der Rath hat sein Vergnügen und seine Dankbarkeit über des Mannes Meriten dadurch an den Tag gelegt, daß er seiner Wittwe die Herrenpfründ im Hospital gratis zuerkannte.

Aus Mangel an einem tauglichen Subjekt hatten die Lindauer die Stelle des Lins drei Jahre unbesetzt gelassen; sie warteten den Lindauischen Bürgerssohn Tobias Rup ab, bis er zu Jena absolvirt hatte. Rup war den 5. Februar 1538 zu Lindau geboren, begann seine Studien in seiner Vaterstadt und wurde dann durch Roth an Flacius recommandirt. Der Disputation zu Weimar 1560, in welcher Flacius gegen die Synergisten den Sieg davon trug, aber sich schon damals in der Materie von der Erbsünde in der Hitze des Streites bloß stellte, wohnte Rup als Studiosus bei. Es ist darum gar nicht zu wundern, wenn auch Rup sich auf Seite des Flacius stellte, aber gerade darum war er Neker ein ganz willkommener College. Kaum war er in das Predigtamt zu Lindau eingetreten, so trachtete er nach dem ersten Requisit eines evangelischen Predigers, nämlich nach einem Weib und verheirathete sich noch nicht 24 Jahre alt mit Anna Sterlin von Lindau. Bei dem im August 1575 gehaltenen Colloquium Lindaviense stellte sich Rup an die Spitze und führte das Wort gegen Andreä. Die Prediger-Historie sagt: Rup habe bei dieser Disputation, obgleich seine Sache nicht die beste war, ungemeines Feuer des Verstandes, große Beredsamkeit und nicht wenig Gelehrsamkeit an den Tag gelegt, und seinem Gegner der ein Orator und Disputator extemporaneus und insonderheit in diesem Controverspunkt sehr geübt war, ziemlich zu schaffen gemacht, auch bei diesem Handel einen großen Anhang gehabt. Getadelt wird an ihm, daß er von seinen Worten, auf allen gethanen Zuspruch hin, um kein Haar weichen wollte und daß er bei Beginn des

Gespräches dem Dr. Andreä nicht einmal die Hand hat reichen wollen. Andererseits habe Andreä dadurch gefehlt, daß er Rup, der doch schon lang im Predigtamt gestanden, als wie einen jungen Studenten aus der Logik examiniren wollte und in der Hitze des Streites die Worte gegen ihn gebraucht: „so hat nie kein Narr geredet, kein Türk, kein Teufel, kein Jud, kein Tartar, kein Heid ist jemals so gotteslästerlich gewesen.“ Der Ausgang des Gespräches war für Rup kläglich, denn es erfolgte nach eingeholten auswärtigen Gutachten seine gänzliche Entfernung den 26. November besagten Jahres.

Der arme Rup war übel daran, denn er konnte nirgends Unterkunft finden, weil ihm sowohl des Andreä Autorität als die im Druck publicirten Akten des Colloquiums überall im Wege stunden. Er zog im Elende umher, bis er endlich in Basel ein Asyl gefunden zu haben glaubte. Allein der Lindauische Magistrat verfolgte ihn auch dort, indem er an die dortige Obrigkeit und Universität seiner Conduite wegen schrieb und so bewirkte, daß ihm durch den Rektor Academiae weggeboten wurde. Wie es ihm später ergangen und ob er wirklich in badischen Kirchendienst gekommen ist, wie eine Urkunde angibt, vermögen wir nicht zu eruiren. Mit Rup mußte auch sein Amtsgenosse Sebaldus Scheffler zu den Thoren Lindaus hinaus, dem der Abschied besonders schwer fiel um seines Weibes und seiner fünf unerzogenen Kinder willen, wozu noch den 29. November das sechste gekommen.

Bei diesem Colloquium Lindaviense spielte Samuel Lins eine ganz passive Rolle, indem er sich gar nicht sehen oder wenigstens nicht hören ließ. Er war der erste unter den Lindauischen Predigern, der eines Prädikanten Sohn war. Während seines langen Wirkens in Lindau (1574 — 1616) kam er nie zu Ehren, denn alle später Berufenen wurden ihm vorgezogen und er erhielt nie die erste Stelle im Ministerium. In den Curiosis über das Lindauische Kirchenwesen

stehen die Worte: „nullus zelotes nisi Samuel Lins, den lassen sie nichts gelten.“ Lins hat mehrere Büchlein geschrieben, wie er auch die erste Abhandlung über „die Litanie“ zu Tübingen drucken ließ. Er scheint den Lindauern zu positiv gläubig gewesen zu seyn und da er nach den Annalen auch nicht zur Ehe geschritten ist, was im Lindauischen Ministerium ein Hauptrequisit der Orthodoxie war, so wurde er für einen Kryptokatholiken gehalten.

Nachdem die Reformation in der Stadt die Oberhand gewonnen hatte, so mußte dieselbe auch von der Bauerschaft auf dem Lande angenommen werden. Es wurden deßwegen sowohl in die Dörfer welche der Pfarrei St. Stephan einverleibt waren, als auch in diejenigen über welche der Stadt oder dem Spital das Collaturrecht zustand, evangelische Prediger geschickt, welche schon 1528—1529 in den Dörfern zu reformiren anfingen. Zu diesem Zweck wurde der Constanzer Theologe Zwick verschrieben, der aber, wie die Annalen selbst zugeben, das erstemal das Fersengeld nehmen mußte, da die Bauern mit Dreschflegeln und Gabeln gegen ihn ausrückten. Erst beim zweiten Versuch im J. 1532 gelang es ihm einen Synodum, d. h. eine Landpfarrei aufzurichten.

Im J. 1534 wurden zu Reuti in aller Stille bei Nacht die Heiligenbilder aus der Kirche entfernt und den 2. Juli des gleichen Jahres ist Rath und Gemeinde zu Lindau „eins geworden“ mit all ihren Pfarrern, so von ihnen belehnt und in ihrem Gebiet waren. In dem unschuldigen Wörtchen „eins geworden“ liegt vielleicht eine Legion von Ungerechtigkeiten gegen die der Lindauischen Hoheit unterstellten Landpfarrer, wovon die Historie nichts berichtet. Die Namen der apostasirten Landgeistlichen finden sich in einem Bericht vom J. 1538 aufgezeichnet, auch sind sie in die Lindauischen Tauf- und Hochzeitbücher eingetragen, indem sie meistens in der Stadt sich mit ihren Concubinen trauen und daselbst ihre Kinder taufen ließen. Das mag seinen Grund darin gehabt haben, weil das Landvolk immer eine Antipathie gegen die be-

[redacted]

bten Pfaffen behielt und diese es darum nicht wagten solchen Handlungen öffentlich vor ihren Gemeinden auf-reten, da sie Widerstand oder Gewaltthaten von Seiten Volkes fürchteten. Auch die Annalen berichten von reren derartigen Drohungen. Unter den sichern Fittigen Raths zu Lindau war die Sache weit ruhiger vorzu-men.

In Roggenzell verheirathete sich Martin Albrecht schon 's Jahr 1536; Joachim Hünlin, Pfarrer zu Laimnau t sich 1538 zu Lindau öffentlich copuliren*). Gebhard stmann apostasirte und wurde nach dem Tode Hünlins n Magistrate als Pfarrer zu Laimnau ernannt. Von ihm noch eine Supplik an den Magistrat vorhanden d. d. Juli 1544 worin er bittet, daß der Spital die Laimnau-en Pfarräcker und Weinberge übernehmen und ihm zu n wochentlichen Besoldungsgulden ein Mehreres an Geld iren möchte. Oswald Egg, katholischer Priester zu Laimnau nach dem Rathsprotokoll schon im J. 1527 vom alten

---

*) Joachim Hünlin muß schon vorher eine Concubine in forma conjugii gehabt haben, sagt die Prediger-Historie, wie davon ein Attest der hiesigen Prediger, so sie nach seinem Tode 1541 gestellt haben und bei der Kanzlei sich findet, Kenntniß gibt. „So jemand der Kundschaft nothdürftig wäre, bekennen wir Diener und Prediger hier, die dazumal am Dienst des Wortes Gottes gewesen sind, daß Herr Joachim Hünlin, selig Pfarrer zu Laimnau, alleweg und oftmalen bei uns im Capitel bekennet hat, daß die vorig Frau, bei welcher er seine Kinder gezeuget hat, seine recht und wahre Ehefrau gewesen sei vor Gott, das auch gutherzige Männer seiner Pfarrei gut wissen, allein mit der Hochzeit und Kirchgang zur selbigen Zeit von des Grafen Montfort wegen verzogen, das wir aber nit zufrieden gewesen und ihn auf Ausspruch unserer Herren getraut. Das er uns zugesagt hat kurz mit ihr Hochzeit zu halten, dann wir ihn sonst als einen Hurer nit wollten bei uns gelitten haben für einen evangelischen Prediger. Aber im selbigen ist sie gestorben. Das zeugen nit allein wir Diener, sondern bekennen es auch Martin Albrecht und Oswald Egg."

[redacted]

Glauben ab und nahm Eva Voglerin zum Weib auf Bartholomä 1534. Bei seiner ersten Verheirathung (Egg war dreimal zur irdischen Ehe gelaufen) drohte ihm einer aus dem Montfortischen, er wolle ihm mit dem Strick auf die Hochzeit kommen, weßhalb er in der Nacht vor der Hochzeit in der Stadt übernachtete.

Im Jahre 1546 hat der Magistrat auch in den fünf übrigen Pfarreien der niedern Gerichtsbarkeit, Ober- und Unterreitnau, Hergensweiler, Schwarzenbach, und Besenreutin reformirt und die Messe abgethan. Doch gibt das Prediger-Diptychon zu, daß die Reformation dieser Orte nie vollständig zu Stande kam, obgleich ihnen überall Prediger aufgedrungen wurden. Zweifelsohne trugen die Umstände der damaligen Zeit vieles dazu bei, daß sich die kleine Stadt Lindau so tief mit dem Religionswerk einließ. Es war eben im Monat Juni des Js. 1546 der Schmalkalder Krieg angegangen, in welchen sich Lindau mit den Protestirenden gegen die Katholiken eingelassen und sich selbst nicht nur in gute militärische Verfassung gesetzt hatte, sondern auch die conföderirten Kriegsvölker in der Nähe hatte und die Stadt mit den evangelischen Bundesgenossen in der ungezweifelten Hoffnung stand, durch die Gewalt der Waffen den statum religionis zu behaupten. „Es war aber in diesen Anschlägen zu viel Menschliches, oder Gott hatte sonst seine Ursachen, warum er das Vorhaben nicht gelingen ließ.“ Denn noch in diesem Jahre gewannen die Kaiserlichen einen Vortheil um den andern über die Evangelischen, so daß an die Fortsetzung der angefangenen Reformation in den niedern Gerichten der Stadt nicht mehr zu denken war; ja die seit bereits zwanzig Jahren her reformirten und mit evangelischen Pfarrern besetzten Kirchen mußten sich im J. 1548 zu dem sogenannten Interim oder vielmehr der katholischen Religion bequemen und die evangelischen Pfarrer den „Meßpfaffen“ wiederum Platz machen.

Nun wurde zwar durch den Passauischen Vertrag und

[redacted]

durch erfolgten Religionsfrieden in der Stadt und
Gerichten auf dem Lande der status religionis vor dem
n restituirt; allein in den niedern Gerichten behauptete
af von Montfort, daß nicht der Stadt, sondern ihm
haber der hohen Gerichtsbarkeit das jus reformandi
Die Stadt war gesonnen „auf etlicher Unterthanen
und Begehr“ die Pfarren wieder mit protestantischen
rn zu bestellen, wagte jedoch nicht Gewalt anzuwen-
ndern glaubte es mit des Grafen gutem Willen thun
nen. Allein Montfort zeigte in diesem Stück gar
guten Willen und ließ sich mit den Lindauern in
gütlichen Vergleich ein. Darüber beschwerten sich die
r auf dem Reichstag zu Regensburg (1557) und
n nachmals, wie gesagt, ihren Prediger Neker auf den
nkfurt gehaltenen Religionsconvent, um Rath und
bei den evangelischen Ständen nachzusuchen. Allein
n konnten ihren Versprechungen keinen Nachdruck geben
faßte der katholische Cult wieder festen Fuß, nament-
durch einen Vertrag zu Buchhorn im J. 1585 dem
das völlige jus reformandi überlassen wurde. Ueber-
stand das evangelische Wesen, wie die Historie sagt,
lüpfrigem Boden. Der Graf hatte an den Katholischen
mächtigen Rückhalt und die Unterthanen in den Pfar-
waren guten Theils wieder an das Papstthum gewöhnt
. Die Sage geht, man habe sich in Lindau um so
um Nachgeben verstanden, weil man die Pfarrgüter
ter der gräflichen hohen Obrigkeit standen nicht be-
n konnte, und diese Stellen neu zu dotiren, dazu fan-
h die Väter der Stadt nicht geneigt. Jedoch war man
Stadt unzufrieden, da die nach Lindau eingewanderten
er sammt ihren Weibern und Kindern dem Volke viel-
ur Last fielen. Endlich verlangte Kempten von Lindau
er und man überließ ihnen das müßige Volk gerne.
rkennen ist der Freimuth und die Offenheit, mit der
Diptychon hier redet; es verschweigt das gewaltthätige

Auftreten der Lindauer nicht und sagt unverblümt, daß nu Militärmacht die protestantische Religion in den fragliche Dörfern aufrecht erhalten hätte. Wir aber sagen: gesegne sei das Andenken des Grafen von Montfort, der allein de alten Glauben in diesen Gemeinden rettete!

War es immerhin ein brutaler Gewaltakt, daß die Städt den ihrer Hoheit unterworfenen Gemeinden ihren Glauben au nöthigen wollten, so hat dieser Akt noch immer Vorgänge in d Reformationsgeschichte. Aber das ist vielleicht ein Unikum, da ein Reichsstand einen andern anhielt seine Religion zu änder In der Stadt befand sich ein freiweltliches adeliges Dame stift, das nicht nur reichsunmittelbar war, sondern auch Fü stenwürde und Sitz auf der Fürstenbank erhalten hatte. Na einer noch vorhandenen Urkunde aus dem J. 1305 ist ersichtlic daß das Capitel aus Dominis et Dominabus bestand. Erst waren in Canonici praebendae majoris et Canonici praebend minoris eingetheilt. Gegen Anfang des 16. Jahrhunder führt der Canonicus praebendae majoris den Titel Prop Beim Ausbruch der Reformation finden sich laut den Annal vier Priester im Stift unter denen Otto Truchseß, ein So Wilhelms Truchseß in Scheer, die Propsteistelle innehat Sein Eifer für die Aufrechterhaltung des katholischen Cult war groß und es ist mit Gewißheit anzunehmen, daß we er nicht gewesen wäre, auch das Stift in Lindau den G waltthätigkeiten des Raths unterlegen wäre. Als der Ma strat den Bürgern und ihren Angehörigen verbot weder z Messe noch zur Vesper in's Stift zu gehen, so protesti Truchseß feierlich gegen diese Gewaltmaßregel. Im J. 15 drangen die Bilderstürmer gegen die Stiftskirche an und wollt die Bilder auch hier zerschlagen, allein Truchseß stellte sich w ein zweiter Ambrosius an das Portal der Kirche und e klärte ihnen, daß sie nur über seinen Leichnam in die Kirc eindringen können, und die wogende und tobende Menge wic vor einem wehrlosen Priester zurück. Die Geistlichen de Aebtissin wurden bald darauf vor den Rath beschieden und

[redacted]

n die Sistirung der Messe solange anbefohlen, bis sie Nothwendigkeit derselben durch deutliche Stellen der Schrift ben erwiesen haben. Truchseß entgegnete: die Messe habe nden bevor es einen Rath von Lindau gegeben habe; ein h habe die Messe nicht eingesetzt und könne sie auch nicht un, er werde darum Gott mehr gehorchen als den ıschen.

Solche Gewaltakte niederzuschreiben, muß sich selbst die r des Diptychon-Schreibers gesträubt und sein Gewissen Vorwürfe gemacht haben ob der Sünden seiner Väter; ı er fügt selbst bei: „Vielleicht wird mancher denken, daß Stadt mit der Reformation, da sie solche auch auf das ft ausdehnte, zu weit gegangen sei, da ja nach den Grund-n der Protestanten selbst die Unterthanen die Gewissens-heit genießen und wider ihren Willen zu keiner Glaubens-tei gezwungen werden sollten; wie viel weniger konnte nach ein Reichsstand den andern anhalten seine Religion ändern.“ Diese Gewissensscrupel weiß jedoch der fromme ann mit folgenden triftigen Gründen niederzukämpfen: e Stadt hielt sich auch zur Reformirung des Stifts be-htigt, indem sie die fürstliche Aebtissin und ihre Capitels-nen durch ihre Deputirten erinnern ließ, „weil die Zeit-ufe sorglich und man Ursache habe, die Predigt des gött-hen Wortes desto eifriger zu besuchen und zu beten, so er-che sie ein Rath zur Predigt und zum Gebet auch sich ein-finden.“ Gegen eine solche Logik wissen wir freilich nichts nzubringen*).

*) Das freiweltliche fürstliche Damenstift in der Reichsstadt Lindau bestand aus einer Aebtissin und zwölf adeligen Chorfrauen. Letztere konnten sich aus dem Stift verehelichen, nur die Aebtissin mußte ehelos bleiben. Unter ihnen fanden sich öfters Frauen vom höchsten deutschen Adel, ja Töchter von (deutschen) Kaisern oder Königen. Darum waren diese Stifte (ein ganz gleiches befand sich zu Buchau am Federsee) mit vielen Privilegien ausgestattet und fanden Schutz und Schirm am deutschen Adel. Die Prälaten Ober-Schwabens

So widerstandslos haben wir noch keine Reichs
die Arme des Protestantismus fallen sehen. Nicht d
deste Widerstand von irgend einer Seite her zeigt sic
einmal niedergeworfen, nimmt man nicht eine Puls
frühern katholischen Lebens mehr wahr*). Das S
wahrte allerdings seinen angestammten alten Glauben
es bildete für sich ein abgeschlossenes Ganze, das wen
gar keinen Einfluß auf die politischen und religiösen
legenheiten der Stadt übte. Den Schlüssel zu dieser
baren Wandlung in der Stadt finden wir darin,
Heerde verlassen war und der abwesende Hirte eine
losen Mann zu seinem Stellvertreter gemacht hatte.
Faber auf seinem Posten gewesen, es würden sicherlic
derte von treugebliebenen Seelen sich um ihn geschaart
und dem Glauben ihrer Väter treu geblieben seyn. A
waren sie dem Sturme preisgegeben und fanden n
einen Anker an dem sie sich halten konnten. Es sollen
nach den Urkunden 13 Capläne in der Stadt gelebt
aber von keinem derselben ist erwähnt, daß er für den
ben seiner Väter und seiner eigenen Jugend gestritten
Hier bewahrheiten sich die Worte des Herrn: Wenn al
Salz seine Kraft verliert, womit soll man salzen?

---

waren mit dem Range dieser beiden Stifte nie zufrieden un
sprachen immer; auch die Städte lagen mit den adeligen
oft im Streit wobei es nicht an komischen Auftritten feh
Buchau war das Stift nahe an das Rathhaus angebaut u
die Stadtväter in ihren Mäntelchen hinaufgingen, um das ö
Wohl zu berathen, so stellten sich die Damen unter die
öffnung und riefen ihnen Spott oder Witzworte zu. Die B
durch ergrimmt ließen ein Gebäude aufführen, daß die D
nicht mehr erblicken konnten. Diese klagten darob beim Ka
die Buchauer mußten das Gebäude abtragen und den Bo
dem Besen abkehren.

*) Wenn der Herr Verfasser sich in die Geschichte der Reforma
Lindau, nach vorhandenen Handschriften, noch tiefer hine
haben wird, dann wird er obige Behauptung einigermaßen
ficiren müssen. Anm. d.

[redacted]

XXI.

Seb. Brunners Studien zur Geschichte des Josephinismus *).

Mit einer Art scheuen Respekts tritt selbst die Wiener „Presse“ an das neueste Werk unseres apostolischen Prälaten heran. In der That hat der Verfasser es verstanden sich ein reiches Material zugänglich zu machen, und der Inhalt rechtfertigt vollkommen den vielsagenden Titel.

Man sieht es indessen auf den ersten Blick der Schrift kaum an, welche Mühe in Anwendung gebracht werden mußte, um der Arbeit ihre gegenwärtige Form zu geben. Jeder der im historischen Fach kein Neuling ist, wird Herrn Brunner Recht geben, „daß Gesandtschaftsberichte überhaupt eine Masse leeres Stroh enthalten; Berichte über längst verklungene Persönlichkeiten, über Paß-, Schiffahrts-, Ausfuhr-, Erbschafts-, Handels- und andere Angelegenheiten, über tausend Dinge die heute wenige Menschen mehr interessiren; daß es aber in diesem Stroh auch historisches Korn gibt.“

*) Die theologische Dienerschaft am Hofe Josephs II. Geheime Correspondenzen und Enthüllungen zum Verständniß der Kirchen- und Profangeschichte in Oesterreich von 1770 — 1800 aus bisher unedirten Quellen der k. k. Haus-, Hof-, Staats- und Ministerialarchive von Sebastian Brunner. Wien 1868.

kirchlichen und socialen Zustände der damaligen
leuchten geeignet ist, kommt in der Schrift Br
Vortrag, hie und da wo das nöthig mit Erläute
sehen. In gleicher Weise wie diese Berichte hat d
noch andere Aktenstücke ausgebeutet, die uns mit
des ersten „theologischen Dieners im allerhöchst
bekannt machen.

So wandelt denn eine Reihe von Bischöfen
ein auch einfache Priester, an uns vorüber, alle z
fershelfern gehörig von denen Brunner in sein
Sprache sagt: „daß sie, die Gunst- und Gnadensi
Schuld des Kaisers in eben dem Grade verminder
servile Natur mit dem Abgang an seiner Schul
beladen hat." Das Gericht historischer Gerechti
zuvörderst über Hrzan (Herzan), den Cardinal in ei
stellung so zweideutiger Natur, daß auf ihn ga
evangelischen Worte bezogen werden können: „Ni
zwei Herren dienen, er wird entweder den einen
den andern lieben, oder dem einen anhängen und
verachten."

s Werkzeug seines Brodherrn, als einen Staatsdiener wie
ndert andere seiner Zeit beurtheilen; nun aber erscheint
ser Mann im Purpur, es war ihm bei seinem Eintritt
's Cardinal-Collegium der Mund geschlossen und geöffnet
rden, er hatte für den Papst, die Institutionen des Pri-
ates und den Organismus der Kirche Pflichten übernommen,
er in Anbetracht des Diesseits nach Ehre, und in Anbe-
acht des Jenseits nach Gewissen hätte erfüllen sollen. Wir
en, wie dieser Mann sich mit Gewissen und Ehre abzu-
den suchte; wir müssen uns offen gegen eine Lohndienerei
lären, welche nicht nur für die Kirche verderblich war,
dern ebenso gut auch den Staat in's Verderben mitreißen
ßte, und zwar durch die vielen Nachahmer, welche Hrzan
Innern der Monarchie gefunden."

Kurze Zeit nach der Erhebung zum Cardinal sprach
rzan anläßlich einer Unterredung mit dem Cardinalstaats-
ekretär über die Exequien für die verstorbene Kaiserin Maria
eresia sein politisches wie kirchliches Glaubensbekenntniß
den Worten aus: „Das Glück im allerhöchsten Dienste
nes Herrn stehen zu können, ziehe er der erhabensten Würde
, mit welcher er sich bekleidet sehe!" Und wahrlich, wenn
das getröstet hat im Sterben, diesen Trost hat er unge-
mälert zu wahren gewußt. Den Cardinal ließ er ganz in
allerhöchsten Dienste aufgehen: das ist der rothe Faden,
lcher alle die zahlreichen Briefe miteinander verbindet, das
der Grundton welcher aus allem durchschlägt was Herzan
Vertreter seines Hofes vollführt. Er hat nur die eine
rge, der kläglichen Rolle zu welcher ihn sein serviler
rakter verurtheilt, möglichst viel Ehre zu machen. Kaunitz
lt einmal im Namen des Kaisers nur leise darauf an,
ob Herzan zu sehr den Cardinal herauskehre; das genügt
die Geister der Furcht vor „allerhöchster Ungnade" sammt
sonders in ihm zu entfesseln, und nicht etwa mit einer
tschuldigung antwortet er, sondern ganz im Style eines
üthigen Büßers beschwört er bei allem Heiligen den Für-

[redacted]

Den weitaus ergiebigsten Beitrag unter diesem mannigfachen Material lieferte die ausgedehnte Correspondenz des Geschäftsträgers welchen Oesterreich in der Person des Cardinal Franz Grafen von Hrzan-Harras in Rom besaß. Diese interessanten Dokumente sind, wie mit Sicherheit behauptet werden kann, bis nun von keinem Schriftsteller benützt worden. Jeder Jahrgang, und es sind deren nicht wenige, von 1770 — 1800, besteht in einem mitunter ziemlich starken Fascikel in Folio mit Beilagen. Alles was zunächst die kirchlichen und socialen Zustände der damaligen Zeit zu beleuchten geeignet ist, kommt in der Schrift Brunners zum Vortrag, hie und da wo das nöthig mit Erläuterungen versehen. In gleicher Weise wie diese Berichte hat der Verfasser noch andere Aktenstücke ausgebeutet, die uns mit dem Gefolge des ersten „theologischen Dieners im allerhöchsten Dienste" bekannt machen.

So wandelt denn eine Reihe von Bischöfen, zwischenein auch einfache Priester, an uns vorüber, alle zu den Helfershelfern gehörig von denen Brunner in seiner markigen Sprache sagt: „daß sie, die Gunst- und Gnadensüchtigen, die Schuld des Kaisers in eben dem Grade vermindern, als ihre servile Natur mit dem Abgang an seiner Schuld sich selber beladen hat." Das Gericht historischer Gerechtigkeit ergeht zuvörderst über Hrzan (Herzan), den Cardinal in einer Doppelstellung so zweideutiger Natur, daß auf ihn ganz gut die evangelischen Worte bezogen werden können: „Niemand kann zwei Herren dienen, er wird entweder den einen hassen und den andern lieben, oder dem einen anhängen und den andern verachten."

Mit Grund macht der Verfasser auf diese Doppelrolle aufmerksam, weil ihre Berücksichtigung allein zu richtigem Urtheil befähigt: „Hrzan war zunächst Beamter des Fürsten Kaunitz; wäre er im goldgestickten Staatsfrack, die Allonge-Perücke auf dem Kopf und den Staatsdegen an der Seite im Vatikan erschienen, so müßte man ihn eher als ein blin-

des Werkzeug seines Brodherrn, als einen Staatsdiener wie hundert andere seiner Zeit beurtheilen; nun aber erscheint dieser Mann im Purpur, es war ihm bei seinem Eintritt in's Cardinal-Collegium der Mund geschlossen und geöffnet worden, er hatte für den Papst, die Institutionen des Primates und den Organismus der Kirche Pflichten übernommen, die er in Anbetracht des Diesseits nach Ehre, und in Anbetracht des Jenseits nach Gewissen hätte erfüllen sollen. Wir sehen, wie dieser Mann sich mit Gewissen und Ehre abzufinden suchte; wir müssen uns offen gegen eine Lohndienerei erklären, welche nicht nur für die Kirche verderblich war, sondern ebenso gut auch den Staat in's Verderben mitreißen mußte, und zwar durch die vielen Nachahmer, welche Hrzan im Innern der Monarchie gefunden."

Kurze Zeit nach der Erhebung zum Cardinal sprach Herzan anläßlich einer Unterredung mit dem Cardinalstaats-Sekretär über die Exequien für die verstorbene Kaiserin Maria Theresia sein politisches wie kirchliches Glaubensbekenntniß in den Worten aus: „Das Glück im allerhöchsten Dienste seines Herrn stehen zu können, ziehe er der erhabensten Würde vor, mit welcher er sich bekleidet sehe!" Und wahrlich, wenn ihn das getröstet hat im Sterben, diesen Trost hat er ungeschmälert zu wahren gewußt. Den Cardinal ließ er ganz in dem allerhöchsten Dienste aufgehen: das ist der rothe Faden, welcher alle die zahlreichen Briefe miteinander verbindet, das auch der Grundton welcher aus allem durchschlägt was Herzan als Vertreter seines Hofes vollführt. Er hat nur die eine Sorge, der kläglichen Rolle zu welcher ihn sein serviler Charakter verurtheilt, möglichst viel Ehre zu machen. Kaunitz spielt einmal im Namen des Kaisers nur leise darauf an, als ob Herzan zu sehr den Cardinal herauskehre; das genügt um die Geister der Furcht vor „allerhöchster Ungnade" sammt und sonders in ihm zu entfesseln, und nicht etwa mit einer Entschuldigung antwortet er, sondern ganz im Style eines demüthigen Büßers beschwört er bei allem Heiligen den Für-

[redacted]

sten ihm doch zu sagen, worin er allzu sehr als Cardinal zu handeln scheine; sein Gewissen stelle ihm wohl, was den Eifer für den „allerhöchsten Dienst“ betrifft, das beste Zeugniß aus; er sei aber nichtsdestoweniger bereit, dießbezügliche Weisungen mit größtem Dank eines Weiteren zu benützen.

Von einem solchen Manne, sagt Dr. Brunner mit Recht, nimmt uns nichts mehr Wunder, auch das Aergste nicht. Es wird mehr als wahrscheinlich, daß Herzan nicht erst des Kaisers Befehl erwartete, sondern daß er vielmehr motu proprio alle Mühe aufwandte um Pius VI. die Reise nach Wien auszureden, wie er denn auch noch im letzten Augenblicke nach Wien den Rath ertheilt, dem Papste einen Courier entgegenzuschicken, welcher „Sr. Heiligkeit vorstellig machte die Gefahr so Ihre kostbare Gesundheit in dieser Witterung leiden könnte, daß sofort die Staatsangelegenheiten fordern, daß Allerhöchst dieselben i. e. der Kaiser eine kleine Reise in diesem Augenblicke unternehme, und sie daher Ihre Heiligkeit ersuche diese Reise auf eine bequeme Zeit zu verschieben; welchem noch beigesetzt werden könne, daß sie dem heil. Vater solche abzukürzen besorgt seyn würden“ u. s. w.

Nur mit dem vollen Maße von Perfidie im Bunde mit erbärmlicher Feigheit reichte Herzan aus, um das Drama mit dem armen Grafen von Edling, Erzbischof von Görz, in Scene zu setzen und denselben im „allerhöchsten Dienste“ zu bearbeiten, daß er auf seine Diöcese resignire. Den Verlauf der langen moralischen Mißhandlung die gegen den schwachen alten Mann in's Werk gesetzt wurde, lohnt sich der Mühe im Buche selbst nachzulesen. Was Herzan wohl gefühlt haben mag, als er über den saubern Handel unterm 17. Juli 1784 nach Wien berichtet: „Der Herr Erzbischof von Görz ist hier angelangt (in Rom); ich habe heute früh ein lange Unterredung mit ihm gehabt. Er besteht fest darauf, daß er keine kanonische Ursache zu resigniren und seine Schäflein zu verlassen habe, die er so liebe und von welchen er so geliebt werde. Meine Vorstellung, daß man im Alter nicht stille

werden, als es erst durch Brunner edirt worden ist. Wir wollen deßhalb darauf verwiesen haben.

Ueber den Beruf Josephs II. zum Kirchenreformator, dächten wir, sollten seine Freunde fortan sorgliches Schweigen bewahren, wenn sie anders nicht das unabweisbare Bedürfniß fühlen sich und ihre Sache vor aller Welt bloszustellen. Oder wer kann denn noch den nöthigen Ernst beibehalten, wenn uns Brunner aus den Resolutionsbüchern des Kaisers über einen „allerunterthänigsten bischöflichen Vortrag", wie dem einreißenden Priestermangel abzuhelfen sei, eine mehrere Seiten füllende Resolution mittheilt, die nebst andern ergötzlichen Dingen auch Stellen wie die folgenden enthält: „Nicht jeder der sich dem geistlichen Stande widmet, muß ein eminentes Subjekt sein in seinen Studien. Ich finde unentbehrlich nothwendig, daß ein Unterschied zwischen einem Lehrer der Religionsschuldigkeiten und zwischen einem bloßen Ausüber der Pflichten derselben gemacht werde. Aus dieser Ursache möchte ich also, daß im Generalseminario, wo alle hingelangen müssen, gleich ein Unterschied in der Lehre, in der Dauerzeit derselben, zwischen Leuten die bloß als Vicarien bei Pfarrern es sei auf dem Lande oder in den Städten sich widmeten, und jenen die wirkliche Pfarrers und zu weiteren Dignitäten auszubilden wären, gemacht werde. Ersterer braucht weder griechisch noch hebräisch, noch eine lange historiam ecclesiasticam sondern eine reine Dogmatik und gute Moral, nebst practischer Ausübung der Sakramente und einen guten Katechismus nebst der Normalschulart zu erlernen. Dieses müßte so eingetheilt, und eine solche Lehrart eingerichtet werden, daß sie besondere Vorlesungen hätten und diese, wenn sie nicht ganz einzelnweis sich auszeichneten, für beständig Untergeordnete von den Pfarrern sowohl in den Städten als auf dem Lande zu verbleiben hätten; so brauchten sie auch keine weitere Pastoral zu erlernen, als nur so viel als nöthig wäre, um bedeut (verständlich) vorlesen zu können; wenn sie zu predigen hätten, der Pfarrer ihnen

[redacted]

So ist denn die Schrift Brunners nach mehr als einer Seite hin überreich an Belehrungen und praktischen Folgerungen, deren gerade die unmittelbare Gegenwart recht sehr bedarf. Wenn es noch der Beweise bedürfte, wie die Strafruthe der kläglichsten Fiascos auf die Kirchenaufklärer bereits niederfiel, als sie noch mitten am Werke waren, so böte das Buch dieselben reichlich dar. Aber kaum einen köstlichern als den Vorgang mit dem Nuntius in Brüssel Msgr. Zonzadari. Als die Wogen des Uebermuthes in Wien am höchsten gingen, hatte man diesen Prälaten auf eine schmählich rohe Weise von Brüssel ausgewiesen. Im Drang der Noth, als die Geduld des mißhandelten belgischen Volkes auf die Neige gegangen war, wandte sich Joseph II. an den Papst, daß Er in seinem, des Kaisers Sinne an die niederländischen Bischöfe schreibe, um sie dahin zu bestimmen, daß sie allen Einfluß aufbieten möchten das aufgeregte Volk zu beruhigen und zum Gehorsam gegen ihren rechtmäßigen Souverain zurückzuführen. Sogar den früher insultirten Nuntius Zonzadari mußte Herzan mit dringenden Bitten in dieser Richtung bestürmen. Wie sehr man das Demüthigende dieses Schrittes am Wiener Hofe fühlte, geht aus den gemessenen Befehlen des Kaisers an Herzan hervor, doch ja dafür zu sorgen daß die Sache geheim bleibe!

Es ist in den jüngsten Tagen anläßlich gewisser Vorgänge in der Kaiserstadt so viel Weihrauch von den Bewunderern Josephs II. verbraucht worden, daß sogar unbefangene Gemüther im halben Ernste fragen konnten, ob es nicht als Attentat anzusehen sei an der Unfehlbarkeit und vollsten Berechtigung der josephinischen Reformen auch nur leise Zweifel zu hegen. Wie großes Unrecht die unbedingten Lobredner Josephs seiner eigenen Ueberzeugung, welche gegen Ende seines Lebens Platz griff, zufügen, können sie in Brunners Schrift aus einem Memorandum des Grafen von Seillern, obersten Justizpräsidenten, an Leopold II. zur Genüge ersehen. Das Aktenstück konnte freilich bis jetzt um so leichter ignorirt

ing, sollten seine Freunde fortan sorgliches Schweigen
t, wenn sie anders nicht das unabweisbare Bedürfniß
ich und ihre Sache vor aller Welt bloszustellen.
r kann denn noch den nöthigen Ernst beibehalten,
is Brunner aus den Resolutionsbüchern des Kaisers
en „allerunterthänigsten bischöflichen Vortrag", wie
eißenden Priestermangel abzuhelfen sei, eine mehrere
üllende Resolution mittheilt, die nebst andern ergötz-
ngen auch Stellen wie die folgenden enthält: „Nicht
sich dem geistlichen Stande widmet, muß ein emi-
Subjekt sein in seinen Studien. Ich finde unent-
nothwendig, daß ein Unterschied zwischen einem
er Religionsschuldigkeiten und zwischen einem bloßen
der Pflichten derselben gemacht werde. Aus dieser
möchte ich also, daß im Generalseminario, wo alle
gen müssen, gleich ein Unterschied in der Lehre, in
rzeit derselben, zwischen Leuten die bloß als Vicarien
rern es sei auf dem Lande oder in den Städten sich
t, und jenen die wirkliche Pfarrers und zu wei-
gnitäten auszubilden wären, gemacht werde. Ersterer
weder griechisch noch hebräisch, noch eine lange
ecclesiasticam sondern eine reine Dogmatik und
ral, nebst practischer Ausübung der Sakramente und
iten Katechismus nebst der Normalschulart zu er-
Dieses müßte so eingetheilt, und eine solche Lehrart
tet werden, daß sie besondere Vorlesungen hätten
e, wenn sie nicht ganz einzelnweis sich auszeichneten,
indig Untergeordnete von den Pfarrern sowohl in
ädten als auf dem Lande zu verbleiben hätten; so
n sie auch keine weitere Pastoral zu erlernen, als
viel als nöthig wäre, um bedeut (verständlich) vorlesen
en; wenn sie zu predigen hätten, der Pfarrer ihnen

[redacted]

immer die Predigten zum Vorlesen schriftlich herauszugeben, oder ihre verfaßten Predigten zu corrigiren hätte, und sie immer gebunden wären diese vorzulesen" *)! Es klingt wie eine Verhöhnung seiner selbst, wenn der Kaiser wenige Seiten vorher die Klage erhebt über die „verdummende Abhängigkeit" in welcher der Mönchsstand den Weltklerus zu erhalten gewußt habe!

Für den Specialhistoriker der Kirche Oesterreichs bildet die Beigabe über die Dismembration der Diöcese Passau ein höchst interessantes Dokument, sowie insbesondere für Bayern die Correspondenz des Reichsgrafen und kaiserl. Gesandten an Karl Theodors Hofe, von Lehrbach. Weniger willkommen den Männern aus dem alten Bunde, uns Andern aber um so erwünschter erweisen sich die aktenmäßig erhärteten Mittheilungen des Verfassers über das räuberische und handwerksmäßig rohe Gebahren der kaiserlichen Beamten bei der Klosteraufhebung, sowie über die „stille Wirksamkeit" jüdischer Industrieritter bei Einsackung des Kirchengutes. Es empfiehlt sich unseres Erachtens dieses Capitel angelegentlichst jenen Staatsmännern welche von dem Wahne befangen sind, daß eine neue und letzte Beraubung der Kirche (denn zu fernerem Raub wird es an Materiale fehlen) die leere Staatskasse zu füllen vermöge. Eine Kasse wird wohl gefüllt werden, aber sicher, wie schon vor 80 Jahren der Fall, nicht die des Staates!

Wir wüßten überhaupt keine gelegenere Zeit für das Erscheinen des Buches zu nennen als die heutigen Tage unserer „neuen Aera." Die Sucht der Staatsomnipotenz

---

*) Wie sehr diese „allerhöchste Resolution" in Fleisch und Blut übergegangen, geht daraus hervor, daß noch zu Anfang dieses Jahrhunderts manches „eben nicht eminente Subjekt" allsonntäglich die „zum Vorlesen schriftlich herausgegebene Predigt" dem gähnenden Auditorium von der Kanzel vorleierte. So verstanden die Herren das apostolische: verbum Dei non est alligatum!

[redacted]

knechten, war groß gewesen in der Zeit von
zu uns redet. Wer damals der Bureaukratie
leicht gemacht, war nicht die Kirche als solche,
Männer welche eidlich ihr Gewissen verpfändet
und Freiheit der Braut des Herrn über alle
t zu stellen; aus Feigheit und Unverstand jedoch
as sie hätten thun sollen, und vollführten was
alben durften. Der Episcopat mit seinem Klerus,
zumal, hat seit fünfzig Jahren hinlängliche
gemacht, wohin die letzten Ziele der staatlichen
ig verlaufen, und dürfte von Anfechtungen in
ig weniger zu besorgen haben. Allein ein wie=
dium von Dingen die schon einmal dagewesen
im so dringender gerathen, als die „neue Aera"
rsäumen wird ihre Netze zum Fange auszuwerfen.
ch irgendwo ein Zweifel obwalten, welchen Lohn
gleien aller Zeiten ihren gemietheten Helfershel=
n, der nehme zur größeren Erbauung den Brief
n seinen Bruder Leopold von Toskana (S. 53)
em der Kaiser unterm 31. August 1780 seiner
für Herzan in folgender Weise freien Lauf läßt:
zan, der zur Herstellung seiner Gesundheit ein
genossen hat, ist daran uns zu verlassen. Er
alles was er gewollt hat, bis zum Großkreuz
ordens; ich mußte es ihm verleihen; ich hatte
n guten Einfall es ihm nicht selbst um den
igen, sondern es ihm zu schicken. Er ist ein
und ein Schurke (oder wie man sonst fripon
bersetzen will!) erster Classe!" Ob wohl Herzan
sichtnahme solcher Schmeicheleien auch noch so
erhöchsten Gebieter zu Füßen gelegt hätte?
l, schließen wir mit Brunner, ist bezeichnend
„man schmückt einen Menschen mit den höchsten
hren für geleistete und noch zu leistende Dienste,
der zu gleicher Zeit innerliche Verachtung eben

für seine Gefügigkeit die man benützen wollte, und die man äußerlich nur deßhalb belohnt, weil man dadurch Andere zu ähnlichen Dienstleistungen aufmuntern will. Verachtung blüht auf demselben Boden auf, auf welchem man mit vollen Händen Servilität ausgesät hat!"

XXXI.

Eine ausgewählte Bibliothek deutscher Classiker.

Bibliothek deutscher Classiker für Schule und Haus. Mit Lebensbeschreibungen, Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von W. Lindemann. Freiburg, Herder 1868. I. Bd. Göthe; II. Bd. Schiller; III. Bd. Lessing. Die Göttinger: Bürger, Hölty, von Stolberg, Voß. Claudius. Jean Paul. Herder.

Eine wahre und ächte Nationalliteratur, besonders auf dem Gebiete der Poesie, kann nur da sich finden wo ein gemeinsamer Nationalgeist, ein gemeinsamer Kreis lebendiger volksthümlicher Anschauungen und Ueberzeugungen in Religion, Recht, Sitte und Sage vorhanden ist und sich in ungestörtem natürlichem Wachsthum entwickelt. Diesen formellen Vorzug einer Nationalliteratur in normalster Erscheinung finden wir bei den Griechen.

Das deutsche Mittelalter zeigt uns in seiner Blüthezeit und in seinen besten Erzeugnissen einen ähnlichen Vorzug, wenn auch nicht in einem so vollständigen Maße. Daß für die Wissenschaften damals vorwiegend die lateinische Sprache das allgemeine europäische Organ war, machte zwar den Kreis der Nationalität für die Literatur dieser Periode enger, wirkte aber im Uebrigen nicht so nachtheilig, weil die höhern Wissenschaften, namentlich die Philosophie, ihrer Natur nach mehr universaler als nationaler Art sind. Wenn durch die Kirchen-

[redacted]

rennung des 16. Jahrhunderts die Einheit des geistigen Lebens der deutschen Nation sich auch in Gegensätze spaltete; wenn die mißverstandene Nachahmung der antiken Formen und später die Nachahmung französischer und englischer Muster die Entwicklung des nationalen Geistes in der Literatur störte: so blieb dennoch auch in der neuen deutschen Nationalliteratur, welche man von Opitz an zu datiren pflegt, immerhin noch ungefähr ein Jahrhundert lang in dem offenbarungsgläubigen Christenthum, in der allgemeinen christlichen Weltanschauung ein gemeinsamer Boden und ein gewisses Band der Einheit. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts findet sich bei den beachtesten und gelesensten Schriftstellern in Deutschland die Anerkennung und Achtung des Christenthums als einer höhern Offenbarung, als einer Religion höhern Ursprunges; jedenfalls keine Mißachtung und offene Bestreitung und Verwerfung desselben. Es war noch keine feindselige Entzweiung, ein offener Krieg zwischen der Nationalliteratur und der Religion des Volkes. Gerade unmittelbar vor dem Eintritte des Culminationspunktes der Nationalliteratur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch Lessing, Göthe und Schiller zeigen die besten und populärsten Dichter einen entschieden christlichen Geist und christliche Gesinnung: so Haller, Gellert, Klopstock.

Klopstock gehört durch den christlichen Geist seiner Werke der frühern Periode an, durch die Form derselben der folgenden. Lessing greift das Christenthum nirgends direkt an, wenn er auch durch seine Kritik und durch die Art wie er die religiöse Toleranz auffaßt und darstellt, den sonst von ihm bekämpften neologischen Rationalismus auf Unkosten des positiven Christenthums beförderte.

Ganz anders aber gestaltete sich das Verhältniß der deutschen Nationalliteratur zu dem Christenthum und zur Kirche seit Göthe und Schiller. Während auch ihre poetischen Werke wie die ihrer Vorgänger kein unmittelbarer Ausdruck des Volksgeistes, kein volksthümliches Erzeugniß, sondern ein

satz gegen dieselbe. Dazu kommt, daß von da
erweiterte Wissen, durch die nähere Kenntniß
unbekannter, theils sehr mangelhaft gekannter a
nalliteraturen, durch die geistige Bewegung de
folgenden philosophischen Schulen, durch die zun
jektive Ungebundenheit und den erleichterten W
vielfachsten und verschiedenartigsten Einflüsse
kungen auf die deutsche Nationalliteratur sich
ten und ihren nationalen, volksthümlichen Ch
trächtigen mußten. Sprach ja auch in diesem
von einer Weltliteratur, welche an die Stelle
Literatur treten sollte.

Durch dieses Durcheinander in Beziehun
und Form, und durch jene feindselige Stellu
Dichter gegen die Religion ihres Volkes ist es nu
gekommen, daß jetzt unsere deutsche Nationallite
gefeiertsten Erzeugnissen, und welches auch so
seyn mag, dem größten Theile der Nation in
unverständlich, in Beziehung auf gesunde geistige
religiöse Bildung theils wirkungslos, theils p
ist. Jenes Durcheinander heterogener Elemente,

[redacted]

es unbekannt, daß man aus den Werken derselben Sätze r und gegen das Christenthum, für und gegen die ein- nen christlichen Confessionen herholen kann?

Wenn unsere neue Nationalliteratur auch dadurch einen iten geistigen Gesichtskreis, einen gewissen Charakter der iiversalität gewonnen hat, so kommt diese Eigenschaft doch : Natur der Sache nach nur jener beschränkten Zahl von iern zu gut, welche die dazu nöthigen Vorbedingungen, ssenschaftliche Vorbildung, Reife des Urtheils und ein reich- hes Maß freier Muße besitzen. Aber auch an sich muß ser Mangel an innerer organischer Einheit unserer neuern ationalliteratur, bei allen ihren glänzenden Eigenschaften, noch sowohl in culturhistorischer als ästhetischer Beziehung s eine starke Schattenseite betrachtet werden, wodurch sie : Nationalliteratur des deutschen Mittelalters nachsteht. öhmer spricht in einigen seiner Briefe darüber sehr bemer- nswerthe Gedanken aus, da wo er erklärt wie er nach er- igter Bekanntschaft mit den Dichtern des deutschen Mittel- ters von seiner frühern unbedingten und enthusiastischen erehrung Göthe's zurückgekommen sei. In seinem Urtheil er Schiller geht er sogar soweit, daß er von ihm behauptet, r habe unserer Literatur unendlichen Schaden zugefügt"*).

---

*) Böhmer's Leben und Briefe II. Bd. S. 98 schreibt er, daß er „ganz in den altdeutschen Dichtern drin sitze, und daß ihm nun die Dichter des 13. Jahrhunderts lieber sind, als alle des 18. und 19." — S. 105: „Während des Winters (1822) war mein hauptsächlichster Gewinn, daß mir die eigentliche Bedeutung unserer Literatur des 12. bis 16. Jahrhunderts zuerst aufging, und ich werde nun wohl in ihr mein Lebenlang die eigentlichste unseres Volkes und eine nicht mindere Herrlichkeit desselben erkennen, als welcher es sich z. B. in der Baukunst rühmen darf." — S. 79: „Wie ganz verkehrt wird uns unsere ältere Geschichte beigebracht! Das kommt daher, daß man die jetzige Zeit stets für die beste hält. Aber nie hat Deutschland Größeres hervorgebracht als im 13. Jahrhundert. — Je mehr ich aber dieses Alterthum kennen lerne, je mehr sinken alle

[redacted]

Aus der oben angedeuteten Beschaffenheit unserer deutschen Nationalliteratur seit Göthe und Schiller geht unmittelbar folgendes Resultat hervor. Diese Literatur, namentlich Göthe und Schiller, in ihrer Vollständigkeit kennen zu lernen ist Aufgabe für den Literarhistoriker und Genuß für eine erlesene Zahl dazu befähigter und berufener Literaturfreunde. Dasselbe zu thun ist dagegen für die große Mehrheit, für die Masse des lesenden Publikums und somit des mit der allgemeinen Durchschnittsbildung versehenen Theiles der Nation nicht bloß unausführbar, sondern das darauf gerichtete Streben, das Ganze dieser Literatur oder so viel als möglich davon ohne Auswahl in sich aufzunehmen, ist für die große Masse der Leser und somit für die Nation im Ganzen hinsichtlich ihrer gesunden geistigen und sittlichen Bildung, sowie in patriotischer Beziehung nach unserer Ansicht von entschiedenem Nachtheil. Jedenfalls kann man ganz ernstlich darüber zweifeln, ob die jetzt eintretende allgemeinere Verbreitung der Gesammt-Ausgaben von Göthe's und Schillers Werken mehr Nutzen oder mehr Schaden bringt.

So ist denn bei dieser Lage der Sache eine zweckmäßige Auswahl aus den Werken der deutschen Classiker für den

---

neuern bei mir — selbst Göthe. So löst sich mir denn auch das Räthsel, wie es kam, daß derselbe Mann so Gutes und so Verkehrtes zugleich leisten konnte und warum mir nach Durchlesung der Uhland'schen keines der Göthe'schen Gedichte aus der spätern Zeit mehr gefällt. Ich begreife', daß es ein Unsinn ist, ein objektiver Dichter seyn zu wollen. Göthe gefällt mir nur noch in seinen frühesten Sachen, wo er subjektiv ist" u. s. w. — S. 109: „Von den falschen Wanderjahren ist nun der dritte Band erschienen. Dieses Buch und ebenso sehr die echten schaden dem Ansehen Göthe's ganz außerordentlich; überall gehen den Leuten die Augen auf. Gebe nur der Himmel, daß nach Wegräumung des Götzen wir auch zu den rechten Göttern kommen, ich meine zu unsern alten Dichtern." — S. 41: „Wenn ich von Schillers individuellen Verdiensten absehe, so ist es doch wahr, daß er unserer Literatur unendlichen Schaden zugefügt hat."

[redacted]

meinen Gebrauch nicht bloß aus äußern Gründen, son- ebenso aus innern Gründen ein Bedürfniß, und dessen riedigung ein wahrer Dienst den man der nationalen ung leistet. Diese Auswahl ist aber nicht zu treffen ugsweise nach literarischen und ästhetischen Rücksichten, ern viel mehr noch aus ethischen und patriotischen Gründen.

Gerade eine solche Auswahl wird nun in der oben an- ihrten „Bibliothek deutscher Classiker für Schule und is" dem deutschen Volke geboten. Nach der dieser Aus- hl zu Grunde liegenden Idee, welche in den oben ange- teten Verhältnissen unserer neuen deutschen National- ratur ihre Berechtigung hat, verdient dieses Unternehmen ht bloß in literarischer Beziehung, sondern von dem noch ern nationalen und patriotischen Standpunkte aus be- chtet, allgemeine Aufmerksamkeit und Unterstützung. Wir llen unsern Lesern in der Kürze den Plan des Unter- hmens darlegen und dann unsere Bemerkungen darüber gen lassen.

Nach der vorausgeschickten Ankündigung soll die Aus- hl so getroffen werden, daß diese Bibliothek ohne Anstand en Weg in die christliche Schule und Familie nehmen rf. Das Verständniß der einzelnen Schriftsteller soll durch bensbeschreibungen, Einleitungen und Anmer- ngen erleichtert werden. Der den einzelnen Schriftstellern gewiesene Umfang soll sich nach der Wichtigkeit desselben hten; und von jedem Schriftsteller soll das Beste und das i meisten Charakteristische gegeben werden. Es soll endlich i der Auswahl Rücksicht darauf genommen werden, daß alle attungen der Literatur vertreten sind und daß das Ganze gleich eine Proben- und Beispielsammlung zu den Lehr- chern der deutschen Literaturgeschichte und des deutschen tiles darstellt. Die äußere Einrichtung der Bibliothek ist getroffen, daß sie in Lieferungen von durchschnittlich acht gedruckten Duodezbogen oder 170—200 Seiten erscheint, von lchen jede Lieferung etwas Vollständiges, für sich Bestehendes

enthält, und einzeln abgegeben wird. Drei bis vier Lieferungen werden zu einem Bande vereinigt, von denen gleichfalls wieder jeder einzeln gegeben wird. Für die ganze Bibliothek sind vier Serien in Aussicht genommen. Die erste Serie liegt im Drucke vor in drei Bänden.

Die äußere Einrichtung der Bibliothek wird man als sehr zweckmäßig bezeichnen können, weil dadurch die Anschaffung des Werkes sehr erleichtert wird. Dasselbe gilt von der innern Einrichtung. Der Cardinalpunkt dabei ist, daß die Auswahl im christlichen Sinn und Geist vorgenommen werden soll. Dieses entspricht nicht bloß dem pädagogischen und religiösen Zweck und Bedürfniß, sondern muß nach unsern oben angedeuteten Gründen auch in allgemeiner ethischer und patriotischer Beziehung als zweckmäßig und sogar nothwendig erscheinen.

Bei der Auswahl in der ersten Serie wird man einige berühmte Namen vermissen; so zuerst Klopstock. Für sein Ausscheiden aus dieser Bibliothek war wohl die Erwägung maßgebend, daß Klopstock, wenn auch der Form nach ein Neuerer, doch dem Inhalt nach mehr an die frühere Periode vor Lessing, Göthe und Schiller sich anschließt, als an die genannten; ganz besonders aber der Umstand, daß er jetzt nicht mehr zu dem Kreise der allgemeinen Lektüre gehört. Wieland hat man nicht mit Unrecht aus ethischen Gründen weggelassen; Gleim, Ewald von Kleist, Uz, J. G. Jacobi, Rammler u. A. weil man den Kreis überhaupt nicht so weit ausdehnen und nur die bedeutendsten und gelesensten Schriftsteller aufnehmen wollte.

Die Schriftsteller welche in die folgenden drei Serien aufgenommen werden sollen, sind in der Ankündigung für die III. Serie (die neuern und neuesten Dichter, nach Gruppen geordnet) und für die IV. Serie (Dichter des Mittelalters in den besten Uebersetzungen) nur ganz im Allgemeinen angegeben. Für die II. Serie sind in der Ankündigung bestimmte Namen in Aussicht genommen, doch wie es scheint

noch nicht definitiv festgesetzt. Diese Namen stimmen nicht einmal in den beiden Listen, welche auf dem Umschlag der einzelnen Lieferungen und der einzelnen Bände stehen, mit einander überein. Diese Liste wird also ehe es zur Ausführung der II. Serie kommt, nach einer sorgfältigen Revision definitiv festzusetzen seyn und zwar mit consequenter Durchführung des oben angegebenen Hauptgrundsatzes, welcher für die ganze Auswahl leitend und maßgebend seyn soll. Wir vermissen auf diesen beiden Listen einige Namen welche, wie uns scheint, die Aufnahme anzuspechen haben, so wie wir dagegen andere finden welche wegbleiben sollten oder könnten. Zu den erstern gehört vor allen Johannes von Müller; ferner unter Nr. 7 auf dem Umschlage der Lieferungen sollten neben Görres und Sailer auch noch Görres der Sohn, Jarke und Diepenbrock genannt seyn. Zu der zweiten Kategorie der nicht Aufzunehmenden scheint uns Heine zu gehören und einige Andere, welche als nicht bedeutend genug erscheinen, um bei dieser engern Auswahl berücksichtigt zu werden. Bei der IV. Serie sollte eine Auswahl der besten deutschen Volks-Lieder und Volksbücher (Genovefa, Heymonskinder ꝛc.) Platz finden, wohin dann auch die auf der Liste unter Nr. 8 angeführten Märchen und Sagen von Grimm u. A. passender gesetzt würden als in die II. Serie.

Die in den drei Bänden der I. Serie den ausgewählten Werken vorgesetzten Lebensbeschreibungen der Schriftsteller mit Einfügung der Notizen über ihre Werke wird man in Anbetracht des beschränkten Maßes der dafür zulässigen Ausdehnung, so wie der Bestimmung dieser Bibliothek für Schule und Haus als gut und zweckmäßig abgefaßt anerkennen, wie von dem Herausgeber, dem Verfasser einer so geschätzten „Geschichte der deutschen Literatur“ nicht anders zu erwarten war.

Auch in diesen Lebensbeschreibungen und bei den darin vorkommenden Urtheilen über die Werke der Schriftsteller ist der christliche und kirchliche Standpunkt festgehalten, welcher

[redacted]

für die Auswahl der Werke maßgebend war. Doch hätten wir gewünscht, daß das dem Herausgeber hiefür gelassene, freilich etwas beschränkte Maß der Ausdehnung gestattet hätte, den Zwiespalt so mancher deutschen Classiker des 18. Jahrhunderts, namentlich Göthe's und Schillers, mit dem Christenthum und der Kirche etwas ausführlicher zu besprechen, um die vom christlichen und kirchlichen Standpunkte aus nöthige Belehrung und Warnung zu geben. Es versteht sich von selbst, daß ein übertriebener theologischer Rigorismus, und um so mehr ein Mangel an Verehrung für das Genie und die Person der beiden so hoch stehenden Classiker der Nation bei der Beurtheilung ihrer Werke auch von diesem Standpunkte aus ungerecht und durchaus unstatthaft wäre. Der Dank und die Pietät welche wir ihnen in anderer Beziehung schuldig sind, kann um so leichter ihnen zugesichert bleiben, da ihr von uns zu beklagendes Verhältniß zu Christenthum und Kirche mehr durch den Geist der Zeit in der sie lebten, als durch persönliche Verschuldung herbeigeführt worden ist, wenn sie auch nicht von aller Verschuldung frei zu sprechen sind. Denn läugnen läßt es sich nun einmal nicht, daß sie in einzelnen Perioden ihres Lebens bei ganz mangelhafter und oberflächlicher Kenntniß des positiven Christenthums und der Kirche, welchen Gegenständen sie niemals ein eindringendes Studium widmeten, in ziemlich leichtsinniger Weise geringschätzende und feindselige Urtheile gegen Christenthum und Kirche in die Oeffentlichkeit brachten, wie dieses ein besonnener und wohldenkender Mann und vaterlandsliebender Bürger, seine persönliche Ueberzeugung mag seyn welche sie wolle, gegen die Religion seines Volkes niemals zu thun sich erlaubt. Läugnen läßt es sich nicht, daß sie in ihren Werken sich über Christenthum und Kirche in ganz verschiedenem, ja entgegengesetztem Sinne äußern, und daß sie in dieser Beziehung als schwankend und mit sich selbst im Widerspruch erscheinen. Ebenso ist es wahr, daß sie auch ohne jene Schattenseiten dieselben großen Dichter hätten seyn können

[redacted]

wesen wären, ja daß dieser Mangel an Einheit in
ensanschauung, daß diese ihre Stellung zu der Re-
res Volkes und ihr damit zusammenhängender Man-
nationalem und patriotischem Geiste auch die ästhe-
rm und Wirkung ihrer Werke beeinträchtigte. Kurz,
fen bei aller Bewunderung der dichterischen Größe
und Schillers, wenn wir sie jetzt würdigen, nicht
erschied der Zeiten vergessen, und wir müssen uns
m Zeitgeiste des 18. Jahrhunderts, in dessen Medium
nd Schiller sich bewegten, zu große Concessionen zu
Unsere weiter fortgeschrittene Zeit ist über positives
hum und Kirche, über christliche Literatur und Kunst,
Verhältniß von Poesie und Kunst zur Religion und
lität, über Leben, Geschichte, Poesie und Kunst des
Mittelalters zu einer viel genauern Kenntniß, zu
el weitern Gesichtskreise und zu einer viel unbefan-
Beurtheilung gelangt. Alles dieses muß jetzt bei dem
e den wir bei der Beurtheilung Göthe's und Schillers
in Betracht gezogen werden. Göthe und Schiller
bene Gestalten, welche nicht bloß in der deutschen
lliteratur, sondern in der gesammten Weltliteratur
en ausgezeichneten Platz einnehmen werden. Aber
auch so die Individuen Göthe und Schiller gegen-
großen Institutionen der christlichen Kirche mit
n was Christenthum und Kirche in der Menschheit
ganze geistige und christliche Sphäre derselben, für
ftliche Ordnung, Sitte, Recht, Literatur und Kunst
e so vieler Jahrhunderte gewirkt haben und noch

er Göthe und Schiller kommen von den in der vor-
ersten Serie ausgewählten Schriftstellern für den
sprochenen christlichen Standpunkt noch besonders in
Lessing und Herder. Das Verhältniß dieser vier
ller von dem genannten Standpunkt aus betrachtet,
ns in der Kürze also formulirt werden zu können.

Nachdem noch in Klopstock das gläubige Christenthum zur vollen Geltung gekommen war, tritt in Lessing der Zweifel und religiöse Zwiespalt hervor. In seinen Werken begegnen wir von frühem an den Ideen der religiösen Toleranz und dem Anspruch auf freie Kritik in Sachen der Religion. Welches auch die innerste und letzte religiöse Ueberzeugung Lessings gewesen seyn mag, in seinen Schriften tritt er nirgends als ein Verächter oder Feind des positiven Christenthums auf. Selbst die Bekanntmachung der Fragmente eines Deisten will er nicht als einen feindseligen Angriff von seiner Seite gegen das positive Christenthum angesehen wissen, sondern als eine Aufforderung die von dem Verfasser der Fragmente vorgebrachten Einwendungen zu widerlegen, zu welcher Widerlegung er selbst thätig mithilft. Wenn er gegen manche orthodox-protestantischen Theologen schrieb, so erklärte er sich nicht minder stark gegen die neologischen Rationalisten und stellte sich sogar in wesentlichen Punkten auf die Seite der katholischen Kirchenlehre. Ueberall aber zeigt Lessing eindringendes Studium und große Kenntnisse auf dem theologischen Gebiete.

Herder wirkt zwar dadurch, daß er als gelehrter und in seiner amtlichen Wirksamkeit hochgestellter Theologe die christliche Religion vorzugsweise von dem Standpunkte des Rationalismus und der Humanität auffaßt, auflösend gegenüber dem positiven Christenthum. Aber andererseits befördert und unterstützt er auch wieder durch seinen umfassenden Blick und seine geistvolle Auffassung im Gebiete der Literatur die Anerkennung und das Interesse für die Erzeugnisse des christlichen Geistes und dadurch für das Christenthum und für die katholische Kirche.

Bei Göthe und Schiller finden wir alles dieß ganz anders. Es ist keine Spur vorhanden, daß sie sich jemals so eindringend wie Lessing mit dem Studium der Quellen und der Lehre des Christenthums und der Kirche beschäftigt haben; und auch das viele Interessante und damals Neue was Herder

[redacted]

über altchristliche Poesie, über Legenden, über poetische Erzeugnisse des katholischen deutschen Mittelalters zu Tage förderte, wurde von ihnen meistentheils ignorirt. Während der größern Hälfte ihres Lebens stellten und äußerten sie sich über Christenthum und Kirche mit indifferenter Oberflächlichkeit, selbst bis zur Frivolität (Göthe wenigstens), wenn auch im Widerspruche damit hie und da christliche Ideen und kirchliche Institutionen einen günstigern Anklang bei ihnen hervorrufen. Beide Dichter zeigen jedoch gegen das Ende ihrer Laufbahn eine Annäherung zu Christenthum und Kirche; und zwar finden wir dieses am entschiedensten und deutlichsten bei Schiller. Seit seinen dramatischen Erzeugnissen Maria Stuart und Jungfrau von Orleans ist in Schillers Phantasie und Geist eine Wendung unverkennbar; eine Conversion, wenn auch nicht bis zum Eintritt in die Gemeinschaft der Kirche, so doch zur Fähigkeit katholische Anschauungen, Gefühle und Lehren in sich aufzunehmen und Sympathie für dieselben zu empfinden, ist bei Schiller in dieser Periode unzweifelhaft eingetreten. Was Göthe betrifft, so ist er der Hauptsache nach derselbe bis an's Ende geblieben; aber in seinem letzt publicirten Werke, in der seltsamen und krausen allegorisch-symbolischen Composition des zweiten Theiles von Faust, sucht er in sehr hervortretender Weise und mehr als sonst irgendwo in seinen frühern Werken katholisch kirchliche Elemente zu verwenden.

Schließlich empfehlen wir wiederholt und angelegenst die vorliegende Bibliothek deutscher Classiker nicht bloß denjenigen welchen die Pflicht obliegt für eine gute Lektüre in der christlichen Familie und Schule zu sorgen, wie Seelsorger, Lehrer und Familienväter, sondern überhaupt denjenigen welche nicht wollen, daß der Geist unserer Nation und unsere nationale Bildung von der christlichen Religion und Kirche losgerissen, unfruchtbaren, gefahrvollen und verderblichen Lehrmeinungen zur Beute werden.

XXXII.

Zur neuern Philosophie *).

Daß die deutsche Philosophie so vielfach in Mißkredit gekommen ist, daran ist nicht ausschließlich das Bleigewicht eines bloß materiellen Sinnes der Gegenwart schuld, sondern auch der Idiotismus jener ephemeren philosophischen Systeme, die im Interesse der sogenannten Selbstständigkeit bloß auf eigene Faust Philosophie trieben, wie weiland Till Eulenspiegel die Schuhmacherkunst.

„Während gegen Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts die spekulative Forschung in Deutschland so reißende Fortschritte machte, daß im Strome der Entwicklung eines philosophischen Systemes aus dem andern gleichsam Woge auf Woge sich drängte, ist nun schon seit längerer Zeit hierin ein solcher Stillstand eingetreten, daß man glauben möchte, die Fruchtbarkeit des deutschen Geistes auf

*) Die Wissenschaft des Wissens und Begründung der besonderen Wissenschaft durch die allgemeine Wissenschaft, eine Fortbildung der deutschen Philosophie mit besonderer Rücksicht auf Plato, Aristoteles und die Scholastik des Mittelalters von Dr. Wilhelm Rosenkranz, Assessor im k. bayr. Staatsministerium der Justiz. Erster Band. München 1866. Verlag und Druck von J. G. Weiß, Universitätsbuchdrucker. 178 Seiten.

diesem Gebiete sei erloschen. Wie der Baum nach einem reichlichen Triebe von Blättern, Blüthen und Früchten einige Zeit der Ruhe bedarf, um sich neue Triebkraft zu sammeln, so verliert auch der Geist, wenn er eine Zeit lang mit aller Anstrengung ein gewisses Ziel verfolgt hat, am Ende die Möglichkeit eines weiteren Fortschreitens und findet sich zum Stillstande und Ausruhen genöthigt. In der Philosophie eignet sich eine solche Zeit der Ruhe ganz besonders dazu, in die Vergangenheit zurückzukehren und eine Umschau über die bisherige Errungenschaft zu halten, wobei man die Mängel derselben kennen lernt und Mittel zu neuen Fortschritten gewinnt".

Mit diesen Worten der Vorrede hat der Verfasser treffend sein eigenes Werk, soweit wir es aus dem vorliegenden ersten Bande beurtheilen können, charakterisirt. Das reiche Material historischen Wissens aus allen Epochen der Geschichte der Philosophie, wie es hier so treffend verwerthet ist, beweist, daß der Autor ganz gründliche Umschau gehalten hat, ehe er es versuchte einen Schritt vorwärts zu gehen.

Die Spekulation tritt hier nicht im blendenden Schaugewande eigener Genialität und werthloser Phrasen auf, sondern in dem sorgsam und mühevoll gewobenen Kleide der Geschichte. Die allgemeinen philosophischen Begriffe, um die es sich zuletzt in allen Wissenschaften handelt, werden genetisch dargethan; und so Jeder in die Geburtsstätte der Philosophie eingeführt, dem es darum zu thun ist die Wissenschaft des Denkens zu lernen. Der vorliegende erste Band beschäftigt sich ausschließlich mit der Wissenslehre im Allgemeinen. Die Einleitung umfaßt eine Art Propädeutik der Philosophie, indem sie sich in einfacher und conciser Form über Wesen, Begriff, Methode, Hilfsmittel der philosophischen Forschung ausläßt (S. 1—29); dann die Stellung der Philosophie als allgemeiner Wissenschaft nach verschiedenen Seiten darthut (S. 41 ff.). Hier wird z. B. das Verhältniß der Philosophie zur Naturwissenschaft, zur Theologie mit viel

[redacted]

Geschick und Schärfe durchgeführt; freilich wird es nicht an hartherzigen Vertretern der exakten und positiven Wissenschaften fehlen, die das Protokoll nicht in allen Punkten unterschreiben werden. Referent rechnet sich auch dazu. Das Verhältniß von Philosophie und Theologie ist darum ein so schwer zu bestimmendes, weil beide als Wissenschaften sich durchdringen; was dem Einen Theologie, ist dem Anderen Philosophie und umgekehrt; ähnlich ist es mit der so vielfach verhandelten Frage über das Verhältniß von Glauben und Wissen (S. 67 ff.). Wie beide sich nur in dem concreten Ich berühren, anziehen oder abstoßen, so ist vor Allem dieser concrete jeweilige Standpunkt in's Auge zu fassen. Das hat der verehrte Autor ganz richtig verstanden, wenn er S. 86 sagt: „Betrachtet man nun den Inhalt der Offenbarung als Gottes Werk, und als eine unveränderliche und ewige Wahrheit, so ist die begriffliche Form, in welcher jeder Einzelne sich denselben Glauben aneignet, Menschenwerk, nach der Erkenntnißfähigkeit eines Jeden verschieden und mit dem Wechsel der Zeiten der Veränderung unterworfen. Die menschliche Thätigkeit, welche die Aneignung der Glaubenswahrheiten jedem Einzelnen in einer der Bildungsstufe der Zeit entsprechenden Weise zu vermitteln sucht, ist die Wissenschaft."

Da es sich für den Zweck dieser Blätter nicht eignet, in Detailuntersuchungen einzugehen, so müssen wir uns damit begnügen, die vorzüglichen Partien des reichen Stoffes zur Anzeige zu bringen.

„Die Wissenschaft des Wissens, sagt Rosenkranz S. 119, zerfällt uns in zwei Theile, in eine Analytik des Wissens und eine Synthetik des Wissens. Die Analytik hat das Princip zu erforschen, die Synthetik die allgemeine Wissenschaft und damit zugleich die Anfänge aller besonderen Wissenschaften aus dem Princip zu entwickeln. In der Analytik befaßt sich die Philosophie nur mit dem menschlichen Wissen an sich und im Allgemeinen; in der Synthetik erst versucht

[redacted]

die Kraft ihres Princips zur Erkenntniß der wissenswürsten Gegenstände des menschlichen Wissens. Die Syntik enthält also erst die eigentliche, von der Philosophie vollte Erkenntniß; zu dieser ist aber die Erforschung des incips in der Analytik eine so nothwendige Bedingung, ; die Lösung ihrer Aufgabe im zweiten Theile immer nur ch Maßgabe dessen gelingen kann, was sie sich an Ertntniß des Princips im ersten Theile zu erringen verchte". Mit diesen Worten entfaltet der Verfasser den lan des gesammten Werkes. Der erste Band umfaßt nun se Analytik des Wissens; der zweite soll die Synthetik ingen.

In der Analytik zieht sich das Denken in sich selbst rück; eine für Jeden sehr schwierige Arbeit, weil eben alle lenschen an den Sinneseindrücken hängen, ja bei vielen der eist an der Materie zu Grunde geht. „Die Thatsache des issens überhaupt, bemerkt Dr. Rosenkranz, befindet sich n ursprünglichsten im Selbstbewußtseyn, welches ebenso der ernunft selbst wie der (innern) Erfahrung angehört" (S. 29). Die Analytik zerfällt ihm ganz sachgemäß in drei auptstücke, der Lehre 1) von den Elementen des Wissens;) von der Entstehung des Wissens; und 3) vom letzten runde des Wissens.

Wir möchten jedem Schüler der Philosophie diese Entickelung der Analytik des Wissens auf's angelegentlichste npfehlen, weil der Verfasser es versteht auf die einfachste rt in dieses Gebiet einzuführen, indem er zuerst in dem auptstück von den Elementen des Wissens die Lehre vom ubjekt des Wissens, vom Objekt des Wissens und der Vorellung des Gewußten im Wissenden ganz von vorne anngend für Jeden klar macht; dann gleich diejenigen philophischen Systeme bündig schildert, die sich gegen die richtige nwendung dieser Grundelemente versündigen (S. 151 ff.). ie Theorie wird also unmittelbar durch die Thatsachen stätigt.

Vielleicht sind wir sachlich mit dem was Rosenkrantz S. 159 ff. über den „Dualismus" bei Aristoteles und den Scholastikern sagt, einverstanden; wir geben das was der Verfasser über den „alten scholastischen Dualismus" S. 163 sagt, sogar zu — für die spätere im Verfall begriffene Scholastik nämlich und einige modernen Anbeter derselben, die in mißverstandenem Eifer für kirchliche Rechtgläubigkeit zwischen Gott und die Welt die fingirte Scheidewand des idealis ordo hineinstellen, und demgemäß auch in der Erkenntnißlehre nur den alten Nominalismus wieder aufwärmen. Das gilt aber keineswegs für die eigentlich spekulativen Scholastiker, die ja bereits über den beiden Extremen eines monistischen Realismus und dualistischen Nominalismus stehen, welche im 12. Jahrhundert nach all ihren Modalitäten auseinandergegangen waren. Das was Rosenkrantz „dualistische Unterscheidung" nennt (S. 161), glauben wir richtiger mit dem Namen „dialektischer Unterschied" bezeichnen zu müssen, welcher Unterschied eben gar nicht Unterschied seyn könnte, wenn er nicht in einer höheren Einheit sich auflösen würde, nämlich in der Metaphysik. Das ist bei Aristoteles der Fall, das findet sich bei den spekulativen Peripatetikern des Mittelalters. Es sind uns die großen Schwierigkeiten, die sich gerade in diesem Punkte schon bei Aristoteles, noch mehr aber bei seinen großen Commentatoren des Mittelalters finden, nicht unbekannt. Wir haben jüngst eine treffliche Arbeit, die sich die Lösung dieser Schwierigkeiten zur Aufgabe macht, nämlich die Schrift Dr. Brentano's über „die Psychologie des Aristoteles ꝛc." mit Freuden begrüßt, und möchten auch noch auf die trefflichen Arbeiten von Professor Dr. Morgott über die Psychologie des heil. Thomas aufmerksam machen, die nicht kritiklos sich der „Uebertreibung" eines Liberatore (S. 164) schuldig machen.

In neuester Zeit ist wiederholt die Empfindungstheorie des Aristoteles — dieser für die Erkenntnißlehre so wichtige Punkt — als mechanische verketzert worden, ohne zu wissen

ß Aristoteles den Akt der Empfindung und somit aller
nneserkenntniß als ἀλλοίωσις (Phys. VII, 2 De an. II, 5.
2) nicht im mechanischen, sondern organischen Sinne,
nit auch das Erkennen als Lebensproceß faßt. Diesem
echanismus der bloßen Sensibilitätstheorie begegnen auch
exander von Hales, Albertus, Thomas und Duns Scotus
t dem Grundsatz: receptum est in recipiente per modum
cipientis (Summa theol. S. Thom. Aqu. I. qu. 84 a. 1).
ergessen wir nur nicht, daß Thomas über dem Unterschied
n Subjekt und Objekt, wie ihn die Dialektik nothwendig
tuiren muß, die höhere Einheit nicht übersieht. Gott ist
cht bloß bezüglich des Seyns, sondern auch bezüglich des
rkennens actus purus; und beides ist in ihm identisch. Jede
dliche Energie ist als Theilnahme an dieser göttlichen
nergie gedacht, in welcher jeder „Dualismus" aufgehoben
, und welche als lumen naturale fortan den Gegensatz von
ubjekt und Objekt in der wirklichen Erkenntniß überwindet.
m hierin die ganze Scholastik des Thomas zu beurtheilen,
üssen nothwendig die Schriften de Ente et Essentia bes.
6 (opp. T. IV), Compendium theologiae bes. c. 100—107
nd De Trinitate c. 6 ss. (opp. T. XVII) verglichen werden *).

Jetzt können wir vielleicht den Verfasser, der sich auch über
iese Partie ein ebenso gründliches als gemäßigtes Urtheil
indicirt, fragen, ob nicht etwa hier schon zur Lösung des
Gegensatzes „die Schranken des erfahrungsmäßigen Bewußt=

*) Compend. theol. c. 129 p. 25: Deus autem ad intelligendum hominem juvat non solum ex parte objecti, . . . sed etiam per hoc quod lumen naturale hominis quo intellectualis est, a Deo est. Opusc. 70 de Trinitate c. 6 p. 116: mens illustratur a Deo et etiam lumen naturale semper Deus in anima causat, non aliud et aliud sed idem: non enim est causa fieri ejus solum sed etiam esse ipsius. In hoc ergo continue Deus operatur in mente, quod in ipsa lumen naturale causat etc.

Vielleicht sind wir sachlich mit dem was Rosenkranz S. 159 ff. über den „Dualismus" bei Aristoteles und den Scholastikern sagt, einverstanden; wir geben das was der Verfasser über den „alten scholastischen Dualismus" S. 163 sagt, sogar zu — für die spätere im Verfall begriffene Scholastik nämlich und einige modernen Anbeter derselben, die in mißverstandenem Eifer für kirchliche Rechtgläubigkeit zwischen Gott und die Welt die fingirte Scheidewand des idealis ordo hineinstellen, und demgemäß auch in der Erkenntnißlehre nur den alten Nominalismus wieder aufwärmen. Das gilt aber keineswegs für die eigentlich spekulativen Scholastiker, die ja bereits über den beiden Extremen eines monistischen Realismus und dualistischen Nominalismus stehen, welche im 12. Jahrhundert nach all ihren Modalitäten auseinandergegangen waren. Das was Rosenkranz „dualistische Unterscheidung" nennt (S. 161), glauben wir richtiger mit dem Namen „dialektischer Unterschied" bezeichnen zu müssen, welcher Unterschied eben gar nicht Unterschied seyn könnte, wenn er nicht in einer höheren Einheit sich auflösen würde, nämlich in der Metaphysik. Das ist bei Aristoteles der Fall, das findet sich bei den spekulativen Peripatetikern des Mittelalters. Es sind uns die großen Schwierigkeiten, die sich gerade in diesem Punkte schon bei Aristoteles, noch mehr aber bei seinen großen Commentatoren des Mittelalters finden, nicht unbekannt. Wir haben jüngst eine treffliche Arbeit, die sich die Lösung dieser Schwierigkeiten zur Aufgabe macht, nämlich die Schrift Dr. Brentano's über „die Psychologie des Aristoteles ꝛc." mit Freuden begrüßt, und möchten auch noch auf die trefflichen Arbeiten von Professor Dr. Morgott über die Psychologie des heil. Thomas aufmerksam machen, die nicht kritiklos sich der „Uebertreibung" eines Liberatore (S. 164) schuldig machen.

In neuester Zeit ist wiederholt die Empfindungstheorie des Aristoteles — dieser für die Erkenntnißlehre so wichtige Punkt — als mechanische verketzert worden, ohne zu wissen

[redacted]

toteles den Akt der Empfindung und somit aller
kenntniß als ἀλλοίωσις (Phys. VII, 2 De an. II, 5.
.icht im mechanischen, sondern organischen Sinne,
h das Erkennen als Lebensproceß faßt. Diesem
mus der bloßen Sensibilitätstheorie begegnen auch
: von Hales, Albertus, Thomas und Duns Scotus
Grundsatz: receptum est in recipiente per modum
s (Summa theol. S. Thom. Aqu. I. qu. 84 a. 1).
wir nur nicht, daß Thomas über dem Unterschied
jekt und Objekt, wie ihn die Dialektik nothwendig
muß, die höhere Einheit nicht übersieht. Gott ist
ß bezüglich des Seyns, sondern auch bezüglich des
s actus purus; und beides ist in ihm identisch. Jede
Energie ist als Theilnahme an dieser göttlichen
gedacht, in welcher jeder „Dualismus" aufgehoben
welche als lumen naturale fortan den Gegensatz von
und Objekt in der wirklichen Erkenntniß überwindet.
n die ganze Scholastik des Thomas zu beurtheilen,
nothwendig die Schriften de Ente et Essentia bes.
). T. IV), Compendium theologiae bes. c. 100—107
rinitate c. 6 ss. (opp. T. XVII) verglichen werden *).
t können wir vielleicht den Verfasser, der sich auch über
rtie ein ebenso gründliches als gemäßigtes Urtheil
, fragen, ob nicht etwa hier schon zur Lösung des
ges „die Schranken des erfahrungsmäßigen Bewußt-

---

mpend. theol. c. 129 p. 25: Deus autem ad intelligendum
ninem juvat non solum ex parte objecti, . . . sed etiam
hoc quod lumen naturale hominis quo intellectualis
, a Deo est. Opusc. 70 de Trinitate c. 6 p. 116: mens
stratur a Deo et etiam lumen naturale semper Deus in
ma causat, non aliud et aliud sed idem: non enim est
sa fieri ejus solum sed etiam esse ipsius. In hoc ergo
ntinue Deus operatur in mente, quod in ipsa lumen naturale
usat etc.

seyns überstiegen und eine höhere („transcendentale") Einheit" aufgesucht wurde. (S. 163).

Hier ist der Punkt — um das gleich beizufügen — von welchem aus wir uns eine eingehende Kritik der Gottesbeweise, wie sie der Verfasser darstellt (S. 434 ff. 445, 464 u. a.) erlauben würden, falls wir bloß für den engeren Kreis der Fachmänner zu schreiben berufen wären. Wir hätten dazu um so eher ein Recht uns gegen den „Dualismus", welchen der gelehrte Autor in der eigentlichen Ontologie der Scholastiker zu finden glaubt, zu verwahren, indem wir früher einmal genöthigt waren ein Wort über den „Pantheismus" der mittelalterlichen Philosophen zu sprechen. Die Ansicht, welche Rosenkranz S. 448 u. a. über die sogenannten Gottesbeweise ausspricht, ist allerdings berechtigt, wenn die Voraussetzung erwiesen ist, daß die Philosophie des Mittelalters das überweltliche Seyn Gottes von dem Seyn der Welt dualistisch getrennt hat (S. 449 ff.). Meines Wissens hat nur der extreme Nominalismus den Gegensatz von einem bloß logischen und wirklichen Seyn Gottes hervorgebracht; während gerade alle spekulativen Philosophen des Mittelalters Gott als das Seyn sensu eminenti — also jedenfalls als wirkliches Seyn, weil das reine Seyn nur Wirklichkeit actus purus ist — fassen. „Alles Seyn, sagt St. Thomas, ist eine Theilnahme des göttlichen Seyns" (Compend. theol. c. 135 p. 26). „Gott ist das Innerste in allen Dingen" (Sum theol. I. qu. 8, a. 1). Offenbar ist hier „das Seyn Gottes schlechthin das Seyn alles Seienden" (S. 445), gerade weil es als reines Seyn von allem andern Seyn substanziell unterschieden ist.

Der „alte scholastische Dualismus" wird schon im 12. Jahrhundert von Walther von Mortaigne (d'Achery Spicil. III. p. 522 ep. 2), Gaufried von Chartres, Wilhelm von St. Thierry u. A. gründlich zurückgewiesen.

Soviel glaubten wir über diesen Punkt andeuten zu

[redacted]

:rade weil wir wünschen daß das vortreffliche Buch
recht große Leserzahl erwerben möge.

ıebricht uns an Raum, um nur die hauptsächlichsten
‚endsten Partien andeuten zu können. Der Verfasser
eiche Gebiet der gewonnenen Resultate auf natur=
ftlichem Boden, namentlich der Physiologie und
logie durchwandert, um eine gründliche Theorie des
und Empfindungslebens zu construiren. S. 192 ff.
Schritt für Schritt der Weg des Selbstbewußtseyns
:ußern Anschauung zur innern durchwandert, um
Natur des Denkens überhaupt klare Anhaltspunkte
nen (S. 239). Sodann erst wird die Lehre von
ffen (S. 266) und Ideen (S. 282) Gegenstand der
ıg. Wir können hier die Leser nur auf die Schrift
veisen.

r in was immer für einer Wissenschaft etwas leisten
Dr. Rosenkranz mit Recht (S. XVIII), muß zu=
bisher Geleistete kennen lernen, und erst dann, wenn
:n vollkommen mächtig geworden ist, kann er daran
ıf der Grundlage desselben weiter zu bauen . . .
liche Stetigkeit der Entwicklung wie in anderen
aften findet sich auch in der Philosophie.“ Diese
r Vorrede möchten wir als Nachrede und als beste
ng vorliegender trefflicher Schrift Allen an's Herz
e sich für philosophische Studien noch interessiren.
: zweite Band bald dem ersten folgen.

Dr. B.

XXXIII.

Zeitläufe.

Die Allianz-Frage zwischen Oesterreich und Preußen — jetzt und ehedem.

In dem Augenblicke wo wir die Feder ansetzen um noch einmal einen Blick auf die veränderten Machtstellungen Europa's zu werfen, erreicht uns die Nachricht von der neuen Militär-Revolution in Spanien, welcher allem Anscheine nach der nagelneue Charakter einer republikanischen Schilderhebung zukommt. Ohne Zweifel konnte dem Mann in den Tuilerien nichts ungelegener kommen; seinen Feinden aber kommt das Ereigniß wie gerufen, wenn sie anders es nicht wirklich herbeigerufen haben. Das Maß der Verlegenheiten des Imperators dürfte nun voll seyn. Er steckt darin wie in einem Sack und vermag er nicht bald durch einen gewaltigen Sprung sich aus der beengten Stellung zu befreien, dann ist der Augenblick vorauszusehen wo ihm der Sack mit leichter Mühe über dem Kopf zusammengebunden werden wird. Für Frankreich wird es sich dann nur fragen: was nun?

Man könnte ein Buch schreiben über das ungeheuerliche Verhängniß, das den Mann und seine Thaten ereilt hat. Mit Hülfe der liberalen Revolutions-Politik gedachte er Waterloo zu rächen, und jetzt bedroht jede Regung der liberalen Revolutions-Politik innerhalb und außerhalb seines Landes ihn selbst mit einem neuen und endgültigen Waterloo. Wenn Graf Bismark heute seine irregulären Bundesgenossen an

gehindert vom englischen Dreizack, eine in den früheren deutsch-französischen Kriegen nicht vorgekommene Rolle spielen und einen nicht geringen Theil der Streitkräfte Preußens beschäftigen würde. Durch diese Diversion wird Preußen drittens gehindert seyn den süddeutschen Staaten den Schutz, den es ihnen durch formelle Bündnisse zugesichert hat, rechtzeitig und ausreichend zu gewähren, und zugleich sind alle diese Gefahren und Nachtheile von der Art, daß sie durch eine Allianz mit Rußland nicht im entscheidenden Augenblicke von Preußen abgewendet werden können."

Was nun England betrifft, so wird es vielleicht auch an der Zeit seyn sich der Worte wieder zu erinnern, womit Lord Stanley sein Benehmen in der Luxemburger Frage vor dem Parlamente vertheidigt hat. „Bedenken Sie doch", sagte er, „was das für ein Krieg gewesen wäre. In kürzester Zeit wären zum mindesten zwei Mächte, Oesterreich und Italien, in seinen Kreis hineingerissen worden, und wenn erst 130 bis 140 Millionen Menschen einander bekriegen, wer wollte da den Ausgang voraussagen? Was hätte sich im Osten entwickelt? Was wäre aus Belgien und Holland, was aus uns selber geworden, selbst wenn wir neutral hätten bleiben können?" Daraus geht genugsam hervor, daß allerdings England keinen Mann in Bewegung setzen würde, wäre es auch zur Erhaltung der Neutralität Belgiens. Zu allem Ueberfluß soll die englische Regierung dieß sogar bestimmt erklärt haben, indem sie ihr Interesse an der belgischen Frage ausschließlich auf den Platz Antwerpen reducirte. Und zwar soll diese Erklärung bei einer sehr hervorstechenden Gelegenheit gegeben worden seyn. Damals nämlich als Graf Bismarck in Paris, zum Austausch gegen die früher zugesagten Compensationen, die Theilung der Niederlande zwischen Preußen und Frankreich angeboten habe.

Es kostet uns einige Ueberwindung hier auf die „Enthüllungen" diplomatischer Geheimnisse nicht weiter einzugehen, wie sie im Sommer 1867 die Runde durch unsere Zeitungswelt gemacht haben. Aus zwei Gründen wäre vielleicht eben

[redacted]

Macht des Continents geworden sei, habe der Imperato fortan nur zu wachen, daß Preußen keinen Schritt weite thun könne und der Prager Friede nicht um Haaresbreit mehr überschritten werde. Aber gar nicht zu reden davon daß die Gesellschaft die Kosten einer solchen Wache auf länger Zeit unmöglich ertragen kann, es liegt noch eine ander Unmöglichkeit vor. Die Welt nämlich steht nicht still, un Graf Bismark hat sich nicht umsonst an den Fortschrit attachirt; denn er kann nicht stillestehen, wenn er auch wollte, er muß fortschreiten. Die Dinge müssen ihre Entwicklun haben: das zeigt sich heute in Spanien, morgen wird es sic im Oriente, übermorgen in Italien, und wenn es für den Imperator ganz gut geht, im nächsten Zollparlamente zeigen.

Im Frühling des vorigen Jahres stand Europa hart an der Schwelle eines Kriegs wegen Luxemburg. Es ist jetz eine zugestandene Thatsache, daß Preußen jenes alte deutsch Land damals nicht hätte fahren lassen, wenn Oesterreich, trotz Prager Frieden und vertragsmäßiger Ausschließung aus Deutschland, an der Vertheidigung hätte theilnehmen wollen. Aber in Wien hat man sich geweigert und um so eifriger die friedliche Lösung vermittelt. In einer Depesche vom 17. April hat Baron Beust die Gründe angegeben, welche ihm einen Krieg Preußens gegen Frankreich als „ein hohes Wagniß“ erscheinen ließen. Es dürfte jetzt gerade an der Zeit seyn jener Aeußerungen sich wieder zu erinnern; denn die Lage ist allmählig derart gespannt, daß jeden Augenblick ein neues Luxemburg am Horizont auftauchen kann, heiße es denn Mainz oder Nordschleswig, Baden oder Belgien.

„Eine Explosion“, so schrieb Baron Beust, „eine Explosion der seither mühsam zurückgedrängten Unzufriedenheit der französischen Nation ist mit den größten politischen und socialen Gefahren verbunden, und wenn auch diese Gefahren allgemeine europäische sind, so würde es doch Preußen seyn, welches sich den ersten Wirkungen des heftigen Sturmes entgegenstellen müßte. Einen entschiedenen Vortheil hat zweitens Frankreich durch seine Flotte voraus welche dießmal, un-

[redacted]

gehindert vom englischen Dreizack, eine in den früheren deutsch-französischen Kriegen nicht vorgekommene Rolle spielen und einen nicht geringen Theil der Streitkräfte Preußens beschäftigen würde. Durch diese Diversion wird Preußen drittens gehindert seyn den süddeutschen Staaten den Schutz, den es ihnen durch formelle Bündnisse zugesichert hat, rechtzeitig und ausreichend zu gewähren, und zugleich sind alle diese Gefahren und Nachtheile von der Art, daß sie durch eine Allianz mit Rußland nicht im entscheidenden Augenblicke von Preußen abgewendet werden können."

Was nun England betrifft, so wird es vielleicht auch an der Zeit seyn sich der Worte wieder zu erinnern, womit Lord Stanley sein Benehmen in der Luxemburger Frage vor dem Parlamente vertheidigt hat. „Bedenken Sie doch", sagte er, „was das für ein Krieg gewesen wäre. In kürzester Zeit wären zum mindesten zwei Mächte, Oesterreich und Italien, in seinen Kreis hineingerissen worden, und wenn erst 130 bis 140 Millionen Menschen einander bekriegen, wer wollte da den Ausgang voraussagen? Was hätte sich im Osten entwickelt? Was wäre aus Belgien und Holland, was aus uns selber geworden, selbst wenn wir neutral hätten bleiben können?" Daraus geht genugsam hervor, daß allerdings England keinen Mann in Bewegung setzen würde, wäre es auch zur Erhaltung der Neutralität Belgiens. Zu allem Ueberfluß soll die englische Regierung dieß sogar bestimmt erklärt haben, indem sie ihr Interesse an der belgischen Frage ausschließlich auf den Platz Antwerpen reducirte. Und zwar soll diese Erklärung bei einer sehr hervorstechenden Gelegenheit gegeben worden seyn. Damals nämlich als Graf Bismark in Paris, zum Austausch gegen die früher zugesagten Compensationen, die Theilung der Niederlande zwischen Preußen und Frankreich angeboten habe.

Es kostet uns einige Ueberwindung hier auf die „Enthüllungen" diplomatischer Geheimnisse nicht weiter einzugehen, wie sie im Sommer 1867 die Runde durch unsere Zeitungswelt gemacht haben. Aus zwei Gründen wäre vielleicht eben

[redacted]

jetzt die Erinnerung daran nicht unzeitgemäß. Für's Erste nämlich ist seit dem Bekanntwerden der Usedom'schen Note nahezu Alles zu glauben. Sonderbarerweise kehrte in der That auch in den Enthüllungen, die wir eben angedeutet haben, der fixe Gedanke wieder, daß zum Wohle Preußens schlechterdings Oesterreich vernichtet werden müsse. Hiernach wäre nämlich bei dem vorgeschlagenen Arrangement zwischen den zwei Nachbarn am Rhein auch der „natürliche Alliirte" im Süden nicht leer ausgegangen; Italien hätte Südtyrol und Illyrien erhalten. Oesterreich wäre dadurch vom Meere ganz abgeschnitten, und seine deutschen Provinzen wären volkswirthschaftlich zum Anschluß an den Nordbund gezwungen worden. Vielleicht haben hierin die Pariser Köche das Haar gefunden, weßhalb die angebliche „Idee" Bismarks bezüglich der Niederlande weiter keinen Anklang fand.

Soviel geht zweitens aus allen diesen dunkeln Gerüchten doch unzweifelhaft hervor, daß Graf Bismark, weil er den Conflikt mit Frankreich keineswegs auf die leichte Achsel nimmt, verschiedene Versuche machte den Kriegsfall auf die Dauer aus dem Wege zu räumen. Und was einmal geschah, kann in irgend einer Weise wieder geschehen. Der gewaltige Minister hat zwar vor dem Zollparlament in einer seiner gelungensten Redewendungen jeden Appell an die „Furcht" verächtlich gemacht und zurückgewiesen; aber als unumstößliches Zeugniß, daß er doch selber zu fürchten versteht, ist der Name „Luxemburg" in die Blätter der Weltgeschichte eingeschrieben. Die Franzosen könnten sich sonst nicht des Sieges rühmen in dieser brennenden Frage, noch dazu mit der höhnischen Bemerkung, daß sie damals zum Krieg gar nicht gerüstet gewesen wären.

Graf Bismark hat sich zwar auf die mangelnde Entschiedenheit und Bereitschaft der Südstaaten hinausgeredet, sowie auf die energische Zurückweisung jeder kriegerischen Politik von Seite Oesterreichs; darum habe man in Berlin zurückweichen und Luxemburg preisgeben müssen. Liegt aber nicht gerade darin die formelle Bestätigung der historischen

Thatsache, daß Preußen zur Zeit des Luxemburgischen Handels, obwohl Frankreich damals nicht gerüstet war, doch nicht den Muth des Widerstandes hatte, aus dem obersten Grunde weil Oesterreich nicht mitthun wollte? Zugleich involvirt diese Thatsache unfraglich auch das Geständniß, daß die oben angeführten Gründe, weßhalb Baron Beust einen Krieg Preußens gegen Frankreich für ein „hohes Wagniß“ halten zu müssen glaubte, allerdings nicht zu verachten seien.

Die süddeutschen Staaten hatten früher als es das preußische Selbstgefühl zuließ, eine Ahnung von dem wahren Stand der Dinge gehabt, und darum bewogen sie den Grafen Bismarck, durch einen ihrer Diplomaten die bekannten Anerbietungen in Wien machen zu lassen. Damals — man muß es immer wiederholen — war Frankreich nicht gerüstet. Jetzt ist Frankreich gerüstet bis an die Zähne; und es ist daher nicht mehr als billig, wenn diejenigen Diplomaten welche im Frühjahre 1867 von dem Gefühl geplagt waren, daß Deutschland ohne Oesterreich der Lage denn doch nicht gewachsen sei, jetzt um so mehr auf eine Wiederannäherung der beiden Mächte gedrungen haben mögen. So dürften die Schritte geschehen und die Gerüchte vom letzten Sommer entstanden seyn, welchen beiden die Veröffentlichung der Usedom'schen Note ein frühzeitiges Ende bereitet hat.

In der Presse aber hat sich die Discussion noch eine Weile fortgesponnen. Namentlich sind in der „Allgemeinen Zeitung“ einige Artikel erschienen die um ihres muthmaßlichen Verfassers willen viel Staub aufgewirbelt haben. Uns will es vorkommen als wenn der Autor in einem Manne zu suchen wäre, der einst als erbkaiserlicher Minister in einem Kleinstaat regiert, dann zum hervorragenden Stimmführer der großdeutschen Partei sich bekehrt hat, drittens Geschäftsträger des Herzogs von Augustenburg in Wien geworden und jetzt wieder zum Glaubensbekenntniß des National-Liberalismus zurückgekehrt ist. Wie dem sei, die Artikel sind ein schmerzlicher Aufschrei des absterbenden Altliberalismus, der sich nirgends mehr Rath weiß mit seiner eigenen Hände

[redacted]

Arbeit, weder in Frankreich noch in Deutschland. Sie sind ein passender Pendant zu den verzweifelten Anstrengungen der Herren Thiers und Genossen in Paris. Zugleich spricht sich aber in denselben die bußfertige Einsicht aus, daß auf die haarsträubende Unpolitik des Augustenburgerthums allerdings keine andere Antwort gehört habe als — Graf Bismark.

Der ganze Zweck des Autors ist eine gründliche Abkanzelung des Baron Beust, weil dieser österreichische Minister in die durch den Grafen Taufkirchen dargebotene Hand Preußens nicht ohne weiters eingeschlagen hat. Der österreichische Minister begründete diese Weigerung mit dem naheliegenden Einwand: „Oesterreich hätte sie (die angebotene Garantie seiner deutschen Besitzungen) zu bezahlen durch die Feindschaft Frankreichs, die ihm doppelt gefährlich seyn würde, weil sie zugleich in Deutschland eine so gut als unbedingte Abhängigkeit von dem guten Willen Preußens im Gefolge hätte." In Bezug auf den guten Willen der deutschen Politik Preußens aber stellte der Minister die inhaltschwere Frage: „Können wir es darauf ankommen lassen, daß man uns, im Falle Frankreich überwunden worden, das Prager Friedensinstrument in die Hand drücke und uns für dessen erfolgreiche Vertheidigung danke?" Und zwar, wie sich von selbst versteht, danke um die gewonnene freie Hand in Süddeutschland sofort bis an die Alpen walten zu lassen.

Nun gehören wir wahrlich nicht zu den Bewunderern des Baron Beust. Aber man muß gestehen, daß der Nagel nicht besser auf den Kopf getroffen werden konnte als in jenen beiden Sätzen. Mit andern Worten: Preußen müßte seine seit 1866 betretene Bahn corrigiren und in den deutschen Verhältnissen selber reelle Garantien bieten, wenn Oesterreich nicht fürchten sollte, daß eine mit seiner Hülfe herbeigeführte Niederlage Frankreichs nur es — Oesterreich — selber zum Spielball der preußischen National- oder Hausmachtspolitik machen müßte. In aller Welt ist nichts begreiflicher als diese Thatsache. Der gedachte Verfasser aber glaubt mit Einem Worte dem Einwand die Spitze abbrechen

[redacted]

zu können, indem er sagt: ja, um einen Krieg mit Frankreich handle es sich eben gar nicht, im Gegentheil solle die angestrebte Allianz gerade den Franzosen die Kriegspolitik unmöglich machen, und zwar habe Bismark durch den Grafen Taufkirchen zu diesem Zweck und zur unbedingten Sicherung des Weltfriedens als Dritten im Bunde — auch gleich Rußland vorgeschlagen.

Es leuchtet nicht recht ein, warum gleich auch Rußland mit in das Spiel gezogen werden sollte. Wären vielleicht Oesterreich und Preußen noch nicht stark genug um den jeweiligen Herrschern Frankreichs von sich aus Verzicht und Ruhe zu gebieten? Oder sollte das Czarthum vielleicht als Sauvegarde dienen sei es für Oesterreich oder für die Mittelstaaten, gegenüber dem Uebergewichte Preußens? Genug, der Antrag lief hinaus auf die Wiederherstellung der „heiligen Allianz". Der Imperator hat in dem Rundschreiben seines Ministers Lavalette gesagt: daß „die Coalition der drei nordischen Höfe" zerbrochen sei, darin liege der Gewinn den Frankreich aus den Ereignissen von 1866 ziehe; also scheint es dem Verfasser sonnenklar, daß nichts Anderes im deutschen wie im österreichischen Interesse erfordert sei als die Wiederherstellung der zerbrochenen Coalition der drei nordischen Mächte. Ja, der Verfasser stellt in der Anpreisung des bezüglichen Taufkirchen'schen Antrags geradezu die erstaunliche Frage: „Ist die heutige Weltlage von jener des Jahres 1815 verschieden?"

Wir hätten bald gesagt: um nicht weniger als um die Usedom'sche Note und um den regierenden Panslavismus in St. Petersburg sind die zwei Weltlagen verschieden. Wenn es wahr ist, daß Frankreich, wie der Verfasser aus der Times vom 4. Oktober 1815 citirt, seit drei Jahrhunderten stets Vergrößerungstendenzen nach Deutschland und den Niederlanden verfolgt und den deutschen Besitz zu verkleinern getrachtet hat: so kennzeichnet es ja gerade die heutige Weltlage im Unterschiede von 1815, daß Preußen und Rußland jetzt ganz den gleichen Charakter gegenüber Oesterreich und

[redacted]

beziehungsweise Deutschland angenommen haben. Und zwar hat die Vergrößerungstendenz dieser beiden Mächte deßhalb eine viel gefährlichere Natur an sich als die dreihundertjährige Vergewaltigungspolitik Frankreichs, weil dieselbe auf dem Grunde des modernen Nationalitätsprincips erwächst: Preußen und Rußland wollen sich vergrößern, weil sie zu müssen und nicht anders zu können vorgeben, weil es ihr Beruf und ihre Mission sei von Nationalitätswegen sich abzurunden auf Kosten Oesterreichs und respektive Deutschlands. Für Preußen gesteht ja der Verfasser selber diesen zwingenden Beruf unumwunden zu.

Dazu kommt dann der weitere und für die österreichischen Staatsmänner doch wahrlich im höchsten Grade wesentliche Unterschied, daß Frankreich seine Vergrößerungstendenz gegen Oesterreich bereits erreicht hat und vom Hause Habsburg nichts weiter erobern will, während Preußen und Rußland ihre Vergrößerungstendenzen aus nationalem Beruf und Pflicht noch immer verfolgen müssen und namentlich am Leibe Oesterreichs erst zu erfüllen haben. Folglich können sie, wie es auch die Usedom'sche Note unumwunden ausspricht, nicht ruhen ehe die Habsburgische Monarchie völlig vernichtet ist. So sehr ist „die heutige Weltlage von jener des Jahres 1815 verschieden!"

Eine österreichisch-preußische Allianz im Dienste der Nation ist auch uns stets als das einzige und wahre Mittel erschienen, um die deutsche Zukunft sicher zu stellen und den Weltfrieden auf die Dauer zu erhalten, ohne ein zweitesmal die Erfahrung mit Luxemburg in noch schmerzlicherem Grade zu machen; sie wäre insbesondere auch das einzige Mittel um die süddeutschen Staaten aus ihrer völlig unqualificirbaren Lage zu befreien. Auch wir haben daher einer solchen Allianz stets das Wort geredet. Aber es würde ein Uebermaß politischer Naivetät dazu gehören, um die Bedingung zu verkennen welche von Seite Preußens schlechthin vorher erfüllt seyn mußte.

Nichts ist einfacher: Preußen mußte sich von der theo-

[redacted]

retisch und praktisch bezeugten Vergrößerungstendenz los-sagen, es mußte energische und erkennbare Stellung gegen das falsche Nationalitätenprincip einnehmen und seine Politik wahrhaft dem Dienste der Nation widmen. Hiefür aber mußten thatsächliche Garantien gegeben werden. Es bedurfte hiezu nicht der ohnehin unmöglichen Restauration des alten Bundes; auch der Pendant eines Südbundes mit Oesterreich an der Spitze wäre zu verschmerzen gewesen; aber unbedingt erforderlich war die Rückkehr von der hausmachtlichen Annexions-Politik zur Achtung des deutschen und des geschichtlichen Rechts. Den historisch zusammengehörigen Ländern und Völkern Deutschlands mußte ihre Selbstbestimmung zurückgegeben werden; dann erst wäre ein wirkliches Bundes-Verhältniß allseitig möglich geworden.

Wollte man in Berlin auf nichts von allem Dem eingehen, dann war der Beweis geliefert, daß Oesterreich allerdings mehr von der preußischen als von der französischen Vergrößerungstendenz zu befürchten habe, und kein Mensch von gesunden Sinnen konnte unter solchen Umständen an eine Allianz der zwei Mächte denken. Nun aber hat man sich in Berlin nicht nur auf keinen Rücktritt eingelassen, man bekennt sich vielmehr fortwährend und ostensibel zu jener Nationalitätentheorie welche an sich schon der intellektuelle Bruch des Prager Friedens ist und die Einverleibung der drei Südstaaten als eine bloße Frage der Zeit erscheinen läßt. Kurz, wie die Italiener seinerzeit den Frieden von Zürich an Oesterreich brachen, sobald der Imperator dieß zu seinem eigenen Verderben zuließ, so erscheint auch in der officiellen Sprache Preußens der Prager Frieden nur als eine durch fremde Einmischung aufgezwungene Fessel die man zerbrechen werde, sobald es bequem geschehen könne. Wir brauchen hier nur an die berühmte Cirkular-Depesche des Grafen Bismark vom 7. September 1867 zu erinnern.

Das Alles billigt nun der Verfasser gedachter Artikel vollkommen. Er preist es als ein gütiges Geschick daß Graf Bismark „selbst mit revolutionärer; das traditionelle Legiti-

[redacted]

mitäts=Princip verachtender Gewalt" den deutschen Staatenbund mit seinen der deutschen Einheit stets widerstrebenden Souverainetäten zerstört habe. Er betont, daß Art. 4 des Prager Friedens welcher Preußen zum Mittelpunkt Deutschlands mit Ausschluß Oesterreichs mache, von Preußen nie und nimmermehr modificirt werden könne und daß man sich in Wien diesem Satze mit „allen Consequenzen", sage mit allen Consequenzen, werde fügen müssen. Er sagt mit Beziehung auf das Offert des Grafen Taufkirchen ausdrücklich: „Graf Bismark habe offenbar seine Pflicht entgegenkommend erfüllt" und von dieser Seite bleibe nun nichts mehr zu thun. Aber daß Oesterreich noch immer nicht auf die preußische Allianz eingegangen: das erscheint ihm geradezu als ein nationales Verbrechen.

Man kann nicht leicht einer puerilern Anschauung in politischen Dingen begegnen. Nur Einen ähnlichen Fall haben wir bis jetzt erlebt, nämlich im Verlauf der schleswig=holsteinischen Krisis. Man erinnert sich doch wohl der damaligen Zumuthungen von Seite der liberalen oder augustenburgischen Partei an Preußen. So erleuchtet die damalige Politik der Partei war, wie der Erfolg gezeigt hat, so praktisch und politisch motivirt erscheinen ihre jetzigen Zumuthungen an Oesterreich. Leider scheint es aber, als wenn die Politik der süddeutschen Kabinette selber über dieses Niveau nicht wesentlich erhaben sei. Man fordert hier wie dort von Oesterreich „im Dienste der Nation", aber man darf keine Einsprache mehr wagen, wenn Preußen jeden Dienst der Nation ungenirt für seine Hausmachts=Politik ausbeutet. Daß damit keine österreichische Allianz zu gewinnen sei, könnte auch ein politischer ABC=Schütze begreifen.

Es wäre noch ein wesentlicher Punkt zu urgiren, in dem „die heutige Weltlage von jener des Jahres 1815" sich gar mächtig unterscheidet. Graf Taufkirchen hat eine Coalition der drei nordischen Höfe vorgeschlagen. Allein es gibt politisch gesprochen nur mehr zwei nordische Höfe, der dritte ist in zwei parlamentarische Regierungen auseinander ge=

[redacted]

gangen, die sich in jeder großen Frage so ziemlich verhalten dürften wie vier Pferde welche paarweise vorn und hinten an den Wagen gespannt sind. Von einer österreichischen Politik kann man daher im eigentlichen Sinne des Worts kaum mehr sprechen; sondern die Parteien jenseits der Leitha streiten sich über magyarische und die Parteien diesseits der Leitha streiten sich über deutsch-slavische Politik. Baron Beust mag inzwischen inaktive Noten schreiben; wenn es aber einmal zu einer großen Aktion käme, dann wäre schwer zu errathen, ob eine und welche Gesammtpolitik dem Reiche durch die innern Nothwendigkeiten auferlegt würde.

Jedenfalls scheint es ganz ungeeignet die Politik des Reiches im Ganzen noch immer als „deutsch" anzusprechen oder in's Mitleiden zu ziehen. Das ging bis 1866; seitdem aber ist Alles anders geworden und zwar nicht bloß durch den Prager Frieden, sondern vielleicht mehr noch durch die nationale Centrifugal-Bewegung die der Liberalismus in Oesterreich befestigt hat. Daß Niemand mehr weiß, woran man mit diesem Reiche ist, das bildet eben den eigentlichen Gipfelpunkt der Auflösung welcher unser Welttheil anheimgefallen ist; und wenn sonst gar nichts geschehen wäre, so würde schon diese einzige Thatsache die jetzige Weltlage himmelweit von der des Jahres 1815 unterscheiden.

Setzt sich aber zwischen Wien und Pesth wieder einmal ein politischer Primat fest, dann wird dieß voraussichtlich nicht einmal der deutsche seyn. Es ist ja unvergeßlich, wie die Organe der gemäßigt-liberalen Magyaren-Partei sich geäußert haben, als jüngst beim Wiener Schützenfeste die vorsündfluthlichen Reminiscenzen des Großdeutschthums sich zu unbesonnen hervorwagten. Es müsse, erklärte Deaks Leibblatt, als ein Axiom betrachtet werden, „daß in der äußern und innern Politik der österreichisch-ungarischen Monarchie Ungarn als der Schwer- und Mittelpunkt maßgebend sei." So ist es im Grunde jetzt schon; und auch Baron Beust hat sich beeilt, wenigstens den deutschen Primat zu verläugnen, wenn auch nicht positiv den magyarischen zu verkünden.

[redacted]

Nun hat die preußische Politik allerdings auch im Magyarenlande ihre „natürlichen Bundesgenossen", an der radikalen Partei nämlich und wenn es auf die gänzliche Zertrümmerung des Habsburgischen Reiches ankommt, woraus sich dann von selbst die ersehnte Lostrennung und die selbstständige Reichsbildung des Magyarismus ergeben würde. So meinen nämlich die radikalen Politiker Ungarns. Wenn es aber im Gegentheil darauf ankommt im deutsch-nationalen Interesse eine Allianz gegen Frankreich einzugehen, dann wird sich zuverlässig in ganz Transleithanien keine Stimme dafür, sondern Alles dagegen erheben.

Es wäre noch Vieles zu sagen über die bejammernswerthe Verschiebung in der Machtstellung Oesterreichs. Vorerst aber wollten wir nur diejenigen welche es angeht, dringend warnen sich nicht abermals gefährlichen Illusionen hinzugeben und die Rechnung ohne den Wirth zu machen. Das geschieht aber ganz gewiß, wenn man gegen Frankreich irgendwie auf Oesterreich rechnet. Der deutsche Patriot mag diese Gewißheit schmerzlich bedauern, aber Freund und Feind wird sich darauf einrichten müssen. Süddeutschland vor Allem!

XXXIV.

Archiv für die schweizerische Reformations-Geschichte.

Die „Histor.-polit. Blätter" haben bereits gemeldet, daß der Schweizer Piusverein die Herausgabe eines Archivs für die Reformationsgeschichte beschlossen; heute sind wir im Falle anzuzeigen, daß der erste Band die Presse verlassen hat. Derselbe umfaßt mit den Vorworten 59 Druckbogen in groß Lexikonformat und kennzeichnet sich sowohl durch seine äußere Ausstattung als durch seinen Inhalt sofort als ein Quellenwerk, das den Herausgebern und Mitarbeitern Ehre macht. Ohne in eine einläßliche Kritik desselben eintreten zu wollen, erlauben

[redacted]

wir hier nur, was das Archiv laut seinem Programm enthalten soll und was der erste Band wirklich enthält.

Das „Archiv" soll das Material zu einer urkundlichen Darstellung der Reformationszeit liefern; die Forschung und Sammlung umfaßt die ganze Reformationsperiode, namentlich auch die Einführung des Trienter-Concils im Schweizerland und deren Folgen. Das Archiv erscheint in zwanglosen Bänden; so oft im Verlauf der Zeit das erforschte und bearbeitete Material es erfordert und gestattet, erscheint ein Band mit einläßlichen Sach-, Personen- und Orts-Registern. In denselben sollen vorzugsweise aufgenommen werden: a) Verzeichnisse der in kirchlichen und weltlichen Archiven aufbewahrten Reformationsakten und Schriften und daherige Regesten; b) Verzeichnisse der in einzelnen Bibliotheken vorfindlichen älteren Reformations-Druckwerke und daherige Register; c) kirchliche und staatliche Aktenstücke aus der Reformationszeit im Wortlaut; d) daherige Schriftstücke wörtlich oder auszüglich; e) Auszüge aus sachbezüglichen, seltenen Druckwerken; f) Sammlungen der im Volk aus der Reformationszeit fortlebenden Ueberlieferungen; g) Monographien einzelner Begebenheiten; h) Biographien einzelner Persönlichkeiten; i) kritische Erörterungen über einzelne, in der bisherigen Geschichtschreibung irrig dargestellte Fakten oder falsch beurtheilte Persönlichkeiten; k) kritische Beurtheilung der älteren und neueren Reformationsliteratur ꝛc.

Die vom Piusverein mit der Ausführung dieses Programms betraute Direktion hat die Aufgabe des Archivs noch näher dahin gekennzeichnet: „Unsere Absicht geht keineswegs dahin, die Herausgabe einer systematischen Reformationsgeschichte des Schweizerlandes zu veranstalten; wir wollen aus unseren Archiven und Bibliotheken nur Bausteine zusammentragen, aus denen später eine aktenmäßige, unparteiische, kritische Geschichte der Reformationszeit verfaßt werden kann. Wie bekannt ist katholischerseits bis jetzt noch sehr wenig in dieser Beziehung gethan worden: in unseren kirchlichen und weltlichen Archiven, öffentlichen und Privatsammlungen liegt ein reiches, wichtiges Material begraben, das theils unbenützt vermodert; dieses Material wollen wir aufsuchen, aus dem Akten- und Bücherstaub hervorziehen, in unserem Archiv zusammenstellen und veröffentlichen, und so dasselbe getreu und vollständig dem Publikum zugänglich machen."

Die Geschichtsfreunde, welche zur Lösung dieser Aufgabe mitgewirkt und Beiträge für den ersten Band geliefert haben, sind die H.H. Graf Theodor Scherer-Boccard; Domherr Professor Fiala; Prof. Banwart; C. Siegwart-Müller; P. Gall Morel von Einsiedeln; Hofcaplan J. F. Fetz; Prof. Gremaud; Staatsarchivar Theodor von Liebenau; P. Martin Kiem, Benediktiner von Mury-Gries; Abbé Fleury von Genf und Dekan Vautrey von Delsberg. Die meisten dieser Herrn sind durch ihre schriftstellerischen

[redacted]

Arbeiten bereits in weiteren Kreisen bekannt, die drei Erstgenannten bilden die „Direktion" des Archivs.

Wir gehen nun zum Inhalt des ersten Bandes über. Das Archiv eröffnet seine Laufbahn mit dem wortgetreuen Abdruck der seit 333 Jahren im Archivstaub begrabenen „Chronik des Johann Salat", zur Reformationszeit Gerichtschreiber der Stadt Luzern und Feldschreiber im katholischen Lager. Da die „Histor.-polit. Blätter" unlängst (Bd. 61, S. 542 ff.) über Johann Salat, welcher im amtlichen Auftrag und nach amtlichen Quellen seine Chronik verfaßt, einläßliche Nachrichten gebracht haben, so beschränken wir uns hier darauf, den Inhalt kurz zu bezeichnen. Die Chronik bringt vorerst die History Martini Luters, von den Töuffern, die Zwinglische History und Kayser Carolus wider die Sect; sodann erzählt sie Jahr für Jahr die Zeitgeschichte und zwar vom J. 1521 an bis 1534 und schließt mit einem Register. Die Herausgeber haben die Chronik Salats durch ein Vorwort über den Verfasser und seine Schrift und durch drei einläßliche Register (chronologisches Sach-, Personen- und Ort-Register) illustrirt und damit deren Benützung sowohl für die Geschichtforscher als die Leser zugänglicher gemacht. Der Text der Chronik wurde im „Archiv" nach Salat's Original-Handschriften buchstabengetreu abgedruckt.

Sodann folgt ein Verzeichniß aller „Bücher und Schriften welche über die schweizerische Reformation im 16., 17. und 18. Jahrhundert verfaßt und bereits von G. E. von Haller und den Mitarbeitern der Schweizer Bibliothek gekannt und besprochen wurden." Die Zahl dieser Handschriften und Druckwerke steigt auf 1228, und zeigt welch überreiches Material zur Bearbeitung der schweizerischen Reformationsgeschichte schon im J. 1786 vorlag. Das Archiv hat dieselben nach folgenden Abtheilungen zusammengestellt 1) Schriften allgemeinen Inhalts: Papst, Nuntien, Trienter-Concil, Reformationsgeschichte, Reformatoren, Religionskriege, katholische Bündnisse, Verhandlungen mit fremden Mächten, allgemeine Schweizergeschichte, Theologen; 2) Schriften örtlichen Inhalts: Appenzell, Basel, Bern, Constanz, Freiburg, Genf, Glarus, Graubünden und Veltlin, Luzern, Mühlhausen, Neuenburg, Schaffhausen, Schwyz, Solothurn, St. Gallen, Tessin, Thurgau, Ury, Waadt, Wallis, Zug und Zürich. Durch diese systematische Zusammenstellung der Schriftwerke und durch die Beigabe eines alphabetischen Namenregisters aller besprochenen Schriftsteller haben die Herausgeber des Archivs die Benutzung der Haller'schen Sammlungen erleichtert, zugleich aber auch einer Ergänzung derselben gerufen und einen Fingerzeig gegeben, wie nothwendig es ist, alle, auch die unbedeutend scheinenden Schriften der Reformationszeit sorgfältig aufzubewahren und bekannt zu machen, indem die eine Schrift die andere ergänzen muß.

Das „Archiv" theilt ferner mit: 52 noch ungedruckte

[redacted]

Aktenstücke aus dem Luzerner Staatsarchiv in Betreff der „Religions-Unruhen von Solothurn" im J. 1533. Sodann: „Diplomatische Geschichte des Allianzvertrages zwischen Sr. kath. Maj. Philipp II. von Spanien und den sechs katholischen Orten der Schweiz zum Schutze der katholischen Religion und guter Nachbarschaft." Diese Darstellung beruht auf Akten, welche hier zum erstenmal veröffentlicht werden; dieselbe bringt die geheimen einleitenden Schritte zum Bündnisse, die Unterhandlungen und Punktationen, die Einsprachen von Seiten Heinrich III. Königs von Frankreich, die Genehmigung, Ausfertigung und den Wortlaut desselben, die weiteren Schwierigkeiten im In- und Ausland, den Bundesschwur in Mailand (dessen herzogliche Krone dazumal mit der königlichen Krone Spaniens vereinigt war), die Ratifikationen, die Gesandtschaften des Landammann Ritter Lussy in Madrid und in Mailand, die nachfolgenden Erneuerungen des Bündnisses &c. Diese diplomatische Geschichte, welche gegen 100 bis jetzt geheimgehaltene Aktenstücke und Correspondenzen in deutscher, italienischer, französischer, spanischer und lateinischer Sprache umfaßt, wirft ein höchst interessantes Licht in die confessionell-politische Stellung des spanischen und französischen Hofs, des deutschen Reichs, der Schweiz &c. in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Nicht minder interessant in diplomatischer Beziehung ist der „Bericht über die zu Heidelberg aufgefundenen geheimen Schriften und Correspondenzen aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts". Es ergibt sich aus demselben, daß durch die Vermittlung des savoyischen und englischen Gesandten viele zwischen den katholischen Orten der Schweiz und den katholischen Höfen gewechselten Schriftstücke und Verabredungen sofort der protestantischen Liga in Deutschland verrathen wurden. Es werden nicht nur die Personen durch welche diese verrätherischen Mittheilungen gingen, genannt, sondern sogar ausgelieferte Akten (welche zu Heidelberg durch Zufall wieder in katholische Hände gefallen) als schlagende Beweise in diesem Bericht mitgetheilt.

Das Archiv veröffentlicht weiterhin ein „Schreiben der katholischen Orte an Papst Clemens VIII." zu Gunsten der in Mailand wohnenden Protestanten; „Urkunden zur Biographie Zwingli's" aus dem Stiftsarchiv von Einsiedeln, wo Zwingli während einiger Zeit Leutpriester war; „Briefe des Augustiner Provinzials Conrad Tregarius" aus dem Freiburger Staatsarchiv; „Notizen aus dem Anniversarienbuch von Bünzen"; „Briefe über die Religions-Disputation in Baden" aus dem Luzerner Staatsarchiv. Ferner: „Regesten der Dokumente zur Reformations-Geschichte Graubündens" (55 Urkunden vom J. 1524 — 1576 und 5 schriftliche und gedruckte Quellenwerke). „Einfluß der Berner für und der Freiburger gegen

die Einführung der Reformation in Genf." Aus den bis jetzt unbenützten Akten und Protokollen des Staatsarchivs von Genf wird hier der urkundliche Beweis geliefert, daß die Reformation in Genf nur durch den materiellen Druck der Berner zu Stande kam. (14 Aktenstücke und gegen 50 Protokolls-Citate). Den Schluß bildet eine aus gleichzeitigen Schriften enthobene Darstellung der „Reformirung von Moutier-Grandval im Jura", in welcher ebenfalls der Regierung von Bern eine Hauptrolle zukam.

Aus dem hier in Kürze skizzirten Inhalt des ersten Bandes geht thatsächlich der Beweis hervor, daß das „Archiv für die schweizerische Reformationsgeschichte" die ihm gestellte Aufgabe in anerkennungswerther Weise gelöst hat. Wir schließen diesen Bericht mit den Worten, mit welchen der Vorstand des Piusvereins Graf Th. Scherer-Boccard das Werk dem Publikum vorführt: „Die im ersten Band unseres Archivs mitgetheilten Akten und Schriften betreffen allerdings größtentheils confessionell-politische Differenzen, welche zu ihrer Zeit die Geister bis zum Bürgerkrieg entzweit haben und die heutzutage noch in ihren Folgen die Gemüther vielfach trennen; allein nichts desto weniger hoffen wir durch diese Veröffentlichungen zur Friedigung und Wohlfahrt beizutragen; denn wenn auch diese Akten und Schriften in Sprache und Inhalt den Stempel und das Gepräge ihres Ursprungs und ihrer Zeit an und in sich tragen, so führt die Kenntniß derselben dennoch zur Erkenntniß der Wahrheit, die erkannte Wahrheit aber ist das sicherste, ja das einzige Mittel zur Verständigung und Friedigung. Wir wagen daher unser Archiv für die Geschichte der Schweizer Reformation nicht nur den katholischen sondern auch den protestantischen Kreisen — gemäß dem alten Spruche: audiatur et altera pars — zur Aufnahme vorzulegen *)." —

*) Laut Anzeige der Archiv-Direktion ist das Material für den zweiten Band großentheils bereits gesammelt und die Fortsetzung des Werks gesichert. Der Schweizer Piusverein hat durch dieses Unternehmen sich um Kirche und Wissenschaft verdient gemacht und ein bleibendes Denkmal seines Wirkens erstellt. Das Unternehmen sei darum allen Geschichtsfreunden in und außer Deutschland eindringlich empfohlen.

[redacted]

XXXV.

Kirchliches Leben in Paris und in Frankreich.

Nichts dürfte wohl lehrreicher seyn als die verschiedenen Formen, Gewohnheiten und Gebräuche zu beobachten welche das kirchliche Leben in den verschiedenen Ländern der Christenheit unter wechselnden Einflüssen und Bedingungen annimmt. Oft treten solche an sich höchst untergeordnete Aeußerlichkeiten in einer Weise hervor, daß derjenige der aus andern Gegenden kommt, davon unangenehm berührt wird und Anstoß nimmt. Nichts ist für den einfachen, an seine etwas primitive Dorf- oder Städtleins-Kirche gewöhnten Christen unangenehmer, als gezwungen zu seyn unter ganz andern Verhältnissen, etwa in einer ganz fremden großen Stadt, seine religiösen Uebungen und Pflichten zu erfüllen und durch früher ungekannte Aeußerlichkeiten hiebei gestört und beeinträchtigt zu werden. In unserm Zeitalter des Reisens und des Wanderns ist es um so mehr nützlich, ja nothwendig einen Vorbegriff von solchen Eigenthümlichkeiten zu haben um daran weniger Anstoß zu nehmen.

Man kann sehr oft und lange durch die Pariser Straßen wandern, ohne daß einem etwas besonders Kirchliches auffällt. Gibt man aber etwas besser Acht, dann wird man bald an manchen Häusern, insbesondere in den Arbeiter- und

bürgerlichen Vierteln, kirchliche Abzeichen und Bildwerke gewahr werden die den modernen Geschmack verläugnen. Namentlich Bilder der Muttergottes und der heil. Genovefa, der Schutzheiligen der Stadt, wird man öfters in Nischen über Thüren oder an Ecken finden. Meist stammen diese Bilder und Abzeichen aus frühern Tagen. Seit einiger Zeit jedoch bemerke ich auch viel häufiger dergleichen Zeichen an neuen Prachthäusern oder vielmehr Palästen der innern Stadt. So fielen mir kürzlich vier überlebensgroße, trefflich gearbeitete Heiligenbilder aus Stein auf, die den Hauptschmuck eines Gebäudes unweit des Rathhauses bilden, dessen Aeußeres ein unverkennbar christliches Gepräge trägt. Selbst das einfache Kreuz habe ich schon über den Eingangsthüren von Läden und an Häusern angebracht gesehen.

Daß Hunderte, ja Tausende von Läden, Geschäftshäusern, Gasthöfen, Speisewirthen, Kaffeehäusern, Buchhandlungen u. s. w. den Namen und oft auch das Bild eines Heiligen in ihrem Schilde führen, darf viel weniger auffallen; denn es sind und bleiben doch die Heiligen-Namen die dem Volke bekanntesten und geläufigsten, trotz des äffischen Cultus der in Schulen und unter den sogenannten Gebildeten nicht selten mit den römischen und griechischen Helden-, Staatsmänner- und Mörder-Namen getrieben wird. Manche dieser Heiligen-Namen und Abzeichen sind einer benachbarten Kirche oder kirchlichen Anstalt entlehnt, andere sind auf verschwundene Klöster zurückzuführen und beweisen so die Beständigkeit und Zähigkeit mit der das gewöhnlich als so leichtsinnig geschilderte Pariser Volk doch noch an den geschichtlichen Erinnerungen festhält. Neue gewerbliche Anstalten pflanzen auf diese Weise Namen von kirchlichen Thatsachen fort, die seit länger als Menschengedenken verschwunden sind. Die Benennungen von Straßen und Stadtvierteln nach Heiligen haben alle Stürme und Staatsumwälzungen des Landes überlebt und sich sogar auf neuere Geschäftshäuser übertragen lassen, so oft man den Brauch auch austilgen

[redacted]

wollte. Bei vielen ältern Straßen und Stadtvierteln wie Rue und Faubourg St. Denis, St. Antoine, St. Martin, St. Honoré, St. Germain wäre es geradezu unmöglich die Heiligen=Namen wegzuwischen. Vergebens hat man bei jeder Revolution es versucht die Namen, auf deren völlige Ausmerzung man schon längst verzichtet, durch Streichung des Wortes Saint zu verstümmeln. Wie oft hat man nicht vergeblich versucht das revolutionäre Faubourg St. Antoine nebst seiner gleichnamigen Hauptstraße umzutaufen. Aber Gewohnheit, Tradition, Geschichte sind dagegen und alle Classen und Parteien der Bevölkerung lehnen sich gegen die Neuerung auf. Deßhalb hat auch Haußmann, der berühmte Vertilger aller historischen Ueberbleibsel in Paris, es noch nie gewagt einen Heiligen=Namen auszulöschen oder umzuändern, so viele sonstige Straßen=Namen er auch jährlich verändert.

Die in den Läden ausgelegten Waaren erinnern ebenfalls oft an die katholische Stadt. Fast in jeder Straße findet man Rosenkränze, religiöse Bilder der verschiedensten Gattung, Statuetten, Stiche, Gebetbücher und ähnliches in irgend einem Laden ausgelegt oder angezeigt. Kirchliche Gewänder und kirchliche Gefässe sind natürlich schon seltener. Doch gibt es in dem Theile des Faubourg St. Germain welcher um die Kirchen St. Sulpice und St. Germain des Prés sich drängt und den Uebergang zu dem lateinischen Viertel bildet, ein paar Hundert Läden von Gewerbtreibenden, die sich alle mit Cultusbedürfnissen befassen und darunter mindestens 35 bis 40 große katholische Verlagshandlungen. Hier hausen Victor Palmé, Douniol, Lesort, Hervé, Le Clère, Poussielgue=Rusand, Wattelier, Casterman, Gaume, Putois-Cretté. Alle Läden sind dort mit Kirchengefässen jeder Gattung, Statuen und Bildern, Meßgewändern u. s. w. angefüllt, so daß das ganze Viertel ein entschieden kirchliches Gepräge erhält. Obwohl nun, Dank den Revolutionen und der modernen Freiheit der Sonntagssklaverei, die Sonn- und Festtage vielfach entheiligt werden, so findet man doch auch

[redacted]

in der ganzen Stadt eine Menge Läden worauf mit großen Buchstaben zu lesen steht, daß sie an Sonn- und Festtagen entweder gänzlich geschlossen oder nur einige Stunden geöffnet sind. Nur die Speise-, Kaffee-, Wein- und Bierhäuser bleiben Sonntags offen, obwohl es auch solche gibt welche wenigstens Nachmittags schließen.

Oefters begegnet man Kindern welche religiöse Medaillen an farbigen, auf den Kleidern angehefteten Bändern über die Schultern tragen. Es sind dieß Auszeichnungen die sie in der Schule erworben und auf die sie sehr halten. Gar nicht selten begegnet man auch Geistlichen auf der Straße, welche alle durch ihre würdige einfache Priestertracht, bestehend in einfachem schwarzen Talar, flachem schwarzen Hut und weißgeränderten schwarzen Bäffchen kenntlich sind. Niemand außer einigen Kindern oder Bekannten grüßt oder gibt auch nur Acht auf die geistlichen Gestalten. Selbst Bischöfe und Prälaten zeigen sich öfters in den Straßen, ohne daß jemand sich im mindesten darum kümmerte. Aber wie wäre es auch möglich, daß ein Geistlicher die Grüße alle erwiderte die ihm in einer dichtbelebten Stadt zu Theil werden müßten? Ordensleute beiderlei Geschlechts sind fast noch häufiger zu begegnen. Aber alle diese geistlichen Personen gehen so schnell und geschäftig weiter wie die andern Leute. Auch sie haben offenbar keine Zeit zu verlieren; auch sie scheinen sich nicht mit dem abgeben zu können was auf der Straße vor sich geht.

Manchmal findet man auch die Einfahrt oder den Eingang eines Hauses mit schwarzen oder weißen Draperien behangen, auf denen oben in der Mitte gewöhnlich ein Schild mit dem Anfangsbuchstaben eines Namens prangt. Zwischen diesen Vorhängen hindurch sieht man einen ebenfalls mit Tüchern bedeckten Sarg, mit einigen Kränzen und einem Crucifix verziert, von brennenden Lichtern umgeben. Alle vorbeigehenden Männer entblößen das Haupt, alle Frauen bekreuzen sich andächtig. Einzelne treten näher hinzu, ergreifen das Aspergil das vor dem Sarge steht, besprengen

[redacted]

denselben mit Weihwasser und knien oder stellen sich hinter die Vorhänge um ein Gebet zu verrichten. Jeder durch die Straßen fahrende Leichenwagen, jeder von zwei Männern auf der Tragbahre getragene Kindersarg nimmt stets die Mitte der Straße ein und stets ist der Zug von zahlreichen Leidtragenden begleitet. Auch hier grüßen die Begegnenden auf dieselbe Weise, besonders aber gerade in den Arbeitervierteln. Nur hin und wieder sträubt sich ein störrischer und glotziger Engländer oder sonst ein hochfahrender Katholikenfresser gegen die tief eingewurzelte Sitte der letzten Begrüßung des Hingeschiedenen. Selbstverständlich werden solche Leute auch von den Parisern als Barbaren, als Halbwilde angesehen.

Vermöge der herrschenden Ehrfurcht für die Todten nimmt an Allerheiligen Nachmittags und an Allerseelen die ganze Stadt ein sehr ernst-christliches Gepräge an. Von Morgens bis Abends strömt die Bevölkerung hinaus auf die drei großen Kirchhöfe Père-Lachaise, Montmartre und Montparnasse um die Gräber zu besuchen. Gegen Abend und oft schon früher wird die Strömung so stark, daß in allen zu den Kirchhöfen führenden Straßen Verkehrsstockungen eintreten, wenn schon jeglicher Wagenverkehr längst aufgehört hat. Die Menschenmassen werden dann unabsehbar. In den betreffenden Straßen sind auf beiden Seiten große Läden, Magazine und Werkstätten mit Grabdenkmälern, Kränzen, besonders Immortellenkränzen, kleinen Heiligen und Engelsfiguren und sonstigen zum Schmuck der Gräber bestimmten Gegenständen. Es ist nämlich Sitte, daß man bei dem Gräber-Besuche wenigstens einen Immortellen- oder andern Kranz auf das Grab seiner Angehörigen legt. Hat man keine Verwandten auf dem Kirchhofe ruhend, so kauft man dennoch seinen Kranz und legt ihn auf den „Calvaire" nieder. Dieser Calvaire ist weiter nichts als ein kleiner künstlicher Hügel oder Erdhaufen, gewöhnlich inmitten des Kirchhofes und von einem mächtigen Kreuzbild überragt. Am Fuße des Kreuzes legt man dann seinen Kranz zum An-

denken an die in der Ferne ruhenden Verwandten nieder und verrichtet kniend ein kurzes Gebet, worauf man die Wanderung durch den Kirchhof antritt, wo überall alle Gräber und die zahllosen Grabkapellchen von Betenden und Trauernden umgeben sind.

An verschiedenen andern Tagen wird man ebenfalls daran gemahnt, daß Paris trotz Allem eine christliche und katholische Stadt ist. Am Frohnleichnamstag dürfen nun freilich, Dank dem modernen Princip der Toleranz und der Gleichheit welche die Majorität der Minderheit opfert, keine Prozessionen sich in den Straßen zeigen, da ja dieß die paar Juden, Protestanten und noch mehr die vom wüthendsten Hasse gegen alles Christenthum beseelten „Freidenker" beleidigen und in ihren Ueberzeugungen stören könnte. So kann auch die kleinste protestantische Gemeinde, sobald sie gesetzlich anerkannt ist, die ganze katholische Einwohnerschaft einer großen Stadt an der Abhaltung ihrer Frohnleichnams-Prozessionen

[redacted]

Prozessionen wach. Die Hausbewohner und die Vorübergehenden werden zur Betheiligung aufgefordert, indem einige mit kleinen Sammeltellern versehene Kinder um eine kleine Beisteuer anhalten, die man ihnen nicht leicht verweigert. Haben doch die Kleinen des Altärchens wegen ihre ohnedieß sehr bescheidenen Sparbüchsen leeren und von Eltern und Bekannten schon vorher eine kleine Münze erbetteln müssen um die Kosten der Dekoration aufzubringen. In den Läden findet man hübsche kleine Leuchter, Kerzchen u. s. w. zu diesen und ähnlichen Zwecken.

An Weihnachten sind stets um Mitternacht, wo in allen Kirchen die Metten sehr feierlich gehalten werden, die Straßen belebt wie am Tage. Die Kirchen sind dabei manchmal so überfüllt, daß die Andächtigen bis in die Straße hinein stehen und die fröhlichen französischen Weihnachtsgesänge (noëls) unter freiem Himmel im Dunkel der Nacht singen. Am Dreikönigstag wird der herkömmliche Königskuchen überall bei hoch und niedrig, im häuslichen Kreise und im Gasthause verzehrt. Die Bäcker liefern ungewöhnliche Mengen Kuchen zu dem Zwecke, die sie stets mit der Bohne versehen auf den Straßen begegnet man überall kleinen Händlern welche Kuchen feilbieten. Am Palmsonntag sieht man die meisten Leute mit dem grünen Buchsbaumzweig versehen aus der Kirche kommen, die an diesem Tage sehr besucht sind. Arbeiter die den Festtag nicht frei haben, stecken den grünen Zweig an den Hut, Kutscher an den Kopf ihrer Pferde, andere zieren damit ihren Wagen. Die Charwoche hindurch und auf Ostern sind stets die Kirchen so überfüllt daß kaum Platz zu finden, ja daß man oft gar nicht hineingelangen kann und Polizei und Soldaten aufgeboten werden müssen, um den Andrang in Ordnung zu halten. Am Charfreitag ißt fast kein Mensch Fleisch, alle öffentlichen Speisehäuser bieten fast nur Fastenspeisen, die Schlächterläden sind geschlossen. Man gewahrt eine gewisse religiöse Stimmung und Bewegung in der Masse der Bevölkerung. Die Geschäfte sind

[redacted]

stille und haben wenig zu thun; die Gasthöfe stehen leer, denn während der ganzen Charwoche kommt fast kein Reisender. Auch an allen sonstigen hohen Festtagen sind die Kirchen außerordentlich besucht.

An gewöhnlichen Sonntagen ist es freilich um Vieles anders und in der Woche ebenfalls. Treten wir also in einer solchen stillen Zeit an einem Wochentage in die Pariser Kirchen, um unsere Wahrnehmungen zu machen. An der Thüre treffen wir zwar fast immer einen jener kleinen Händler welche Rosenkränze, billige Gebetbücher, Bildchen, kleine religiöse Schriften, besonders auch das Diöcesan-Wochenblatt verkaufen; dagegen fast nur an Sonntagen und bei Feierlichkeiten einen oder einige Bettler welche nur mit ausdrücklicher Erlaubniß des Pfarrers sich einfinden dürfen. Das Erste was uns auffällt ist schon die Thüre selbst, welche mit einem tüchtigen Windfang versehen ist und gleichsam mehrere Thüren vorstellt. Zuerst kommt die äußere gewöhnliche Thür, die den ganzen Tag über offen steht. Ist man durch dieselbe eingetreten, so befindet man sich sozusagen in einem viereckigen, in die Kirche hineingebauten Häuschen, dessen Seitenwände sich hinter den Thürpfosten der äußern Thüre anlehnen. Sehen wir genauer nach, so gewahren wir an beiden Seiten einige langen Thürgriffe, die uns weitere Thürflügel andeuten. Wir legen Hand an und ziehen den Flügel auf, aber indem wir dieß thun, sehen wir daß dicht hinter demselben ein zweiter Flügel sich anlehnt, der an dem entgegengesetzten Thürpfosten anhängt. Wir müssen zwischen die beiden treten um den zweiten Flügel aufzudrücken, denn einen Griff kann derselbe an der innern Seite nicht haben. Derselbe gibt sehr leicht nach, aber während er aufgeht, fällt der erste hinter uns schon zu. Sind wir völlig eingetreten, dann schließen beide Flügel sich sofort wieder fast ohne jegliches Geräusch, denn die Thüren sind gepolstert und mit Leder überzogen. Durch diese Windfangthüren bleiben die Ausgänge immer festverschlossen und jeglicher Luftzug wird

[redacted]

in der Kirche vermieden, trotz der drei bis vier Eingänge des Gebäudes. Natürlich kann man die meisten dieser Windfänge auch nöthigenfalls ganz beseitigen. Der Haupteingang ermangelt oft des Windfanges ganz und wird deßhalb auch nur bei besondern Gelegenheiten oder bei Beendigung stark besuchter Gottesdienste geöffnet. Eine andere Annehmlichkeit der Pariser Kirchen besteht darin, daß dieselben im Winter geheizt sind. Sie sind nämlich meist mit einer Vorrichtung zur Luftheizung versehen, wo aus einigen mit durchlöcherten Eisenplatten versehenen Oeffnungen im Fußboden die Wärme ausströmt. Bei der ungemeinen Größe der meisten Kirchen und dem oft sehr langen Gottesdienste ist diese Einrichtung sehr am Platze und findet den allgemeinen Beifall.

Unweit des Einganges findet man fast in allen Kirchen neben dem Weihwasserbecken einen geschlossenen Kirchenstuhl und darin einen alten Mann oder eine alte Frau sitzen, welche jedem Eintretenden sofort den stets bereitgehaltenen angefeuchteten Weihwasserwedel entgegenreicht. Weiber die zum Markte gehen oder daher kommen, sonst mit Körben oder Päcken versehene Personen geben ihre Geräthe bei dem Weihwasserhüter (donneur d'eau bénite) zum Aufheben und lassen ihm dafür ein kleines Trinkgeld zukommen. Dieß und die Almosen der andern Kirchgänger sind so ziemlich das ganze Einkommen dieser Leute die auch noch einige andere Dienstleistungen, wie etwa beim Reinigen der Kirche, zu versehen haben. Selbstverständlich sind es fast immer arbeitsunfähige arme Leute, welchen der Pfarrer ihre Plätze als Vergünstigung einräumt. In manchen Kirchen stehen sich dieselben auch gar nicht schlecht.

Durchgehend überraschen die Pariser Kirchen den Fremden durch ihre großartigen Verhältnisse die man von außen nicht vermuthen würde, indem die meisten kirchlichen Gebäude durch enge Straßen begrenzt, ganz oder theilweise von hohen Häusern eingeschlossen und verbaut sind. Mindestens ein Dutzend Pariser Kirchen können bis zu 10,000 Menschen

[redacted]

und darüber fassen und würden in jeder andern Hauptstadt schon als Kathedralen angesehen werden. Die andern sind immer auf 3 bis 5000 Menschen berechnet. Mehrere große Pfarrkirchen sind fünfschiffig, bei allen aber ist das Kirchenschiff von mehreren Kapellen umgeben, die dem Ganzen eine ungewöhnliche Ausdehnung verschaffen. In jeder Kapelle befindet sich ein Altar, ein Beichtstuhl und oft auch ein schöner Reliquienschrein. Hinter dem Hochaltar der seinen Platz im Mittelschiff hat, befindet sich die größte stets der Mutter Gottes gewidmete Kapelle, gewöhnlich so schön und umfangreich wie ich manchem Dorfe eine Kirche wünschen möchte. In dieser Kapelle finden die Woche über die meisten Gottesdienste statt; nur bei besondern Feierlichkeiten, namentlich aber alle Sonn- und Festtage wird der Hochaltar in Anspruch genommen. Derselbe ist gewöhnlich so weit in die Kirche hineingerückt, daß die Communionbank an das Querschiff, also in Mitten der Kirche zu stehen kommt. Vor oder hinter dem Hochaltar befindet sich ein weiter mit reichen Chorstühlen versehener Chor wie in einer Kathedrale. Dadurch hat das Innere aller Kirchen etwas ungemein Großartiges; alle größern Feierlichkeiten können ganz so gehalten werden wie in einer Domkirche, und oft genug ist es auch ein Bischof oder Prälat der den Gottesdienst feiert. Das Pariser Erzbisthum hat zwar außer dem Ordinarius nur einen Weihbischof, aber außerdem noch vier Bischöfe als Kanoniker des kaiserlichen Stiftes von St. Denis, das von dem Großalmosenier abhängt dessen Amt von dem Erzbischof von Paris bekleidet wird. Außerdem ist der päpstliche Nuntius zu zählen. Von etlichen 90 Bischöfen Frankreichs und der Colonien, von etlichen zwanzig oder dreißig französischen Missionarbischöfen ist immer einer oder der andere in Angelegenheiten seiner Diöcese in Paris anwesend. Die englischen, amerikanischen und irischen Bischöfe, ebenso wie viele andern fremden Oberhirten kommen bei ihren Romreisen durch Paris. Einmal zur Tafel in einen hauptsächlich von Geistlichen und

[redacted]

kirchlich gesinnten Laien besuchten Gasthof des Faubourg St. Germain eingeladen, hatte ich die Ehre neben mir einen Bischof aus Brasilien und gegenüber den Patriarchen von Antiochien zu sehen; außerdem befand sich noch ein österreichischer Prälat an derselben Tafel. Da sich jeder dieser Kirchenfürsten schon wegen der vielfältigen Geschäfte einige Zeit aufhalten muß, begreift man daß es den meisten Pariser Pfarrern gar nicht so schwer fällt, für eine Feierlichkeit in ihrer Kirche einen bischöflichen Celebranten zu gewinnen. Deßhalb gibt es auch keine Pfarrkirche, in der nicht jährlich mehrere Male ein Bischof das große Hochamt hält. Dieß mag einen Begriff von der Großartigkeit geben, mit der in jeder Pariser Pfarrkirche alle kirchlichen Ceremonien gefeiert werden.

Von den reichen Kunstschätzen, der durchgehends sehr würdigen doch meist einfachen Ausstattung der Pariser Kirchen, sowie der monumentalen Schönheit der kirchlichen Gebäude kann ich gar nicht sprechen, da hierüber ein paar dicke Bücher mit etlichen hundert guten Abbildungen geschrieben werden müßten, um nur einen einigermaßen genügenden Begriff zu geben. Ich halte mich, wie gesagt, an die Eigenheiten der innern Einrichtung der Kirchen. Vorab muß dabei auf vorherrschende Einfachheit aller Altäre aufmerksam gemacht werden, deren Obertheil gewöhnlich nur aus einem Bilde, einer Statue und einem Sakramentshäuschen besteht. Nirgends sieht man Altäre die durch ihre überschwänglichen Verzierungen drückend wirken könnten.

Sonst sind alle zum Kirchendienste erforderlichen Gegenstände mehrfältig und in verschiedenen Formen vorhanden. Außer der großen Orgel auf der Bühne über dem Haupt-Eingang findet sich mindestens noch eine kleine Orgel im Chor unweit des Hochaltars, um bei den kleinern Feierlichkeiten benützt zu werden. Manchmal gibt es noch eine dritte ebenfalls kleine Orgel in der großen Muttergottes-Kapelle und dann oft noch eine weitere, tragbare Orgel, die man in den verschiedenen kleinen Kapellen aufstellen kann,

[redacted]

wenn man dort ein kleines Hochamt halten will, wie es namentlich am Feste des Heiligen dem die Kapelle gewidmet ist zu geschehen pflegt. Gewöhnlich nur bei dem großen Hochamt, um 9 oder 10 Uhr Morgens, bei der Vesper und bei einigen sonstigen Gelegenheiten, namentlich auch bei feierlichen Requiems, wird die große Orgel gespielt. Bei den drei kleinen Hochämtern die allsonn- und festtäglich etwa um 6 und 8 und um 12 oder 1 Uhr stattfinden, wird nur die kleine Orgel im Chor gebraucht. Bei den Hochämtern wird jedesmal das Evangelium des Tages verlesen und eine kürzere oder längere Predigt oder Anrede gehalten. Zufolge besonderer Ermächtigung können überhaupt in Paris Messen bis 1 Uhr Nachmittags beginnen, wo sich dann Sonntags die Vesper fast unmittelbar anschließt. So wird es Jedem möglich gemacht seinen sonntäglichen Pflichten nachzukommen, ohne sich zu sehr in seiner Tageseintheilung zu behindern. Außerdem beginnt in fast allen Kirchen jede halbe Stunde, ja jede Viertelstunde eine stille Messe in den Seitenkapellen, so daß man fast nie fehlgehen kann wenn man die Kirche besucht. Bei der ungewöhnlichen Ausdehnung der Pariser Pfarreien ist die mehrfache Wiederholung des Gottesdienstes geradezu nothwendig, indem sonst besonders an Festtagen die Kirchen gar nicht alle Besucher zu fassen im Stande wären.

Der stets auf der rechten Seite im Mittelschiff angebrachten Kanzel gegenüber befindet sich, an zwei Pfeiler angelehnt, der sogenannte banc d'oeuvre, aus einer oder mehreren Bänken bestehend, hinter einem schmalen überdeckten Tisch der ein Crucifix und einige Kerzen trägt. Hinter der Bank als eine Art Rücklehne erhebt sich ein hölzerner, mit Schnitzwerk und Figuren gezierter Bogen fast einen Altar vorstellend. Dieß ist der Platz für die Mitglieder des Kirchenrathes und vornehmen Fremden die man einladet; hier nehmen auch die Geistlichen während der Predigt Platz oder wenn größere Feierlichkeiten im Mittelschiff stattfinden, bei denen nicht alle Geistlichen der Kirche betheiligt sind. Außer der Hauptkanzel

[redacted]

findet sich fast stets noch eine kleinere in der Muttergottes-Kapelle die, wie man sieht, eine Art eigener Nebenkirche in der Hauptkirche bildet. Auch eine kleine tragbare Kanzel fehlt selten, für den Fall daß im Anschlusse an eine Messe in einer der Seitenkapellen gepredigt werden soll.

In keiner einzigen Pariser Kirche gibt es feststehende Kirchenstühle oder Bänke. Zum Knien und Sitzen dienen einfache Strohstühle und ebensolche Betschemel die in beliebigen Reihen aufgestellt werden. Die Betschemel oder Kniestühle gleichen so ziemlich den gewöhnlichen Sesseln, nur ist der Sitz viel niedriger und kleiner, während auf der Rücklehne ein kleines Pult angebracht ist. Man hat deßhalb stets zwei Stühle, einen zum Knien und einen zum Sitzen. An manchen Tagen aber, wenn der Zudrang zu groß ist, werden alle Kniestühle weggenommen, wodurch viel an Platz gewonnen wird. Für die Benutzung eines Stuhles während des Gottesdienstes hat man eine kleine Abgabe zu entrichten, die gewöhnlich ein bis zwei Sou (5 bis 10 Pfennige), selten mehr beträgt. Bei außerordentlichen Gelegenheiten wird die Stuhlabgabe erhöht, wodurch der Andrang etwas in Schranken gehalten wird. Meist ist dann auch das Mittelschiff mit verschiebbaren niedrigen Gittern umgeben, an deren Eingängen dann die Abgabe für die Stühle erhoben wird.

Diese Besteuerung in der Kirche ist zwar in ganz Frankreich, Belgien und England üblich, aber sie ist jedenfalls störend und bis zu einem gewissen Grade auch wirklich nachtheilig für den Kirchenbesuch und das religiöse Leben. Allein dieselbe ist leider noch immer eine Nothwendigkeit. Die französische Revolution hat der Kirche nicht nur alles Einkommen ohne genügende Entschädigung genommen, sondern die von der Revolution eingeführte Gesetzgebung erschwert auch die Erwerbung kirchlichen Vermögens in einer Weise, daß es nicht sobald thunlich seyn wird das aus der Stuhlabgabe fließende Einkommen zu entbehren. Mehr denn zwei Drittel der Pfarrer haben nur 900 Franken Staatsgehalt jährlich,

[redacted]

wozu noch einige kleinen Nebeneinnahmen kommen. In den Städten wo die Stolgebühren viel einbringen und der Staat etwas mehr, bis zu 2400 Franken gibt, stehen sich die Geistlichen meistens besser. In Paris aber erhalten an jeder Kirche nur der Pfarrer und zwei Kapläne Gehälter vom Staat die aber selbstverständlich ungenügend sind. Alles Andere sowie der Unterhalt der übrigen Geistlichen und Kirchenbediensteten muß durch anderweitige Einnahmen aufgebracht werden. Das vom Staate zugesicherte Einkommen beträgt nicht den zehnten Theil von dem was die Bestreitung der Kosten des Pfarrdienstes in Paris erfordert. Kirchensteuern einzuführen ist nicht möglich, es müssen also freiwillige Beiträge bestehen. Eine solche freiwillige Steuer ist das Stuhlgeld, welches noch den Vortheil hat daß man dasselbe nach Belieben und allmählig bezahlt. Täglich ein oder zwei Sou oder nur alle Sonntage ein solcher Beitrag, dieß macht nicht viel aus, man spürt es kaum und doch hat man dadurch am Jahresschlusse eine kleine Summe gezahlt die den Fortbestand des Kirchendienstes sichern hilft. Die Stühle sind deßhalb an Unternehmer verpachtet, welche eine bestimmte jährliche Summe an die Kirchenkasse entrichten und dafür das Recht haben, die besagte Stuhlabgabe nach dem von dem Kirchenvorstand festgesetzten Tarif einzusammeln. Dagegen haben die Unternehmer auch die Stühle zu ordnen, rein zu halten und ausbessern zu lassen. Ein Zehntel der aus den Stühlen sich ergebenden Einnahmen muß an das Ordinariat abgeliefert werden, um für Diöcesanausgaben, für Seminare, Unterstützung armer Kirchen ꝛc. verwendet werden zu können. Nur die meist nicht sehr großen Ordenskirchen, die Kapellen der Schul-, Kranken- und sonstigen religiösen und öffentlichen Anstalten machen hievon eine Ausnahme und lassen nichts oder nur in besondern Fällen eine kleine Abgabe von ihren Stühlen erheben. Außer den Pfarrkirchen gibt es gegen 180 bis 200 solcher Ordens- und Anstalts-Kirchen und Kapellen, von denen indeß manche nicht dem

[redacted]

Publikum geöffnet sind, andere durch ihre Lage nicht leicht aufgefunden werden können.

Mit dem Ordnen der Stühle und dem Einsammeln der Abgabe sind täglich mehrere Personen beschäftigt. Dazu kommen noch zwei bis drei „Schweizer“ und ebenso viele Pedelle welche zur Aufrechterhaltung der Ordnung in der Kirche, zum Vorgehen der Prozessionen und der einzelnen zum Altar oder davon zurückkommenden Geistlichen dienen. An Werktagen wenn keine besondern Feierlichkeiten stattfinden, ist meist nur je einer dieser Bediensteten anwesend. Die Schweizer sind mit einem großen altmodischen, stark mit Borten und glänzenden Epauletten verzierten Rock bekleidet, tragen einen prächtigen Dreispitz, einen feinen Degen und quer über die Schulter eine breite reichgestickte Schärpe. In der einen Hand halten sie eine große Hellebarde, in der andern einen gewaltigen Stock mit dickem Knopfe und Trobbeln. Sie sind alle stämmige Gestalten, meist alte Soldaten und oft mit Orden geschmückt. Die gewöhnlich viel kleiner und geschmeidiger erscheinenden Pedelle sind einfach in schwarzem Frack mit stehendem Kragen, an dem einige in Silber gestickte Abzeichen zu sehen; sie tragen eine große silberne Kette um den Hals und über die Brust, woran eine Medaille mit dem Bild des Schutzheiligen der Kirche hängt. In der Hand haben sie nur ein dünnes schwarzes Stäbchen mit silbernem Knopf. Bei weniger feierlichen Gelegenheiten tragen sie auch bloß einen langen schwarzen Ueberrock mit stehendem Kragen. Bei ganz besondern Gelegenheiten, namentlich bei Begräbnissen, erscheinen die Pedelle in kurzen Hosen, weißen Bäffchen, dem bekannten italienischen Abbate-Mantel mit dem unvermeidlichen Klapphut unter dem Arm. Bei Begräbnißfeierlichkeiten spielen sie die Rolle officiöser Ceremonienmeister und gehen mit auf den Kirchhof. Ueberhaupt haben diese Leute eine Art Ceremonienmeister-Rolle im Chore auszufüllen und bei den Geistlichen kleine Dienstleistungen zu verrichten. Sonst ersetzen sie oft auch die Schweizer, indem sie den Geistlichen

[redacted]

oder sonstigen Personen vorgehen und Platz durch die Stuhlreihen machen, wenn die gewöhnlichen Sammlungen vorgenommen werden.

Bei den großen Gottesdiensten am Hochaltar bewegt sich stets eine förmliche Prozession von der Sakristei nach dem Chor. Voran die beiden Schweizer in bester Uniform, dann ein Clerc, d. h. ein Seminarist oder vielmehr ein zum Chordienst besoldeter junger oder älterer Mann der, mit schwarzem Talar und weißem Chorhemd bekleidet, ein Kreuz trägt. Hierauf kommen sechs bis zwölf Meßdiener oder Chorknaben, vier bis sechs oder noch mehr andere Clercs mit Rauchfässern, ebensoviel Sänger, alle in besagter geistlicher Kleidung. Nun erst folgen zwei bis vier Geistliche in Chormänteln, dann die beiden Assistenten, hierauf der celebrirende Geistliche und zum Schluß die beiden Pedelle. Die geistlichen Gewänder all dieser Personen sind stets untadelhaft, oft sogar sehr reich und prächtig, wenn auch der ganze Pomp viel weniger kostspielig ist als er aussieht. Alle Priester und die Chorknaben betheiligen sich an dem Gesang, der stets trefflich zu nennen ist und der kirchlichen Tradition entspricht.

Außer zwei bis drei Organisten für die verschiedenen Orgeln hat jede Kirche auch ihren Kapellmeister (maître de chapelle), der diesen alten Namen zum Unterschied von den weltlichen Musikregenten bei Theatern ꝛc., die chefs d'orchestre heißen, beibehalten hat. Er dirigirt namentlich die Chorknaben und die oft sehr zahlreichen Sänger. Zu den Sängern kommen bei manchen Feierlichkeiten noch mehrere Instrumental-Musiker, deren Spiel sich gar gut in den weiten Hallen der Kirche ausnimmt. Rechnet man dazu noch den Sakristan mit einem oder zwei Gehilfen, dann die für die Reinhaltung der Kirche angestellten und fast fortwährend damit beschäftigten Personen zu all den schon aufgezählten Kirchenbediensteten, so kommt eine Gesammtzahl heraus die bei manchen Kirchen weit über hundert steigt. Für die verschiedenen Kategorien von Kirchenbediensteten bestehen auch eine

Art von besondern Sakristeien, wo sie ihre Kleider an- und ablegen. Bei der Kirche, entweder an dieselbe sich anschließend oder in den Souterrains befinden sich auch Säle für die Chorübungen, zum Katechismusunterricht, zur Versammlung kirchlicher Vereine ꝛc.; ein eigener Saal, gewöhnlich über einer der Sakristeien, ist zum Empfang der die Trauung Suchenden bestimmt.

Ueberhaupt machen die besondern Umstände, namentlich die ungewöhnliche Ausdehnung der Pfarreien, eine Menge von Vorkehrungen nothwendig die sonst überall fast unbekannt sind. In jeder Pfarrei liegen einige Kapellen, religiöse Institute, mehrere Schulen, Wohlthätigkeitsanstalten, Vereine u. s. w. so daß die Verwaltung einer solchen Pfarrei die bedeutendsten Kräfte in Anspruch nimmt. Es ist nicht zu viel gesagt wenn man behauptet, daß ein Pariser Pfarrer eine Art kleiner Bischof ist und dem entsprechende Ausgaben und Einnahmen hat. Hängt es doch fast ganz von den Pfarrern ab, ob sie religiöse Schulen und Anstalten in ihrer Pfarrei haben oder nicht. Vor 1848 und noch längere Zeit nachher gab es nur etliche fünfzig Pfarreien, wovon manche bis über 60,000 Seelen, ja bis 90,000 zählte. Durch ein Uebereinkommen zwischen der geistlichen und weltlichen Behörde wurde alsdann festgestellt, daß keine Pfarrei über 30,000 Seelen haben, daß dem entsprechend allmählig neue Kirchspiele errichtet und eine neue Eintheilung aufgestellt werden solle. Mehrere Kirchen wurden als viel zu klein und zu wenig monumental erkannt; sie sollten in größern Verhältnissen und besonders auch in künstlerischem Styl neugebaut werden. Wie weit man es in allen diesen Beziehungen gebracht, möge aus der folgenden Uebersicht ersehen werden. Wo wir keine besondern Bemerkungen beifügen, sind die Kirchen als solche unbedeutend.

Die größte Pfarrei ist St. Marguerite welche 48,000 Eingepfarrte und 11 Geistliche zählt. Sie umfaßt den größten Theil der Vorstadt St. Antoine. Die Kirche ist dabei nicht

[redacted]

groß und ohne Styl. Deutscher Gottesdienst findet seit ungefähr 25 Jahren jeden Sonntag um 1 Uhr statt; ein deutscher und ein flämischer Geistlicher sind an der Kirche angestellt. Darauf folgen St. Jean Baptiste de Belleville, in dem frühern Vorort, jetzigen Stadttheil Belleville, mit 46,492 Eingepfarrten, 9 Geistlichen; die Kirche ist neu im schönsten germanischen Styl des 13. Jahrhunderts von dem berühmten Lassus erbaut. St. Jaques et St. Christophe de la Villette, im gleichnamigen hauptsächlich von armen Deutschen bewohnten Stadttheil, 45,525 Pfarrkinder, 8 Geistliche, darunter ein deutscher. Die Kirche ist klein, obwohl neu und im monumentalen Styl erbaut. St. Bernard de la Chapelle mit 42,772 Seelen und 8 Geistlichen, in dem an die Villette anstoßenden Stadttheil la Chapelle, bis 1860 eine eigene Stadtgemeinde. St. Sulpice 40,103 Seelen, 10 Pfarrgeistliche und 14 Priester des berühmten Seminars gleichen Namens neben der Kirche, die unweit des Luxemburggartens. Das jetzige Kirchengebäude stammt aus dem vorigen Jahrhundert und ist in den großartigsten Verhältnissen angelegt. Es ist eine wahre Kathedrale, hat zwei mächtige Thürme; alle kirchlichen Feierlichkeiten werden mit großer Pracht begangen. Die Pfarrkinder zeichnen sich übrigens durch ihren Eifer aus. St. Laurent mit 40,010 Eingepfarrten und 11 Geistlichen; die sehr tüchtig restaurirte und vergrößerte Kirche ist in schönem spätgermanischen Styl gehalten, sehr geräumig und liegt unweit des Westbahnhofs auf dem Boulevard de Strasbourg. Durch den unermüdlichen, mit außerordentlichem Eifer und Geschick begabten jetzigen Pfarrer Duquesnay hat das religiöse Leben in dieser Pfarrei einen ungewöhnlichen Aufschwung gewonnen. Im Bezirke der Pfarrei liegt auch die Missionskirche der deutschen Jesuiten nebst den durch Schulbrüder und Schwestern geleiteten deutsch-französischen Schulen, welche hauptsächlich von Kindern aus den anstoßenden Vorstädten oder Stadttheilen Villette, la Chapelle, Belleville und Montmartre besucht werden.

[redacted]

Mit Ausnahme der zwei letztgenannten Pfarreien sind alle diese großen Pfarrbezirke in fast nur von Arbeitern bewohnten Stadttheilen und Vorstädten belegen, wo überhaupt die Pfarreien stets ungemein groß sind, da sich die Bevölkerung sehr schnell vermehrt. Die mit ihren strategischen Straßenanlagen beschäftigte Stadtbehörde hat kein Geld um für diese Uebelstände Sorge zu tragen. In der Mitte der Stadt dagegen, wo trotz so mancher Zerstörung und Entweihung noch mehrere frühere Abtei- und Klosterkirchen übrig geblieben sind, steht es durchgehends besser, die Kirchen sind nie so außerordentlich weit von einander entfernt als in den äußeren und armen Stadttheilen. Wenn trotzdem auch im Innern der Stadt die Pfarreien so maßlos groß sind, so ist dieß hauptsächlich der außerordentlich dichten Bevölkerung zuzuschreiben. Zwischen 40 bis 30,000 Seelen haben folgende Pfarreien:

St. Ambroise 39,913 Seelen und 9 Geistliche, darunter ein deutscher der allsonntäglich um 12 Uhr deutschen Gottesdienst hält. Neben der ganz unansehnlichen, kaum 3000 Menschen fassenden alten Kirche ist eine große monumentale Kirche in romanisch italienischem Styl neu erbaut, die eine Hauptzierde des das Faubourg St. Antoine durchschneidenden Boulevard du Prince Eugene ist. St. Joseph, große hölzerne Nothkirche in dem Faubourg du Temple, mit 38,907 Eingepfarrten und 7 Geistlichen. Die Pfarrei ist erst in letzter Zeit errichtet;. eine ausreichende monumentale Kirche ist im Bau. Ste. Madeleine, 37,271 Seelen und 21 Priester. Die Kirche liegt an dem glänzendsten Punkt des Boulevard und ist nichts anderes als der riesige griechische Ruhmes-Tempel den Napoleon I. seiner Armee errichtet hatte und der nun zu einer der besuchtesten Kirchen der Hauptstadt geworden ist, wie schon die große Zahl der an derselben angestellten Priester andeutet. Ein Theil der Vorstadt St. Honoré gehört zu derselben. St. Eustache, mächtige fünfschiffige Kirche im schönsten Renaissancestyl, an den großen

[redacted]

Markthallen belegen; großartig in allen Verhältnissen; 36,987 Seelen, 9 Geistliche. Notre-Dame de Lorette, neuere Kirche in sonderbarem griechischen Styl, jedoch sehr reich im Innern das durch vier prächtige Säulenreihen in drei Schiffe getheilt ist. Die Kirche liegt inmitten des (innern) Faubourg Montmartre, einem der reichsten Stadttheile zu dem auch das Bredaviertel gehört, wo die berüchtigte Demi-Monde haust. Der diesem Auswurf der modernen Civilisation angehängte Name „Lorette" kommt von dieser Kirche oder vielmehr von der Straße gleichen Namens des Bredaviertels her. Uebrigens schlagen hier auch die antichristlichen Schriftsteller jeder Art sowie die verwandten Künstler, namentlich Genremaler und Schauspieler, ihren Wohnsitz auf. Die Pfarrei hat 36,218 Seelen und 9 Priester. Sainte-Marie des Batignolles, 36,115 Eingepfarrte und 10 Priester, liegt in dem an die Vorstadt Montmartre anstoßenden schönen Stadttheil Batignolles, bis 1860 eine eigene Stadtgemeinde. St. Roch, 34,706 Eingepfarrte und 16 Geistliche, in dem handelsreichen Stadtviertel St. Honoré belegen; hat eine sehr bedeutende Kirche unter Ludwig XIV. erbaut. Die Pfarrei gilt als eine der regsamsten in religiöser Hinsicht. St. Médard, 33,963 Seelen und 9 Priester, liegt in dem armen Stadttheil Mouffetard der sich an das Quartier latin anschließt. Die Kirche stammt aus dem 15. Jahrhundert und war unter Ludwig XIV., wo sie noch außerhalb der Stadt lag, der Schauplatz der jansenistischen Schwärmereien. St. Pierre de Montmartre, Pfarrkirche der frühern Stadt Montmartre, die seit 1860 die glänzendste der neueren Vorstädte bildet; 32,595 Seelen, 6 Geistliche. Notre-Dame de la Croix de Ménilmontant, 32,822 Seelen und 5 Priester wovon ein deutscher, Hauptpfarrei der 1860 mit Paris vereinigten Vorstadt gleichen Namens. St. Paul St. Louis, 31,891 Seelen und 10 Geistliche, unweit des Bastilleplatzes in der zur Vorstadt führenden Hauptstraße St. Antoine. St. Nicolas des Champs 30,663 Seelen und 9 Geistliche; trotz des an Feld und Flur

[redacted]

erinnernden Namens inmitten der Stadt und in einem der geschäftsreichsten Viertel (St. Martin) belegen. Die Kirche ist fünfschiffig und einzelne Theile derselben stammen aus dem 13. Jahrhundert, sind deßhalb für Kunstfreunde sehr merkwürdig. Notre-Dame de Bonne-Nouvelle, 30,337 Seelen und 8 Geistliche, unweit der vorgenannten Kirche nahe bei dem prächtigen Boulevard Bonne-Nouvelle belegen, eine in religiöser Hinsicht sich auszeichnende Pfarrei.

Zwischen 30,000 und 20,000 Seelen haben: S. Pierre du Petit-Montrouge, in der frühern Stadt, jetzigem Stadttheil Montrouge gelegen, 29,425 Seelen und 7 Priester. St. Michel des Batignolles, zweite Pfarrei der frühern Stadtgemeinde Batignolles, 28,978 Seelen, 5 Priester. St. Etienne du Mont, 28,425 Seelen und 12 Geistliche, auf dem St. Genovefaberg belegen; große germanische Kirche mit dem Grabmal der hl. Genovefa, Schutzheiligen der Stadt, an deren Feste 1856 der Erzbischof Affre in dieser Kirche erstochen wurde. Daneben auf einem prächtigen Platze die der heiligen Genovefa gewidmete, der St. Peterskirche in Rom nachgebildete und sehr großartige Stiftskirche (früher Pantheon). In derselben findet jetzt allsonntäglich um 10 Uhr deutscher Gottesdienst statt. St. François Xavier des Missions-Etrangères 28,218 Seelen und 7 Priester. Als Pfarrkirche dient die freilich sehr große Kapelle des Seminars für auswärtige Missionen; eine eigene geräumige Kirche ist im Bau. In dem Seminar befinden sich stets 120 bis 150 Priester die sich auf die Mission vorbereiten. Die Martyrerkammer der Anstalt wo die Gebeine der aus dem Seminar hervorgegangenen Martyrer, entsprechende Abbildungen, Marterwerkzeuge u. s. w. zu sehen, ist sehr merkwürdig. St. Eugène 27,690 Seelen und 7 Priester, neue und durch ihre Bauart, wobei der gothische Styl mittelst eiserner Säulen, Bogen u. s. w. hergestellt wurde, interessante große Kirche. St. Martin 27,238 Seelen und 6 Priester; neue unbedeutende Kirche, obwohl in ziemlich gutem Styl, unweit

[redacted]

des Boulevard gleichen Namens. St. Vincent de Paul 27,113 Seelen, 10 Geistliche, eine der ansehnlichsten Kirchen mit berühmten Malereien von Flandrin, dem besten religiösen Maler der neuern französischen Schule. Der Styl des Gebäudes ist ein sonderbares Gemisch von Griechenthum und Renaissance. St. Antoine, 27,064 und 6 Priester, darunter ein deutscher, in der Vorstadt gleichen Namens. Ste. Elisabeth, 26,846 Seelen und 10 Geistliche, alte und prächtige Kirche unweit des Temple von dem freilich nur noch die Erinnerung übrig geblieben. St. Merry, 26,726 Seelen und 11 Priester, große germanische Kirche mit schönem Portal, nicht weit von der vorigen, inmitten der alten und verkehrreichen Stadttheile belegen. St. Germain des Près, 25,175 S. und 11 Priester, gehört zum Theil noch zur Vorstadt St. Germain. Diese frühere Abteikirche ist im schönsten Rundbogenstyl gebaut und gut erhalten, restaurirt und mit entsprechenden Wandmalereien von Flandrin geschmückt. Soeben wird die Kirche frei gelegt. St. Nicolas du Charbonnet, 24,499 Seelen und 5 Priester, sehr alte merkwürdige Kirche unweit der Citéinsel und am Quartier latin. Zu der Kirche gehört das gleichnamige kleine Seminar. St. Denis du Saint-Sacrement, 24,375 Seelen und 10 Priester, auf den Marais belegen, einem der ältern hauptsächlich von dem Mittel- und Kleinbürgerstande bewohnten Stadtviertel. St. Pierre du Gros-Caillou, 23,494 Seelen, 7 Geistliche, Pfarre des gleichnamigen Stadtviertels das früher eine eigene Gemeinde bildete. Notre-Dame de Clignancourt, 22,705 Seelen und 6 Priester; neuere Pfarrei am Abhange des Montmartre, und fast ausschließlich von Leuten der ärmsten Classen bewohnt. Clignancourt ist der Name des frühern Ortes, der erst mit Montmartre und 1860 gleichzeitig mit Paris vereinigt wurde. Notre-Dame des Champs, 22,066 Seelen und 6 Priester, neue Pfarrei hinter dem Luxemburggarten. Die hölzerne Nothkirche wird jetzt durch einen monumentalen Bau ersetzt. St. Lambert de Vaugirard, schöne neue germanische Pfarrkirche des frühern

[redacted]

Ortes Vaugirard, seit 1860 mit Paris vereinigt; 22,529 Seelen und 7 Geistliche. St. Jean Baptiste de Grenelle, 21,857 Seelen und 7 Priester. In diesem Pfarrbezirk liegt die deutsche Mission der Vinzentianer (Rue Fundary und Rue Lourmel). St. Séverin, 21,115 Seelen, 7 Priester, im Quartier latin und eine der schönsten alten Kirchen aus dem 12. und 13. Jahrhundert. St. Marcel de la Maison blanche, neue hübsche Kirche in dem Stadttheil gleichen Namens der bis 1860 eine eigene Gemeinde bildete; 21,032 Seelen und 5 Priester. La Trinité, 21,220 Seelen, 11 Geistliche, neue prächtige, wenn auch künstlerisch nicht besonders befriedigende Kirche unweit der Chaussée d'Antin, also im Viertel der Geldleute. Obwohl noch nicht lange bestehend zeichnet die Pfarrei sich schon durch ihre religiöse Regsamkeit aus, zu der wohl die zahlreichen herrschaftlichen Dienstboten nicht wenig beitragen. St. Philippe du Roule 21,174 Seelen und 13 Geistliche, in dem aristokratisch-geldmännischen Faubourg St. Honoré, gehört zu den besten Pfarreien in religiöser Hinsicht. St. Germain de Charonne, 21,666 Seelen, 5 Priester, in dem ehemaligen Vororte, jetzigen Stadttheil Charonne der sich an die Vorstadt St. Antoine anschließt und ebenfalls viele Deutsche zählt. Unter den Pfarrgeistlichen ein Deutscher. St. Eloi 21,007 Seelen und 6 Priester, schöne neue, von einem Pariser Pfarrer auf eigene Kosten erbaute Kirche in gutem Rundbogenstyl; in der Vorstadt St. Antoine belegen. St. Augustin, 20,031 Seelen und 8 Priester. Ursprünglich eine von einem Wohlthäter für die sehr arme Bevölkerung der sogenannten Petite Pologne gestiftete Nothkirche, die jetzt von der Stadt in prächtigster Weise umgebaut worden und eine sehr geräumige Gruftkirche enthält, in der ebenfalls Gottesdienst stattfindet. Durch die Haußmann'schen Verschönerungen ist das ganze Stadtviertel umgewandelt und an die Stelle des abscheulichen Wirrsals von elenden Hütten ist ein aristokratisches Viertel getreten. Uebrigens war die Petite Pologne eine Ausnahme in dieser reichen Stadtgegend. St. Jaques du

[redacted]

Haut=Pas 20,370 Seelen und 9 Priester, alte Kirche deren Bezirk theilweise zum Quartier latin gehört.

Zwischen 20 und 10,000 Seelen haben: St. Gervais 19,589 Seelen und 6 Geistliche; große Kirche neben dem Stadthaus, berühmt wegen ihres schönen Renaissancestyls. St. Germain l'Auxerrois, 19,302 Eingepfarrte und 7 Geistliche. Die schöne fünfschiffige Kirche im germanischen Styl liegt dem Louvre gegenüber, so daß dieser und die Tuilerien zu deren Pfarrbezirk gehören. St. Jean St. François, 18,984 Seelen und 7 Priester, auf den Marais belegen. St. Leu, 18,813 Eingepfarrte, 6 Priester; schön hergestellte und große gothische Kirche in der (innern) Vorstadt St. Denis und auf den Boulevard de Strasbourg stoßend. St. Ferdinand des Thernes, 18,413 Seelen und 6 Geistliche, neue Kirche in dem frühern Orte Thernes. Notre=Dame des Blancs=Manteaux, 18,593 Seelen und 6 Priester. Der Beiname und die Kirche selbst stammen von einem frühern Kloster, auf den Marais belegen. Notre=Dame de Bercy, 17,677 Eingepfarrte und 4 Priester, in dem als Weinniederlage berühmten frühern Orte Bercy. Ste. Clotilde, 17,074 Seelen und 12 Geistliche. Großartige neue Kirche in germanischem Styl inmitten des Faubourg St. Germain, weßhalb die Pfarrei auch schon zu den in religiöser Hinsicht am besten stehenden gehört. St. Louis d'Antin, 15,917 Seelen und 9 Geistliche, in dem reichen Quartier d'Antin. Notre-Dame de Plaisance, 15,888 Eingepfarrte und 6 Geistliche. Der Beiname stammt von dem frühern Orte Plaisance, der 1860 mit Paris vereinigt wurde. Notre=Dame des Victoires, 15,262 Seelen und 9 Priester, frühere Klosterkirche der Petits=Pères, jetzt der Wallfahrtsort von ganz Paris; liegt unweit der Börse. St. Pierre de Chaillot, 14,840 Seelen und 7 Geistliche; der Beiname stammt von dem schon längst mit Paris vereinigten Orte dieses Namens. St. Thomas d'Aquin, 14,546 Seelen und 13 Priester, darunter ein deutscher. Aeltere Pfarrei des Faubourg St. Germain und eine der besten in ganz Paris, in der es nur

wenige Pfarrkinder gibt die ihren religiösen Pflichten nicht nachkommen. Die Kirche stammt aus dem 17. Jahrhundert und ist ohne künstlerische Bedeutung. St. Marcel, 14,535 Seelen und 5 Priester, in dem an das Quartier latin sich anschließenden sehr armen Viertel St. Marceau. Notre-Dame de la Gare, 13,542 Seelen und 4 Geistliche, in derselben Stadtgegend; eine neue Nothkirche. L'Annonciation de Passy 12,728 Seelen und 8 Priester, in dem frühern Orte Passy, der seit 1860 mit Paris vereinigt ist. St. André, 11,233 Seelen, 6 Geistliche, im Stadtviertel d'Antin.

Weniger als 10,000 Seelen haben nur folgende Pfarrien: St. Louis en l'Ile, 9,876 Seelen und 7 Geistliche, begreift die Insel St. Louis, neben der Citéinsel. Selbstverständlich eine alte oft umgebaute Kirche. St. Honoré, 9,731 Seelen und 5 Geistliche, in Passy. Notre-Dame, die Domkirche, begreift die Citéinsel, mit 9,636 Seelen und 4 Pfarrvikaren außer dem Domkapitel. Ebenso wie die Insel St. Louis ist die Cité jetzt hauptsächlich von armen Leuten bewohnt. Notre-Dame d'Auteuil, 6,545 Seelen und 5 Geistliche, begreift die neben Passy belegene meist von vornehmen Leuten bewohnte frühere Gemeinde Auteuil. St. Louis des Invalides, der berühmte großartige Invalidendom, zählt noch 2,726 Pfarrkinder, lauter Invaliden und Angestellte der Anstalt, mit 4 Geistlichen. Da keine neuen Invaliden mehr aufgenommen werden und ein Theil des ungeheuren Gebäudes schon mit Soldaten bevölkert ist, dürfte die Pfarrei bald aussterben. Dafür ist auch die Kirche schon als Garnisonspfarre bestimmt.

Im Allgemeinen gilt, daß in den Pfarreien der innern Stadttheile das religiöse Leben regsamer ist als in den von den Arbeiter- und ärmsten Classen bewohnten Vorstädten. Schon das Verhältniß der Zahl der Geistlichen zu derjenigen der Eingepfarrten gibt einen Maßstab für das religiöse Leben der Pfarrei. Obgleich in den innern Stadttheilen die Kirchen einander am nächsten liegen, sind schon mehrere Kir-

wortet; die schöne gothi
seum umgewandelt und
heime Unzuchtskrankheit
Beispiele gibt es mehrer
dem heiligen Ludwig er
des 14. Jahrhunderts, i
Saison im Herbst finde

Unter den 70 auße
abgegrenzten Hauptstadt
die Grabstätte der franz
zählt 20,052 Seelen,
die Mitglieder des kaiser
mit 13,037 Seelen und
Eingepfarrten und 5 Ge
und 4 Geistlichen. Auß
5 bis 10,000 Seelen; 2
bis herab zu 2000; 14
als 1000; 9 mit wenige
schließlich auch 7 mit 50
kleinsten Pfarreien sind
villy mit 281 Seelen.

[redacted]

XXXVI.

Die Erzbischofswahl zu Freiburg.

Qui imperium tenent, jus habent ad omnia. Dieser Lehrsatz Spinoza's wird von seinen Schülern im modernen Musterstaat Baden in erschrecklicher Consequenz durchgeführt; und nicht bloß die Herrschenden, auch ein großer Theil der Dienenden, der „Staatsbürger“ betet das goldene Kalb der Gewalt an. Le roi le veut. Das herrschende Regiment und seine absoluten Diktate (Gesetze und Verordnungen) gebieten ohne Rücksicht auf göttliches und menschliches Recht. Wer die herrschende Richtung nicht fatalistisch anbetet, der ist ein „rechtloser Mensch“, wie die modern-liberalen Zeitungen sagen. Das herrschende System ist aber die Ochlokratie eines Häufleins entchristlichter Geldbarone und ihrer dienenden Bureaukratie, welche mit Abneigung und Verachtung die idealen Güter der Menschheit verfolgen. Der kämpfende Liberalismus hat religiöse, politische und sociale Freiheit verheißen, der so zur Herrschaft gelangte Liberalismus ist die Carrikatur davon. Er verfolgt wie der russische Czar insbesondere die katholische Religion, und die Katholiken haben nur die Wahl ihren Glauben zu verläugnen, oder das altheidnische Majestätsgesetz gegen sich angewendet zu sehen: „daß das Leben ihnen zur Strafe, der Tod zum Trost gereiche.“

[redacted]

Seit der Auflösung des heiligen römischen Reichs deutscher Nation 1806, noch mehr aber und total seit 1866 entbehrt die Kirche in Deutschland jedes öffentlich-rechtlichen Schutzes. Die Worte Savigny's: Preußen kümmere sich um die inneren Angelegenheiten der übrigen deutschen Länder nichts, besagen mit andern Worten: der moderne Protektor werde den Pilatus gegenüber den süddeutschen Kirchenstürmern spielen. Während Preußen z. B. in Baden allmächtig ist, und mehr und mehr alle Branchen aufsaugt, seine Generale in badischen Staatsdienst schickt, hat es dem Nothschrei der badischen Katholiken gegenüber um Herstellung ihres immer mehr bedrohten Rechts nur taube Ohren. Minister Jolly wird, soweit bis jetzt bekannt, in seinem rücksichtslosen Vorgehen gegen die Kirche und gegen die Katholiken von Preußen jedenfalls nicht beengt.

Und doch anerkennt die preußische Regierung, daß die erzbischöfliche „Curie“ in Freiburg nicht mehr als ihr Recht verlangt. In ihrem Beileidsschreiben bei dem Hinscheiden des unvergeßlichen Erzbischofs Hermann sprach die preußische Regierung unumwunden aus, daß sie die kirchlichen Anlegenheiten mit dem greisen Oberhirten bezüglich der hohenzollernschen Lande stets in Frieden und zu ihrer Befriedigung gelöst habe. In Hohenzollern ist die Kirche frei und die Schule steht unter dem leitenden Einfluß der Kirche. Wie stand es aber bei dem Hinscheiden des Erzbischofs Hermann von Vicari in Baden? Wir müssen darauf zurückgehen, um die Bedeutung der schwebenden Erzbischofswahl zu verstehen.

In den Motiven zum badischen Schulgesetz vom 8. März 1868 hat Minister Jolly offen den Grundsatz verkündet: „der Staat ist von der Kirche getrennt.“ Er hat dieses Axiom des unchristlichen Staats, soweit menschenmöglich, verwirklicht. Die christlichen Grundsätze haben seit der Neuen Aera keinen Einfluß auf die Regierung und Gesetzgebung des Staats. Die höheren und wichtigeren Stellen in der staatlichen Verwaltung, an den Universitäten, bei den Schulan=

[redacted]

stalten ꝛc. werden mit Nichtkatholiken, Juden, sogenannten Auchkatholiken (sogar mit diesen schon seltener), nur nicht mit gläubigen Katholiken besetzt*). Man erzählt sich interessante Thatsachen darüber (eine cause scandaleuse wird jetzt nach langem Sträuben des Oberschulraths gerichtlich behandelt), was ein aufgeklärter Lehrer sich Alles erlauben kann. Begeht aber er oder ein anderer Staatsdiener das „Vergehen“ sich als Ultramontaner zu geriren, dann wird er, wenn irgend thunlich, gemaßregelt und entfernt.

Die Kirche gilt nur dann noch als „öffentliche Corporation“, wenn aus diesem ihrem Charakter privilegia odiosa abgeleitet werden. Die auf dem säkularisirten Kirchengut haftenden Lasten des Staats wie die Bisthumsdotation werden von der Regierung so stiefmütterlich als möglich geleistet. Die kirchlichen Stellen haben keine Portofreiheit mehr. Das „Freitum“ der kirchenfeindlichen Blätter ist dagegen um so größer. Das ganze öffentliche Leben wird so weit möglich dem religiösen Einfluß entzogen. Die Wohlthätigkeits- und Schulstiftungen hat Minister Jolly kurzer Hand fast durchweg der seitherigen katholischen Verwaltung „weg genommen“. Die Ehe soll entchristlicht werden. Die Schule ist in des Wortes weitester Bedeutung von der Kirche durch das erwähnte Schulgesetz von 1868 getrennt. Die Vollzugsverordnungen zu diesem Gesetz sollen, ohne Rücksicht auf die früheren Verabredungen mit der Kirche, noch weiter gehen.

Bekanntlich darf nach diesem neuen Schulgesetz die Kirche nicht einmal wie jeder einzelne Staatsbürger — Privatschulen errichten. Sie ist von der Leitung der Schule und der katholischen Schulfonds gänzlich ausgeschlossen. Die Lehrer stehen auch als Religionslehrer und sogar als Organisten unter der Leitung des Staats. Confessionslose Mischschulen können

*) Die unter der Herrschaft der „neuesten Aera“ an den paritätischen Lyceen in Mannheim und Heidelberg ernannten Direktoren sind Protestanten.

[redacted]

ohne jegliches Einspruchsrecht der Kirche durch einfache, vom „Staat“ geleitete Majoritätsbeschlüsse der einzelnen Katholiken geschaffen und aus katholischen Fonds erhalten werden.

Die Versammlung des badischen Klerus in Freiburg hat am 17. Dez. 1867 die „Beschwerden der Katholiken“ publicirt*). Wir ersehen hieraus, daß die badische Regierung den Staat von der Kirche, aber durchaus nicht die Kirche vom Staat getrennt hat. Das jetzige badische Ministerium erkennt die Kirche nicht mehr als Theil des öffentlichen Gemeinwesens an, schließt den Einfluß des positiven Christenthums davon aus. Die Regierung will aber ihren aus der Verbindung von Staat und Kirche abfließenden Einfluß auf kirchliche Verhältnisse nicht bloß behalten; sondern dieser der Kirche feindlich entgegengesetzte Staat will die kirchlichen Angelegenheiten in seinem unkatholischen Geiste nur um so mehr leiten.

So sollen die Priester im Geiste der Regierung herangebildet werden. Das ist die Bedeutung der vom Ministerium Jolly angeordneten Staatsprüfung der Geistlichen. Die Kirchenstellen sollen mit Geistlichen besetzt werden welche dem Ministerium angenehm sind. Die freie Besetzung der kirchlichen Stellen durch die Kirche ist aber noch der letzte Nothanker für sie. Die kirchlichen Anstalten für Unterricht und Wohlthätigkeit sind ihr entzogen, es sind ihr die Mittel ihre Angehörigen religiös heranzubilden, genommen worden. Wenn aber auch noch die Hirten zu Miethlingen dieses modernen Staats gemacht werden, wie soll die überall bedrängte Kirche existiren und ihre Mission erfüllen können?

So drohte der Kirchen- und Schulstreit in Baden immer offener und schärfer auszubrechen, als die letzten Lebenstage des Bekenners Hermann von Vicari herannahten. Seiner Standhaftigkeit verdanken wir es, daß das Dekanat der Domkirche Freiburg nicht mit einem der von Herrn Minister

*) Abgedruckt in den „Officiellen Aktenstücken“ (Freiburg, Herder 1868) IV. Heft S. 4 ff.

[redacted]

Jolly gewünschten Geistlichen, sondern dem langjährigen trefflichen Mitglied des Ordinariats, Geistl. Rath Kübel besetzt wurde, welchen der heil. Vater sofort zum Bischof von Leuca ernannte.

Am 22. März 1868 wurde Generalvikar und Domdekan Kübel zum Bischof consecrirt und sofort vom Herrn Erzbischof zum Weihbischof bestellt. Am 25. März 1868 feierte der schwer geprüfte Oberhirt Hermann sein 25jähriges Jubiläum als Erzbischof und — am Osterdienstag Morgens 1 Uhr (14. April 1868) schloß er seine müden Augen. Der sterbende Dulder hatte noch den Trost, daß an der Spitze des Capitels ein Bischof stund welcher auch seither in seinem Geiste gewirkt hat.

Sofort nach dem Hinscheiden des Erzbischofs Hermann wählte das Capitel den Bischof und Domdekan Kübel zum Capitelsvikar. Innerhalb der durch die Bulle ad dominici gregis custodiam bestimmten Frist stellte das Domcapitel die Liste der Candidaten für den erzbischöflichen Stuhl Freiburg auf und legte diese Liste vorschriftsmäßig dem Landesherrn vor. Die Regierung erklärte aber alle auf dieser Liste befindlichen Candidaten bis auf Einen für „weniger genehm", während das Capitel auf seiner Liste beharrte. Der hierüber ausgebrochene Streit bildet, wie wir sehen werden, den Gipfelpunkt des badischen Schul- und Kirchenstreits und deßhalb ist dessen Ausgang so wichtig. Es ist der Kampf der Staatsgegenkirche wider die Kirche.

Der Krieg der Gewalt, des cäsaropapistischen Imperatorenthums und der Bourgeoisie, gegen die Kirche ist nicht bloß ein religiöser, sondern ein politischer und socialer Kampf. Die Existenz der Kirche ruht auf den Grundsäulen der Gesellschaft: Autorität und Freiheit; beides negirt die herrschende Partei. Die Kirche lehrt und befestigt die göttlichen Gebote der Liebe Gottes und des Nächsten, die christliche Gleichheit, die Achtung des Rechts und der Freiheit Aller. Das Gegentheil lehren und üben die Staatsmänner welchen „Gewalt

[redacted]

vor Recht" geht, und die Geldmänner welche die Gewalt des Capitals gegen die immer mehr isolirte Arbeit anwenden.

Neben diesem modernen Absolutismus, neben der Alleinherrschaft der privilegirten Classe der „achtbarsten und intelligentesten Bürger" soll keine organisirte Gesellschaft mehr bestehen. Der Adel, die Bauern, die Handwerker sind nicht mehr organisirt, ihre Corporationen sind durch die allmächtige Bourgeoisie „rasirt" worden. Nur die katholische Kirche besteht noch als kräftig organisirtes Gemeinwesen. Sie wird und muß unter ihrem schützenden Dache die Gesellschaft reconstituiren. Jene privilegirte Classe und der Absolutismus der Gewalt können aber die Gesellschaft nur dann auf die Dauer beherrschen, wenn sie den isolirten macht- und rechtlosen „Staatsbürgern" gegenüber stehen. Deßhalb soll die Kirche als Corporation zerstört werden. Daher der Ruf der Liberalen nach Nationalkirchen, nach Trennung vom Oberhaupt der Kirche, nach „Landeskirchen" welche unter dem Ministerium stehen, also nach ministeriellen Bischöfen.

Es ist nicht bloß die Angst und das unsichere Gefühl aller Usurpatoren welches dem Liberalismus die Feindschaft gegen die Nichtprivilegirten und gegen die Kirche als organisirtes Gemeinwesen einflößt. Das christliche Sittengesetz, das christliche Gewissen duldet eben die Grundsätze und Handlungen der herrschenden Partei nicht, und deßhalb, um mit Heine zu reden, „genirt sie Jesus Christus."

Alle materielle und die geistige Gewalt soll in den Händen der „oberen Zehntausend" concentrirt seyn. Dieß gilt namentlich gegenüber der heranwachsenden Jugend. Damit ferner der Kirche die Möglichkeit entzogen werde als Organismus sich der leidenden und armen Menschheit anzunehmen, hat man ihr die Anstalten und Stiftungen für die christliche Nächstenliebe entzogen und sie — der herrschenden Partei überantwortet. So ist der Arme und Kranke nicht bloß überhaupt im Leben sondern auch in seinen alten und kranken Tagen der Discretion der Bourgeoisie anheimgegeben. Während

[redacted]

e christlichen Anstalten die Armen stützen und unabhängig halten sollten, müssen sie jetzt ein weiteres Glied an der e Gesellschaft fesselnden Kette bilden. Der Kirche erschwert an es oder macht es ihr unmöglich durch die oft so reichen tiftungen der „Gläubigen" die socialen Schäden zu heilen, nn auch dieß muß Monopol seyn im modernen Staat.

Der Liberalismus macht nicht nur die Kirche im öffent- chen Leben mundtodt, indem er ihr ein Recht nach dem ndern nimmt; auch in ihre inneren Verhältnisse mischt er h ein. So in Baden insbesondere. Der Liberalismus liebt er nichts weniger als einen offenen Kampf. Er hat zu hwache Nerven um die intendirte Christenhetze in der offenen rena aufzuführen. Er will keine „Martyrer". Er weiß aber cht wohl, daß bei der jetzigen Lage der Kirche in Baden in Sieg davon bedingt ist, daß kein kräftiges Haupt an der pitze der Kirche steht und deßhalb will die herrschende Partei nen „Bischof des Friedens." Sie will die Hirten schlagen nd die Heerde zerstreuen — auf stillem „gesetzlichem Wege."

So gipfelt sich der badische Kirchen- und Schulstreit, der ampf um die Freiheit der Kirche und um ihre legitime Wirksamkeit in der Frage: ob der von der Kirche getrennte Staat auch die höchsten und wichtigsten kirchlichen Aemter setzen dürfe. Vergebens haben die verschiedenen badischen Ministerien seit 1850 gehofft, das Domcapitel werde nach m Tode des Erzbischofs Hermann einen Erzbischof wählen elcher selbst zur Unterjochung der Kirche mitwirken würde. ie vom Domcapitel aufgestellte Liste und deren Verwerfung rch die Regierung beweist, daß beide Theile wissen: von r Wahl des Erzbischofs hänge die nächste Zukunft der so hwer bedrohten Kirche in Baden, aber auch in andern Län- rn ab.

Die Erörterung der Frage über die Freiburger Erz- schofswahl liegt deßhalb im allgemeinen Interesse. Erfah- ungsgemäß bildet Baden die Avantgarde der Kirchenstürmer. eßhalb sind die deutschen Katholiken, ja alle Freunde des

[redacted]

Rechts und der Freiheit an dem Ausgang dieser Frage sehr betheiligt und das ist der Grund, weßhalb wir hier eingehender zwei neue Abhandlungen besprechen, welche die hochwichtige Angelegenheit behandeln.

Die Eine im XX. Band des in Mainz bei Kirchheim erscheinenden Moy=Vering'schen „Archivs für kath. Kirchenrecht" (S. 265 ff.) führt den Titel: „das Veto der Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz gegen die Wahlen der Capitel." Die aus sachkundiger Feder stammende, durchweg auf den besten Quellen beruhende Abhandlung erörtert die vorliegende Frage in 6 Abschnitten. Sie behandelt lediglich die Rechtsfrage. Da aber die derselben zu Grunde liegenden Dokumente großentheils vollständig abgedruckt sind, so bietet sie auch dem Staatsmann ausgiebiges Material zum Studium der badischen Zustände.

Wie wir aus der im §. 1 der Abhandlung enthaltenen Darstellung der Vorgänge bei der Aufstellung der Wahlliste ersehen, behandelte Herr Minister Jolly die so ernste Angelegenheit wie eine einfache Polizeisache. Herr Jolly hat die Gewalt, er weiß sie anzuwenden und damit löst er alle Fragen höchst einfach. Mit dem Schwert durchhaut er den Knoten, gleichgültig ob es ein gordischer sei oder nicht. Der Minister hatte zunächst die Aufgabe dahin zu wirken, daß ein preußisch=gesinnter Geistlicher den erzbischöflichen Stuhl besteige. Er wollte aber zugleich einen Bischof welcher ihm sein Herostratos=Geschäft gegen die Kirche nicht erschwere. Da er die persönlichen und sachlichen Verhältnisse der Freiburger „Curie" zu studiren für überflüssig ansah und die „Domherrn" für badische Staatsdiener sans phrase hielt, so ging er ohne diplomatische Künste „einfach" auf sein Ziel los. Er sendete den Herrn Hofrichter Prestinari, aber auch den jungen Ministerialrath Nokk, der sich mit solchen „Geschäften noch nicht abgegeben" hatte, und sogar den Bürgermeister Fauler an einzelne Domcapitulare, um denselben seinen Willen kund zu thun. Er wollte weiter nichts, als daß das

[redacted]

Domcapitel einige von ihm bezeichneten „auswärtigen“ Geistlichen auf die Liste der Candidaten setze.

Es war also für das Domcapitel nicht schwer die Situation zu durchschauen. Herr Jolly war so complett überrascht, als das Capitel gegen seine Weisungen vier der hervorragendsten deutschen Bischöfe (Dr. Eberhard, v. Ketteler, Baudri und Martin) und vier der tüchtigsten badischen Geistlichen (Bischof Kübel, Pf. Miller, Official Orbin und Domcapitular Weickum) auf die Liste setzte, daß er sofort und „energisch“ handelte. Das Capitel hatte durchaus nach seiner eigenen Ueberzeugung gewählt und keinen einzigen Jolly'schen Candidaten auf die Liste gesetzt. Herr Jolly beantragte nur bloß einen Tag nach Ueberreichung der Liste, daß alle Candidaten bis auf Einen (Domcapitular Orbin) als minder genehm erklärt werden sollten. Dieser Antrag des Ministers Jolly wurde vom Großherzog durch Staatsministerial-Erlaß vom 18. Mai 1868 sofort genehmigt. Zugleich verfügte diese Staatsministerial-Entschließung: „dem Domcapitel zu eröffnen, daß Se. Königl. Hoheit der Vorlage einer ergänzten Candidatenliste entgegensehe.“

Nach der Theorie des modernen Staats (und Herr Jolly war ja vor Kurzem noch Professor!) versteht es sich von selbst, daß das Domcapitel der „Weisung“ des Staatsministeriums „Folge zu leisten“ hatte. Ja es war noch recht gnädig, daß Herr Jolly dem Capitel, das keinen seiner (Jolly's) Candidaten auf die Liste gesetzt hatte, gestattete seinen Fehler gut zu machen und die Candidatenliste gesinnungsvoll zu ergänzen. Sonst macht es dieser höchstgestellte Herr viel einfacher. Als z. B. der Herr Erzbischof die landesherrlich octroyirte Vorsteherin des Klosters Adelhausen als kirchliche Oberin nicht anerkennen wollte, und da seine „ernstgemessene“ Aufforderung an's erzbischöfliche Ordinariat und die gestrengen Verhöre zweier Domherrn nicht dazu führten, daß die Kirchenbehörde jene „Vorsteherin“ als kirchliche Oberin anerkannte: so investirte der protestantische Minister „einfach“

42*

[redacted]

die „Vorsteherin". Zwei Novizinen erklärte er, ohne daß sie kirchlich Profeß ablegten, als „vollberechtigte Mitglieder" jenes Klosters, und als die Kirchenbehörde sie nicht sofort „einkleidete", überhaupt die getroffenen Verfügungen nicht ohne weiters anerkannte, da säkularisirte das Ministerium das „Lehrinstitut". Mit dem Untergang des Streitobjekts hört ja der Prozeß auf.

So ist es selbstverständlich, daß der Herr Minister es nicht für räthlich fand vor Erlassung jener höchsten Entschließung vom 18. Mai mit dem Capitel sich in's Benehmen zu setzen. Aber er sendete an dem Tage an welchem dieser Erlaß nach Freiburg abging, den Ministerialrath Nokk, um dem Capitel den Vollzug jener höchsten Entschließung mündlich zu empfehlen. Dieses summarische Verfahren wäre bei den jetzigen Rechtsverhältnissen der Kirche in Baden „durchgeführt" worden, wenn die bloße Gewalt hiezu ausgereicht hätte. Da dieß aber hier nicht der Fall ist und die Domherren keine willenlosen Staatsdiener sind, so begannen die Schwierigkeiten, welche nur ein Staatsmann überwinden kann, welche aber ein Staatsmann gar nicht herbeigeführt hätte.

Das Domcapitel erklärte am 27. Mai 1868: da seine Liste anerkanntermaßen dem bestehenden Recht entspreche, die Regierung aber nicht berechtigt sei alle Candidaten bis auf Einen zu streichen, so werde und dürfe es die Liste nicht ergänzen. Wäre eine Beschwerde von der Verfügung eines Ministers an einen unabhängigen Staatsgerichtshof in Baden möglich, so wäre diese Frage leicht zu lösen gewesen. Aber Minister Jolly ist selbst Präsident des Staatsministeriums und so kann man nicht an ihn gegen ihn appelliren. Da inzwischen (am 4. Mai 1868) der heil. Stuhl entschieden hatte, die Regierung sei verpflichtet, mindestens drei Candidaten auf der Liste des Capitels stehen zu lassen, und dieser Ausspruch dem Ministerium mitgetheilt wurde, so hätten die gewöhnlichen Regeln der Politik der Regierung ein Einlenken von der betretenen Bahn anrathen sollen.

Wie uns die erwähnte Abhandlung im „Archiv" zeigt, bedurfte Herr Minister Jolly wieder nur 24 Stunden, um mit seinem zweiten officiellen Akt fertig zu werden. Auf die Erwiderung des Capitels vom 27. Mai welche vor dem 29. Mai ihm zur geschäftlichen Behandlung nicht wohl vorgelegen haben konnte, replicirte er schon am 30. Mai 1868. Er suchte nachzuweisen, daß auf Grund der Vereinbarung der badischen Regierung mit dem heil. Stuhl von 1827 das Capitel verpflichtet sei, nur aus einer solchen Liste den Erzbischof zu wählen auf welcher die Regierung drei Candidaten als genehm erklärt resp. belassen habe. Wie in Preußen, so dürften auch in Baden „personae minus gratae den erzbischöflichen Stuhl nicht besteigen." Auch das Bisthums-Fundationsinstrument von 1827 verlange, daß eine der Regierung angenehme Person zum Erzbischof gewählt werde. Da aber die großherzogliche Regierung nur Einen Candidaten als nicht weniger genehm erklärt und der heil. Stuhl am 4. Mai 1868 dem Capitel die Wahl erst dann gestattet habe, wenn drei Candidaten auf der Wahlliste bleiben, so möge das Capitel die Liste ergänzen.

Wer die Verhandlungen von 1819, insbesondere von 1824 — 1827 zwischen dem heil. Stuhl und der badischen Regierung, die Bulle ad dom. greg. custod. und das Breve vom 28. Mai 1827, endlich die Bulle de salute animarum und das Breve an die preußischen Capitel vom 16. Juli 1821 kennt, wird diese Argumentation und Forderung des Ministeriums für mindestens unberechtigt erklären. Ein belgischer oder — französischer Diplomat spricht sich*) über das Verfahren der Regierung also aus: „Wir fühlen uns gedrungen, dieses so gar nicht erklärliche Verfahren dem Einfluß irgend eines untergeordneten Beamten zuzuschreiben; um

*) Le Gouvernement Badois et le Chapitre de Fribourg (Liège. H. Dessain 1868) p. 13. Uebersetzt unter dem Titel: „Die badische Regierung und das Domcapitel" ꝛc. (Mainz, Kirchheim 1858) S. 7.

[redacted]

so mehr als zur Zeit, da es zur Ausführung kam, die Staatsmänner dieses Landes sich politischen Schwierigkeiten der ernstesten Art gegenüber befanden. In Deutschland sind außerdem jene Staatsmänner selten, die den religiösen Fragen eine . . . sorgfältige Aufmerksamkeit schenken . . . So begnügte man sich mit einer Darlegung, welche etwa ein nicht sonderlich arbeitsamer Bureaukrat, der die vom Staat eingegangenen Verpflichtungen nicht kannte, in aller Eile zusammenschrieb. Sodann adoptirte man solche nothwendigerweise unrichtigen Ansichten und glaubte sich berechtigt so zu handeln, wie man wirklich handelte."

Facta loquuntur! Kurze Zeit nachdem Herr Minister Jolly seine Replik vom 30. Mai 1868 und seinen Ministerialrath nach Freiburg gesendet und sich wiederholt versichert hatte, das Capitel werde auf seinem Recht und seiner Pflicht beharren, kam Herr Hofgerichtspräsident Prestinari im Auftrag der Regierung in die Metropole der oberrheinischen Kirchenprovinz. Er beantragte, das Capitel wolle seiner Liste noch einige (natürlich ihm vom Minister benannte) Candidaten beisetzen, dann könne die Regierung auch noch einen oder den andern außer Herrn Domcapitular Orbin auf der Liste stehen lassen. Sowohl dieser Regierungsabgeordnete als Bürgermeister Fauler insinuirte ferner, daß Herr Bischof Kübel der Regierung genehm — handeln würde, wenn er den Herrn Geistlichen Rath Strehle und Herrn Direktor Dr. Maas aus dem Ordinariat entfernen wollte.

Wie man sieht, läßt auch dieses Vorgehen des Herrn Ministers Jolly an Durchsichtigkeit nichts zu wünschen übrig. Er bekundete damit, daß er seinen „Rechtsboden" für „durchlöchert" hielt, aber auf dem ordinären bureaukratischen Weg doch zum Ziel zu gelangen hoffte. Er wollte also doch mehr als Einen auf der Liste des Capitels stehen lassen. Dieses sollte aber entweder eine Scheinwahl treffen und einen Geistlichen nach dem Herzen Jolly's wählen, oder der Candidat des Capitels sollte sich ihm „verschreiben", ähnlich wie einige

[redacted]

oberrheinische Bischofs-Candidaten 1822 die Kirchenpragmatik acceptirten. Die „Absicht“, unabhängige kirchlichgesinnte und tüchtige Männer von der Leitung der Erzdiöcese möglichst fern zu halten oder selten zu machen, war leicht zu vermerken.

Der heil. Stuhl erklärte durch Breve vom 6. Juli 1868 auf die Anfrage des Capitels, er genehmige, daß dieses auswärtige Bischöfe auf die Liste setzte. Er belobte das Capitel, daß es seine Liste nicht alterirte und verbot ihm dieselbe zu ergänzen, da sie der bestehenden Vereinbarung entspreche. Das Freiburger Domcapitel ging auf jenes von der Regierung (oder von Prestinari) vorgeschlagene Compromiß (natürlich auch der Herr Bisthumsverweser auf jenes Begehren bezüglich der erzbischöflichen Beamten) nicht ein. Gestützt auf das berührte Breve und seine frühere, auf dem Wortlaut und Sinn der Vereinbarung von 1827 beruhende Darlegung erwiderte das Capitel am 18. Juli 1868: „es sei weder berechtigt noch verpflichtet, die von ihm vorgelegte Candidaten-Liste vom 6. Mai 1868 zu ergänzen.“

Eine solche Bethätigung unerschütterlichen Rechts- und Pflichtgefühls, Eigenschaften welche in den herrschenden Kreisen so mancher süddeutschen Staaten immer seltener werden, hatte die Regierung nicht erwartet. Herr Minister Jolly soll sich noch Anfangs Juli 1868 geäußert haben, das Capitel werde seinem Ansinnen doch noch entsprechen, er halte es nicht für erforderlich zwei Candidaten auf der Liste des Capitels zu belassen, eventuell glaube er durch preußische Intervention in Rom zu reüssiren. Ob diese Aeußerung nur für das Domcapitel berechnet war, ob sie oder die fortwährenden Dementi's der „Karlsruher Zeitung“ gegen eine preußische Intervention*) ernstlich gemeint sind, wagen wir

*) Nachdem Herr Jolly die Sache der Regierung so arg compromittirt hat, dürfte Preußen allerdings nicht gewillt seyn ihm die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

[redacted]

nicht zu entscheiden. So leicht Herr Jolly, so schwer sind seine Worte zu begreifen.

Der unbedingte Gehorsam der Beamten, Bürgermeister, Lehrer rc. hat das jetzige badische Ministerium zu sehr an die absolute Macht der Gewalt gewöhnt. Wie der „Staat" mechanisch regiert wird, so sind auch dessen Mittel mechanische. Welchen Eindruck die Maßregeln der Regierung auf das Volk machen, ob sie gerecht, moralisch, politisch sind, das sind „ultramontane" Velleitäten welche ein Minister des modernen Staats nicht zu erwägen braucht. Das „Stimmvieh" wie die nichtministeriellen Staatsbürger von einem Minister genannt wurden, hat es ja jetzt begriffen, daß Rechtsdeduktionen, Verwahrungen, Petitionen, Wahlen rc. rc. wie eine Kugel an der Haut des Rhinoceros abprallen. Das jetzige Ministerium beurtheilt die Schwierigkeit einer Frage darnach (um mit der „Karlsruher Zeitung" zu reden), wie viele „Polizeidiener" die Regierung zu deren Ueberwindung nöthig hat. Aber Herr Jolly hat falsch gerechnet oder ein hysteron proteron*) begangen, wenn er glaubte, auch das Dom-Capitel sei ein gefügiges badisches Regierungscollegium.

Wie die gedachte französische Schrift: „le Gouvernement Badois et le Chapitre de Fribourg" in der gewandtesten diplomatischen Diction nachweist, läßt sich die Freiburger Wahlfrage mit nichts weniger als der bloßen Gewalt lösen. So ist in der That auch dieser Faktor in der Jolly'schen Combination als unbrauchbar entfallen. Es erübrigt also für die badische Regierung nur entweder den von ihr verlassenen Boden des Rechts wieder zu betreten, d. h. dem Vorschlag des Capitels gemäß zwei weitere Candidaten auf der Liste des Capitels zu belassen, oder den für sie so schwierigen diplomatischen Weg einzuschlagen.

Während die französische Schrift mehr die diplomatische

---

*) Er verlangte ja vom Capitel, daß dieses seine Correspondenz mit dem heil. Stuhl vorlege. Placet — fuit.

Seite der Frage behandelt und weniger auf die rechtliche Seite derselben eingeht, beschäftigt sich die im „Archiv für kath. Kirchenrecht“ erschienene Abhandlung in der eingehendsten Weise mit der Rechtsfrage. Auf Grund der seither gedruckten, theilweise der französischen Schrift nicht bekannten, sowie bisher unbekannter Dokumente weist die Abhandlung nach, daß die badische Regierung sich durchweg im Unrechte befindet. Aus den abgedruckten Noten der Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz, insbesondere der badischen vom 7. Oktober 1818 u. s. w. geht unwiderleglich hervor, daß die badische Regierung nur das vom Freiburger Capitel anerkannte beschränkte Veto hat. Die oberrheinischen Regierungen, insbesondere aber die badische, haben kraft jener Dokumente die bekannte Kirchenpragmatik und die daraus hervorgehenden Sätze des Bisthumsfundations-Instrumentes von 1827, also sowohl das landesherrliche Nominationsrecht als jede direkte Einwirkung auf die Wahl und das absolute Veto aufgegeben. Die badische Regierung welche die Ansprüche des heil. Stuhl's bei den übrigen Regierungen unterstützte*), verlangte und erhielt keine andere Zusicherung, als daß das Capitel seine mit Beachtung der kanonischen Vorschriften aufzustellende Wahlliste dem Großherzog mittheilen und dieser nur berechtigt seyn solle, aus dieser Liste so viele Candidaten als nicht genehm zu erklären, daß aus der übriggebliebenen Anzahl derselben eine freie Wahl möglich sei.

Die badische Regierung hat vor, bei und nach dem Abschlusse des Uebereinkommens von 1827 nicht verlangt, daß nur der Regierung genehme Candidaten auf die Liste kommen sollen oder daß die Regierung alle bis auf Einen streichen dürfe. Das geht klar aus den Noten von 1826 und 1827 hervor, welche die badische Regierung in ihrer Separatunter-

*) Die bezügliche badische Depesche vom 5. November 1825 ist in der Schrift „Die badische Regierung und das Domcapitel von Freiburg“ S. 43 abgedruckt.

[redacted]

handlung mit dem heil. Stuhle austauschte. Wenn der erwähnte Ministerialerlaß vom 30. Mai 1868 diese gewichtigen Dokumente, sowie die in der citirten französischen Schrift S. 46 ff. abgedruckten Depeschen des badischen Bevollmächtigten von Genotte ignorirt, so ändert diese Taktik des Vogels Strauß die Rechtsfrage nicht.

Die badische Regierung hat sich vertragsmäßig verpflichtet, die Bulle vom 11. April 1827 „purement et simplement“ zur Ausführung zu bringen. Die Regierung kann sich also weder auf ihre einseitige Verordnung (Kirchenpragmatik, Bisthumsfundations-Instrument oder Verordnung vom 30. Januar 1830) stützen, welche überdieß durch das Gesetz vom 9. Oktober 1860 aufgehoben sind, noch sich auf ihre vor 1827 erhobenen und durch diese Vereinbarung aufgegebenen Ansprüche berufen. Wie im §. 3 der Abhandlung des „Archivs“ urkundlich bewiesen ist, sind alle seit der vertragswidrigen Verordnung von 1830 von der Regierung unternommenen Versuche gescheitert, sie für berechtigt zu erklären alle Candidaten zu streichen, oder das Capitel zu verpflichten nur „personae gratae“ auf die Liste zu setzen beziehungsweise zu wählen.

Interessant ist die fernere Ausführung, daß nach allen Regeln der juristischen Interpretation sowie nach der Entscheidung des heiligen Stuhls die Bulle „ad dominici greg. custod.“ der Regierung nur ein beschränktes, relatives Veto gegen die Wahlliste des Capitels einräumt. Sie darf nur eine Anzahl von Candidaten aus dieser Liste als weniger genehm, muß also die zur Wahl erforderliche Anzahl als (nicht weniger) genehm erklären. Nach dem Gesetz von 1860 steht der Regierung überhaupt nur das von der Kirche concedirte Recht bei Besetzung der Kirchenstellen zu. Fällt die Vereinbarung von 1827, so hat die Regierung gar kein Recht sich in die kirchliche Wahl irgendwie einzumischen.

So sieht sich die badische Regierung bezüglich ihrer Ansprüche bei Besetzung des erzbischöflichen Stuhls lediglich auf

[redacted]

Vereinbarung von 1827 beschränkt, also auf das für sie günstige Terrain des positiven Rechts gestellt. Sie konnte : unbedingt klaren Wortlaut der Bulle ad dominici gregis ılodiam nicht anders deuten, als daß das Capitel durch= s selbstständig die Wahlliste aufzustellen und die Regierung ſ dieser Liste drei Candidaten als nicht weniger genehm zu assen habe. In ihren letzten Erwiderungen vom Mai und :zember 1868 an das Capitel kann auch die Regierung ht in Abrede stellen, daß dasselbe nach der erwähnten ılle im Recht sei. Deßhalb beruft sie sich in letzter Instanz f das päpstliche Breve vom 28. Mai 1827. Doch auch se letzte Schanze ist für die Regierung nicht zu halten.

Der gelungenste Theil der mehr erwähnten Abhandlung „Archiv" ist die im §. 5 enthaltene Interpretation des ıglichen Breve. Wie wir daraus ersehen, hat die badische :gierung für sich gar kein Breve verlangt. Unsere Ab= ndlung weist urkundlich nach, daß diese Regierung solches cht mit dem heiligen Stuhl vereinbart, nicht nachweisbar htlich acceptirt hat und wohl nicht einmal im Besitze einer ;alen Ausfertigung desselben ist. Das Breve existirt also chtlich für die badische Regierung nicht.

Wäre dieses aber auch der Fall, so ist ja urkundlich ıchgewiesen, daß die badische Regierung das berührte Breve ;ar für die übrigen Regierungen der oberrheinischen Kirchen= ovinz „nur in dem Sinne begehrt hat, welcher vollkom= en mit dem Ultimatum" d. h. der Bulle ad dom. greg. stod. „übereinstimmt". (Bad. Note vom 8. Juli 1826). er heilige Stuhl hat mit Zustimmung der badischen Re= erung das Begehren verworfen, daß nur der Regierung nehme Personen auf die Liste gesetzt oder gewählt werden ırfen, oder daß die Regierung alle Candidaten streichen nne. In der päpstlichen Note vom 6. Januar 1827 steht ısdrücklich, daß die Candidaten durch ihre kirchliche Würdig= it und Tauglichkeit den Fürsten „genehm" seyn sollen. Und :rade in dieser Note wurde für die übrigen oberrheinischen

[redacted]

Regierungen das berührte Breve zugesagt, aber zugleich die erwähnte Bulle aufrecht erhalten*). Die päpstliche Note vom 8. Januar 1827 betont, daß diese Bulle von der badischen Regierung „unbedingt“ angenommen worden sei und daß deren „Vollzug mit wahrem Interesse für das Wohl der Katholiken geschehen“ werde. Das Breve vom 28. Mai 1827 schärft dem Capitel den Vollzug der Bulle vom 11. April 1827 ein, daß es nur solche wähle, welche die erforderlichen kirchlichen Eigenschaften haben und dem Landesherrn nicht weniger genehm seien: „eos adsciscere, quos ante electionis actum noveritis... nec Ser. Principi minus gratos esse.“

Wie man sieht, räumt das Breve der Regierung nicht das Recht ein zu verlangen, daß ihr genehme Personen auf die Liste gesetzt werden. Es wiederholt nur die Bestimmung der Bulle, daß das Capitel keinen der Regierung weniger genehmen Candidaten wählen solle. Die Regierung hat also nicht das Recht die Ergänzung der Liste zu verlangen.

Aus den berührten Noten und dem Breve geht aber auch klar hervor, daß die Aufstellung der Liste lediglich Sache des Capitels ist und die Regierung nicht für berechtigt erklärt wurde alle Candidaten bis auf Einen als weniger genehm zu bezeichnen. Das Breve sollte der Bulle nicht widersprechen und es hat der Regierung kein weiteres Recht als die Bulle eingeräumt. „Es sagt nicht, daß nur eine persona grata gewählt werden dürfe, sondern weist auf die Bulle hin, wodurch das Verfahren und das Recht der Regierung und des Capitels definirt ist“**). Das Verfahren, wie „das Capitel sich vor der Wahl vergewissern soll, welche Candidaten dem Landesfürsten nicht weniger genehm seien, die Zahl

*) Die Schrift: „Le Gouvernement Badois“ etc. S. 53 (Uebersetzung) theilt noch den Wortlaut der päpstlichen Note an die badische Regierung mit, worin ausdrücklich erklärt wird, daß das Breve den Regierungen kein weiteres Recht als die Bulle gewähre.

**) Archiv für kathol. Kirchenrecht a. a. O. S. 290.

[redacted]

welche der Landesherr als minder genehm erklären kann, also gerade das in Frage stehende Recht bestimmt nicht das Breve, sondern die Bulle." Diese ist also als Gesetz und als specielle Bestimmung (lex specialis derogat legi generali) hier maßgebend. Die Bulle aber gewährte, wie erwähnt, der Regierung keine andere Befugniß als die Liste des Capitels bis auf drei Candidaten zu epuriren.

Mit Unrecht beruft sich die Regierung darauf, daß bei den Verhandlungen von 1826 die Regierungen ein ähnliches Verfahren wie bei den Bischofswahlen in Hannover und Preußen verlangt haben. Die Bulle für Hannover impensa Romanorum vom 26. März 1824 enthält im Art. XIII. die gleiche Bestimmung wie der Art. 1 der Bulle ad dom. greg. cust. Für Hannover besteht kein Breve. Hier hat also die Regierung nur das Recht die beschränkte Anzahl aus der Liste des Capitels als weniger genehm zu erklären. Wie wir ferner aus der eingehenderen Darstellung der bezüglichen Verhältnisse in Preußen (Bulle und Breve vom 16. Juli 1821), wie sie die Schrift: le Gouvernement Badois et le Chapitre de Fribourg enthält, ersehen, sind die preußischen Capitel gar nicht verpflichtet der Regierung eine Candidatenliste vorzulegen. Sie sollen nur keinen Geistlichen wählen von welchem sie wissen, daß er dem König weniger genehm sei. Wie sie solches erfahren, ist lediglich Sache des Capitels. In Preußen ist also das Verfahren hierüber nicht näher, wohl aber durch die berührten Bullen in Hannover und der oberrheinischen Kirchenprovinz vorgeschrieben. Hiernach hat die Regierung nicht das Recht, die Ergänzung oder Aenderung der Liste zu verlangen, sondern sie kann nur die in derselben verzeichneten Candidaten bis auf drei als weniger genehm erklären. Letztere müssen demnach (nicht weniger) genehm seyn, und aus diesen kann das Capitel frei den Bischof wählen.

Ueberdieß bestimmt unsere Vereinbarung, daß die Regierung das ihr eingeräumte Veto nicht willkürlich, sondern unparteiisch und zum „wahren Wohl der Katholiken" ausüben

[redacted]

solle, daß sie also die unbescholtenen, zu Bischöfen geeigneten Candidaten nicht excludiren dürfe. Es ist aber außer allem Zweifel, daß die auf der Liste des Capitels verzeichneten deutschen Bischöfe und „badischen" Geistlichen die zum bischöflichen Amte erforderliche Würdigkeit und Tüchtigkeit haben.

Nicht nur verpflichtet das Breve das Capitel nicht seine Liste zu ergänzen, die erwähnte Abhandlung weist auch nach, daß das Capitel hiezu auch nicht befugt sei. Die Aufstellung der Wahlliste bildet einen wesentlichen Bestandtheil des Wahlakts. Die Regierung erkannte die Legalität der vom Capitel aufgestellten Wahlliste an. Ein giltiger kanonischer Wahlakt darf aber von den Wählern nicht geändert werden, und mit der Vorlage der rechtsgiltigen Liste an den Großherzog hat das Capitel seiner Rechtspflicht genügt. Sie ist also damit erloschen. Die Regierung kann nicht verlangen, daß das Capitel nochmals eine erfüllte Rechtspflicht (die Liste aufzustellen) übernehme. Es ist vielmehr an ihr die ihrem Rechte entsprechende Pflicht zu erfüllen, d. h. die zur Wahl erforderliche Anzahl von Candidaten auf der Liste des Capitels als personae nec minus gratae zu belassen. „Das Capitel hat die Pflicht keinen auf seiner Liste stehenden Candidaten zu wählen, welchen die Regierung als minder genehm erklärt hat. Die Regierung kann diese Pflichterfüllung aber erst dann in Anspruch nehmen, wenn sie vorher ihre... Pflicht erfüllt und nicht alle... Candidaten bis auf Einen gestrichen hat. Sie darf dem Domcapitel nicht selbst die Erfüllung seiner Rechtspflicht unmöglich machen"*).

Das ist die übereinstimmende Lehre aller Sachverständigen. Sowohl die katholischen Historiker und Kanonisten, welche wie Longner diese Frage speciell behandeln, als die Protestanten Niebuhr, Mejer, ja sogar der badische Staatsrath Nebenius (Kathol. Zustände in Baden. Karlsruhe 1842) sprechen der Regierung die „positive Mitwirkung" bei der

*) Archiv für kathol. Kirchenrecht a. a. O. S. 292.

[redacted]

Wahl ab, also das Recht „Alle außer Einem auszuschließen.“ Sie erklären übereinstimmend, daß „die Regierung die zur Wahl noch hinlängliche Anzahl auf der vom Capitel vorgelegten Liste stehen zu lassen habe.“ Diese Axiome sind durch die Praxis von 1827 bis jetzt sanktionirt.

Das positive Recht steht also dem Begehren der Regierung nicht zur Seite. Das Sophisma derselben, daß das Capitel erst auf Grund einer Liste wählen könne auf welcher drei der Regierung genehme Candidaten stehen, verschlägt hiegegen nicht. Es beruht auf der petitio principii, daß das Capitel der Regierung genehme Candidaten auf die Liste zu setzen habe, was dem von der Regierung 1825 — 1827 aufgegebenen landesherrlichen Nominationsrecht gleich käme. Es wird hier die Rechtspflicht der Regierung, drei Candidaten auf der Liste des Capitels stehen zu lassen, mit dem Recht des Capitels verwechselt, aus diesen drei nicht weniger Genehmen den Erzbischof zu wählen.

Wenn also die Regierung die ihrem Rechte entspringende Pflicht (drei Candidaten auf der Liste zu belassen) nicht erfüllt, wenn sie so dem Capitel die Erfüllung seiner Rechtspflicht (aus diesen drei nicht weniger Genehmen zu wählen) unmöglich macht, so „cessirt diese Rechtspflicht, diese unmöglich gemachte Obligatio des Capitels“*). Die Regierung ist es welche den Vertrag verletzt, ihre daraus entspringende Pflicht nicht erfüllt hat. Sie kann also auch kein Recht ausüben welches aus dem Uebereinkommen folgt. Da aber nur dieses ihr eine Mitwirkung bei der Erzbischofswahl einräumt, so folgt sowohl nach gemeinem Recht als aus §. 8 des badischen Gesetzes vom 9. Oktober 1860, daß das Capitel berechtigt ist ohne jede Einmischung der Regierung den Erzbischof nach kanonischer Vorschrift frei zu wählen.

Wie diese juristische Deduktion, so kommt auch die staatsmännische französische Schrift zu dem Resultat, daß das

*) Archiv für kathol. Kirchenrecht a. a. O. S. 294 und S. 297.

[redacted]

Verfahren und Verlangen der badischen Regierung durchaus unberechtigt und das Capitel im Recht ist. Die letztere Schrift enthält eine Reihe vertraulicher badischen Depeschen von 1825—1827, wornach die badische Regierung den heil. Stuhl insbesondere gegenüber den gleichen württembergischen Anträgen unterstützte, welche die jetzige badische Regierung heute erhebt. „So hat die badische Regierung mehr als vierzig Jahre lang durch ihre Worte und Handlungen das Verfahren, das sie heutzutage einhält, verurtheilt: und Niemand hat die Gründe, mit welchen ihre ungerechten Ansprüche zurückgewiesen werden müssen, besser geliefert als sie selbst“ *).

Ist nun das Verfahren des jetzigen badischen Ministeriums vor dem Forum des Rechts und durch den von ihm angerufenen Richter — die Bulle und das Breve von 1827 — verurtheilt, so erübrigt ihm nur der Weg der Verständigung oder der diplomatischen Intervention. Die französische Schrift ist indeß im Irrthum wenn sie annimmt, das Freiburger Capitel habe nicht wiederholt gebeten, daß die Regierung „auf der Liste einige der Namen der so achtbaren und verdienstvollen Persönlichkeiten belassen“ möge.

Das „Karlsruher Kabinet“ mag jetzt wohl einsehen, daß es sich juristisch und in allen Beziehungen „geirrt habe.“ Ob es aber „entschlossen sei, dieß anzuerkennen, den klarsten Vernunft= und Rechtsgründen nicht länger zu widerstehen“ — das ist eine andere Frage. Wie wir den jetzigen badischen Minister kennen, glauben wir nicht, daß er das berührte „strenge Recht zum Ausgangspunkt der Verständigung mit dem Capitel wählt.“ Das Capitel kann sich nur auf dem Boden des Rechts verständigen.

Mit Recht führt die französische Schrift aus, daß „dieser Wahlakt für das Capitel kein eigenes Recht ist“, auf welches es theilweise verzichten kann, sondern eine amtliche

*) Le Gouvernement Badois etc. p. 90; „nul a fourni mieux que lui les raisons qui repoussent ses prétentions.“

[redacted]

Funktion. „Das Capitel ist nicht Gesetzgeber in dieser Sache, ihm kommt nur zu dem gegebenen Gesetz zu gehorchen, nicht aber von dem Buchstaben der apostolischen Urkunden abzuweichen." Bulle und Breve gestatten dem Capitel nicht seine legitim aufgestellte Liste zu ergänzen. Ueberdieß hat ja der heil. Stuhl durch Breve vom 4. und 28. Mai 1868 dem Capitel ausdrücklich erklärt, daß sein Verfahren durchaus der berührten Bulle und dem Breve entspreche, und ihm untersagt die Liste zu ergänzen.

Sowohl die Bulle als das Breve sind aber nicht „Concordate", formell zweiseitige Rechtsakte, sondern lediglich päpstliche Gesetze. In dieser Form sind sie, insbesondere das Breve, an das Capitel gerichtet. Es ist durchaus unrichtig daß, wie die badische Regierung meint, das Breve eine badische Verordnung sei, schon weil es in keiner badischen Gesetzsammlung publicirt ist, nicht von der Regierung ausgeht, auch nicht von ihr als eine Bestimmung über eine rein kirchliche Sache erlassen werden konnte. Daraus folgt, daß auch nur der heil. Stuhl dem Capitel gegenüber das Breve authentisch interpretiren kann, wie solches durch das berührte Breve vom 4. Mai und 6. Juli d. Js. geschehen ist.

Die neueste Zumüthung der Regierung an das Capitel, dieser päpstlichen Weisung nicht, sondern der erwähnten unrichtigen Interpretation und Zumuthung der Regierung zu folgen, ist also nicht bloß widerrechtlich, sondern eine (wenn auch unbewußte) Aufforderung zum Ungehorsam gegen den heil. Stuhl. „Die badische Regierung wiegt sich in Täuschungen, wenn sie hofft, den Beschluß des Freiburger Capitels umstoßen oder dessen Gewissenhaftigkeit zum Schwanken bringen zu können." So ist es. Das Capitel beharrte denn auch einfach auf dem Boden des Rechts und der Pflicht und schlug den Versuch des Ministeriums unverzüglich ab.

Es bedarf wohl kaum einer Ausführung, daß das Begehren des badischen Ministers, die Liste ergänzt und einen Bischof nach seinem Herzen gewählt zu sehen, auch in Rom

[redacted]

scheitern wird. Wie die Sache jetzt liegt, wird die badische Regierung entweder doch noch auf den Rechtsboden zurückkommen oder das Capitel wird um weitere Weisung in Rom bitten. Im letzteren Fall und wenn trotz aller Vorstellungen die Regierung zum Rechtsstandpunkt nicht zurückkehrt, dürfte die kirchliche Autorität zur freien Wahl oder Ernennung des Erzbischofs schreiten.

Ob und wann dieß geschieht — das wissen wir nicht. Wir pflichten aber durchaus der französischen Schrift bei, daß „Rom, wo die Achtung vor dem Recht der Autorität und vor der Autorität des Rechts gelehrt wird, vor Allem selbst die von ihm selbst gegebenen Gesetze achtet.“ Roma locuta. Der heil. Stuhl hat entschieden, daß das Freiburger Capitel im Recht sei. „So ist Rom entschlossen (décidée), sein Recht trotz aller Anfechtungen, selbst um den Preis aller Opfer aufrecht zu erhalten. Die badische Regierung täuscht sich über die Maßen, wenn sie darauf rechnet von Rom durch ein gewaltthätiges Verfahren . . . das zu erhalten, was ihr Rom damals nicht einräumen konnte, als es ihr wichtige Dienste zu danken hatte“ *).

Das Bestreben der badischen Regierung einen „aufgeklärten“ oder willfährigen Erzbischof in Rom etwa durch preußische Vermittlung zu erhalten ist, wenn überhaupt versucht, als gescheitert zu betrachten. Preußen kann Herrn Jolly seine moralische Unterstützung in Rom nicht bieten, weil es entweder selbst am Unrecht theilnehmen und dadurch machtlos werden, oder die Mißgriffe des Ministers anerkennen und so ihm schädlich werden würde. „Die badische Regierung steht also allein dem Freiburger Capitel gegenüber, welches ihr mit der Ruhe der christlichen Klugheit Widerstand leistet: allein dem heil. Stuhl gegenüber, dem schließlich dennoch das letzte Wort bleiben wird.“

Wenn die badische Regierung auf solche Mahnungen

---

*) Die badische Regierung ꝛc. S. 66.

[redacted]

nicht achtet, dann erübrigt ihr nur der Weg der Gewalt. Sie kann natürlich mit Gewalt die kirchliche Bestellung eines Oberhirten für die verwaiste Erzdiöcese nicht hindern. Die kleinlichen Mittel der Temporaliensperre ꝛc. sind hier ganz unbrauchbar. Wenn aber Herr Jolly in dieser Frage ähnlich wie beim Kloster Adelhausen vorgeht, wenn er zur offenen Verfolgung der Kirche und der Katholiken schreiten sollte, dann — wäre „die Angelegenheit in die diplomatische Phase der Intervention eingetreten.“ Wie oben erwähnt, glauben wir an einen solchen offenen Vernichtungskampf (à la Polen) nicht, schon deßhalb nicht weil in Baden 2/3 der Bevölkerung Katholiken sind und weil die jetzige Regierung viel zu liberal ist, um so rasch vom „süßen Herrschen“ zu scheiden.

Was die liberale Partei will, die stille polizeimäßige Untergrabung der Kirche, die Einführung einer katholischen und protestantischen „Nationalkirche“ unter einem liberalen deutschen Czaren — das haben wir an diesem Conflikt gesehen. Die letzten Ziele des Liberalismus sind hiebei mit staunenswerther Naivetät offenbar geworden. Es hat sich bewährt, daß der „moderne Staat“ mit der Kirche nicht verbunden seyn kann, daß er jedes von ihr dem Staat eingeräumte Recht zum Nachtheil der Kirche gebraucht und die correspondirende Pflicht nicht erfüllt. Die volle Freiheit der Kirche von solchen Staaten muß das Ziel seyn nach welchem die Katholiken fest vereint zu streben haben. Der liberale „moderne Staat“ wird endlich die freie Besetzung der Kirchenämter anerkennen müssen.

---

haben gerade nur die erste Ausgabe vom J. 1836 zur Hand) machte sich's leicht. Dagegen nahm Simrock die Sache strenger, aber um nichts klarer. Beide mögen hier nacheinander reden:

San-Marte:

Doch schnell erhob sich aus dem Grase
Wieder Gamuretes Sproß,
Und wüthend zu dem Jagdspieß greifend,
Traf er den Ritter, wo das Visier
Ein wenig sich nach auswärts schweifend
Dem Helm sich anschloß, sprengte hier
Das Band, und tief durch's Auge drang
Bis in den Nacken das Gabilot,
Daß auf der Stelle der König todt
Lautlos vom Roß zur Erde sank.

Simrock:

Parzival der Knappe gut
Stand hier zornig auf dem Feld:
Sein Gabilot ergriff der Held:
Wo der Helm und das Visier
Sich scheiden ob dem Härsenier
Traf ihn durch's Aug' das Gabilot
Und durch den Nacken, daß er todt
Hinfiel.

In der Folge kommen noch die Helmschnüre und das „Schinnelier" und Anderes, dessen Auflösung dem jungen Helden ebenso viele Mühe macht wie dem etwaigen Uebersetzer oder Erklärer. Denn sucht man in einem der vielgerühmten Wörterbücher um Hülfe, so geben ihre Verfasser mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit die tröstliche Antwort, welche nicht Jeder zum voraus erwartet hätte: das Gesuchte sei wahrscheinlich ein „Stück einer Rüstung" oder wohl gar „pièce d'armure", und überlassen es dann bereitwillig dem üppigen Nachdenken des Lesers, das fragliche Stück am Kopf, Leib oder Fuß des Kriegers zu suchen. Wendet sich nun ein junger Historienmaler, welcher z. B. den gewiß nicht übelgewählten Auftrag erhalten hat die erste Waffenthat unseres Parcival bildlich darzustellen, in seiner Noth hoffnungsvoll an das kost-

bare Trachtenwerk des Herrn von Hefner-Alteneck, so wird er vielleicht auch hier allerlei Wissenswerthes vergeblich suchen, voraus aber fehlt die gleichzeitige Benennung der einzelnen Theile. Auch die culturhistorischen Arbeiten über Costümkunde von Johannes Falke oder Weiß — erstere ohne alle Abbildungen — lassen immerhin genug Lücken und Wünsche übrig.

Bei solcher Lage der Dinge hat San-Marte alle Stellen aus den poetischen Denkmälern vom sechsten bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, welche sich auf das Kriegshandwerk beziehen, gesammelt und zusammengestellt. So findet denn der Lexikograph wie der Commentator einen hübschen Vorrath zur Erläuterung dunkler und zweifelhafter Stellen, nur fehlt leider dabei das geistige Band, d. h. die bildliche Anschauung. Zwar hat der Verfasser dreizehn Copien von interessanten Miniaturen zur Parcivaldichtung gegeben, welche den Freunden unseres großen Heldengedichtes jedenfalls willkommen seyn werden, sie sind aber zu roh und klein und voll malerisch-subjektiver Willkür, so daß außer dem angeregten Interesse wenig Neues gewonnen wird. Indeß muß man immer für das mühevolle Werk aus ganzem Herzen dem Verfasser Dank sagen, der unsere Wissenschaft um einen tüchtigen Schritt vorwärts gebracht hat.

Nachdem in der Einleitung die allgemeinen Bezeichnungen der Waffen nach allen Seiten und Beziehungen erwogen, umfaßt der zweite Abschnitt die eigentlichen Schutzwaffen, also die Ringe, Brünne und das eigentliche Kettenwammes, ferner die Eisenhosen und Beinberge, den Sporn und Anderes; dann kommt die Verstärkung der Ringpanzer mit Platten und Armschutz, also die Entwicklung des eigentlichen Panzers, des Küraß, der Krebse 2c. Mit großer Ausführlichkeit wird der Helm mit allen seinen Theilen und phantastischem Zubehör erörtert, dann die Eisenhandschuhe, der Schild und seine Führung, die Bilder und Wappen darauf. Es sei uns wenigstens erlaubt, aus dem mit unzähligen Citaten belegten

[redacted]

haben gerade nur die erste Ausgabe vom J. 1836 zur Hand) machte sich's leicht. Dagegen nahm Simrock die Sache strenger, aber um nichts klarer. Beide mögen hier nacheinander reden:

San-Marte:

Doch schnell erhob sich aus dem Grase
Wieder Gamuretes Sproß,
Und wüthend zu dem Jagdspieß greifend,
Traf er den Ritter, wo das Visier
Ein wenig sich nach auswärts schweifend
Dem Helm sich anschloß, sprengte hier
Das Band, und tief durch's Auge drang
Bis in den Nacken das Gabilot,
Daß auf der Stelle der König todt
Lautlos vom Roß zur Erde sank.

Simrock:

Parzival der Knappe gut
Stand hier zornig auf dem Feld:
Sein Gabilot ergriff der Held:
Wo der Helm und das Visier
Sich scheiden ob dem Härsenier
Traf ihn durch's Aug' das Gabilot
Und durch den Nacken, daß er todt
Hinfiel.

In der Folge kommen noch die Helmschnüre und das „Schinnelier" und Anderes, dessen Auflösung dem jungen Helden ebenso viele Mühe macht wie dem etwaigen Uebersetzer oder Erklärer. Denn sucht man in einem der vielgerühmten Wörterbücher um Hülfe, so geben ihre Verfasser mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit die tröstliche Antwort, welche nicht Jeder zum voraus erwartet hätte: das Gesuchte sei wahrscheinlich ein „Stück einer Rüstung" oder wohl gar „pièce d'armure", und überlassen es dann bereitwillig dem üppigen Nachdenken des Lesers, das fragliche Stück am Kopf, Leib oder Fuß des Kriegers zu suchen. Wendet sich nun ein junger Historienmaler, welcher z. B. den gewiß nicht übelgewählten Auftrag erhalten hat die erste Waffenthat unseres Parcival bildlich darzustellen, in seiner Noth hoffnungsvoll an das kost-

[redacted]

bare Trachtenwerk des Herrn von Hefner-Alteneck, so wird er vielleicht auch hier allerlei Wissenswerthes vergeblich suchen, voraus aber fehlt die gleichzeitige Benennung der einzelnen Theile. Auch die culturhistorischen Arbeiten über Costümkunde von Johannes Falke oder Weiß — erstere ohne alle Abbildungen — lassen immerhin genug Lücken und Wünsche übrig.

Bei solcher Lage der Dinge hat San-Marte alle Stellen aus den poetischen Denkmälern vom sechsten bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, welche sich auf das Kriegshandwerk beziehen, gesammelt und zusammengestellt. So findet denn der Lexikograph wie der Commentator einen hübschen Vorrath zur Erläuterung dunkler und zweifelhafter Stellen, nur fehlt leider dabei das geistige Band, d. h. die bildliche Anschauung. Zwar hat der Verfasser dreizehn Copien von interessanten Miniaturen zur Parcivaldichtung gegeben, welche den Freunden unseres großen Heldengedichtes jedenfalls willkommen seyn werden, sie sind aber zu roh und klein und voll malerisch-subjektiver Willkür, so daß außer dem angeregten Interesse wenig Neues gewonnen wird. Indeß muß man immer für das mühevolle Werk aus ganzem Herzen dem Verfasser Dank sagen, der unsere Wissenschaft um einen tüchtigen Schritt vorwärts gebracht hat.

Nachdem in der Einleitung die allgemeinen Bezeichnungen der Waffen nach allen Seiten und Beziehungen erwogen, umfaßt der zweite Abschnitt die eigentlichen Schutzwaffen, also die Ringe, Brünne und das eigentliche Kettenwammes, ferner die Eisenhosen und Beinberge, den Sporn und Anderes; dann kommt die Verstärkung der Ringpanzer mit Platten und Armschutz, also die Entwicklung des eigentlichen Panzers, des Küraß, der Krebse 2c. Mit großer Ausführlichkeit wird der Helm mit allen seinen Theilen und phantastischem Zubehör erörtert, dann die Eisenhandschuhe, der Schild und seine Führung, die Bilder und Wappen darauf. Es sei uns wenigstens erlaubt, aus dem mit unzähligen Citaten belegten

[redacted]

wissenschaftlichen Zeughaus einzelne seltenere Pracht- und Schaustücke zu Nutz und Lust der Beschauer auszuheben und hier vorzulegen.

Neben den Waffen aus Metall, Eisen und Stahl waren ursprünglich bei den Germanen auch Stein und Horn in Gebrauch. Von der ersteren Sorte erwähnt Herr San-Marte nur die Schleuderer, welche mit Stabschlingen oder Stricken harte runde Kiesel entsendeten. Damit ist aber die Steinzeit kaum angedeutet, obwohl sie, freilich nur dem Namen nach, weit in das Mittelalter hereinreicht. Die in den Gräbern und anderswo gefundenen steinernen Pfeilspitzen nennt das Volk heute noch „Strahlen". Der Donnerstrahl fällt heute noch vom Himmel und das Volk zeigt den vom Hammer abgesprungenen Stein unter derselben Benennung. Frau Minne aber schoß bei den Minnesingern immer mit „Strahlen" und verwundete damit die Herzen; es ist Feuersteinwaffe im traditionellen Sprachgebrauch. Das in den Holzgriff gefaßte Steinschwert hieß Sahs und ist ein Gottes-, Volks-, Waffen-, Orts- und Geschlechtsname geworden*). Das Volk, das mit solchen Kieselsteinwaffen focht, hieß das Sachsenvolk und der ihm den Schlachtensieg verleihende Stammgott hieß altsächsisch Saxnôt, Schwertgenoß. Im Annoliede wird von den thüringischen Sachsen gesagt, daß diese ihren Namen von den scharfen Messern trügen; das Rolandslied spricht von den „steinherten Sahsen" und die Glosse zum Schwabenspiegel beruft sich ausdrücklich auf diese Deutung: „denn wir sind gegleichet den Kieslingsteinen in unsern Streiten". Dietrichs Schwert heißt in der Heldensage noch Eckesax. Daneben muß es auch Hornpanzer gegeben haben; die älteren Dichter wissen davon; dann aber verschwinden sie gänzlich aus dem Gebrauch und verbleiben als Wehr nur noch den bösen Riesen und den Helden als absonderliche Merkwürdigkeit. Drachenblut überzieht, dem Volksglauben gemäß, den hineingetauchten

*) Vergl. Rochholz Argovia (1864) S. 17.

[redacted]

Gegenstand mit Horn und verlieh ihm eine Härte und Zähigkeit, welche dem schärfsten Stahle widerstand. So ward Sigfrid durch sein Bad in Drachenblut „hurnin“, woraus der spätere Blödsinn einen gehörnten, Hörner tragenden Recken machte. Dennoch schlägt Dietrich im „Rosengarten“. den Sigfrid „durch Horn und durch Ringe“. Im angelsächsischen „Beowulf“ (dessen Handschrift aus dem 9. Jahrhundert herrührt, dessen Fassung aber, abgesehen von dem Inhalt, wohl an 200 Jahre älter ist) ist das Ungethüm Grendel seiner Wurmhaut wegen gegen Waffen immer gesichert. Der Phantasie war es ein lockendes Spiel, sich ganze Völker mit Hornhaut zu denken, natürlich nicht bei uns, sondern im fernen Heidenland, dem Urquell aller Zauber, dort am Ganges und in Indien. Zwei fabelhafte Würmer, Muntunzel und Reitun werden genannt, deren harte Haut zu Waffen verarbeitet ist. Daneben lieferte die sagenbeliebte Greifenklaue auch Material zu Waffen, Schilden, Hifthörnern, Trinkhörnen und Bechern (vgl. Jos. v. Hefner in den Gelehrten Anzeigen der Münchner Akademie 1846. S. 145 ff.).

Der früher geltenden Ansicht, daß die Panzerhemden und Ringelpanzer aus Asien stammen sollten, setzt Herr San-Marte den Bericht des Diodor entgegen (V, 30), wonach ihr Gebrauch schon den Galliern bekannt gewesen. Zwar haben wir aus der Merowingerzeit noch keine Ringpanzer und Schuppenharnische aufgefunden, deßungeachtet bezeugt der angelsächsische Beowulf deren Daseyn und Gebrauch ganz unzweifelhaft: die aus Ringnetzen gestrickten, stahlharten Streithemden, die hartgewirkten und gekettelten Brünnen können nicht anders gedeutet werden. Die Dichter der deutschen Heldensage bedienen sich des Ausdruckes Ringe und Brünne; die aus französischen oder lateinischen Quellen schöpfenden Romandichter belieben dagegen das fremdländische Wort Harnas (Harnisch).

In der Blüthezeit des Ritterthums hatten die Sporen ihre symbolische Bedeutung, gleich den Handschuhen. Der

Ueberwundene gab dem Sieger nebst seinem rechten Handschuh auch den rechten Sporn, zur Versicherung, daß er die versprochenen Bedingungen erfüllen wolle. Noch im Jahre 1382 hingen in der Oberkirche zu Cortrycht 500 Paar goldene Sporen, die man im Jahre 1302 nach einem Siege über die Franzosen bei Gröningen den Rittern abgenommen hatte. Diejenigen Ritter denen bei ihrem Ritterschlage goldene Sporen angelegt wurden, nannte man equites aurati. Die Ritter führten solche zuweilen auf ihren Siegeln, besonders Reitersiegeln, und wenn sie begraben wurden, gab man ihnen solche mit in den Sarg. Daß beim Ankleiden eines Ritters zum Turnier ein anderer Ritter, zuweilen eine Dame demselben die goldenen Sporen mit der Vermahnung angelegt habe, daß solche ihm nicht bloß zur Antreibung des Pferdes dienen, sondern hauptsächlich ihn erinnern sollen, daß Tapferkeit und Ehre der einzige Sporn zu edlen Thaten für ihn seyn müßten, wird gleichzeitig belegt. Der Knappe durfte höchstens silberne Sporen tragen. Ueber den Gebrauch des Sporns im Sprichwort mag man in Wander's Sprichwörter-Lexikon das Nützliche nachlesen.

Was unserer Neuzeit von der mittelalterlichen Leibbewehrung noch übrig blieb, ist so ziemlich auf Hausseccal (oder Haussecou, Dienstzeichen) und Epaulette zusammengeschmolzen; der Schild ist längst im Stiche gelassen und der Helm wird, wenn es im Ernste gilt, im Kasten sorgfältig für den Paradespaß aufgehoben. Nur in der Heraldik sind beide unentbehrliche Werthstücke geworden, obwohl die Herolde nichts weniger als einig sind über den Ursprung ihrer subtilen Kunst. Während die sprachliche Bedeutung zwischen wâfen und wapen bei den mhd. Dichtern in schwankender Beziehung steht (z. B. im Parcival 130,4), balgen sich die Gelehrten ritterlich über die Entstehung des Wappenwesens. K. P. Lepsius setzt ihren Ursprung darein daß es Feldzeichen, Michelsen darein daß es Hausmarken gewesen, die (wie ein Blick auf die Heraldik des polnischen Adels beweise) auf den Schild

übergegangen. Daß Vieles in diesem Bereich, insonderheit der Gebrauch der Thiere, mythisch seyn könnte, daß überhaupt diese ganze Wissenschaft wirklich in eine mythische Sagenwelt verläuft, scheint von den Blasonirern absichtlich mit Schweigen übergangen zu werden. Sie begnügen sich den Gebrauch erblicher Familienwappen in den Anfang des 13. Jahrhunderts für Deutschland und in das 12. Jahrhundert für Frankreich zu setzen. Im Parcival finden wir jedoch diesen Gebrauch schon in vollster hergebrachter Weise als etwas ganz Bekanntes und Allgemeines. Wenn Wolfram die Data darüber auch schon vielleicht in seinem französischen Vorbilde fand, so drückt er doch darüber nirgend ein Befremden oder eine Verwunderung aus, die er bei anderen ausländischen, in Deutschland noch fremden Gewohnheiten nicht zu unterdrücken pflegt. Jener Zeitpunkt dürfte daher wohl um einige Jahrzehnte zurückzurücken seyn. Ein neuer Ritter hat mit kritischen Hieben die Helmzierden (zimier) abgethan, welche die mittelalterlichen Ritter in höchst phantastischer Weise zu tragen pflegten, und selbe als einfach poetische Auswüchse der Maler und Dichter abgeschnitten, obwohl eine Menge Zeugnisse dafür vorliegen. Die Helmzier bestand aus den wunderlichsten Dingen: Adlerfänge, Pfauenfedern, Reiherbüsche, Ungeheuer aller Art, Hirsch- Elephanten- und andere Thierköpfe (der Graf von Boulogne setzte Hörner von Wallfischrippen auf seinen Helm), menschliche halbe Figuren und alles überhaupt nur Erdenkliche wurden, anfangs aus starkem in Oel gesottenen und gepreßten Leder, später aus getriebenem Metallblech, mit Malerei, Gold, Edelsteinen, Perlen und Pelzwerk ausgeziert, um Schmuck und Glanz zu erhöhen. Auch hier liegt vielleicht eine in das früheste Alterthum hinauf verfolgbare Sitte zu Grunde, welche in der Mitte des 13. Jahrhunderts wieder in Flor und Aufnahme kam.

Sachgemäß gelangt unser Autor auch zu einer Unter-

[redacted]

suchung über Schildmaler und Malerwappen*) In einer aus dem Jahre 1396 stammenden Urkunde hat die Bruderschaft der Kölner-Maler ein Sigill (sigillum commune fraternitatis clipeatorum civitatis coloniensis) mit dem Bilde des hl. Evergisilus. Dieser im Jahre 400 von Räubern ermordete Bischof zu Köln war also im Mittelalter der Patron der „schiltaere“ (clipeatores), denen auch die Wappensticker, Sattelmacher und Glaser beigezählt wurden. Reitzeug wie Schilde erforderten Metall- und Lederarbeit; daher die Schilderer mit beiden Stoffen umzugehen wissen mußten; die Genossenschaft der Glasmaler ist selbstverständlich. Ob St. Lukas der Evangelist früher oder später der Patron der Maler geworden sei, läßt San-Marte unentschieden, doch findet sich derselbe schon als Patron der Maler und Schilderer in der zu Prag 1348 errichteten Gilde**) zu welcher auch die Bildhauer, Buchbinder, Glaser und Goldschläger gehörten. Das angebliche Dürerwappen (drei silberweiße Schilde auf rothem Grunde) ist eine neuere Zuthat, denn A. Dürer gebrauchte sich zeitlebens seines redenden Wappens, eines auf einem sog. Dreiberge stehenden geöffneten Gartenthores.

Von großem Interesse ist, einmal Alles zusammengestellt zu finden was das Schwert und dessen Führung***), die Namen und Geschichte einzelner berühmter Schwerter,

*) Früher schon in Pfeiffer's Germania. IX. S. 463 ff. (1864).

**) Reinsberg-Düringsfeld: Festkalender aus Böhmen (1862) S. 480.

***) Hier scheint der geschätzte Verfasser die Stelle im Parcival (706, 10) übersehen zu haben, wo die Kämpfer ihre Schwerter in die Luft werfen und verwechseln und so mit getauschten Waffen weiter fechten. Auf diese Weise und einzig nur mit Hülfe der uralten Fechterkunst wird es erklärlich, wie Hamlet den Laertes mit der eigens vergifteten Waffe des feigen Gegners verwunden und tödten kann. Vergl. dazu auch die Fechterkünste, welche Weinhold in seinem trefflichen Buche: „Altnordisches Leben“ (1856) S. 296 beschreibt.

ihr Segnen und Beschwören, nebst ihrem symbolischen Gebrauch betrifft; dazu kommt als Stoßwaffe das Messer und das ächt heidnische Spiel des Messerwerfens, welches zu Kaiser Karls V. Zeit noch in Uebung war. Ebenso wird Speer und Lanze behandelt, Pfeil, Bogen und Armbrust, auch die unritterlichen Waffen, z. B. die zweischneidige fränkische Axt, welche sich unbewußt in die französische Lilie ummodelte, die Keule, Eisenstange und Schleuder.

Dann wird das Roß, mit Allem was dazu gehört, dem Gereite (Reitzeug), Kleid und Bewaffnung, nebst allen Reiterkünsten vorgeführt. Uebrigens existirte hierüber schon eine wackere Vorarbeit von Friedrich Pfeiffer: „das Roß im Altdeutschen" (Breslau 1855). Wie die Pferde ehemals im Preise standen, wenigstens im 14. Jahrhundert, geht aus den Rechnungen des Herzog Albrecht des Jüngern von Niederbayern hervor, vgl. Freyberg Ges. Schriften II, 153. Vielleicht hätte auch das wenig bekannte Werk des Hans Fr. Horwart von Hohenburg „Von der hochberümpten, adelichen und ritterlichen Kunst der Reiterey" (Tegernsee 1578), wenigstens über das zähe Verklingen der technischen Kunstausdrücke, manch beherzigenswerthen Aufschluß gegeben, von dem gleichzeitigen Traktat des wackern Max Fugger, Herrn von Kirchberg und Weißenhorn, „Wie und wa man ein Gestütt von guten edlen Kriegsrossen auffrichten soll", völlig zu geschweigen. Daß solche Studien auch für Historiker empfehlenswerth seyn dürften, beweist das Beispiel eines neubajuwarischen Geschichtsschreibers, welcher das in einer Urkunde Kaiser Ludwig des Bayer vorkommende Wort Zelter vergnüglich und incredibile dictu in ein „Zelte tragendes Pferd" übersetzte!

Der zweite Theil befaßt sich mit Befestigungs-, Schiffs- und Heerwesen. Hier nimmt die Burg billig den ersten Rang ein. San-Marte begnügt sich die Abhandlung Leo's über Burgenbau und Burgeinrichtung (in Raumers Taschenbuch 1837) hervorzuheben, seitdem aber wurde die

[redacted]

Kenntniß dieser Artikel weiter erläutert.*) Das Schloß oder die Burg, wo ein adeliger Herr seinen Sitz hatte, heißt in den mhd. Quellen gewöhnlich das hûs. Wenn wir in Feldmarken, in denen längst keine Spur von Schlössern mehr zu sehen ist, gewisse Gegenden und Ackerflächen mit „Hausberg", „Hausbreite", „Hausacker" u. dergl. noch bezeichnet finden, läßt sich hier fast immer annehmen, daß sie einst ein Schloß getragen oder zu dessen Pertinenzien gehört haben. Ein hac (Haag) und boumgarte (daher der Name der niederbayr. Baumgarten) umgeben dasselbe; burcstal heißt der ganze Bauplatz der Burg, eine heute noch gebräuchliche Benennung; die darinnen Sitzenden sind selbstverständlich burgaere genannt. Wir durchwandern eine ideale Burg und hören alle ihre Theile mit den technischen Benennungen der Zeitgenossen, vom Fallgatter (daz slegetor) am Thor bis zu dem die freieste Umschau gestattenden Wartthurm (warthûs); das wichûs (Kriegshaus) mit den Waffenvorräthen und Vertheidigungszeug entspricht unserem Zeughaus. „Wiches" heißen noch viele Thürme zu Köln. Würzburg hatte ein urkundlich schon im Jahre 1172 genanntes „cazenwichûs"; seit 1290 gab es daselbst eine Familie des Namens. Neuestens hat dieser von seinem Belagerungsgeschütz (igel unde katzen) benamste Thurm durch Carl Heffner einen eigenen Biographen gefunden, nachdem das merkwürdige Bauwerk, in welchem schon 1156 Friedrich der Rothbart seine kaiserliche Hochzeit gehalten haben soll, den Eisenbahnanforderungen zum schnöden Opfer gefallen (1852). Von der Burg geht es sachgemäß in die Stadt und zum Augenschein ihrer Befesti-

---

*) J. W. Wolf und Hefner-Alteneck: die Burg Tannenberg (in Schutt gelegt 1399, ausgegraben 1849) Frankfurt 1850. M. Rieger in der Ausgabe der Gudrun durch Plönnies Leipzig 1853. Krieg von Hochfelden in den Züricher Antiquar. Mittheil. XI. Bd. 5. Heft. Zingerle: Schloß Runkelstein (bei Botzen) und seine Fresken. Innsbruck 1857.

[redacted]

gung und Wehr. Das schwere Wurf- und Schleudergeschütz wird nach Möglichkeit beleuchtet, indeß ein eigener Abschnitt der Marine, der Benennung und Bemannung der Schiffe angehängt ist, ganz kurz, da das Material über letzteren Punkt nicht absonderlich ergiebig ist.

Der dritte Abschnitt schildert das Heerwesen, Hütten und Zelte, das Schlacht- und Feldgeschrei (krie), Baniere, Fahnen und Fahnenlehen. „Eigenthümlich und bedeutend war der Gebrauch des Fahnenwagens, der zuerst (?) in den italischen Städten schon im 11. Jahrhundert in Gebrauch kam, sich auch nach Deutschland verbreitete und im 13. Jahrh. ganz allgemein war. Er ging auf vier Rädern, wurde von schönen starken weißen oder rothen Ochsen gezogen und war mit einem weißen oder rothen Tuche behangen. In der Mitte stand auf demselben ein leicht niederzulegender und aufzurichtender Mastbaum, an dessen Spitze ein Kreuz, Heiligenbild oder die Stadt- und Reichsfahne befestigt war. Außer den prachtvoll gekleideten Stierführern gehörte zur vollständigen Ausrüstung des Wagens eine auserwählte Schaar tapferer Vertheidiger, eine bestimmte Zahl von Trompetern und sonstigen Musikanten, einige Wundärzte und ein Priester zur Abhaltung des Gottesdienstes. Außerdem nahm man oft eine Kriegsglocke mit in's Feld, die entweder auch am Carroccio angebracht oder auf einem eigenen Wagen nebenher gefahren und ebenfalls zu mancherlei Signalen gebraucht ward." Die Dichter machten von dieser Glocke auch eine bildliche Nutzanwendung und Gleichniß. Die Mailänder griffen im Jahre 1162 den Kaiser Friedrich I. an „cum curru, in quo tubicines stantes tubis aereis fortius intonabant"; auch der Wagen wird ausführlich beschrieben. Jede Stadt, Florenz, Bologna, Padua rc. hatte ihren Fahnenwagen. Schon im Jahre 1086 führten auch die Schwaben einen Fahnenwagen gegen Kaiser Heinrich IV., auf dem ein sehr hohes Kreuz mit einer rothen Fahne aufgerichtet war. Kaiser Otto IV. hatte in der Schlacht von Bovines gegen Philipp

[redacted]

August von Frankreich 1214 einen Fahnenwagen, über dessen Mastbaum ein auf einem bezwungenen Drachen sitzender goldener Adler befestigt war; Philipp August eroberte ihn und zog damit siegprangend in Paris ein. Die so geführte Reichsfahne hieß vorzugsweise Standarte. Die Wagen hatten eigene Namen; Abbildungen davon sind erhalten. Aber auch eine solche Standarte hat sich erhalten; es ist das wunderherrliche Straßburger Fahnenbild, welche Königshofen in seiner Straßburger Chronik (herausgegeben von Schilter 1698. S. 1103) beschreibt und abgebildet hat*). Es galt von da an lange für verloren, bis dasselbe in den vierziger Jahren zu Straßburg wieder aufgefunden und glücklich nach Paris gebracht wurde. Die Fahne hatte gleichfalls ihren eigenen Wagen.

Merkwürdiger Weise legen die höfischen Epiker auch den „Heiden" (Sarazenen) den Gebrauch der Fahnenwagen bei um darauf die Bilder ihrer „Götter" in den Kampf zu führen. Wir möchten, insbesondere gestützt auf die „Germania", diese Sitte als eine ächt deutsche in Anspruch nehmen. Die Priester (êwarto) holten vor der Schlacht die Bilder und Symbole der Götter aus den heiligen Hainen und trugen und fuhren sie mit in den Kampf (vgl. J. W. Wolf Götterlehre. 1852. S. 15 u. 16). Der Wagen (vagn) des nordischen Freyr und jener der deutschen Nirdu sind uns gesichert, Jornandes und Sozomenes erzählen ähnliches aus der Zeit des Gothenkönigs Athanarich; von da an sollte sich, wie wir glauben, die Brücke im deutschen und italienischen

---

*) Das Verdienst auf dieses einzig schöne Bild wieder aufmerksam gemacht zu haben, gebührt unserem Dichter Clemens Brentano, welcher dasselbe in einem Briefe vom 21. Januar 1810 an den Maler Otto Runge rühmt. Vergl. Runge's Schriften (Hamburg 1841) II. 393 und Clem. Brentano's Ges. Briefe (1835) I. 137. II. 85. Eine neuere, in Straßburg gemachte Copie in Farbendruck ist leider mit der Verlagshandlung zu Verlust gegangen.

[redacted]

Mittelalter wohl finden lassen. Vgl. Onno Klopp, Geschichten und Sagen der alten Volksstämme (Lpz. 1851) I. 54.

Wenn San-Marte die Sitte der Wetterfahnen von der adeligen Sitte des Bannerführens ableitet, so mag das für die Zeit des Mittelalters vollständig gerechtfertigt seyn. „Nur die Edelleute hatten dieses Recht und die Form der Fahne zeigt den Rang des Besitzers an, ob Ritter oder Bannerherr. Sie erhielten die Bedeutung von Hausmarken und waren ein Zeichen geschehener Belehnung und des Ranges des Hausbesitzers." In Wahrheit stammt die Sitte doch aus den ältesten Zeiten und hat daher einen mythischen Hintergrund, denn schon bei den deutschen Franken war es gebräuchlich, die Winde zu versöhnen, indem man mit Zaubersprüchen und Runen beschriebene Streifen auf die Gipfel der Bäume steckte, denn auf den Winden reiten und fahren Zauberer und Hexen.

Den Schluß dieser lehrreichen Forschungen bildet eine Untersuchung der mittelalterlichen Schlacht- und Feldmusik, wobei auch die Stellen über Saiten- und Streichinstrumente gesammelt erscheinen.

Das Ganze ist ein wohlgeordnetes Werk das schön bereitete und glattbehauene Steine enthält, welche zum ferneren Ausbaue der deutschen Alterthumskunde gewiß die besten Dienste leisten werden.

[redacted]

XXXVIII.

Streiflichter auf die Staatsumwälzung in Spanien.

I.

Allgemeine Bemerkungen über die Männer der Situation.

Nahebei zwölf Jahre sind verflossen, seitdem diese Blätter sich zum letztenmale mit dem Hauptlande der pyrenäischen Halbinsel beschäftigt haben. Es war damals ein wichtiger Moment für Spanien. Die „liberale Union" hatte sich in ihrer eigenen Mitte verzehrt; ihre beiden Helden, Espartero und O'Donnell, waren im blutigen Kampf auf den Straßen Madrids an einander gerathen und der Marschall des spanischen Fortschritts war unterlegen. Indem O'Donnell zugleich auch die mit dem Gegner verbündete socialistische Revolution zu Boden schlug, wurde er der „Retter der Monarchie". Aber nicht auf lange. Schon drei Monate später gab ihm die Königin ohne weiters den Abschied, um nach einem noch gründlichern Retter zu greifen. Narvaez, der Herzog von Valencia, wurde zum fünftenmale Premierminister Spaniens, zum fünftenmale seit nicht ganz vierzehn Jahren.

Es konnte damals einen Augenblick scheinen, daß das ächte spanische Volk, von dem martervollen Parteikampf seiner civilen und militärischen Bourgeoisie zur Verzweiflung ge-

[redacted]

trieben, sich endlich erheben und dem grausigen Spuk den Garaus machen werde. Wir schrieben daher in jenen Tagen und in diesen Blättern folgende Sätze nieder: „Wird Spanien wirklich den traurigen Kreislauf auf der dürren Wüste des liberalen Constitutionalismus noch einmal durchmachen müssen? das ist die Frage. Wir glauben: nein! Es wird endlich heißen: Republik oder Altspanien, kein Drittes ist mehr gegeben." Zugleich verkannten wir aber freilich nicht, daß die letztere Alternative sowenig als die erstere mit dem Throne der Königin Isabella verträglich seyn würde. Dieser Thron, aus dem siebenjährigen Bürgerkriege gegen die legitime Succession hervorgegangen, war nun einmal solidarisch mit dem System des Liberalismus, wie die Königin in ihren Thronreden und namentlich im Jahre 1854 selber oft genug gesagt hatte; der Thron mußte wenigstens so liberal seyn wie der alte Marschall Narvaez oder er mußte fallen.

Letzteres ist nun geschehen. Mit andern Worten: das positive Werk des liberalen Bürgerkriegs ist zu den Todten geworfen, und aus dem angedeuteten Gesichtspunkte hat man gar keine Ursache über die neuesten Ereignisse in Spanien zu jammern und sich zu entsetzen. Im Gegentheile ist jetzt erst freie Gasse geöffnet für eine Umgestaltung des Landes aus einem ganz neuen Geiste heraus, welche die unumgängliche Bedingung jeder wirklichen Besserung in Spanien ist. Insoferne würden wir — um es nur gleich zu sagen — auch vor der spanischen Republik im mindesten nicht zurückschrecken. Es ist sogar möglich, daß jede neu einzuführende Monarchie das Land nur wieder tiefer in den Sumpf des liberalen Parteitreibens hineinführen würde, und daß keine andere Staatsform so wie die Republik die zur Wiedergeburt Spaniens unerläßlichen Bedingungen leisten könnte: nämlich die vollkommene, nicht bloß administrative sondern auch politische, Decentralisation und die Abschaffung des stehenden Heeres.

[redacted]

Freilich müßte es wirklich und wahrhaft eine spanische Republik auf Grund des allgemeinen Stimmrechts seyn, mit andern Worten zwar Altspanien, aber ohne monarchische Spitze; und dabei wäre natürlich vorausgesetzt daß das allgemeine Stimmrecht endlich einmal das eigentliche Volk auf die Beine bringen würde. Dieß ist auch der Gedanke der Times, wenn sie sagt: die Wahl der Staatsform welche durch allgemeine Abstimmung geschehen solle, könnte möglicherweise zu einem Volksentscheid führen der keineswegs mit der Ansicht der Leiter der Bewegung übereinstimmte. Geschieht dieß nicht: benützt das eigentliche spanische Volk die dargebotene Gelegenheit, der liberalen Despotie für alle Zukunft das Wasser abzugraben, nicht; erinnert es sich nicht daß die am meisten republikanisch gesinnten Volksstämme des Landes, die Basken und Catalonier, im Bürgerkrieg für die Legitimität Partei nahmen, nur um ihre Provincialfreiheiten zu retten gegen die Gleichmacherei des modernen Liberalismus und Parlamentarismus*) — dann freilich werden die Unglücks-Propheten Recht behalten.

*) Diese für den Moment besonders lehrreiche Thatsache charakterisirt ein deutscher Forscher über Spanien, dem wir noch öfter begegnen werden, wie folgt: Der Baske ist jetzt so gut Unterthan der spanischen Krone wie der Castilianer und Aragonese. Aber er kümmert sich wenig um die spanische Dynastie und Regierung. Ein ächter eingefleischter Baske beugt sich vor nichts, erkennt nichts über sich an, als sein uraltes, von seinen Vorfahren ihm gegebenes Gesetz, sein Fuero. Dieses in seiner Integrität zu erhalten, ist die Aufgabe seines Lebens, darin concentrirt sich der ganze Liberalismus des Basken, aus diesen engen Grenzen geht er selten hinaus — man möchte ihn den spanischen Engländer nennen. Den liberalen Ideen der Neuzeit können die Basken keineswegs hold seyn, obwohl sie seit Jahrhunderten im Besitz republikanischer Institutionen sind. Der Baske ist eben nichts weniger als Kosmopolit. Seine politischen Ansichten sympathisiren wenig mit den Ideen der Gegenwart; so haben die welterschütternden Ereignisse des Jahres 1848 ihn nicht

[redacted]

Dann wird nicht Altspanien hervorbrechen und die pro-
essistischen Doktrinäre bei Seite schieben, sondern die kos-
opolitisch-democratische Revolution wird dieß thun, wie der
enator Corradi, selber Progressist, am 5. Januar 1866
genüber der Prim'schen Erhebung erklärt hat: „Die Bewe-
ng ist antidynastisch, gegen das letzte Fundament gerichtet
f welchem Spaniens Wohl beruht; denn ohne die Dynastie
irden wir in das Chaos der spanisch-amerikanischen Re-
bliken hineintaumeln." In demselben Sinne hat Aparisi,
r edle Deputirte von Valencia, schon im Mai 1859 vor
n Cortes geäußert: „Wenn in Spanien heute die consti-
tionelle Monarchie verschwindet, dann wird sie nicht den
ten Verfassungen von Castilien und Aragon Platz machen,
ndern ihr unfehlbarer und unmittelbarer Nachfolger wird
r Cäsarismus seyn, und der Cäsarismus selbst wird nicht
mal einen respektabeln Cäsar zu seiner Führung vorfinden,
ndern er wird einigen Höflingen und Speichelleckern in die
mutzigen Hände fallen."

Daß das wirkliche spanische Volk bei allen den innern

im mindesten aufgeregt. Anstatt die Verkündigung der Republik mit Jubel als das Morgenroth einer neuen Aera zu begrüßen, wie es die meisten Völker Europa's thaten, sind die Basken mißtrauischer denn je zuvor gegen die Franzosen geworden, und haßten die Republik mehr als den Satan. „Man würde aber sehr irren, wollte man deßhalb glauben, daß die baskischen Provinzen eine Wiege des Absolutismus, die spanische Vendee seien. Der Baske betrachtet einen Jeden, der an seinen Fueros rüttelt, als seinen Todfeind, Jeden dagegen der dieselben achtet, ja ihm zur Wiedererlangung der verloren gegangenen Privilegien und Freiheiten hülfreiche Hand zu leisten verspricht, als seinen Freund, gleichviel ob derselbe dem Absolutismus oder Republikanismus huldigt." Daher allein kam die Theilnahme der Basken an dem Kampf für Don Carlos, und ihre Erbitterung gegen die liberalen Ideen von 1830. Ganz auf demselben Standpunkt nahmen auch die Catalonier für Don Carlos Partei. Willkomm's Wanderungen I. 192 ff.

Umwälzungen seit mehr als dreißig Jahren in absoluter Theilnahmslosigkeit verharrte, daß insbesondere die letzte Empörung abermals eine reine Militär-Revolution und das ausschließliche Werk der „politischen Generale“ gewesen deren verderbliche Existenz die Geschichte Spaniens charakterisirt, seitdem der Thron eine Creatur der Kasernen und die Königin eine Favorite der Soldaten geworden: darüber herrscht die allgemeinste Uebereinstimmung. Ueberhaupt ist aber das wirkliche Volk Spaniens auch an dem gesetzlichen Spiel der Parteien in den Cortes stets ganz unschuldig gewesen; denn es war in Folge der ächtliberalen Wahlgesetze, die getreulich nach den berüchtigten Mustern Louis Philipps von Frankreich ausgearbeitet zu seyn pflegten, in den parlamentarischen Versammlungen gar nicht vertreten. Aus diesem principalen Gesichtspunkt will die Lage Spaniens vor Allem beurtheilt seyn.

Zur Erläuterung mag die Eine Thatsache genügen, daß im Jahre 1863 die Zahl der Wähler in ganz Spanien, bei einer Bevölkerung von sechszehn Millionen, nicht einmal die Ziffer von 200,000 Köpfen erreichte. So hoch war der Census gegriffen. Da sich überdieß in jener Zeit die Fortschrittspartei und die Demokraten systematisch der Wahlen enthielten, so waren die Cortes von nicht mehr als 82,600 liberalen Stimmen erwählt. Als darauf O'Donnell abermals die Zügel der Regierung an sich riß, da erklärte er am 22. Juni 1865: das gegenwärtige Wahlgesetz sei vollständig diskreditirt, das sei die Meinung der Männer aller Parteien; die Regierung aber wolle allen Parteien eine gesetzliche Wahlstatt eröffnen, damit sie dort um den Sieg ihrer Principien ringen könnten; und zu diesem Zwecke habe sie eine Gesetzvorlage bereit, wodurch der Census auf die Hälfte der gegenwärtig normirten Summe herabgesetzt werde.

Nichtsdestoweniger blieb in Folge des Census die vermeintliche Volksvertretung eine bloße Vertretung der civilen und militärischen Bourgeoisie. Insbesondere saß regelmäßig

eine Majorität von Beamten in den Cortes, in einem der letzten Jahre nicht weniger als 186 auf einmal. Die eigentlichen royalistischen Spanier zu denen die große Masse des Volkes gehört, waren die sogenannten „Absolutisten“. Sie hielten sich von aller Theilnahme am Staatsleben ferne. Wahr ist nur so viel, daß der Hof diese Lage der Dinge sehr wohl kannte und nicht ohne Takt bemüht war mit dem wahren Volke Spaniens nähere Fühlung zu bekommen. Seitdem der carlistische Royalismus mehr und mehr erlosch, ja in Folge der widerlichen Erscheinungen welche im Verlauf der Ortega'schen Schilderhebung an's Licht traten, die ehemaligen Carlisten in der Königin ihre legitime Souverainin zu sehen anfingen, zog der Hof daraus eine Stärke welche dem gemäßigten Liberalismus gegen die vorgerückten liberalen Parteien zu Gute kam. Es konnten ohne Zustimmung des Hofes der lange Zeit gar nicht mehr gefragt wurde, jetzt nicht leicht Ministerien gestürzt und neugebildet werden.

Ausschließlich diesem Umstande war es zu danken, wenn O'Donnell fünf Jahre lang — eine für Spanien in diesem Jahrhundert unerhörte Regierungsdauer — gegen die Progressisten und nachher Narvaez bis zu seinem Tode gegen den Bund der Fortschrittsmänner und der liberalen Unionisten sich zu halten oder vielmehr gehalten zu werden vermochten. Das war aber auch Alles; ein weiterer Einfluß der sogenannten Absolutisten oder des wahren spanischen Volkes existirte nur in den Kindermärchen unserer liberalen Presse. Die Masse des Volks war ohne Führer und durch den Census ausgeschlossen. Der Klerus geplündert, unterdrückt, seiner politischen Rechte verlustig. Der alte Adel Spaniens aber hat namentlich seit dem Bürgerkrieg politisch nie mehr gezählt. Durch alle die Herzogs-, Grafen- und Marquis-Titel mit welchen man insbesondere die militärischen Führer der Parteien behängt sieht, muß man sich hierin nicht beirren lassen; denn alle diese Titel waren die Spolien der bürgerlichen

[redacted]

Kriege und ihre Träger Emporkömmlinge aus den Reihen der Bourgeoisie.

Somit ist denn die ganze Entwicklung der Dinge seit zwölf Jahren abermals ausschließlich innerhalb der liberalen Gesellschaft vor sich gegangen, die für Spanien ein vollkommen fremdes, vom Ausland bezogenes Gewächs ist. Insoferne haben wir uns allerdings geirrt, wenn wir vor zwölf Jahren meinten, Spanien werde den traurigen Kreislauf auf der dürren Wüste des liberalen Constitutionalismus nicht noch einmal durchmachen müssen. Er ist freilich noch einmal durchgemacht worden bis zu dem gründlichen Ende das wir jetzt vor Augen haben. Narvaez, O'Donnell, Espartero, die drei Namen um welche sich der Kreislauf so lange gedreht — die zwei erstern sind todt, der letztere ist aus einem eiteln Gecken ein armseliger alter Mann geworden der sich aus der tiefsten Zurückgezogenheit selber nicht mehr heraus traut. Der liberale Thron ist umgefallen, und was das schädliche Unkraut des „gemäßigten Liberalismus" noch tiefer unter den Trümmern begräbt: dieß ist das mächtige Aufsteigen der neuen Partei der Demokratie und des Republikanismus.

Ein beredter Vertreter Altspaniens, der obengenannte Herr Aparisi aus Valencia, hat seit dem Jahre 1859 in den Cortes immer wieder vor den Consequenzen des fremdländischen, aus Frankreich eingeschwärzten Parlamentarismus mit seiner für Spanien geradezu naturwidrigen Centralisation gewarnt. Im Dezember 1861, kurz nachdem der republikanische Aufstand von Loja niedergeschlagen war, sagte Aparisi in der Kammer: „Vor kaum sechs Jahren hat man sich bei uns verwundert gefragt: was ist denn das — ein Demokrat? Ist es nicht so? Und jetzt, was muß man erleben? Zu Madrid, zu Barcellona, in allen Städten, in den kleinsten Dörfern wächst überall die demokratische Partei aus dem Boden und breitet sich aus unter dem Schatten jener zwei-

[redacted]

deutigen und achselträgerischen Politik die das Eine Knie vor dem Papst beugt und mit dem andern den Garibaldi adorirt.“ Hr. Aparisi pflegte mit der Vorhersage zu schließen, daß die Dinge unmöglich lange so fortgehen könnten. Und so war es!

In der That hat die jüngste Revolution weder eine conservative noch eine ultramontane Aera in Spanien geschlossen, sondern sie hat ganz einfach den Liberalismus der Bourgeoisie vom Herrscherthron gestoßen, um — wenn nicht endlich das spanische Volk zornentbrannt dazwischen tritt — den Streit um das Scepter zwischen die vorgeschrittenern Parteien zu verlegen. Liberal waren ja auch O'Donnell, Narvaez und Gonzales Bravo. Der letztere ist sogar aus den Reihen der äußersten Progressisten hergekommen, er war selber Demokrat um sich allmählich bis zum Staatsstreich-Minister des alten Narvaez zu „mäßigen“. Noch im Jahre 1857, als der Abg. Arguelles das parlamentarische System für die Permanenz des politischen Erdbeben in Spanien verantwortlich machte, hatte Bravo erwidert: der Monarchismus dieses Abgeordneten sei der eines geächteten Prinzen. Im Jahre 1867 hat derselbe Mann als Minister die Verfassung suspendiren helfen. Ueberhaupt hat es sich bei allen diesen durch den Bürgerkrieg liberalerseits emporgekommenen Männern nie um Grundsätze, sondern immer nur um die Personen gehandelt, wie es ja überhaupt liberale Art ist.

Als O'Donnell im Jahre 1857 sich auf einige Zeit durch Narvaez aus der Gewalt gedrängt sah, da hat ihm der Unmuth einmal unvorsichtig die Zunge gelöst. Er selber lieferte vor den Cortes öffentlich den Nachweis, daß „in Spanien alle Parteien die nicht im Besitz der Gewalt waren, zu allen Zeiten conspirirten um in den Besitz der Gewalt zu kommen; daß es nicht Einen Mann von politischer Bedeutung im Lande gäbe der in Wahrheit sagen könnte, er habe sich nicht an Verschwörungen betheiligt.“ Narvaez

[redacted]

selbst, demonstrirte der Marschall-Exminister, sei in die Vorbereitungen zur Empörung von 1854 verwickelt gewesen und er hätte die Revolution gemacht, wenn nicht O'Donnell ihm zuvor gekommen wäre. Bittere persönliche Feindschaft hatte die beiden Männer getrennt; dennoch waren sie zu Zeiten gegen den gemeinsamen Gegner insgeheim einverstanden. So im Jahre 1856 als es sich um den Sturz Espartero's handelte. Als dann in kurzen Jahren der Andrang der Progressisten-Partei wieder mächtiger wurde und im Herbste 1864 abermals ein „Retter der Monarchie" nöthig war, da soll O'Donnell selbst der Königin gerathen haben die Gewalt in die Hände seines Rivalen Narvaez zu legen, freilich nur um sich bei nächster Gelegenheit von neuem an seine Stelle zu setzen.

Und was hatte es denn eigentlich für eine Bewandtniß mit jenem „Rückschrittssystem", welches der eiserne Marschall von nun an eingeführt und das erst jetzt mit dem Sturz der Monarchie sein gewaltsames Ende gefunden haben soll? Geradeso wie O'Donnell seinen Machtbesitz gegen Espartero vertheidigt hatte, so vertheidigte seit 1865 Narvaez den seinigen; das ist Alles. Er vertheidigte sich gegen die nächsten Neider seines Regiments, gegen die „liberalen Unionisten", und indirekt gegen Prim in dem sich allmählig alle Gegner des gemäßigten Liberalismus, d. h. der politischen Generale von der älteren Generation, wie in einem Brennpunkt zu sammeln begannen. Kurzgesagt: Narvaez machte es gar nicht anders als sein liberaler Vorgänger O'Donnell, er arbeitete sogar mit den von diesem hinterlassenen Waffen fort.

„Vor Allem mußte man begierig seyn, die Stimmen der Progressisten aus Spanien zu vernehmen, gegen welche die liberale Union die Ausnahmsgesetze schuf die jetzt von Narvaez gerade an ihr angewendet werden; die Progressisten sehen dieser Vergeltung mit lebhafter Genugthuung zu und dieses Rachegefühl nähert sie sogar dem Narvaez": so lasen

[redacted]

wir damals in einer liberalen Pariser Correspondenz *). Selbst der radikale Avenir national in Paris hat in jener Zeit das von ihm geschilderte Schreckenssystem des neuen Ministeriums in Spanien damit entschuldigt, daß „der liberale Despotismus O'Donnells den absoluten Despotismus des Narvaez herbeigeführt habe" **). Es hatte sich schon an dem Herzog von Tetuan und zwar nicht zum erstenmale der Satz bewährt: alle spanischen Parteien seien äußerst liberal in der Opposition, die liberalsten seien die reaktionärsten, sobald sie in der Regierung sitzen.

Ohne alle Modifikation konnte indeß doch der Kreislauf der liberalen Parteikämpfe in den letzten zwölf Jahren sich nicht wieder abspielen. Es haben sich in dieser Zeit wie an einem alternden Gebäude die Abbröckelungen gemehrt an beiden Polen. Zunächst sind allmählig die politischen Generale der jüngern Generation in den Vordergrund getreten um über die älteren die ihnen zu lange gelebt, rücksichtslos hinwegzuschreiten. Der leibhafte Repräsentant dieser jüngern Clique war Juan Prim, Graf von Reus und Marquis de los Castillejos. Ja man trifft vielleicht den Nagel am besten auf den Kopf, wenn man den jüngsten Umsturz in Spanien einfach als die Entthronung der älteren Generation revolutionärer Intriganten durch die jüngere Brut aus den unaufhörlichen Bürgerkriegen betrachtet.

Von Grundsätzen kann bei der letzteren natürlich noch weniger die Rede seyn. Sie will eine Rolle spielen, nichts weiter. Von Prim insbesondere, ihrem jetzt sieghaften Führer, hat bis dahin noch Niemand zu sagen gewußt, was er denn eigentlich aus Spanien machen will. Bei dem Aufstand des Jahres 1866 soll er die Iberische Union auf seine Fahnen

---

*) Allg. Zeitung vom 12. Januar 1867.

**) Allg. Zeitung vom 18. August 1866.

[redacted]

geschrieben haben; nachher galt er als Parteigänger des Herzogs Orleans von Montpensier, den seine Schwägerin Isabella II. als Theilnehmer verrätherischer Pläne kurz vor ihrem Sturz aus dem Lande geschickt. In dem Progressisten-Manifest vom 20. November 1865 hatte Prim „eine constitutionelle Monarchie“ verlangt; jetzt geht er mit den Republikanern Arm in Arm. Wenn das liberale Spanien überhaupt in der Wandelbarkeit der Grundsätze Unglaubliches geleistet, so ist Prim hierin unzweifelhaft der erstaunlichste Virtuos*).

Seit 1842 hat er mit allen Parteien gegen alle gefochten und sich verschworen. Noch im Jahre 1861 trat er als Ritter der liberalen Union, als Napoleonist und eifrigster Betreiber der mexikanischen Expedition auf, um dann als Obercommandant des spanischen Corps in Orizaba sich gegen diese Expedition und gegen Napoleon zu wenden, im Senat zu Madrid aber gegen die liberale Union und für Juarez zu donnern, für denselben Mann welchen der Minister O'Donnell gleich darauf ein „Ungeheuer“ nannte mit dem kein Friede denkbar sei. Es war ein unerhörter Scandal und man hat damals laut gesagt, Prim habe selber nach der mexikanischen Kaiserwürde gestrebt. Jedenfalls hat der alte Narvaez sein Porträt gut gezeichnet, als er in Erwiderung der frechen Angriffe Prims in öffentlicher Senatssitzung vom 6. Mai 1863 erklärte: „Der Marquis von Castillejos geberdet sich als Führer der Progressisten; in der That aber treibt er nur Privatspekulation, um mit dem Beistand dieser Partei Minister zu werden. Er ist ein ehrgeiziger und verrätherischer Abenteurer. Nicht durch Willkür, sondern durch richterlichen Spruch wurde er wegen Theilnahme an einem Attentat auf mein Leben zu sechsjähriger

*) So auch die Allg. Zeitung vom 23. Januar 1866.

[redacted]

rbannung verurtheilt. Von Cadix aus schrieb er mir, ß ich der edelste der Menschen sei.“ ꝛc.

Solche Subjekte hat der spanische Liberalismus all= ihlig in die Höhe gehoben. Neben Prim steht aber zur Zeit, :icherweise als ein Repräsentant der jüngern Generation, : Marschall Serrano, Herzog de la Torre, von dem seiner= t ganz Spanien gesprochen hat, daß er als vertrauter :bhaber der weiland unschuldigen Königin Isabella sein ück gemacht habe. Serrano hat augenblicklich die Diktatur Besitz; General Prim ist als subalterner Minister neben n in steter Gefahr in den Hintergrund gedrängt zu werden. ie lange wird es dieser Mensch ertragen der Diener eines ogressistischen Doktrinärs zu seyn, zumal die nachschiebende :mokratie keinen großen militärischen Führer besitzt, wenn ht Prim sich als solcher aufwirft?

Die Demokratie ist aber in der That eine Macht ge= rden in Spanien, wie sie es mehr und mehr allenthalben rd, gedüngt und genährt durch die verwesenden Elemente ; Liberalismus. Wir meinen natürlich nicht jene Demo= itie welche sich aus den geschichtlichen Verhältnissen der zelnen Länder der spanischen Krone ergibt, und durch die gekommen ist, daß kein Volk in Europa zu einer demo= itischen Selbstregierung im guten Sinne des Wortes ge= neter wäre als das spanische, sobald ihm nur in seinen zelnen Ländern und grundverschiedenen Volksstämmen die ınd freigelassen würde. Hier aber handelt es sich um eine nz andere, um jene moderne Demokratie die sich als Boden= ; aus der progressistischen Auflösung niedergeschlagen hat, d für diese Demokratie ist es schon ein Bedürfniß ihrer folgungssüchtigen Zwecke das Hauptübel der bisherigen ge Spaniens fortbestehen zu lassen. Der Abg. Aparisi hat ses Uebel in den Cortes mit folgenden Worten angedeutet: lor Zeiten waren unsere Provinzen wirklich frei; aber was d sie jetzt? Heute begnügt sich Madrid nicht damit die

[redacted]

erste der spanischen Städte zu seyn; man hat aus Madrid den wassersüchtigen Bauch der Nation gemacht in den Alles hinein und durch den Alles hindurch gehen muß. Das ist der Jammer unserer Provinzen."

Allerdings ist die demokratische oder republikanische Partei, solange sie noch jung und klein war, energisch für die Politik der Decentralisation eingetreten. Namentlich hat ihr Stimmführer Rivero im Mai 1859 vor den Cortes den Satz vertreten, daß es für die spanischen Finanzen gar keine andere Rettung gebe und daß die mit der Centralisation verbundene maßlose Vermehrung der öffentlichen Beamten Spanien so gut wie Frankreich an den Rand des Banquerotts bringen müsse. Aber seitdem haben Haufen verbissener Progressisten die demokratischen Reihen angeschwellt. Selbst Madoz der jetzt als Hauptrepublikaner aufgeführt wird, galt damals und noch im Jahre 1865 als einfacher Fortschreiter, zudem als ein alter Schlaukopf der sich stets mit allen Parteien gutzustellen suche und als Verfechter des — Schutzzollsystems seinen Einfluß hauptsächlich den Fabrikanten Cataloniens verdanke. So ist der spanische Demokratismus ein trübes Gemische geworden, bei dem es mit einer wirklichen Decentralisation schon der Stellensucht wegen nicht Ernst seyn kann.

Ist diese Abbröckelung zur Linken der liberalen Gesellschaft ein ganz naturgemäßer Proceß gewesen, so nicht weniger die entsprechende Abbröckelung zur Rechten. Es war unmöglich daß nicht mehr und mehr unbefangene Freunde des Volkes nachwuchsen, welche dem trostlosen Chaos, in dem nur der schlechteste Egoismus seine Befriedigung zu finden schien, auf den Grund zu kommen suchten. Das war die Entstehung der sogenannten Neokatholiken, über welche der Liberalismus seitdem unablässig zettert. Der Name ist im Jahre 1857 aufgekommen. Damals war Herr Nocedal Minister des Innern unter Narvaez. Nocedal hatte einst

u den vorgerücktesten Progressisten gezählt, aber die bittere
Erfahrung hatte ihn belehrt. Er war nicht der einzige der
iese Entwicklung nahm. Vielen Männern gingen gerade
amals die Augen auf über eine „Freiheit“ welche zu sol-
hen Excessen, Thorheiten und Verbrechen aller Art unaus-
esetzt mißbraucht wurde. Zehn Jahre später gestanden selbst
inzelne deutsch liberalen Blätter: es dürfe nicht unerwähnt
leiben, „daß sich immer lauter und häufiger die Stimmen
on Männern erheben welche auf den wahren Krebsschaden
er spanischen Zustände, den Zwiespalt zwischen dem frem-
en Constitutionalismus und dem Geist und Gefühl des ka-
holischen spanischen Volkes hinweisen“ *).

Als es sich nun im J. 1857 um die neuen Gemeinde-
vahlen handelte, da erließ der Minister Nocedal ein Circular
in die Provinzbehörden, worin er ihnen einfach empfahl die
Wahl von „monarchisch und religiös gesinnten Männern“
u befördern. Von der politischen Freiheit und den parla-
nentarischen Institutionen war im Circular keine Rede. Das
nachte ungeheuern Lärm und wurde sofort als „neokatho-
isch“ bezeichnet. Obwohl auch noch in der letzten Narvaez'-
chen Kammer, die sich doch durch merkliche Ernüchterung
gegen die liberalen Ideen auszeichnete, kaum 20 bis 30 so-
genannte Neokatholiken saßen, so gereichte die Erscheinung
en liberalen Parteien doch stets zum haarsträubenden Ent-
etzen. Sie konnten sich nicht verhehlen, daß der wahrhafte
Geist des spanischen Volkes aus dem mit der modernen Frei-
heit schlechthin unverträglichen Programm herausschaue: „ka-
holischer Glaube und Decentralisation.“

Nebenbei gesagt ist nichts natürlicher als daß die Meute,
nachdem sie nun völlig losgelassen ist, sich vor Allem gegen
die Stimmführer des wirklichen spanischen Volkes wendet.

*) Allg. Zeitung vom 15. Mai 1867.

[redacted]

Zu diesen wird mit Recht und zum Glück der gesammte spanische Klerus gezählt. Ganz bezeichnend hat die siegreiche Revolution damit begonnen, die Aufstellung der Statue für den jüdischen Minister Mendizabal zu dekretiren, für den blutigen Parteimann und frechen Plünderer der Kirche im spanischen Bürgerkrieg. Schon die Revolution von 1854 hatte die Aufstellung der Statue beschlossen und 1857 war der Guß fertig zu dem das Metall von Glocken aus den Kirchen und Klöstern genommen war. Aber damals hatte man sich zu rechter Zeit noch besonnen, wie ja auch zwei Jahre vorher der Antrag auf allgemeine Religionsfreiheit und den confessionslosen Staat in den Cortes nur schüchtern vertheidigt ward und glänzend durchfiel. Es wird sich nun bald zeigen, was man dem spanischen Volke jetzt bieten zu dürfen glaubt.

Unter dem letzten Ministerium Narvaez war die neue Parteibildung nach links und rechts schon stark genug um die Aufmerksamkeit fremder Publicisten auf sich zu ziehen. So machte der Franzose B. de Renusson in einer Flugschrift: „Befürchtungen und Hoffnungen Spaniens am Ende des Jahres 1866“ den Vorschlag, es sollten sich die unbedingten Anhänger der bestehenden Gewalt mit den Neokatholiken und Demokraten vereinigen, was einen mächtigern Damm abgeben würde als alle liberalen Combinationen. Renusson hatte die Stärke der Parteien nach der Abonnentenzahl ihrer Blätter abgeschätzt. Von besserer Einsicht zeigt jedenfalls die Aufgabe welche er der neuen Vereinigung stellte: bedeutende Ausdehnung des Wahlrechts, zur Noth bis zum allgemeinen Stimmrecht, um das Parteiwesen zu vermindern, und Herabsetzung des Heeresstandes um wenigstens 100,000 Mann, wodurch zugleich den Prätorianergelüsten ein Riegel geschoben würde.

Aehnliche Erwägungen vermochten in jener Zeit die hervorragendsten liberalen Blätter Frankreichs nahezu auszu-

[redacted]

söhnen mit der Gewaltherrschaft des Marschall Narvaez. Jedenfalls fanden bereits die „Opfer des spanischen Despotismus" bei ihnen nicht mehr Mitleid als beim spanischen Volke selbst, welches sich nicht im mindesten um diese Martyrien kümmerte. Es verbreitete sich ein Gefühl davon in den Reihen der besonnenern Liberalen, daß man der mißhandelten Nation doch nur Glück wünschen könnte, wenn es wie immer gelänge ihre Armee endlich von der Pest der sogenannten politischen Generale gründlich zu säubern. In diesem Sinne hat sich zu Neujahr 1867 im Journal des Débats selbst ein Mann wie Prevost Paradol ausgesprochen. Es schien ihm, der alte Marschall habe sich allerdings sagen können: das Uebel liege in der Demoralisation des höhern Officiercorps und in den politischen Schwindeleien von etwa dreihundert Hitzköpfen; alle socialen Interessen erheischten dringend die Vernichtung der höhern Soldateska, die Internirung aller staatsgefährlichen Subjekte, die Ausrottung der Gewohnheit nichtswürdiger Pronunciamento's. Jedenfalls sei Narvaez seit Jahren wieder der erste spanische Staatsmann, welcher den materiellen Interessen und dem Verkehr wieder einiges Vertrauen einflöße.

Zwar machte das Journal des Débats bald wieder Reu und Leid. Obwohl es eben selber zugestanden, daß Narvaez einen eigentlichen Staatsstreich nicht gemacht und formell auf dem Boden des Gesetzes geblieben sei, als er die Kammer auflöste und Neuwahlen ausschrieb, die trotzdem sich versammelnden Exdeputirten aber verhaften ließ: so fing es nun gleich wieder an den Marschall als einen zweiten Nero hinzustellen der in ganz Spanien keinen Kopf außer seinem eigenen mehr auf dem Rumpf lassen wolle. Das ist die Macht der liberalen Solidarität! Aber auch die Wahrheit ist eine Macht, und so erhob sich gleich darauf ein noch gewichtigerer Zeuge in der Revue des deux Mondes. Karl von Mazade, einer der bedeutendsten

[redacted]

Hispanologen Frankreichs, glaubte vor Allem darauf hinweisen zu müssen, daß ja O'Donnell selbst, nachdem er die traurigen und blutigen Militäraufstände der letzten Zeit, das komische Abenteuer Prims, die Erhebung der Artilleristen von Madrid grausam unterdrückt, geglaubt habe, daß die constitutionellen Mittel zur Sicherung der Ordnung nicht mehr genügten. Daher habe er sich durch die Cortes jene Vollmachten ertheilen und jene Diktatur übertragen lassen, die nun Marschall Narvaez mit eben solcher Rücksichtslosigkeit gegen die Partei O'Donnells, die „liberale Union" angewendet habe.

Die Augsburger „Allgemeine Zeitung" war förmlich froh sich auf das Zeugniß de Mazade's berufen zu können. Denn auch ihr war von der bekannten Wiener Judenzeitung der Vorwurf zugeschleudert worden, daß „sie die Blutwirthschaft des Marschall Narvaez ganz in der Ordnung finde"*). Soviel ist allerdings wahr, daß das Augsburger Blatt seit zwei bis drei Jahren über Spanien eine Sprache führte welche die thatsächlichen Verhältnisse ebenso richtig würdigte als sie dem kosmopolitischen Liberalismus unmöglich munden konnte. Sehr eingehend hatte sich das Blatt namentlich in dem Moment geäußert, wo O'Donnell im Juni 1865 sein letztes Ministerium bildete, nachdem in kurzen zwei Jahren vier Kabinette, jedes nach unzähligen Ministerkrisen, sich abgelöst hatten und das letzte des Marschalls Narvaez unter den besorglichsten Umständen gescheitert war.

Was ist, fragte sich der Verfasser, der Grund dieses trostlosen Elends? Er antwortet: nicht die zu geringe sondern die übertriebene Entwicklung des politischen Lebens ist der Schaden an dem Spanien leidet. In der alten spanischen Monarchie fand der Trieb sich ganz an den Staat zu hän-

*) Allg. Zeitung vom 12. Januar 1867.

[redacted]

n, den weitesten Spielraum; aber die Sache wurde schlimm, s fast in dem Moment wo die Colonien verloren gingen, : Arena der innern politischen Kämpfe aufgethan wurde. Tausende stürzten mit heißer Gier hinein um zu gewinnen oran des Spaniers Herz hängt: bequemes und zugleich änzendes Leben, Macht und einen großen Tummelplatz für : glühenden Leidenschaften die in ihm kochen. Seit dreißig ahren hat so die Politik fast alle hervorragenden Kräfte der ichbegabten Nation absorbirt. Kein Land der Erde hat nen solchen Ueberfluß an politischen Capacitäten wie Spa= en, das die gewesenen Minister nach hunderten und die öglichen nach tausenden zählt; nirgends dominirt die Tages= :esse in einem solchen Maße jede andere literarische Thätig= it." Es ist der Mühe werth — zum Schlusse unserer all= meinen Betrachtungen — die Schilderung der Staatszu= inde wörtlich zu hören, welche sich aus diesem Wesen, das origens ganz nach dem Herzen des Liberalismus seyn muß, it Nothwendigkeit ergeben. Man wird dann nicht mehr agen, woher die neueste Umwälzung eigentlich gekommen ;, und warum die totale Decentralisation das einzige Heil= ittel für Spanien seyn soll?

„Der Schlüssel des räthselhaften Wirrwarrs der spani= jen Politik liegt wesentlich darin, daß die ganze Fülle von räften welche anderswo auf Landbau, Gewerbe, Handel, Wissen= jaft, Kunst und Politik sich vertheilen, hier fast ausschließ= h auf dem engen Raum der Politik sich zusammendrängen td so eine erdrückende Concurrenz erzeugen, einen verzweifelten ampf um die Existenz. Nicht deßhalb erleben wir durch= jnittlich alle sechs Monate einen Ministerwechsel in Spanien, :il jedes Ministerium seinen liberalen Verheißungen unge= :u wird, sondern deßhalb weil kein Ministerium im Stande die Ansprüche seiner Partei so zu befriedigen wie es ver= eß als es in der Opposition stand. Es ist soweit gekommen, ß jede Partei im Augenblicke des Siegs sich zersplittern muß,

weil auch die unmäßige Zahl hoher und gutbezahlter Stellen nicht mehr ausreicht die Führer zu belohnen, weil die Verleihung einiger tausend Aemter nur eine kleine Zahl derjenigen befriedigt, welche die gierigen Hände ausstrecken. Kaum hat sich eine „Situation“ eingerichtet, d. h. die disponibeln Stellen vergeben, so kehrt der große Haufe der in ihren Hoffnungen Getäuschten dem Ministerium den Rücken, und wandert in das Lager derjenigen Partei welche die besten Aussichten hat zunächst zur Gewalt zu kommen. Dieses widerwärtige und unwürdige Schauspiel hat man eben wieder in Spanien erlebt, und wird es stets wiederkehren sehen, solange es nicht gelungen ist das gesammte nationale Daseyn auf ein gesünderes Fundament zu stellen. Natürlich spielt bei einem solchen Treiben das wahrhafte Staatsinteresse eine sehr bescheidene Rolle, und politische Tugend ist ebenso selten als große politische Fähigkeiten häufig. Der Staat ist lediglich das Objekt der egoistischen Ausbeutung, und ohne Unterschied bei allen Parteien“ *).

Andere Parteien als liberale sind aber selbstverständlich seit der Thronbesteigung der zweiten Isabella nie am Ruder gewesen; denn dieser Thron selbst war eine liberale Institution, ja die liberale Institution katexochen!

---

*) Allg. Zeitung vom 5. Oktober 1865.

[redacted]

XXXIX.

Kirchliches Leben in Paris und in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Die 68 Stadtpfarreien von Paris zählen zusammen 534 Pfarrgeistliche und 1,680,585 Gläubige, also 1 Priester auf je 3147 Seelen. Die 70 Pfarreien der übrigen Städte und Orte des Seine-Departements haben 126 Priester für 241,047 Seelen, wodurch sich das Verhältniß wie 1 zu 1913 stellt. Die 4 Diöcesan-Priesterseminare, die theologische Fakultät (Sorbonne), die Ecole des hautes études ecclésiastiques nebst Vorbereitungsschule und dem Stiftscapitel von St. Genovefa zählen zusammen 72 Priester. Das Capitel zu Notre-Dame zählt 23 Domherren, 3 General-Vikare und 3 Sekretäre. Behufs der Verwaltung ist die Diöcese in die drei Archidiakonate Notre-Dame, St. Geneviève und St. Denis eingetheilt, denen je ein Generalvikar vorsteht. Bekanntlich haben die französischen Domcapitel nicht die gesetzlichen Befugnisse welche der kirchlichen Verfassung entsprechen, was auch die große Zahl der Ehrendomherren — es gibt deren 64 innerhalb und 13 außerhalb der Diöcese — erklärt. Außerdem gibt es 6 frühere wirkliche Domherren die jetzt Pfarrer in Paris sind.

An den 58 weiblichen Ordenshäusern, den 36 Kranken-

[redacted]

häusern, den 9 Lyceen, 20 andern höhern Schulen, den Blinden-, Taubstummen- und verschiedenen sonstigen Anstalten sind zusammen 130 Weltpriester angestellt, deren Gesammtsumme somit 915 erreicht, seit einem Jahre sich aber wiederum um einige vermehrt hat. Außerdem gibt es eine bedeutende Zahl von Hauscaplänen und geistlichen Erziehern in den großen Familien und dann stets eine ganze Menge auswärtiger Priester, die sich der Studien und sonstiger Angelegenheiten halber längere oder kürzere Zeit in Paris aufhalten und dabei stets etwas in den Kirchen aushelfen. Jeder Priester der sich in einer Pariser-Kirche zum Messelesen meldet, erhält sofort Meßstipendien für jeden Tag den er bleiben will. Die Zahl der Meßstipendien ist so groß, daß viele derselben auswärts vergeben werden müssen. Dieß kommt hauptsächlich daher daß, da die Kirchen nicht leicht dauernde Stiftungen annehmen können, gewöhnlich nur eine Anzahl sofort zu lesender Messen gestiftet wird. Bei Sterbefällen geben die Familien stets eine kleinere oder größere Summe für Messen von denen immer einige in der betreffenden Pfarrkirche gelesen werden. Daraus erklärt es sich auch, warum in allen Kirchen täglich mehr Messen gelesen werden als Geistliche an denselben angestellt sind.

Zu den Weltgeistlichen kommen noch 22 männliche Orden und Priestercongregationen, von welchen einige zwei bis drei Niederlassungen besitzen. Die Jesuiten z. B. haben drei Häuser in Paris, die Dominikaner eines in Paris und eines in Arcueil. Von besonderen Anstalten sind noch zu nennen das schon erwähnte Seminar für auswärtige Missionen, ein irländisches von Lazaristen geleitetes Seminar, ein maronitisches und ein Séminaire colonial, das letztere von den Priestern der Congregation vom heil. Geist geleitet. Die Jesuiten, Dominikaner, Lazaristen haben tüchtige höhere Schulen. In allen diesen Anstalten dürften wohl 800 — 1000 Priester sich befinden, die Jesuiten allein zählen weit über 100 Mitglieder, ebenso das eine Congregation bildende

[redacted]

Seminar für auswärtige Missionen. Ein bedeutender Theil
er Priester an diesen Anstalten betheiligt sich in irgend
ner Weise an den geistlichen Arbeiten dieser Diöcese, na=
ientlich was Predigten und Volksmissionen in den Vor=
ädten betrifft. Mehrere Orden haben eigene Kirchen zu
m Zweck, so die Jesuiten ihre deutsche Kirche in der Vil=
tte (Rue Lafayette 212) der jetzt P. Haßlacher vorsteht; die
azaristen besitzen eine solche Kirche in der Rue Gentilly 21,
ı der zwei deutsche und zwei französische Priester der Be=
hrung der sehr vernachlässigten Arbeiter obliegen. Auch
utsche Schulen stehen mit beiden Anstalten in Verbindung.
n der dritten deutsch=französischen Anstalt, Notre=Dame de
race, Rue Fundary im Stadttheile Grenelle, wirken ein
utscher und ein französischer Priester und ein Duzend Brü=
r der Congregation vom heil. Vincenz von Paul die sich
e sittliche und materielle Hebung der arbeitenden Classen
ır Aufgabe gemacht.

Wir gehen gewiß nicht fehl, wenn wir die Gesammtzahl
ler in Paris lebenden Welt= und Ordenspriester auf min=
stens zwei Tausend schätzen. Ungefähr ein Viertel sind
ngeborne Pariser, wozu noch einige hundert andere Pariser
mmen die als Ordens= und Weltpriester auswärts leben.
o sind z. B. auch mehrere ausgezeichnete Bischöfe Frank=
ichs, namentlich der Cardinal=Erzbischof Mathieu von Be=
nçon, geborne Pariser. Da nur wenig mehr als ein
rittel der Pariser Einwohnerschaft aus Eingebornen besteht,
ergibt sich hieraus, daß die wirkliche Pariser Bevölkerung
ıgefähr ebenso viele Priester stellt als jede andere Stadt
er Provinz.

Nach all dem Vorhergegangenen wird man wohl auch
nehmen müssen daß es, die äußern Stadttheile ausgenom=
n, trotz der verhältnißmäßig beschränkten Zahl von Pfar=
en an Kirchen und Priestern nicht fehlt. Ich möchte so=
r behaupten, daß nirgendwo in der Welt, Rom etwa aus=
ıommen, den Bewohnern einer Großstadt die Erfüllung

[redacted]

der religiösen Pflichten so erleichtert, so allen Verhältnissen angepaßt ist als in der innern Stadt Paris. So z. B. habe ich jetzt kaum einige Minuten nöthig um zu meiner Pfarrkirche (St. Eustache) zu gelangen, wo regelmäßig vom Morgens sechs Uhr ab jede halbe Stunde eine heilige Messe beginnt. Sollte ich einmal hier fehlgehen, so habe ich wiederum nur wenige Minuten um zu der Wallfahrtskirche Notre-Dame des Victoires zu gelangen, wo mindestens alle Viertelstunde eine heil. Messe anfängt. Im Nothfall kann ich auch nach St. Germain l'Auxerrois gehen, wozu ich etwa acht Minuten brauche. Aehnlich ist es überall in der innern Stadt. In jeder Kirche hängt an verschiedenen Stellen die Tafel der wöchentlichen Feierlichkeiten, und da jeder Franzose in dem Paroissien romain ein wirkliches Meßbuch besitzt, so kann er stets das Tagesofficium beten, was auch fast alle Kirchgänger thun. Eine andere Tafel, gewöhnlich unweit der Sakristei, gibt die Stunden an wo täglich die verschiedenen Geistlichen der Kirche Beicht hören. Jeder Beichtstuhl ist mit dem Namen des betreffenden Geistlichen versehen. Manchmal findet man auch die Bemerkung, daß derselbe in einer fremden Sprache Beichte hört. In mindestens 20 Kirchen und Kapellen, darunter auch in derjenigen des Hotel-Dieu, gibt es deutsche Beichtväter, zum Theil geborne Franzosen welche die deutsche Sprache erlernt haben und einige Zeit in Deutschland gewesen sind. Außerdem sind noch englische, flämische, polnische, italienische und spanische Beichtväter in verschiedenen Kirchen zu finden. Nebenbei gesagt stehen alle Kirchen den ganzen Tag offen und dem entsprechend findet man auch immer Andächtige in denselben, besonders Abends. In der Regel hat auch immer eine kleine Abendandacht, bestehend in gemeinsamem Abendgebet, Vorlesung einer kleinen praktischen Unterweisung und schließlichem Segen statt, wenn nicht wie an Sonn- und Festtagen oder während der Mai- und Fasten-Andachten ohnedieß ein Abend-Gottesdienst abgehalten wird.

Im Allgemeinen wird man bemerken, daß alle kirch-

lichen Ceremonien in Paris mit verhältnißmäßiger Pracht und würdevoller Feierlichkeit begangen werden. An jedem gewöhnlichen Sonntage machen alle größern Pfarrkirchen den Eindruck von ebenso viel Cathedralen. Bei den Hochämtern assistiren immer vier bis sechs Priester außer dem Celebranten, dann eine Anzahl Clercs (Subdiakonen), Sänger und Musiker in kirchlichen Gewändern, die Chorknaben und Meßdiener gar nicht zu zählen. Außerdem nehmen noch andere Priester in Chorhemden während des Hochamtes in den Chorstühlen Platz. Hält der Pfarrer nicht selbst das Hochamt, so wohnt er demselben im Chore bei. Am Gründonnerstag nimmt in jeder Kirche der Pfarrer die Fußwaschung im Chore vor, eine Ceremonie die ihren erhabenen Eindruck nicht verfehlt. Unter den die Apostel vertretenden armen Greisen kann man gar merkwürdige Gestalten sehen.

Freilich ist auch nicht zu läugnen, daß die vielen kirchlichen Bediensteten, die wir hier nach und nach aufgezählt haben, durchaus nicht immer den Anforderungen entsprechen welche man an gute Christen zu stellen hat. Es ist vielmehr ein allgemein beklagter Uebelstand, daß die meisten dieser Leute ihren Beruf eben nur als Broderwerb betrachten und sich oft den schlimmsten Lastern, besonders der Trunk- und Habsucht zum großen Aergerniß ergeben. Selbstverständlich arbeiten die Pfarrer energisch dagegen, doch ein wirklicher Erfolg ist erst eingetreten seitdem ein eigens für die niedern Kirchendienste gegründeter Orden, die Brüder von Vezelise, zu allmähliger Einführung gelangte. Doch darf man nicht glauben, daß etwa die laiischen Kirchenbediensteten in der Kirche selbst sich sträflicher Nachlässigkeiten schuldig machen; hier wo sie stets unter Aufsicht sind, betragen sie sich vielmehr musterhaft wenigstens was das Aeußerliche betrifft, so daß der gewöhnliche Kirchenbesucher kaum etwas Ungehöriges merken kann.

Mit Ausnahme der stillen Messen in der Woche werden alle Sammlungen während des Gottesdienstes durch Priester

[redacted]

vorgenommen, denen ein Schweizer oder Pedell vorgeht und zwischen den Stühlen hindurch Platz macht. Bei besondern Gelegenheiten, namentlich zur Sammlung des Peterspfennigs, geht stets der Pfarrer selbst oder der ihn in allen wichtigen Angelegenheiten vertretende Vikar. Nur bei den Marien-Andachten des Maimonats und bei ähnlichen Festen sind es Mädchen, Mitglieder der Bruderschaften, welche die Sammlungen vornehmen.

Sind auch die Unterhaltungskosten einer einzelnen Pfarrei sehr bedeutend, so kommt doch bei der geringen Zahl der Pfarrbezirke eine verhältnißmäßig bescheidene Gesammtsumme heraus. Mag auch eine Pfarrei von 30 bis 50,000 Seelen noch so bedeutenden kirchlichen Aufwand machen, so trifft doch verhältnißmäßig auf den einzelnen Kopf nicht so viel als dieß bei Landpfarreien von 500 bis 1500 Seelen der Fall ist. Jedenfalls darf in einer Stadt wie Paris, wo der Sinn für Kunst so hoch ausgebildet ist und sich bis in die niedersten Classen erstreckt, die Kirche nicht knausernd zurückbleiben. Es würde allen Gewohnheiten, dem innersten Gefühl des Parisers widerstreben, wollte man in den Kirchen sich auf die Einfachheit und Geschmacklosigkeit beschränken die in den meisten Kirchen auf dem Lande und in kleinen Städten herrschen. Wie würde sich auch solch ein dürftiges Regime in den ungeheuren Pariser Kirchen ausnehmen?

Die ungewöhnliche Größe der meisten Pariser Pfarreien erklärt auch die Bedeutung welche der Stellung eines Pariser Pfarrers zukommt. Die meisten Pfarrer sind Ehrendomherren. Manche von den ersten und zweiten Vikaren bekleiden die gleiche Würde. Es kommt auch vor daß einer der Vikare Ehrendomherr ist, während der Pfarrer diese Würde nicht besitzt. Nur die Pfarrer und beiden ersten Vikare erhalten Staatsgehälter, die dazu noch sehr gering sind, indem die Besoldungen, so viel ich weiß, sich zwischen 1200 bis 3000 Franken bewegen. Daß dieß in einer Stadt wie Paris nicht genügend ist, wird man ohne weiters begreifen. Deßhalb muß

aus den übrigen kirchlichen Einnahmen, namentlich aus dem Ertrag der Stühle, eine Zulage geleistet und die andern Geistlichen gänzlich besoldet werden. Die Stolgebühren ertragen sehr bedeutend, sind auch etwas hoch, obwohl für Unbemitteltere große Erleichterungen eintreten. Es bestehen nämlich für Copulation und Begräbniß verschiedene Classen, je nach dem dabei entwickelten Aufwand und der Zahl der beschäftigten Geistlichen und Kirchenbediensteten, die für ihre Betheiligung besondere Vergütigungen erhalten. Daher fließt auch nur der geringere Theil der entfallenden Stolgebühren in die Kasse des Pfarrers. Es ist sogar Regel, daß der Pfarrer täglich die Messe für die Pfarrkinder applicirt und alle Funktionen wofür Gebühren gezahlt werden, den Vikaren überläßt, wobei er nur einen Antheil bezieht. Dagegen verrichtet der Pfarrer alle unentgeltlichen Funktionen, namentlich Taufen. Trotzdem ist das Einkommen eines Pfarrers stets ziemlich bedeutend und erreicht oder übersteigt 20,000 Franken bei den meisten Kirchen. Ja es gibt Pfarreien die 40 bis 50,000 Fr. ertragen; das Einkommen des Pfarrers von St. Madeleine wird sogar auf 60 bis 70,000 Franken geschätzt, also mehr oder mindestens ebenso viel als die meisten Bisthümer und Erzbisthümer Frankreichs ertragen. Bedenkt man dabei den bedeutenden Wirkungskreis, das Ansehen eines Pariser Pfarrers, so begreift sich, daß schon öfters einer ein Bisthum ausgeschlagen hat. Natürlich hat der Pariser Pfarrer auch entsprechende Ausgaben. In einer Stadt wo mindestens der zehnte Mensch ein Armer und der Unterstützung bedürftig ist; wo die Anstalten der christlichen Barmherzigkeit von der Hand in den Mund leben und nur unbedeutendes festes Einkommen haben; in einer Stadt wo der Kirche der Boden auf jedem Schritt streitig gemacht wird, wo es gilt den Einfluß der antichristlichen und protestantischen Propaganda in Schule und Familie, in Schrift und Wort zu bekämpfen, und wo dabei auch jeder Mann der eine öffentliche Stellung einnimmt, seine Stellung äußerlich

[redacted]

repräsentiren muß — hat jeder Priester und besonders jeder Pfarrer so viel Gelegenheit zum Ausgeben seiner Mittel, daß auch die bedeutendsten Einnahmen vollkommen aufgezehrt werden müssen.

Die ersten und zweiten Vikare haben ebenfalls ein namhaftes Einkommen das von 4 bis 15,000 Franken betragen mag und aus den Einkünften der Pfarrei gebildet wird. Die übrigen Vikare, unter denen keine Rangordnung besteht, beziehen 1200 bis 4000 Franken nebst den Gebühren und Meßstipendien. Wohnung ist nicht immer dabei, denn mehrere Pfarreien haben kein eigenes Pfarrhaus, und Pfarrer sowohl als Vikare wohnen in verschiedenen Häusern zur Miethe. Selbst die so reiche Pfarrkirche St. Madeleine hat erst in den letzten Jahren ein Pfarrhaus erwerben können, in welchem die ganze Pfarrgeistlichkeit und die Küster wohnen. Die Pfarrei St. Thomas d'Aquin ist erst dieser Tage durch das 120,000 Franken betragende Vermächtniß der Marquise von Bethune in den Stand gesetzt worden ein Pfarrhaus zu beschaffen. Da indeß bei den neuen Kirchen stets auch Pfarrhäuser gebaut werden, so dürfte es bald nur noch wenig Pfarreien geben denen das eigene Haus abgeht. Zieht man nun auch diese Umstände in Betracht, so wird man zugestehen müssen, daß in einer Stadt wo eine Familie mindestens 6 bis 8000 Franken Einkommen haben muß, wenn sie einen Dienstboten halten will, und Arbeiter-Familien die täglich 4 bis 5 Franken Einkommen haben, bei dem ersten Unfall der öffentlichen Mildthätigkeit anheimfallen: daß unter solchen Verhältnissen die Pariser Geistlichkeit durchaus kein zu hohes Einkommen hat. Vergleiche ich z. B. Paris mit München, so habe ich stets gefunden, daß man in Paris mit einem Fünffrankenstück nicht weiter kommt als in München mit einem Gulden.

Außer den Vikaren gibt es noch fast an jeder Pfarrkirche einige Gastpriester (prêtres habitués), nämlich ältere Geistlichen, meistens aus den Provinzen, welche eine kleine

[redacted]

enſion oder ſonſtige Zubuße haben. Sie erhalten 900 bis 500 Franken von der Pfarrkirche wozu noch die täglichen Meßſtipendien kommen. Dieſe Prieſter haben außer dem täg- chen Meßdienſt meiſt nur dann einzutreten, wenn alle Vikare ſchäftigt ſind, namentlich beim Beichthören und bei den roßen Hochämtern. Es ſind eben Invaliden die keinen an- rn Beruf mehr ausfüllen, als denjenigen der ihren Kräften tſpricht.

Was nun über das eigentliche religiöſe Leben in Paris gen? Ich geſtehe, daß es ſehr ſchwierig iſt, hier bei allem ten Willen, trotz aller möglichen Nachforſchungen und Be- achtungen etwas allweg Beſtimmtes und Befriedigendes an- geben. Doch muß ich auch zugeben daß, nachdem ich län- re Zeit in verſchiedenen großen Hauptſtädten gelebt, ich it gutem Gewiſſen verſichern kann, nirgends mehr Andacht nd Sammlung, nirgendwo ein muſterhafteres Betragen beim ottesdienſte gefunden zu haben als in den Pariſer Kirchen. Man iſt hier wirklich andächtig und ſo völlig für ſich, daß an gar nicht auf die Umgebung Acht gibt, nichts von den ndern zu wiſſen ſcheint und ſich ſo beträgt als wenn eine mgebung gar nicht vorhanden wäre. Man iſt nur für das was am Altare vorgeht oder was man von der Kanzel rt, und man läßt ſich gar nicht durch die vielen Neu- erigen oder weniger Andächtigen ſtören die bei gewiſſen elegenheiten ſich überall in den Kirchen einfinden. Uebri- ns betragen auch derlei Gäſte ſich verhältnißmäßig ordent- ch, wie ja jeder Franzoſe und beſonders der Pariſer ſtets it Maß und äußerm Anſtand auftritt. Der religiös Gleich- ltigſte wird ſich doch in der Kirche anſtändig betragen, ſo- r das angebotene Weihwaſſer annehmen, wenn ihn eine elegenheit in die Kirche führt. Man muß ſich dabei auch rgegenwärtigen, daß in Folge des fortwährenden Gottes- enſtes auch fortwährend ein ſtarker Menſchenverkehr in den ariſer Kirchen herrſchen muß. Jeden Augenblick treten Leute n und aus, gehen in der Kirche auf und ab, verrichten oft

[redacted]

nur ein kurzes Gebet und entfernen sich wieder, oder sie suchen einen Altar auf an dem eben eine Messe beginnt. Nachmittags und Abends bis 8 oder 9 Uhr finden sich immer noch Andächtige, oft in großer Zahl in der Kirche. An Sonn- und Festtagen sind es förmliche Menschenmassen die unausgesetzt ein- und ausströmen, und trotzdem entsteht nicht die geringste Unordnung. Und wenn auch bei manchen Gelegenheiten, wie etwa in der Charwoche, an Weihnachten und allen hohen Festtagen stets einige Polizeibeamte sich in der Kirche befinden, ja oft die Thüren mit Militärmacht besetzt werden müssen, so ist dieß viel weniger um Störungen zu verhüten als um den aus- und einströmenden Massen offene Bahn zu erhalten. An solchen Tagen sind die Kirchen, namentlich in den Arbeitervierteln, stets viel zu klein, obwohl die Gottesdienste von Morgens früh bis Abends spät gar nicht aufhören. Für solche Tage wären immer noch einige Duzend Kirchen zu wünschen, sie würden sicher alle ausgiebig benützt werden. Hoffentlich werden wir sie mit der Zeit erhalten; nachdem schon in den letzten Jahren etwa ein Duzend Pfarrkirchen theils neugegründet theils großartig umgebaut worden sind.

Freilich wird man an Werktagen in den meisten Kirchen nur eine im Verhältniß zu der Größe der Kirchen geringe Zahl von Andächtigen finden; bei jeder einzelnen Messe sind es gewöhnlich nur 40 bis 60, selten bis 100 Personen oder mehr. Bei durchschnittlich zehn bis zwölf Messen in jeder Kirche kommt indeß doch schon eine hübsche Zahl heraus. Auch wird man kaum je einer Messe beiwohnen bei der nicht einige der Anwesenden communiciren; ja in den frühern Stunden des Tages sieht man oft die meisten Anwesenden dem Tische des Herrn sich nahen. Diejenigen die es nicht thun, bilden dann eine Ausnahme und es macht einen ganz beschämenden Eindruck zu dieser Minderheit zu gehören. Man fühlt sich fast in die apostolischen Zeiten versetzt, wo die Jünger täglich das Brod des Lebens gemeinsam brachen und

[redacted]

genossen. Seit längerer Zeit weiß ich mich nicht zu erinnern, daß je einmal keine Communikanten vorhanden gewesen wären, trotzdem ich täglich erst in den spätern Stunden zur Kirche gehe. An Sonn- und Festtagen steigt die Zahl der Communikanten bei jeder Messe bis in die Hunderte, so daß die Communikanten im Ganzen bis in die Tausende zählen.

Freilich leben die wirklich eifrigen Christen in Paris überhaupt in ähnlicher Lage wie in den ersten Jahrhunderten. Sie bilden unbedingt die Minderheit in der geräuschvollen Stadt deren Häupter und Stimmführer das Christenthum in die Sakristei, in die Einsamkeit des stillen Kämmerleins gebannt wissen wollen. Denn außer den früher erwähnten alten Gebräuchen wird keine äußerliche Kundgebung des Christenthums geduldet. Der größere Theil der Presse, besonders die verbreitetsten Blätter sind entschiedene und oft mit wahrhaft teuflischer Bosheit ausgerüstete Gegner des Christenthums, das sie immer nur als geduldete Religion oder vielmehr als gefährliche Sekte behandelt wissen wollen. Aus dem öffentlichen Leben ist das Christenthum fast so gut wie ganz verbannt; bei fast allen öffentlichen Feierlichkeiten glänzt die Kirche durch ihre Abwesenheit. Wie oft, in wie vielen Kreisen und öffentlichen Häusern ist es ganz unmöglich ein Wort über das Christenthum und die Kirche zu verlautbaren, ohne sofort eine Fluth von Schmähungen hervorzurufen. Oft wird man ohne jegliches eigene Verschulden zum Anhören der giftigsten Lästerungen jeder Art gezwungen, ohne daß man eine Gegenbemerkung wagen darf die nur eine vermehrte Fluth der Schmähung hervorrufen würde. Freilich mögen die Zuhörenden durchaus nicht alle mit den Lästerern übereinstimmen, aber den Muth und das klare Bewußtseyn die zum Widerstand nöthig wären, besitzen sie nicht.

In den Familien herrscht durchgehends eine mehr oder weniger bedeutende Verschiedenheit der Ueberzeugungen und nur der Macht der christlichen Tradition sowie dem grund-

[redacted]

sätzlich sehr verträglichen Charakter der Franzosen ist es zuzuschreiben, daß nicht offene Spaltung in den Familien hervortritt. Man findet deßhalb allenthalben sehr ruhige, ja glückliche Ehen, wenn gleich oft der Mann sehr indifferent, ja geradezu kirchenfeindlich ist, während die Frau zu den frömmsten und musterhaftesten Christinen gehört. Es ließen sich hierüber gar manche an's Unglaubliche grenzenden Einzelheiten erzählen. Es gibt Dutzende, ja Hunderte und Tausende von Familien, bei denen der Mann sich durch Haß und Verfolgung des Christenthums bei jeder Gelegenheit auszeichnet, während durch den Einfluß der Frau die Kinder, besonders die Mädchen sehr christlich erzogen werden und überhaupt ein lobenswerthes, fast religiös zu nennendes Familienleben geführt wird. Mancher Tages-Schriftsteller der seine Feder nur in die Tinte taucht wenn er eine Lästerung oder eine Lüge zu schreiben hat; mancher Geschäftsmann neuesten Schlages der nur von Betrug und Uebervortheilung lebt, hat zu Hause Frau und Töchter deren ganzes Leben auf Uebungen der Tugend und Barmherzigkeit gerichtet ist.

Doch kommt es vor, daß die arme Frau nach der Heirath durch ihren Mann dahin gebracht wird alle religiösen Uebungen aufzugeben. Klagte mir doch einmal eine junge Frau, daß sie seit ihrer Heirath nach und nach durch ihren Mann gänzlich vom Kirchenbesuch und der Erfüllung ihrer Christenpflichten abgebracht worden sei, während sie vor ihrer Heirath fast monatlich die heiligen Sakramente empfing. Indeß muß ich hier gleich hinzusetzen, daß die fremden Einwanderer, namentlich die Deutschen, in dieser Hinsicht viel unduldsamer und rücksichtsloser sind als die Franzosen, in deren National-Charakter die Zuvorkommenheit gegen Jedermann und besonders gegen Frauen liegt.

Fragt man nun, wie sich etwa der Zahl nach die praktischen Christen gegenüber der Gesammtbevölkerung stellen mögen, so sind gerade hier die gewissenhaftesten Nachforschungen selten ausreichend. Besonders ist der Unterschied zwischen den

[redacted]

einzelnen Pfarreien und Stadtvierteln sehr bedeutend, wie man schon aus dem Zahlenverhältniß der Pfarrgeistlichen und Pfarrkinder leicht ersehen konnte. Ein erfahrner Geistlicher schätzte einmal die Zahl der Männer welche ihren religiösen Pflichten genügen, auf ein Zehntel der Gesammtzahl. Bei dem weiblichen Geschlecht dagegen stellt sich das Verhältniß ganz anders und man wird nicht fehlgreifen, wenn man annimmt, daß weit über die Hälfte aller Frauen ihren Christenpflichten eifrig obliegen. In mehreren Pfarreien, namentlich denen des Faubourg St. Germain, erscheinen über drei Viertheile aller Pfarrkinder, Männer sowohl als Frauen, an der österlichen Communionbank. In den entferntern Arbeitervierteln wo sich auch so ziemlich der sittliche Auswurf und das Elend von ganz Paris und Frankreich ansammelt, ist das Verhältniß mehr als umgekehrt, indem dort oft nicht einmal ein Viertel oder Fünftel der Pfarrangehörigen dasjenige beobachtet was von einem praktischen Christen verlangt werden muß. Im Durchschnitt wird also nicht über ein Drittel Erwachsener zu den praktischen Christen zu zählen seyn. Manche schätzen die Zahl noch viel niedriger. Das Erfreuliche dabei ist aber, daß seit mehreren Jahrzehnten das Verhältniß sich stets, wenn auch langsam gebessert hat.

Was die Männer betrifft, so möge man sich vergegenwärtigen, daß wir hier etwa 7 bis 8000 derselben haben die recht eifrige und musterhafte Christen sind und sich an allen religiösen Unternehmungen und Werken betheiligen. Sie bilden das zwar kleine aber um so thätigere Heer der handelnden und streitenden Kirche. Um diesen Kern gruppirt sich eine größere Menge, die zwar ihre Christenpflichten erfüllen, sonst aber nicht thätig eingreifen, meistens deßhalb weil ihre gesellschaftliche Stellung ihnen Rücksichten auflegt. Es gibt namentlich mehrere Tausende von Arbeitern welche ihrer österlichen Pflicht nachkommen, sonst aber wegen Armuth und Mangel an Zeit sich an nichts betheiligen können, vielmehr selber der Unterstützung bedürftig sind.

[redacted]

Auf der entgegengesetzten Seite finden wir aber kaum einige tausend Männer welche durchaus mit dem Christenthum gebrochen haben oder doch dazu entschlossen wären, wenn es darauf ankäme. Man darf nicht aus den Augen verlieren, daß Tausende welche noch so entschieden die Kirche bekämpfen, sich dennoch nicht von ihrer Gemeinschaft trennen wollen. Etwas anderes als Christ oder Katholik will doch keiner seyn; und dem entsprechend läßt man die Kinder taufen, schickt sie vorzugsweise in die Ordensschulen und hält darauf daß sie ihre erste heilige Communion in bester Form halten und womöglich ein- oder zweimal erneuern.

Zwischen den beiden Gruppen von entschieden Gläubigen und entschieden Ungläubigen bewegt sich die ganze große Masse von mehr oder weniger Gleichgiltigen und Leichtsinnigen, indem sie bald von dieser bald von jener Seite angezogen und in Bewegung gesetzt wird. Im Jahre 1848, bei den verschiedenen Aufständen, war der Einfluß der katholischen Idee schon sehr bemerkbar in den Massen, gegenwärtig dürfte er noch bedeutend stärker seyn. Die hochmüthige Verachtung und Geringschätzung womit Ludwig Philipp die Kirche behandelte, hat nicht das Wenigste zu seinem Sturze beigetragen. Denn der Franzose, so indifferent er auch für seine Person und in allem Uebrigen seyn mag, betrachtet dennoch die katholische Kirche als etwas das mit seinem nationalen Leben und Daseyn eng und untrennbar zusammenhängt. Christ und Mensch, Katholik und Franzose sind im gewöhnlichen Leben fast ganz gleichbedeutende Ausdrücke. Wie oft hörte ich gewöhnliche Arbeiter die in religiöser Hinsicht fast mehr als gleichgiltig waren, ihre Verwunderung und ihr Bedauern darüber aussprechen, wenn man ihnen erzählte, daß Deutschland, Preußen und andere Länder durch die Religion gespalten seien. Sie erklärten dieß sofort als ein Unglück, als einen Mißstand den ein Volk, eine Regierung nicht dulden dürfe, und freuten sich recht herzlich daß in ihrem schönen und glücklichen Frankreich es keine solche Spaltung gebe die auch

[redacted]

gar nicht möglich sei. Unter den Pariser Arbeitern gibt es aber auch fast keinen einzigen der nicht seine Kinder als Christen erziehen wollte. Taufe und die erste heilige Communion sind für ihn die unerläßlichen Weiheakte eines jeden beginnenden Menschenlebens. Nur unter dem obgenannten Häuflein von fanatischen Ungläubigen gibt es manche die ihre Kinder nicht taufen noch ihnen Religionsunterricht ertheilen lassen. Und bei solchen Kindern kommt es gerade vor, daß sie dennoch ihre erste heilige Communion begehen und dabei erst noch getauft werden. Vor Kurzem heirathete die Tochter eines solchen Ungläubigen und das junge Paar wollte ausdrücklich in der Kirche getraut seyn; es blieb nichts anderes übrig als daß die Braut sich dem Erstcommunikanten-Unterricht unterwarf, beichtete, die erste heilige Communion empfing, darauf gefirmt und schließlich erst getraut wurde. Solche Fälle kommen öfters, namentlich in den wohlhabenden Classen vor. Der Vater der besagten jungen Dame ist nichts Geringeres als öffentlicher von der Regierung angestellter Professor an der medicinischen Fakultät.

Einen Einblick in die religiösen Verhältnisse und in die Fortschritte des kirchlichen Lebens mag folgendes kleine Ereigniß bieten, das ich selbst erlebt. Bei den geistlichen Exercitien welche wie alljährlich während des Advents 1867 in der Kirche St. Germain l'Auxerrois für die Mitglieder des Vincenz-Vereins (deren es etwa 3000 in Paris gibt) gehalten wurden, las der Priester jedesmal vor Beginn seiner Predigt eine Anzahl von Gebetsempfehlungen vor. Unter der Menge derselben habe ich an einem Abende folgende bemerkt: Ein Mitglied empfiehlt dem Gebete seiner Mitbrüder die Bekehrung seines 82jährigen Vaters der seine erste heil. Communion noch nicht gehalten; ein anderer bittet um Gebete für seinen kranken 85jährigen Vater der erst vor Kurzem seine erste heil. Communion gehalten. Der Präsident einer Conferenz bittet um Gebete für die Bekehrung seiner Frau die in Todesgefahr schwebt und seit langer Zeit der

[redacted]

Kirche entfremdet ist. Und dabei gibt es doch in Paris kaum einige hundert Frauen, die sich zur Apostasie vom Christenthum entschließen würden. Jedenfalls also haben wir es in letzterm Falle mit einer ursprünglich wenig christlichen Haushaltung zu thun, von der sich später der Vater zu einem eifrigen Christen bekehrt hat. Die beiden dem Gebete empfohlenen Greise stammen aus der Revolutionszeit wo aller katholische Gottesdienst in Paris mit alleiniger Ausnahme der Kapellen der englischen Fräulein (Augustines anglaises) und des irländischen Seminars aufhörte. Daß aber ihre Söhne nicht nur getauft sondern sogar zu eifrigen Christen wurden, wie es alle Mitglieder der Vincenz-Conferenzen sind, ist gewiß bezeichnend genug.

Man sagt oft, daß der gleichgiltigste Franzose dennoch dreimal in seinem Leben die Sakramente empfange, nämlich bei der ersten heil. Communion, bei der Heirath und zum Sterben. Freilich steht es mit dem Empfang der Sakramente vor der Trauung oft schlimm genug, obwohl auch hier seit den letzten Jahren einige Besserung sich zeigt. Es kostet gewöhnlich Mühe um die Männer bei dieser Gelegenheit zur Beichte zu bringen, und viele können zum Empfang des heil. Altarssakramentes nicht zugelassen werden. Man muß die kirchliche Trauung dennoch gewähren, da ja die Braut alle religiösen Erfordernisse erfüllt und die Eheleute sich stets und unbedingt zur katholischen Erziehung der Kinder verpflichten. Doch kommt es sehr häufig vor, daß gerade die Eheschließung bei den Männern eine Wendung zum Bessern hervorbringt, besonders wenn der betreffende Geistliche solche Fälle gut zu behandeln weiß. Man hat den französischen Geistlichen einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie die kirchliche Trauung gewähren, selbst wenn nur eine nothdürftige Beicht vorhergegangen ist. Aber wenn man die hiesigen Verhältnisse überlegt, wird man eine andere Handlungsweise schwer anrathen können. Beim Vorhandenseyn der Civilehe würde man die Leute gänzlich von der Kirche ausschließen und ihrer Nach-

[redacted]

kommenschaft den Stempel der unehelichen Geburt aufdrücken. Würde man die kirchliche Trauung verweigern, so wäre nicht nur die Frau aufgegeben sondern auch die ganze Familie, der antireligiösen und protestantischen Propaganda aber Thür und Thor geöffnet. Die große Nachsicht ist also der einzige Ausweg welcher noch bleibt.

Der angebornen und unverwüstlichen Anhänglichkeit an die katholische Kirche kann durch solche Nachsicht beim Heirathen Vertrauen bezeugt werden. Diesem Zug ist es auch zu verdanken, daß das Familienleben durchgehends noch so trefflich ist und die Kinder gewöhnlich zu etwas bessern Christen werden als die Eltern. Daher ist auch die Feier der ersten Communion stets ein wirkliches wahres Familienfest geblieben. Ein jeder Vater, auch der welcher sonst alle Sonntage arbeitet und völlig indifferent geworden, nimmt sich an diesem Tage Urlaub — die erste heil. Communion findet hier des Menschenzuflusses halber stets an Werktagen statt — sucht seinen besten Anzug hervor und begleitet sein Kind zur Kirche, erbaut sich an dessen Andacht und theilt die fromme Rührung, indem er sich seiner eigenen erinnert. So viele ungewohnte Kirchenbesucher an dieser Feier stets theilnehmen, fast nie habe ich Versammlungen in einer Kirche gesehen, bei denen durchgehends eine so ernste und gesammelte Stimmung geherrscht hätte.

Man muß dabei nicht glauben, daß die traditionelle Anhänglichkeit an die Kirche bloß eine Aeußerlichkeit, eine Gewohnheit sei die keiner ernstern Probe unterworfen werden dürfe. Wie viele französischen Soldaten die in Algerien von den Muselmännern gefangen wurden, haben nicht vorgezogen lieber zu sterben, als daß sie die Formel des Mohamedanismus ausgesprochen und das Christenthum verläugnet hätten. In den vierziger Jahren ließen sich auf diese Weise einmal etliche vierzig überfallene Soldaten lieber hinrichten, ehe sie zu Verräthern ihres Glaubens geworden wären. Nur bei Protestanten und Soldaten der Fremdenlegion ging es anders

[redacted]

und mehr als einer wurde zum Muselmann, um fortan die Waffen gegen seine ehemaligen Kriegsgefährten zu tragen. Dabei darf man nicht vergessen, daß unter Ludwig Philipp das Heer in religiöser Hinsicht mehr als vernachlässigt und oft nicht einmal Feldgeistliche bei den algerischen Truppen angestellt waren. Freilich kommt dabei auch etwas auf Rechnung des Nationalitätsgefühls, aber wie erklärt es sich, daß trotzdem die Katholiken sich stets entschlossener zeigten als die Protestanten und die letztern fast immer das Christenthum abläugneten um das Leben zu erhalten? Jedenfalls also liegt der Katholicismus dem Franzosen so im Blute, ist so sehr mit seinem Dichten und Denken verwachsen, daß trotz aller durch die Umstände erzeugten Gleichgiltigkeit, dennoch im entscheidenden Augenblicke der alte Glaube stets die Oberhand behält. Wenn man bedenkt, was die letzten französischen Könige gegen den Glauben des Volkes gethan; wenn man die gewaltsame Unterdrückung des Gottesdienstes, die Verbannung und den Mord aller Priester durch die Revolution erwägt; wenn man weiß, wie selbst die ganze mit Ludwig XVIII. zurückgekehrte Emigration aus Deisten und Atheisten bestand und der König selbst die Sakramente auf seinem Todesbette zurückwies, um in der Unbußfertigkeit zu sterben, so wird man sich nur verwundern müssen, daß heute in Frankreich noch so viel Religion im Volke existirt. Zu Anfang dieses Jahrhunderts und bis auf Louis Philipp gab es in Paris kaum einige hundert Männer die noch zur Kirche gingen und die Sakramente empfingen; heute zählen sich dieselben doch schon nach vielen Tausenden und alljährlich nimmt deren Zahl zu. Wir sind noch weit zurück, das will ich gern zugestehen, aber wir sind im Fortschritt, es bessert sich alles und allenthalben, wenn auch nicht so schnell als man wünschen könnte. Die Kirche aber und das religiöse Leben improvisiren sich nicht von einem Tag auf den andern wie eine Revolution, ein Staatsstreich oder eine entscheidende Schlacht.

Thatsache ist es, daß trotz der mit allen Mitteln arbei-

[redacted]

tenden protestantischen Propaganda es nur höchst ausnahmsweise vorkommt, daß ein Franzose seiner Kirche untreu und zum Protestanten wird. Eine neueste Zählung ergab 24,000 in Paris ansässige Protestanten; rechnet man dazu die englischen, deutschen und sonstigen Protestanten die sich hier aufhalten, so mögen wohl 60 bis 70,000 herauskommen. Für diese Zahl bestehen 33 Kirchen oder Bethäuser und ebenso viele, wenn nicht noch mehr Schulen. Schon diese Ziffern beweisen, daß es auf „Bekehrung der Römlinge" abgesehen ist und die protestantischen Blätter, Prediger, Bibel- und Traktätchenvertheiler machen auch kein Hehl daraus, sondern verkündigen ihre Absichten an allen Ecken und Enden. Durch Geldunterstützungen und Verbreitung von Traktätchen die gewöhnlich die nichtswürdigsten Verläumbungen und Angriffe auf Kirche, Papst und Geistlichkeit enthalten, sucht man Proselyten zu machen, aber trotz der raffinirten Umtriebe und Verführungskünste gelingt es doch nur selten einen Franzosen, sei er auch der ärmste und elendeste, zum Abfalle zu bringen. Zwar zieht die Propaganda oft katholische Kinder in ihre Schulen und Waisenanstalten — es mögen deren wohl mehr als hundert seyn — aber selten bringen sie es auch dazu, daß diese Kinder, solange sie noch Eltern haben, protestantisch werden und die erste heil. Communion nicht in der katholischen Kirche halten. Mehrere ihrer Prediger und Schulen werden vom Staate und der Stadt erhalten und der protestantische Cultus kostet verhältnißmäßig viel mehr als der katholische, da ja der geringste Staatsgehalt eines Predigers in den Provinzen 1500 Franken beträgt, während die katholischen Landpfarrer lange Zeit hindurch nur 600 und seit wenigen Jahren erst 900 erhalten. Ueberdieß hat man der katholischen Kirche alles Eigenthum genommen und den Protestanten ihr Kirchenvermögen gelassen, so daß nicht einmal ein Rechtsgrund vorhanden ist, der die Protestanten berechtigte das Mindeste vom Staate für ihre Kirchen- und Schulbedürfnisse zu verlangen. Was soll man also dazu sagen,

[redacted]

wenn eine auf Propaganda ausgehende Schule in einem Arbeiterviertel über ihre Thüre die trotzigen Worte schreibt: Ecole évangélique gratuite, non payée par l'Etat? Ich möchte einmal sehen was geschähe, wenn etwas Aehnliches in einer protestantischen Hauptstadt, etwa in Berlin vorkäme.

Gleich nach den Jahren 1859 und 1860, als die von der politischen Unfähigkeit in's Werk gesetzte „römische Frage" mit aller Macht auftrat, vermaß sich ein protestantischer Professor, Rosseuw de St. Hilaire, eine in ächtem Fanatikerstyl geschriebene Broschüre vom Stapel zu lassen, worin er als Lösung der „brennenden" Frage den Abfall Frankreichs zum Protestantismus als einziges, einfachstes und bestes Mittel hinstellte. So heftig und unverschämt diese Zumuthung oder vielmehr der Angriff war, so kräftig und einstimmig war auch die Antwort welche Frankreich darauf gab. Die Broschüre machte selbstverständlich Aufsehen, alle Blätter sprachen von derselben; aber in allen, von dem protestantisirenden Journal des Débats und der Revue des Deux Mondes bis herab zum Siècle, dem Charivari und der Opinion nationale, herrschte nur Eine Stimme. Jedes Blatt hatte seine eigenen oft sehr sonderbaren Gründe, um die Zumuthung energisch abzulehnen; alle aber waren darüber einig, daß eine Aenderung der in Frankreich seit Jahrhunderten üblichen Form des Christenthums nicht ohne Nachtheil für dessen politische und sociale Wohlfahrt seyn könne. Sogar die meisten antireligiösen Blätter machten geltend, daß der Katholicismus, wenn auch nur aus geschichtlichen Gründen, innig mit dem französischen Nationalcharakter verwachsen sei, der durch einen Uebergang zum Protestantismus nur verlieren könnte. Die Einmüthigkeit der Presse gegenüber dem kecken Versuch war so stark und entscheidend, daß die katholischen Blätter kaum ein Wort darüber zu verlieren brauchten.

Die einzige Eroberung von einiger Bedeutung deren sich der Protestantismus in Frankreich zu erfreuen hatte, war die des vor einigen Jahren verstorbenen Malers Deveria. Wäh-

[redacted]

rend der Revolution geboren, war er später in völligem Unglauben aufgewachsen. In seinem reifern Alter, als er schon einen bedeutenden künstlerischen Ruf erworben, wurde er zur Ausführung von Malerarbeiten nach einer Provinzialstadt gerufen. In der Kirche worin er arbeitete, empfand er die ersten religiösen Eindrücke. Er wandte sich an einen katholischen Priester der leider noch mit jener jansenistischen abschreckenden Strenge behaftet war, die sich noch theilweise bis auf den heutigen Tag bei vereinzelten französischen Geistlichen erhalten hat. Derselbe stellte an den noch nicht vorbereiteten und dem christlichen Geiste gänzlich fremden Mann solche Anforderungen, behandelte ihn überhaupt so jansenistisch engherzig, daß der mit einem wirklich aufrichtigen sittlichen Gefühl begabte Mann sofort zurückschreckte und sich an einen orthodoxen protestantischen Prediger wandte. Dieser erkannte besser den Zustand des Mannes und gewann ihn für seine Lehre, ohne jedoch einen ausgezeichneten Protestanten aus ihm machen zu können.

Die Fehler worin die französischen Geistlichen manchmal, wenn auch immer noch selten, verfallen, sind gewisse Ueberschwänglichkeiten in den Predigten und dann die oft zu minutiöse Strenge im Beichtstuhl. Doch sind dieß nun einmal Fehler welche mit dem Volkscharakter eng zusammenhängen und deßhalb auch bei den Franzosen selbst viel weniger Nachtheile hervorbringen als bei den Fremden die in Frankreich leben und sich noch nicht an das französische Wesen gewöhnt haben. Anderntheils möchte ich auch in Paris und in verschiedenen Gegenden Frankreichs den Gebrauch eingeführt sehen, der in den protestantischen Gegenden Norddeutschlands den Katholiken schon viel genützt hat, nämlich bei Beerdigungen kleine Anreden zu halten. In Paris kommen täglich Hunderte, ja Tausende von Männern die sonst nie in die Kirche gehen, gelegentlich der stets sehr feierlich gehaltenen Todtenämter zum Gottesdienst. Manchmal ist der Verstorbene, um den es sich handelt, ein bedeu-

[redacted]

tender Mann gewesen der sich erst in seinen ältern Tagen oder gar erst auf dem Todbette der Kirche wiederum zugewendet hat. Wie passend, wie leicht wäre es hierbei ein paar Worte zu sagen, die mehr als sonst wohlwollend aufgenommen würden. Es wäre dieß eine bedeutende Neuerung, das ist wahr, aber es wäre nichts Unmögliches.

Einen ebenso guten Anlaß böten die zahlreichen Handwerkergenossenschaften dar welche, wie die Zimmerleute, Bäcker, Gärtner, Schuster 2c. alljährlich das Fest ihrer Schutzheiligen feierlich mit Hochamt begehen und dabei das geweihte Brod miteinander genießen. Jüngst benutzte der Pfarrer der Kirche la Trinité die Gelegenheit um an die 1200 Bäckergesellen welche in seiner Kirche das Patronatfest begingen, eine passende Ansprache zu halten welche mit der größten Befriedigung aufgenommen wurde. Die braven Arbeiter waren über diese Aufmerksamkeit so erfreut, daß sie nach dem Gottesdienst ihre Aufwartung bei dem Pfarrer machten und denselben baten ein prächtiges Backwerk zu seinem Namensfeste anzunehmen, das zufällig an dem gleichen Tage war. Außerdem brachte die während des Hochamtes abgehaltene Sammlung zum Besten der Armen die ungewöhnliche Summe von mehr als 400 Franken ein. Hoffentlich wird dieß Beispiel nicht verloren seyn und Nachfolge finden, was nur dazu beitragen könnte das Verhältniß zwischen der Kirche und den arbeitenden Classen zu vertiefen. Uebrigens ist in den letzten Jahren in dieser Hinsicht ein erfreulicher Fortschritt bemerkbar, die größere Masse der Arbeiter ist nicht mehr so grundsätzlich gegen die Kirche eingenommen wie früher.

Hier muß auch erwähnt werden, daß der urchristliche schöne Gebrauch der Vertheilung des geweihten Brodes während des sonn- und festtäglichen Hochamtes in allen Pariser Kirchen und so ziemlich in ganz Frankreich, namentlich in den Städten sich erhalten hat. Eine Anzahl Brode, meistens aus dem besten Mehl gebacken, werden feierlich während des Hochamtes geweiht, dann in kleine Stücke geschnitten die

[redacted]

in saubere, mit weißen Tüchern ausgeschlagene Körbchen gefüllt, von Stuhl zu Stuhl und von Bank zu Bank in der ganzen Kirche herumgereicht werden. Ein jeder nimmt ein Stückchen und verzehrt es indem er sich vorher bekreuzigt. In manchen Gegenden liefern die eingepfarrten Familien abwechselnd das nöthige Brod und nehmen dann an dem Sonntag wo ihr Brod geweiht und verspeist wird, einen Ehrenplatz in der Kirche ein. Ein Jeder weiß daß dieses geweihte Brod die gemeinsamen Liebesmahle der ersten Christen darstellt. Wie schön und sinnreich ist der Gebrauch, wenn eine zahlreiche Corporation am Feste ihres Schutzheiligen das geweihte Brod mitsammen genießt! Bei besondern Gelegenheiten, namentlich bei der ersten Communion der Kinder, besteht die Spende aus einzelnen natürlich sehr kleinen Brödchen, so daß sich Jeder ein ganzes nimmt. In Deutschland habe ich den Gebrauch des geweihten Brodes nirgends gefunden, jedenfalls aber wäre dessen Einführung bei manchen festlichen Gelegenheiten, z. B. bei dem Eröffnungshochamt der katholischen Generalversammlungen, gar wohl am Platze.

Der Kirchengesang läßt in mancher Hinsicht vieles zu wünschen übrig. Meistens sind die Sänger nur bezahlte Creaturen, die Morgens den kirchlichen Talar tragen und Abends als Choristen auf der Bühne figuriren. Die Einführung der Brüder von Vézelise fängt nun freilich an diesem Uebelstand gründlich abzuhelfen, leider geht aber das alles nicht so geschwind als man es wünschen möchte. Anderntheils hat man an den Dom- und andern Kirchen die sogenannten Maîtrises wieder organisirt, ein Institut von Chorknaben welche, als Entgelt für ihre Dienstleistungen, Unterricht in den kirchlichen Wissenschaften erhalten und oft zu Priestern, immer aber zu braven Christen heranwachsen. Im Falle der Vermögenslosigkeit der Eltern gibt man ihnen auch den Unterhalt, immer aber hält man sie zu einem sittlichen religiösen Leben an, so daß schon mancher später durch seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit hervorragende geistliche Wür-

[redacted]

denträger aus diesen Anstalten hervorgegangen. Mehrere Bruderschaften üben ebenfalls die Gesangskunst bei verschiedenen kirchlichen Festen, namentlich zeichnen sich die aus Mädchen bestehenden Marien-Bruderschaften während der Maiandacht hierin aus. Auch in den von Religiosen geleiteten Schul- und Waisenanstalten wird der kirchliche Gesang geübt, wogegen die meisten andern Elementarschulen hierin wie überhaupt in Gesang sehr wenig oder nichts leisten. Ein tüchtiger Kirchengesangverein (Société académique de musique sacrée) besteht seit sechs Jahren unter der Leitung des Hrn. Vervoitte, der auch das Conservatoire de musique religieuse dirigirt welches namentlich Organisten ausbildet. Die meisten französischen Bischöfe lassen an dieser Anstalt, die ursprünglich von einem Deutschen gegründet worden, junge Leute auf ihre Kosten in der Kirchenmusik unterrichten. Von den in letzter Zeit überall in Frankreich sehr in Aufnahme gekommenen Volksgesangvereinen übt fast jeder gelegentlich einer Messe oder sonstige Kirchenlieder ein. Von verschiedenen Seiten ist schon die Bildung religiöser Gesangvereine in den einzelnen Pfarreien angeregt worden; und so steht zu hoffen, daß der Kirchengesang sich, dem Aufschwung des kirchlichen Lebens entsprechend, sehr bald heben wird. Was das Sachliche betrifft, so muß bemerkt werden, daß der gregorianische Gesang (plain-chant) vorherrscht und daß fast nur bei besondern Gelegenheiten, namentlich Abend- und Marienandachten, französisch gesungen wird. Uebrigens wissen die Meisten die gebräuchlichsten Hymnen, Psalmen, Strophen und Litaneien im lateinischen Texte auswendig. Wird ja doch auch vom Volke oft lateinisch gebetet, namentlich habe ich Litaneien noch nie in französischer Sprache gehört.

Ganz besonders ist die Thatsache hervorzuheben, daß von Paris die Erneuerung des kirchlichen Baustyls ausgegangen und daß die beiden Meister welche als Häupter der alten Schule zu betrachten sind, Lassus und Viollet-le-Duc, geborne Pariser Kinder sind. Lassus hat die berühmte Heiligenkapelle

[redacted]

im Pariser Justizpalast wiederhergestellt und die schöne Kirche in der Vorstadt Belleville gebaut. Viollet-le-Duc hat die so treffliche Restauration der Notre-Dame Metropole und der Abteikirche von St. Denis geleitet. Außerdem haben beide Meister nebst ihren zahlreichen Schülern so ziemlich alle Kathedralen und bedeutenden kirchlichen Bauwerke Frankreichs restaurirt. In dieser Hinsicht ist in den letzten Jahrzehnten ungewöhnlich viel geschehen, es gibt fast keine irgendwie bedeutendere Stadt wo nicht dergleichen Arbeiten stattgefunden oder in der Ausführung begriffen sind. Freilich werden die bessern Arbeiter und Künstler bei solchen Gelegenheiten fast immer von Paris verschrieben, wo auch meistens die Architekten und Unternehmer wohnen und wo sich eine schöne Schule von solchen Leuten gebildet hat. Außerdem fehlt es nicht an tüchtigen Glasmalern, auch in mehreren Provinzialstädten.

Für Deutschland mag es besonders erfreulich seyn zu erfahren, daß die neue religiöse Malerschule jenseits des Rheins und namentlich die Düsseldorfer Anstalt für gute Kupfer- und Stahlstiche in Frankreich Nachahmung gefunden. Die französischen Künstler haben sich die neudeutschen Meister zu Vorbildern genommen, und eine Société de St. Luc hat die Verbreitung guter Stiche nach Gemälden alter und neuerer Meister der religiösen Kunst unternommen. Die Stiche sind vollkommen der Düsseldorfer Manier nachgeahmt, das Unternehmen erfreut sich eines guten Fortgangs und verspricht allmählig die in so unkirchlichem und verweichlichtem Style ausgeführten Pariser Heiligenbilder, wie sie gewöhnlich erscheinen und weit verbreitet sind, ganz zu verdrängen.

(Fortsetzung folgt.)

[redacted]

XI.

Civilisation und Christenthum.

Culturhistorische Fragmente.

I. Civilisation und Glaube.

„Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Weltgeschichte ist der Conflikt des Unglaubens und Glaubens; alle Epochen der Weltgeschichte in welchen der Glaube herrscht, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mit- und Nachwelt. Alle Epochen dagegen in welchen der Unglaube einen kümmerlichen Sieg behauptet, verschwinden vor der Nachwelt.“ So sagt Göthe im westöstlichen Divan, und die Cultur- und Literaturgeschichte aller Völker und Zeiten liefert Illustrationen zu diesem wahrhaft classischen Ausspruche. Das Jahrhundert der Gottesfurcht bringt einen Sophokles, das der Frivolität einen Kotzebue hervor; das Meisterwerk der Plastik ist dem olympischen Zeus gewidmet, in einem Jahrhundert des Unglaubens entstanden die Perrücken; Athen, „das Werk der Götter“ von Hegesias bei Strabo genannt, stand unter dem Schutze der Göttin der Weisheit, Karlsruhe wurde um ein markgräfliches Bordell, den berüchtigten Bleithurm gebaut; ersteres hatte seine Akropolis, die Paläste und Kirchen des letzteren sind kaum von Porzellanöfen zu unterscheiden; den Kanon der Architektur liefern die Kirchen,

das Parthenon wie die gothischen Dome, an den Bauten des 18. Jahrhunderts studirt man die Gesetze der Auflösung. Die letzten Spuren aller Civilisation leiten zu den Schwellen der Tempel, wie schon der Gleichlaut des Wortes Cultus und Cultur, uralte Städtenamen, wie Diospolis, Heliopolis, Hermopolis und andere bezeugen; die ersten Bilder waren Votiv-Tafeln, religiöse Lieder die erste Poesie. Die Religion ist die Ursache, und nicht, wie der neueste englische Culturhistoriker Buckle meint, das Resultat der Civilisation.

Betrachten wir die verschiedenen Culturstufen eines Volkes, von dem hordenmäßigen Zusammenleben bis zur Blüthezeit einer classischen Literatur, so ist schon das erstere nicht möglich ohne Religion; so werden ohne die ersten Glaubenssätze derselben die gesellschaftlichen Bande reißen, die Menschen zu Banden von Räubern werden. Benehmet dem Menschen den Glauben an eine strafende Gottheit und die Fortdauer nach dem Tode: was wird ihn von Verbrechen abhalten? Hütet euch dann, wenn euch auf einsamen Pfaden ein Hungriger, ein Armer, ein Geiziger begegnet, der zugleich ein Gottesläugner ist; hütet euch, den einsamen Weg mit ihm zurückzulegen; denn ein Gottesläugner, welcher betrügt, raubt und mordet, handelt ganz consequent, so lange er sicher ist der Strafe der Menschen zu entgehen. So sagt nicht etwa ein christlicher Kirchenvater, sondern der Patriarch des modernen Unglaubens; und als einmal seine Mitverschwornen bei ihm zu Nacht speisten, und sehr bald mit den irreligiösen Grundsätzen herauszurücken begannen, unterbrach er sie plötzlich mit den Worten: „wartet bis meine Diener sich entfernt haben, denn ich habe keine Lust in der nächsten Nacht von ihnen erdrosselt zu werden.“

Steigen wir eine Stufe höher auf der Culturleiter, so ist das gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen in einem Staate gleichfalls nicht möglich ohne Treue gegen ein höheres Wesen, ohne Religion und Glauben. Die bürgerliche Ordnung muß einen festen Punkt haben, in den sie ihre Anker

[redacted]

wirft, wenn das Staatsschiff nicht zerschellen soll. Dieser Punkt liegt jenseits der sichtbaren Welt. Das haben alle großen Gesetzgeber des Alterthums begriffen, und es gab keinen einzigen antiken Staatsmann, der geglaubt hätte eine bürgerliche Ordnung ohne Religion und Glauben aufbauen zu können. Deßhalb ließen sie ihre Gesetze von Gott selbst, oder wenigstens von einem höheren Wesen gegeben werden; deßhalb wurde in den hellenischen Freistaaten die Gottlosigkeit mit dem Tode bestraft, und wollte einer der größten unter den griechischen Weltweisen sie auch noch nach dem Tode mit Entziehung eines ehrbaren Begräbnisses bestraft wissen; deßhalb unternahm das griechische Volk den heiligen Krieg gegen die Phokäer, welche den Tempel von Delphi geplündert hatten; deßhalb verurtheilte der Areopag sogar ein Kind zum Tode, als es den Schmuck aufgehoben und behalten der von dem Haupte eines Gottes gefallen war. „Philosophirt über die beste Regierungsform, so lange ihr wollt, sagt Voltaire, wenn ihr aber einen Marktflecken zu regieren habt, muß er Religion haben; und ebenso sehe ich Fürsten und ihre Räthe ohne diesen Zügel als wilde Thiere an, die mich ganz gewiß aufzehren werden, wenn ich ihnen zu einer Zeit unter die Klauen gerathe, wo sie Hunger haben, und denen es nachher nicht einmal einfällt, daß sie etwas Böses gethan haben." Fast gleichlautend mit Voltaire sagt der heil. Augustinus: „ohne Glauben und Gerechtigkeit sind die Staaten und Reiche nichts anderes als große Räuberhöhlen." Merkwürdige Uebereinstimmung zweier sonst gewiß sehr verschiedener Männer! Es gehört aber auch die ganze Blasirtheit des heutigen religionslosen Liberalismus dazu, um nicht einzusehen, daß mit dem Glauben die letzte Stütze der Ordnung zusammenbricht, der Gehorsam aufhören, das letzte Beweismittel, der Eid, seine Bedeutung verlieren, die Gesetze ihrer Kraft beraubt werden müssen. Mit Gesetzen allein läßt sich nicht regieren. Man hat vom 1. Juli 1789 bis 20. Oktober 1795 in Frankreich nicht weniger als 15,479 Gesetze gemacht; und was war das

[redacted]

Resultat davon? die Ueberzeugung, daß Gesetze ohne Glauben an Gott und Unsterblichkeit nichts helfen. Und es hob eines Tages ein Mann einen blutigen Griffel auf, nahm ihn in die entehrte Hand, stieg auf einer Leiter zu einem Tempel hinan, und schrieb über das Portal die Worte: „das Volk erkennt das Daseyn eines höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele an.“

Die Folgen eines gesunden Staatslebens sind das Aufblühen von Handel und Gewerbe, die Pflege von Kunst und Wissenschaft. Die Sitten eines Volkes werden verfeinert, die Geister gebildet, die Herzen veredelt; es tritt ein in die Reihe der eigentlichen Culturvölker. In welchem Verhältnisse steht zu dieser Culturstufe der Glaube? Wir lassen darauf die Geschichte an einem der berühmtesten Culturvölker des Alterthums eine kurze Antwort geben. Das gebildetste Volk der vorchristlichen Zeit waren die Griechen, und ihre Hauptstadt galt für die frömmste des ganzen Alterthums. „Bei euch allein“, läßt Sophokles seinen Oedipus zu den Athenienſern sagen, „bei euch allein auf Erden fand ich frommen Sinn.“ Ueberschauen wir die herrlichen Blüthen welche die griechische Civilisation getrieben, so war Grundlage und Ziel, wesentlicher Inhalt und höchste Aufgabe der hellenischen Kunst, von ihren Anfängen bis zum Höhepunkte, die Religion des Volkes und die Verherrlichung seiner Götter. Die Poesie eines Pindar trägt durchgängig einen ernst-religiösen Charakter; Herodot, den Döllinger einen theologischen Schriftsteller nennt, sieht bei jedem Schritte das Walten der Gottheit in menschlichen Dingen; selbst Thucydides, der Atheistenschüler, erkennt eine oberste Leitung der menschlichen Geschicke durch die Gottheit an und beklagt die Abnahme der Gottesfurcht. Sophokles, Griechenlands größter Dichter, ist ein treuer gläubiger Verherrlicher seiner vaterländischen Götter; Aristophanes, der Spötter, tritt als Anwalt alter Frömmigkeit gegen die Philosophen auf; und dem Philosophen der Bühne, Euripides, warfen schon die Alten mit Recht vor

[redacted]

und sahen es als einen Rückschritt an, daß er die Götter und Heroen in's gemeine menschliche Gebiet herunterziehe. Allein Euripides war doch noch kein Kotzebue; seine Helden sind noch keine „jungen Liebhaber, sie haben noch Ziele, die über das Suschen und Lottchen hinausgehen"; und in seinem letzten Drama nimmt er die überlieferte positive Religion gegen die Vernünfteleien der Menschen in Schutz. Alle antiken Stoffe der Tragiker haben selbst in ihrer Unheiligkeit doch etwas gewissermaßen Heiliges, nämlich Erhabenes, mit keiner gemeinen Hand Antastbares.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die classische Literaturperiode der christlichen Völker, um zu erfahren, in welchem Verhältnisse auch hier Religion und Glaube zu diesen höchsten Civilisationsblüthen steht: so begegnet uns ein Gedicht, das an Großartigkeit der Conception und gewaltiger Tiefe einzig dasteht in der Literaturgeschichte aller Völker, das auf den Schwingen einer bis jetzt unerreichten Poesie uns durch alle Kreise des Lebens und des Todes, der Herrlichkeit und des Verderbens bis zu dem grausigen Gegenbilde der Trinität, dem dreiköpfigen Dis mit den Fledermausflügeln, hinunterträgt. Und dieses Gedicht, wie alle wahrhaft großen Poesien, verherrlicht die Religion und zwar die katholische, die Gerechtigkeit Gottes, den Erlöser, dessen „Name sich nur mit sich selber reimt", die Triumphe der Kirche. Sein Verfasser, der unerbittliche Bekämpfer alles Gemeinen, wird wegen seiner Kenntniß der Theologie von Raphael zwischen Thomas von Aquin und Duns Scotus, die Repräsentanten der größten Gelehrsamkeit und des scharfsinnigsten Verstandes, gestellt; er vollendete sein Werk in einem Camaldulenser Kloster, und wird von den Bettelmönchen des Franziskanerordens als einer der ihrigen erkannt, denn er starb in dem armen Gewande eines Tertiariers. Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß wir die divina Commedia des Dante meinen.

Auch in der classischen Poesie unseres deutschen Mittelalters finden wir jene zwei Elemente, welche eine Poesie groß

[redacted]

machen, das religiöse und nationale. Im Parcival, um nur das eine oder andere anzuführen, sagt Eichendorff*), sehen wir „das deutsche Ritterthum mitten aus dem wilden Gesteine der vorchristlichen Sage plötzlich wie eine Eiche emporpfeilern und mit Aesten und Zweigen geheimnißvoll rauschend in den Himmel greifen. Das alte, rauhe, noch halbheidnische Heldenthum der übermüthigen Kraft, der Habgier, des Hasses und der Rache verwandelt sich in einen Heroismus der Selbstbezwingung, Entsagung und himmlischen Minne." In dem Armen Heinrich tritt uns neben der tiefsten psychologischen Auffassung weiblicher Natur die reinste heldenmüthigste Hingabe des eigenen Ich, nicht wie in den „Wahlverwandtschaften" an die Leidenschaft, sondern an den geliebten Gegenstand und ein Opfermuth christlicher Nächstenliebe entgegen, den wir gar nicht mehr verstehen**).

Steigen wir zu den Zeiten herab die den letzten vorangingen, in denen der Unglaube des wiedererwachten Heidenthums schon längst seine dunklen Schatten auf die christliche Civilisation Europa's warf, so sehen wir noch einmal die schönste, heiligste Blüthe christlicher Romantik sich entfalten in Spaniens großem Calderon. Seine gluth- und lebensvollen Allegorien, seine Conceptionen stehen an Großartigkeit denen Dante's oft nur wenig nach; in wunderbar poetischem Schmucke lehren seine Auto's die einfachen Wahrheiten des Katechismus; in tiefsinnigster Weise schildert er in dem „Zu Gott aus Staatsklugheit" das Ringen der wahrheitsbedürftigen menschlichen Seele; wie auf Adlersflügeln werden wir in dem „Großen Theater der Welt" auf die höchsten Berge geführt, um tief unten die Erde mit ihrem weltlichen Treiben stolz und klar zu übersehen. Und Calderon war ein durch und durch gläubiger katholischer Christ,

*) Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands. Paderborn 1857.
**) K. Barthel, die classische Periode der deutschen Nationalliteratur im Mittelalter. Braunschweig 1857.

[redacted]

der Alles nur zur Verherrlichung seiner Kirche gethan. Mit Recht macht es deßhalb sein neuester Herausgeber*) den Katholiken zum Vorwurfe, daß sie so spät erst wieder an Calderon gedacht, und durch die Protestanten Tieck und von Schack auf ihn mußten aufmerksam gemacht werden.

Wie Calderon, so gehört gleichfalls noch dem christlichen Mittelalter an, steht wie er auf dem Goldgrunde der Kirche und der Nationalität ein Dichter, dem ein jüngst verstorbener, in der civilisirten Welt hochgeachteter Cardinal seine Stelle neben Homer und Dante anweist, und zwar eine so gesicherte Stelle, daß der Kampf jedes andern Genie's gegen ihn, und wäre es auch mit Giganten-Stärke begabt, doch nur ein Kampf der Titanen gegen Zeus seyn würde. „Schwere Felsblöcke werden auf ihn herabgeschleudert werden, sagt Wiseman**), und der Blitz aus Shakespeare's Hand wird sicher seinen Lorbeerkranz zerreißen, wenn nicht sein Haupt zerschmettern." Shakespeare steht, wie gesagt, auf dem „Goldgrunde der Kirche". Begreiflich daher, daß ihn Voltaire und Byron, Vehse und Vischer, selbst Göthe nicht verstanden. Er ist kein Atheist, wie ihn merkwürdiger Weise vor einigen Jahren Birch genannt; kein Pantheist, wie Vischer meint; kein Herold des modernen Humanitätsbegriffes oder absoluten Menschengeistes, wie Vehse und Kreyssig wollen; kein confessionsloser Rationalist und unabhängig von aller positiven Religion, wie Gervinus zu beweisen sucht; er ist nicht der Dichter des Protestantismus, wie Göthe behauptet; der Hintergrund der Shakespeare'schen Welt ist nicht der confessionell-protestantische, wie der ungenannte Verfasser der „Betrachtungen über die religiöse Bedeutung Shakespeare's" schließt, sondern der christliche und zwar der katholisch christ-

---

*) Fr. Lorinser, Don Pedro Calderon de la Barca, geistliche Festspiele. Deutsch mit Commentar. Regensburg 1856. cf. dazu W. Menzel's Literaturblatt 1857. Nr. 14.

**) William Shakespeare. Autorisirte Uebersetzung. Köln 1865.

[redacted]

liche. Und die Untersuchungen machen es jeden Tag wahrscheinlicher, daß er während seines ganzen Lebens nicht nur äußerlich der Kirche angehörte, sondern wohl auch innerlich ihr zugethan war. Sein neuester Biograph, der kunstsinnige Rio *), reklamirt ihn daher für die Katholiken, und „zeichnet seinen Namen auf neben den Namen Dante's und Michel Angelo's, seiner würdigen Glaubensgenossen, daß er mit ihnen ein Triumvirat bilde, welches alle Mitbewerber des Ruhmes in die Schranken fordern kann."

Mit Shakespeare schließt auf lange Zeit die Zahl großer Dichter. „Ein Blick auf ihn", sagt in einer christlichen Anwandlung der heidenfreundliche Cholevius **), „regt unsere tiefste Sehnsucht auf; wir waren auf dem Wege ein Shakespeare'sches Drama zu gewinnen; diese Hoffnung ist nicht erfüllt worden." Wie zur Heidenzeit die ehrwürdige griechische Tragödie, wurzelnd im Ernste der Religion, mit dem Sinken der Religion gleichen Schritt gehalten, und unter den römischen Kaisern zu Schaustücken des Cirkus herabsank, so endete die christliche Poesie in weltlicher Corruption. Nachdem die heilige Muse des 17. Jahrhunderts in Balde, Angelus Silesius und Friedrich Spee noch einmal einen kleinen Flug unternommen, senkt sie die Schwingen. Die poetischen Erzeugnisse des vorigen und größtentheils auch des gegenwärtigen Jahrhunderts, all' unsere deutschen Homere, Virgile, Horaze, Anacreonte und Catulle, Sophoklesse und Euripidesse, Terenze und Seneca's, welche antike Lorbeerkränze auf ihre modernen Perrücken drückten, wie Wolfgang Menzel irgendwo einmal gesagt hat, und dem göttlichen Apollo einen Zopf anhängten, die sich Spartaner, Athener und Römer zu seyn träumten, während sie nur deutsche Philister, Schulmeister, Pastoren

*) Shakespeare von F. A. Rio. Aus dem Französischen von K. Zell. Freiburg 1864. Man vergleiche dazu die Artikel in diesen Blättern.

**) Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen. Leipzig 1854.

[redacted]

und Kanzleiräthe waren, müssen wir in ein folgendes Fragment „Civilisation des Unglaubens“ verweisen. Zweier Erscheinungen jedoch wollen wir hier noch gedenken, Klopstock's und der Romantiker, weil sie den Beweis liefern, daß selbst ein religiös-gläubiger Anflug schon eine gesunkene Poesie unwillkürlich hebt.

Klopstock hat schon bei seinen Zeitgenossen die verschiedensten, einander entgegengesetzten Beurtheilungen gefunden, deren interessantes Spiegelbild uns Löbell*) vorgehalten. Wir haben sie nicht zu prüfen; wir lassen es dahingestellt seyn, ob der „Messias“ wirklich weiter nichts ist als „eine Nebelgestalt, dem warmen südlichen Boden der Evangelien entrückt in die kühle nordische Region des rationalistisch-sentimentalen Humanismus“; wir wollen nicht untersuchen, was der Tradition und dem christlichen Gefühle Widersprechendes all' dieser Messias enthält; auch des Dichters Privatleben nicht gedenken, das z. B. während seines Aufenthaltes in Zürich nicht sehr heiligmäßig war: uns genügt das eine, er hat es gewagt in dem Zeitalter Voltaire's die christliche Religion zu verherrlichen; und der bloße Anklang dieser Tendenzen, das bloße christliche Aushängeschild hat ihn berühmt gemacht. Sein härtester Beurtheiler war bekanntlich Tieck, und Tieck scheiterte an einer ähnlichen Klippe. Er sollte Dichter der Kirche werden, und fiel aus Schwäche gegen den heidnischen Zeitgeist in die Weltlichkeit zurück. Seine Religion ward eine Schwebereligion, wie Eichendorff sagt, zu ernst für gemeine Frivolität, und doch auch zu weltlich und voll Angst, vor der Welt thöricht zu erscheinen. „Bei meiner Lust am Tiefsinnigen und Mystischen, sagt er selber, lag auch stets in meiner Seele eine Lust am Zweifel und der kühlen Gewöhnlichkeit.“ Er huldigte deßhalb in der „Genovefa“ mit

*) Die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstock bis zu Göthe's Tod. Braunschweig 1856.

einbarer Begeisterung der katholischen Weltanschauung, und
:tritt in dem „Aufstand in den Cevennen" ebenso die pro-
tantische. Wie ihm erging es den meisten andern Roman-
ern; sie waren der Durchführung christlicher Ideen noch
ht gewachsen, der heidnische Geist war noch zu mächtig.
nmerhin aber hat die deutsche Muse bei ihrem neuversuchten
uge „nach Golgatha's Gipfel statt nach dem Pindus", wie
the von Klopstock sagt, Schönes und mitunter wahrhaft
etisches gesungen, und so im Kleinen uns bestätigt was
r an Großem gesehen, daß wahre Poesie, diese hohe Blüthe
Civilisation, vorzüglich in dem Glauben wurzelt.

Aber Göthe und Schiller! wird man hier einwendend
rufen; an den herrlichen Blüthen, welche die Civilisation
ihnen getrieben, hat doch Religion und namentlich christ-
ier Glaube wenig Antheil. Und gerade diese beiden seien
s zum Schlusse noch anzuführen erlaubt. Wohl hat in
en das heidnisch-rationalistische Element am schärfsten sich
geprägt, seinen Culminations-, aber auch seinen Wende-
kt gefunden, der christliche Standpunkt entschiedene Siege
ngen; ja die schönsten Erzeugnisse, sie liegen diesseits des
depunktes. Der bedeutendste katholische Literarhistoriker der
ten Zeit, Eichendorff*), sagt von Göthe: „Er ist der
liche Führer der modernen Cultur. Dafür hat er aber
ille Höhen und alle Schauer und Abgründe dieser Bil-
tief erkannt, und in seinem Faust unsterblich gemacht.
ist die wahrhafte Tragödie der neuen Zeit, wie da der
das ewig Unergründliche erforschen will und in hoch-
r Ungeduld an der verschlossenen Pforte des Jenseits
der Teufel aber dabei ihm beständig hohnlächelnd über
l sieht, und ihm von Gleichgiltigkeit und überschwäng-
eltlust zuflüstert, und doch nichts zu geben vermag
r neuen Hunger und Ueberdruß und Verzweiflung."

—

ichte der poetischen Literatur Deutschlands. Paderborn 1857.

[redacted]

In dem zweiten Theile des Faust sieht Eichendorff den „nüchternen Rückfall in die alte Humanitätskrankheit", und W. Menzel bemerkt etwas sarkastisch hierzu: „so kann das größte Gedicht unserer Literatur unmöglich beschaffen seyn, oder es ist eben nicht das größte." Andere fassen die Sache deßhalb anders auf, am schönsten vielleicht Joseph Görres in einem Buche, in dem man solcherlei freilich nicht sucht, in der „Wallfahrt nach Trier". Er sagt dort: „Der Kreis der Verneinung ist rundum abgeschlossen, nur jenseits bei der Bejahung kann noch Hülfe gesucht werden . . . Der Dichter läßt die Seele in der ansteigenden Metamorphose, wie er selbst die absteigende bei seiner Dichterweise eingehalten, allmählig reinigen; durch die eingehaltenen Stufen katholischer Ordnung in den Engelschören läßt er sie aufsteigen; die Chöre unschuldiger frühe verstorbener Kinder nehmen dann sie auf, lösen ihr die elementarischen Flocken ab, und bringen sie vor die Himmels-Königin im Sternenkranze, umgeben von den Büßerinen die alle, Gretchen an der Spitze, Fürbitte einlegen. Und die Herrscherin der Welt, das höhere geistige Vorbild der Erdmutter in der Tiefe, diese nämlich nach ihrer lichten Seite hin, verzeiht; der Sünder ist gerettet, und in die höhern Kreise aufgenommen; denn das ewig Weibliche zieht uns hinan. So hat aller heidnische Apparat zuletzt nur zu einer Huldigung der Wahrheit hingeführt; und was der Mund ein ganzes bewegtes Leben hindurch verschwiegen, das hat im Kunstwerke sich verrathen... Dieser Dichterkönig hat seinen triumphirenden Auszug aus den Pforten der Negation angetreten; aber treu und ehrlich suchend und forschend, hat er immer sein Angesicht der positiven Wahrheit zugewendet; und sein guter Geist hat ihn ihr näher und näher geführt, und ihm zuletzt einen Blick in's Land der Verheißung gestattet . . . Göthe hat eingesehen, daß der Faust nicht ohne Kirche zum Ende komme."

Aehnlich verhält es sich mit Schiller. Das Resultat der in jüngster Zeit über ihn angestellten Untersuchungen dürfte

[redacted]

wohl in folgendem sich zusammenfassen: Nachdem die französische Revolution sein philosophisch-humanistisches Ideal zerstört; nachdem er sodann die lang gehegte Lieblingsmeinung aufgegeben, daß die Kunst die einzige Bildnerin des menschlichen Geschlechtes sei: erkannte er die tiefe Bedeutung der Religion; fand, daß der Cultus des Idealen nur eine unselige menschliche Religion sei, und erklärte in einem Briefe an Zelter geradezu, es könne wie der Musik durch den Kirchengesang, so der Kunst überhaupt nur durch den religiösen Cultus aufgeholfen werden. Er gewann allmählig ein tieferes Verständniß der christlichen Vergangenheit, eine sittlich-christliche Weltanschauung, und kehrte wenigstens zur Ahnung dessen zurück, „von dem sein Gemüth in frommer Kindheit in wunderbaren Anklängen berührt worden." Bei diesem Ringen und Suchen macht sich auch bei ihm eine Vorliebe für den katholischen Cultus bemerkbar, der für sein Gemüth ansprechender war, als „der Puritaner dumpfe Predigtstube." Und daher denn die schönen Aussprüche, wie sie seine neuesten Biographen gesammelt. Wir können absehen von allen geheimnißvollen Vermuthungen über das „was er noch mit der Religion vorgehabt", von seinem „Kryptokatholicismus", von seiner „Conversion" und dergl.; das Gesagte zeigt, daß auch unsere Heroen der Dichtkunst nach allem Ringen und Streben schließlich erkannten, es müsse zur Meisterschaft in der Form auch der rechte Geist kommen. Und dieser Geist ist die Religion, und zwar die christliche.

Gegen diese Erkenntniß reagirt der antichristliche Geist mit ingrimmiger Erbitterung, sucht sich durch List und selbst durch Gewalt in Schule und Leben zu behaupten, und hat aus dem Arsenale des alten Heidenthums wieder einmal die dem Christenthum feindlichste Waffe hervorgeholt, den Cultus der Materie. Die entscheidende Krisis steht uns noch bevor, und von ihr hängt es ab, ob wir in der christlichen Civilisation weiter-, oder zur Barbarei zurückschreiten. Ob namentlich für die deutsche Poesie noch eine Blüthezeit eintritt,

wie Hamberger*) hofft, ob die „an dem einstrahlenden Glaubenslichte entzündete poetische Naturkraft des Mittelalters, und die von selbstbewußter freier Kunstthätigkeit durchdrungene dichterische Kraft des vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderts“ sich derart vereinigen, ergänzen und verklären, daß „der Geist aus den mannigfachen Irrsalen des Zweifels zu ruhiger Klarheit und zur freudigsten Gewißheit über die ganze Fülle der christlichen Wahrheit gelangt“, wissen wir freilich nicht; das aber wissen wir, daß die schöpferische Kraft des Christenthums noch nicht erloschen ist, daß auf seinem Boden immer neue Keime der Civilisation aufsprossen, wachsen, blühen und vielleicht ungeahnte Früchte tragen.

XLI.

Historische Betrachtungen über neues und altes Verfassungsleben.

IV. Das Breisgau wieder unter Habsburg.

Die Wiedererlangung der ursprünglichen Wiege ihres Geschlechts fiel für die Enkel Rudolfs von Habsburg und ihre Lande in verhängnißvolle Tage. Der von der Herrschsucht K. Albrechts I. und dem Uebermuthe seiner Landvögte und Ritter heraufbeschworene Kampf der reichsfreien Landschaften der Schweiz gegen ihre Herrschaft hatte seitdem nur zu kurzer oder längerer Waffenruhe, nicht zum Frieden geführt. Der an K. Albrecht I. 1308 von Johannes Parricida

*) Christenthum und moderne Cultur. Erlangen 1863.

[redacted]

verübte Mord warf seine blutigen Schatten schon auf künftige Tage, indem Bruderhaß und Entzweiung so oft Habsburgs Haus erfüllen sollten. Nachdem Friedrich I. der Schöne seinem Gegner Ludwig dem Bayer unterlegen war und eines frühen Todes 1330 starb, ging die Sorge seines Bruders Albrechts II. des Weisen, der alle seine Brüder lange überlebte, vorzüglich dahin theils seine Hausmacht auszudehnen, theils sie durch Eintracht unter seinen Söhnen zu befestigen. Die Länder sollten ungetheilt bleiben, nur das Einkommen unter billiger Bevorzugung des Aeltesten getheilt werden.

Ein eigenthümliches Geschick, welches in den folgenden Geschlechtern auch wiederkehrt, stürzte die meisten seiner Söhne in ein frühes Grab. Friedrich III. starb schon 1362 auf der Jagd und Rudolf IV., „der Listige", mit 27 Jahren plötzlich 1365 in Italien, also vor der Erwerbung des Breisgaues für sein Haus. Dieser gewaltthätige, aber ungemein begabte Fürst hatte eine staunenswerthe Thätigkeit entwickelt, u. a. die Universität Wien gegründet und den Stephansdom als Ruhestätte für sein Geschlecht erbaut. Die beiden überlebenden Brüder Leupold III. und Albrecht III. ertheilten nunmehr nach der Uebernahme der Stadt Freiburg ihr die neue Verfassungsurkunde vom 23. Juni 1368, welche wesentlich das alte Stadtrecht bestätigte, jedoch das den Bürgern zugestandene Recht Verbindungen nach Belieben einzugehen entzog*).

Herzog Leupold hatte schon das Regiment in den Vorlanden geführt, als ein Vergleich der Brüder (1373) nach vielfachem Streite zu Stande kam, und er ausschließlicher Gebieter des Breisgau's wurde. Dieser kriegerische Fürst sah sich bald gegen seinen Willen in verderbliche Händel verwickelt. Enguerrand von Coucy hatte Ansprüche auf das Erbe

*) Schreiber a. a. O. S. 539 ff. Hansjakob a. a. O. S. 105. „Die (gegenwurdige hantveste) ist gegeben in unserer purg zu Wien an dem abend des geburtlichen tages des heiligen Herren sand Johansen des touffers, ze sunwenden, nach kristes gepurde u. s. w. 1368."

seiner Mutter aus dem Hause Habsburg erhoben und überschwemmte, von König Karl V. von Frankreich unterstützt, mit einem Heere welches bis zu 100,000 Mann angegeben wird beide Ufer des Rheines, besonders Elsaß und das Fricktḫal. Da er kein Belagerungszeug mit sich führte, so warf sich Herzog Leupold nach Breisach, nachdem er weite Strecken Landes hatte verheeren lassen. Der barbarischen That entsprach der beabsichtigte Erfolg: die Heerhaufen liefen auseinander, raubten und verwüsteten aber noch lange auf gräuliche Weise, obgleich eine Vereinbarung unter den Fürsten erfolgt war *).

Das Jahr 1378 wurde durch einen Todfall bezeichnet, welcher auch für das Breisgau und ganz Deutschland unberechenbare Folgen hatte. Papst Gregor XI. hatte unter einem „rasenden“ Jubel, wie die Zeitgenossen überliefern, seinen Sitz aus Avignon wieder nach Rom verlegt, und starb daselbst unerwartet schnell, erst 47 Jahre alt, als er im Begriffe stand Rom wieder zu verlassen. Der Italiener Urban VI. wurde, in Uebereinstimmung mit dem stürmischen Verlangen der Römer, von 16 der Mehrzahl nach französischen Cardinälen rechtmäßig gewählt und allgemein anerkannt. Nichtsdestoweniger verwarfen vier Monate später dieselben Cardinäle ihre eigene Wahl und erhoben unter den offenbaren Einflüssen Frankreichs, das den Papst in Avignon festhalten wollte, den Grafen Robert von Genf auf den päpstlichen Stuhl, der sich Clemens VII. nannte. Obschon der Kaiser und mit wenigen Ausnahmen alle deutschen Reichsstände Urban VI. fortwährend anerkannten, entschied sich Herzog Leupold für dessen Gegner, empfing von ihm die Zusage einer Geldbewilligung von 100,000 Goldgulden, wofür ihm das

*) Lichnowsky a. a. O. IV. S. 161 ff. Man nannte dieß den „Gugler“-Krieg nach den spitzigen Eisenhauben der fremden Krieger, wovon sich noch bis heute die Bezeichnung von Düten als Gugeln im Lande erhalten hat.

[redacted]

:sammte Eigenthum der Kirche verpfändet seyn sollte, und hloß sogar mit Frankreich einen Bund, nach welchem im alle eines Krieges Ludwig von Anjou ihn mit 3000 Lanzen-techten unterstützen sollte.

Kam der Kampf am Rheine auch nicht sofort zum Aus-:uch, so war das Beispiel der Verbindung eines Habsburgers :gen Kaiser und Reich gegeben, und wirkte nachhaltig und :rderblich ein. Die Christenheit war durch das Schisma in oei große Parteien geschieden, deren jede den eigenen Vor-eil zum Maßstab nahm, um sich für die Autorität des nen oder andern Papstes, wie später des einen oder andern aisers zu erklären. Noch war der Kampf scheinbar nicht gen die Autorität selbst gerichtet, diese mußte aber durch ese Kämpfe nothwendig untergraben und die Zeit vorbereitet erden, in welcher nicht sowohl die Träger der Autorität als ese selbst würde verworfen werden.

Hierin kann allein das richtige Verständniß dessen was lgen mußte, gefunden werden. Das unter K. Karl IV. och einigermaßen niedergehaltene ritterliche Räuberwesen achte unter solchen allgemeinen Wirren von neuem wieder 1f und die Wohlthat eines geordneten Städtewesens wurde n so mehr erkannt. Oberhalb Freiburg z. B. hausten auf :r Burg Falkenstein im Höllenthale der Raubritter Werner ad dessen Brüder; sie erfüllten die ganze Gegend mit Schre-en. Ein Bürger von Freiburg wurde einst nach schauer-cher Mißhandlung vor Frau und Kind von den Zinnen des hurmes in die Tiefe gestürzt, wo er zerschmetterte. Auf die 3eheklage der Wittwe zogen die Bürger aus und brachen 18 Raubnest *).

Die Zustände im Reiche, in Verbindung mit dem Ruhme iederholter Siege, hatten gegen den frühern Uebermuth ihrer edränger nun auch bei den Eidgenossen Uebermuth hervor-

*) Kolb a. a. O. I. S. 285; vergl. die anziehende Schilderung in der „badischen Landesgeschichte" von Joseph Bader (1864) S. 154 ff.

[redacted]

gerufen. Obgleich in der gemeinschaftlichen Gefahr des „Guglerkrieges“ dem Herzog Leupold verbunden, wurden nun dessen Städte und Landschaften gegen Vertrag und Eid von Schweizern wiederholt überfallen und beraubt, habsburgische Unterthanen gefangen und getödtet, zum Abfall von ihren Herrschaften und zum Eintritt in den Schweizerbund verlockt. Die Spannung hatte nach vielen vorausgegangenen Versuchen den höchsten Grad erreicht, als der Fall von Sempach endlich den blutigen Ausbruch veranlaßte.

Am 9. Juli 1386 kam es daselbst zu der weltbekannten Schlacht, in welcher Herzog Leupold mit der „Blüthe der Ritterschaft“ fiel.

Der 15jährige Sohn des Herzogs, Leupold IV. der „Stolze“ wünschte den väterlichen Tod zu rächen und erließ mit der schmerzlichen Nachricht Aufgebote nach vielen Seiten*). Er setzte den Krieg auch eine Weile ohne Erfolg fort, wurde aber von dringendern Angelegenheiten in andere Landestheile und nach Italien geführt. Leupold war wenig im Breisgau und nicht beliebt. Das Erbe seiner Mutter Viridis, einer Tochter des Herzogs Barnabas von Mailand, hatte ihn dort in kriegerische Verwicklungen gebracht. Endlich entzweiten sich die Brüder über die Vormundschaft Albrechts V. spätern Kaisers, dessen Vater schon von ihnen in Abhängigkeit gehalten worden war. Der Tod der beiden Brüder Wilhelm

---

*) Das Schreiben an den „erbern und wisen unsern lieben getrewen, dem purgermaister und dem rat ze Friburg in Brisgow“ lautet so: „Wir klagen ew unser grozz hertzlaid umb unsern lieben Herren und vatter Hertzog Leupolten, der nu an dem nästen vergangen Mentag, und etlich herren, ritter und kneht mit im, von den Switzern und ire aidgnossen laider erslagen sint, getruwen wir wol daz üch daz ouch laid si, und bitten üch ernstlich, daz ir uns zwainzig iwer vesten schützen unverzogenlich hersendet, daz si uns helffen wider unser viend, und getrüwen üch ouch wol, daz ir uns daran nit lasset, wan es unser erst pet (Bitte) ist. Daz wellen wir gern üch für basser erkennen. Geben ze Prukk an Sunnentag vor Alexii (15. Juli) anno 1386.“ Schreiber a. a. O. I. S. 48 f.

[redacted]

1406 und Leupold 1411 in jungen Jahren setzte diesen Streitigkeiten, welche das Breisgau nicht berührten, ein vorläufiges Ziel. Die wichtigste Urkunde die sich von Leupold IV. erhalten hat, betrifft die käufliche Erwerbung der Herrschaft Badenweiler von dem Titulargrafen Konrad von Freiburg und Herrn von Neuenburg, der sie 1398 wegen Schulden veräußerte. Der mit dem markgräflichen Hause Baden sich darüber entspinnende Streit kam erst unter Kaiserin Maria Theresia zum friedlichen Ausgleich.

Die Regierung des Breisgau's gelangte nun in die Hände Friedrich's IV., jüngsten Sohnes des bei Sempach gefallenen Herzogs Leupold. Der merkwürdigen Schicksale Friedrich's „mit der leeren Tasche" wurde früher schon gedacht. Er war zunächst das Opfer jenes traurigen Zwiespalts der die christliche Welt erschütterte. Der Tod des Grafen Robert von Genf als Clemens VII. (1394) hatte der Kirche den Frieden nicht gegeben. Die in Avignon versammelten Cardinäle stellten dem rechtmäßig gewählten Nachfolger Urban's VI., Bonifacius IX. einen durch Sittenreinheit und große Gelehrsamkeit ausgezeichneten Spanier, Petrus de Luna entgegen. Mit Hartnäckigkeit und gegen das vor der Wahl ertheilte Versprechen, beharrte nicht nur er, sondern auch der ihm 1406 entgegengestellte, rechtmäßig gewählte Papst Gregor XII. auf der Weigerung sich der Tiara zu entschlagen. Auf der Synode zu Pisa waren beide Päpste abgesetzt und nach dem baldigen Ableben Alexanders V. der nichts weniger als geachtete Johannes XXIII. gewählt worden.

Nun hatte die christliche Welt drei geistliche Oberhäupter und schied sich darnach in drei feindliche Theile. Sigmund, K. Wenzel's Bruder, 1411 zum Kaiser erwählt, bestimmte Johannes XXIII. mit vieler Mühe ein Concilium nach Constanz zu berufen, was von dem Papste ausgehen mußte um als ökumenisch, d. h. allgemein verbindlich zu gelten.

Der Papst hatte sich ungern zu dem Schritte entschlossen und nach mächtiger Unterstützung umgesehen, die ihm vor-

[redacted]

zugsweise Herzog Friedrich, der Gebieter über ausgedehnte Länder von dem Fuße der Alpen bis an die Thore von Constanz gewähren konnte. Es wurde ihm daher von dem Papste zu Meran die Stelle eines obersten Hauptmannes der Kirche am 15. Oktober 1414 übertragen und dafür von dem Herzog sicheres Geleite zugesagt. An dieses sein gegebenes Wort hielt sich Friedrich nun ehrlich treu gebunden. Nachdem der Papst ohne sein Wissen am 21. März 1415 aus Constanz entflohen war, folgte ihm Friedrich nach Schaffhausen und brachte ihn hierauf in Sicherheit nach Freiburg. Hier weilten beide nun vorerst, Friedrich abwechselnd mit Breisach, unter dem wachsamen Schutze seines treuen Breisgaues. Er war unschlüssig und versäumte gegen die täglich wachsende Zahl seiner nach Beute lüsternen Feinde geeignete Maßregeln der Vertheidigung zu ergreifen. War Friedrich auch nicht ohne Schuld und zeugte der Schein mehr noch gegen ihn, so trug das gegen ihn geübte Verfahren nicht allein zum außerordentlichen Nachtheil seines eigenen Hauses, sondern von ganz Deutschland weniger das Gepräge der Gerechtigkeit als der Rache.

Am 30. März 1415 wurde die Reichsacht über Friedrich ausgesprochen und mittelst Anschlags an den Kirchenthüren in Constanz wurden alle Fürsten, Grafen, Herrn und Städte aufgefordert, irgend welche Klagen gegen ihn vorzubringen; zugleich Lehenträger und Unterthanen aller Pflichten gegen ihn entbunden. Während der Herzog von Freiburg aus um eine Rechtsentscheidung den König anging, verhängte dieser eine förmliche, für die jedenfalls unschuldigen Lande Friedrichs verderbliche Hetze, dahin wo nur immer habsburgisches Erbe lag. Nicht nur deutsche Fürsten und Städte fielen gierig über die einzelnen Länder Friedrichs her, sondern auf die dringende Mahnung Sigmunds selbst die Eidgenossen, um an Habsburg ihren Muth zu kühlen *). Was dem Herzog

*) Mehrere Schriftsteller suchen den ursprünglichen Grund der Ab-

[redacted]

ch verblieb oder zurückerstattet wurde, verdankte er der
eue seiner Völker, nicht der Rückkehr des Kaisers zu billi-
en Anschauungen, wie sie die grenzenlose Verwirrung im
ich und in der Kirche ihm nahe legen konnte.

Diese unglückliche That hatte unermeßlich schlimme Fol-
t für die ganze Weltstellung Deutschlands, was die nahe
d eine fernere Zukunft zeigte. Daß große Theile des deut-
en Reiches und die ganze Schweiz von dessen Verbande
gerissen wurden, war in Folge dieser Schwächung Habs-
rgs möglich, weil hierin eine Verminderung der Gesammtkraft
utschlands lag. Frankreich dehnte nicht nur seine Grenzen
ch dieser Seite weiter aus, sondern suchte sein eigenes Interesse
mer mehr mit jenem der Eidgenossen, zum Nachtheile
utschlands, zu verbinden. Oesterreichs Hauptmacht lag
Osten, mit den Türken fast stets im Kampfe, während
habsburgischen Fürsten bald gegeneinander selbst, bald
en ihre eigenen Unterthanen ebenfalls in Waffen standen.
durch war es um so schwieriger einem gemeinschaftlichen
nde Widerstand zu leisten, als die Vorlande in Schwaben

---

neigung des K. Sigmund gegen Herzog Friedrich in einer persön-
lichen bei dem Besuche zu Innsbruck von Letzterem erlittenen Be-
leidigung. Lichnowsky V. S. 153. Die Hauptursache war wohl die
eifersüchtige Rivalität zwischen den Häusern Luxemburg und Habs-
burg. Als Friedrich dem Kaiser zu Constanz gedemüthigt zu Füßen
lag, wendete dieser sich zu den Botschaftern der italienischen Staaten
mit den Worten: „Ir Herren von Italia jr meinend und wänend
und wissend nitt anders dann daz die herzogen von Oesterreich die
großen herren seyen in teutschen Landen in der nation Germania.
Nun sehend jr daz ich ein mechtiger fürst bin, über die von Oester-
reich und fürst über alle andern fürsten, herren und statt.“ Lichnowsky
V. S. 174. K. Sigmund trieb den Haß so weit, Eidgenossen durch
das Concilium mit dem Banne bedrohen zu lassen, würden sie den
Geächteten nicht bekriegen. Ebend. S. 171. Martin V. nahm
selbst Johann XXIII. wieder in Gnaden auf, der als Dekan des
Cardinal-Collegiums starb (1419). Um wie viel mehr war eine
schonende Rücksicht gegen Herzog Friedrich geboten.

[redacted]

und am Rheine durch Nachbarländer von dem Mittelpunkt getrennt und deren Fürsten mit dem Reichsfeind selbst manchmal verrätherisch verbunden waren.

Die Flamme des grausamen Bürgerkrieges, welche bis kurz vor dem Tode K. Sigmunds (1437) in Böhmen und andern Theilen Deutschlands wüthete und später wiederholt aufloderte, berührte das Breisgau nicht. Seine Städte, namentlich Freiburg und Breisach, erfreuten sich vielmehr unter dem wohlwollenden Regimente des wieder eingesetzten Friedrich einer steigenden Blüthe und Bedeutung. Als Herzog Friedrich IV. 1439 starb, war sein einziger ihn überlebender Erbe Sigmund erst 15 Jahre alt, und Albrecht VI., der zweite Sohn des Herzogs Ernst des Eisernen und Bruder K. Friedrichs III., trat als Vormund die Regierung des Breisgaues an. Indessen hatten sich die wichtigsten Ereignisse im Osten Deutschlands begeben.

K. Sigmund suchte zwar das dem Hause Habsburg zugefügte Unrecht dadurch zu sühnen, daß er auf Albrecht V., seinen Eidam alle seine Kronen übertrug, aber die der Machtfülle Deutschlands geschlagenen Wunden bluteten nur um so stärker fort. Der vortreffliche Albrecht II., als Kaiser, starb schon 1439 mit Hinterlassung eines noch nicht gebornen Erben Ladislaus, über dessen Vormundschaft ein heftiger Streit unter den beiden Brüdern, Friedrich III. und Albrecht VI. entbrannte. Die Türken fielen unterdessen in Ungarn ein, Böhmen lag im Bürgerkriege und der Adel der Erblande stand in voller Empörung, welche von den habsburgischen Brüdern selbst in ihrem persönlichen Interesse genährt wurde*). Da führte ein großes gemeinschaftliches Hausinteresse im Westen eine vorübergehende Verständigung unter den streitenden Fürsten herbei, welche aber von den unheilvollsten Folgen begleitet war. Friedrich von Toggenburg der letzte seines reichbegüterten Stammes war 1436 gestorben und hatte seinen

*) Lichnowsky a. a. O. VI. S. 11 ff.

[redacted]

Unterthanen für den Todfall die Aufnahme in den Verband ihrer Nachbarn, der „Landleute“ von Schwyz zugesagt. Darüber entspann sich ein heftiger Zwiespalt unter den Eidgenossen selbst. Elisabeth von Metsch, des Grafen Wittwe fand sich in ihren Ansprüchen verletzt und wurde von Zürich unterstützt, das eifersüchtig auf die Vergrößerung des kleinen Schwyz blickte *). Die längere Zeit andauernde Spannung führte endlich zu einem Kriege gegen Zürich, das stark bedrängt sich Oesterreich mit vortheilhaften Anerbietungen näherte.

Diese Umstände schienen den Fürsten Habsburgs zur Wiedererlangung verlorner Länder in der ursprünglichen Heimath günstig. Kaiser Friedrich III. hatte 1442 einen Reichstag zu Frankfurt abgehalten und begab sich über Freiburg nach Constanz, wo er mit den Erzherzogen Albrecht und Sigmund zu gemeinschaftlicher Berathung zusammentraf. Von da begab er sich nach Zürich und andern Städten der Schweiz, wo ihn ungeheurer Jubel empfing. Ein Bund wurde abgeschlossen. Als aber Zürich von allen Eidgenossen angefallen den kaiserlichen Beistand anrief, konnte dieser nicht geleistet werden, weil Sultan Murad eben erst in Ungarn eingefallen war, und des Kaisers Ohnmacht nicht einmal den ruhmvollen Widerstand Ungarns und Polens unterstützte. Die schwachen Vorlande vermochten keine ausgiebige Hülfe zu leisten; da ging Friedrich den König Karl V. von Frankreich um ein Hülfsheer gegen die Eidgenossen an. Statt der bezeichneten 5000 Mann sandte der König, unter der Führung des Dauphin, spätern Ludwig XI., über 40,000 Mann, die verheerend durch das Elsaß gegen Basel zogen. Der König war froh sich dieser herrnlosen räuberischen Söldnerschaaren auf fremde Kosten zu entledigen, nachdem sie früher unter der eisernen Hand eines kühnen Abenteurers Armagnac gestanden hatten, nach dessen Namen man sie nannte **).

*) Moreri a. a. O. VI. Art. Toggenburg und Johannes Müller a. a. O. 3. Buch.

**) Kreuter II. S. 150 ff. Die Erinnerung an die „armen Jäken“

[redacted]

Basel bot gegen sie die Eidgenossen auf; am 26. August 1444 kam es hierauf zu der berühmten Schlacht bei dem Kirchhofe von St. Jakob, wo 1200 bis 1600 Eidgenossen, meistens aus Bern und Solothurn mit unglaublichem Heldenmuthe kämpften und mit ihnen 8000 Armagnaken auf der Wahlstatt blieben. Dieser so theuer erkaufte Sieg brachte einen solchen Eindruck auf den Dauphin hervor, daß er Friede schloß und von der Stunde an ein enges Bündniß mit den Eidgenossen suchte, was zum Nachtheile Deutschlands wie der Schweiz die dauernde Politik Frankreichs blieb. Der Krieg wurde mit wechselnden Erfolgen bis 1449 von Erzherzog Albrecht und andern Verbündeten fortgesetzt, worauf in Breisach Frieden geschlossen wurde. Rheinfelden, um welches sich der Kampf besonders drehte, fiel zwar wieder an Oesterreich zurück, dafür ging an Zürich die ihm verpfändete Grafschaft Kyburg und Burgau an den Bischof von Augsburg verloren. Eine heftige Erbitterung neben allem Kriegselend blieb gegenseitig in den Gemüthern zurück.

Erzherzog Albrecht, ehrgeizig und thatenlustig, führte aber noch immer die Verwaltung der Länder seines Vetters Sigmund. Freigebig bis zur Verschwendung, liebenswürdig im Umgang, gebildet, der edelsten Regungen mitunter fähig, voll persönlicher Tapferkeit, schien er alle guten und schlimmen Eigenschaften seines Stammes in sich zu vereinigen. Leidenschaft, Jähzorn, unermeßliche Selbstsucht beherrschten ihn, seine Ueppigkeit und Eitelkeit kannten keine Grenze: „Täglich und nächtlich ergötzte er sich an prachtvollen Ritterspielen, Tänzen, Gastgelagen“ *). Im J. 1448 berief Albrecht die Prälaten, Ritter und Städte beider Rheinufer auf Michaelis nach Neuenburg um während des noch dauernden Schweizer-

---

oder „Gecken“, als verlumptes Raubgesindel, hatte sich in Bildern und in dem Volksmunde noch lang erhalten.

*) Bad. Landesgeschichte S. 172.

[redacted]

ieges, eine „allgemeine Schatzung" durchzusetzen, deren Ge-
hrung sich aber bis 1454 verzögerte *).

War es Ruhmsucht oder in einer Zeit so außerordent-
her Widersprüche wirklich religiöse Stimmung, die den Erz-
zog erkennen ließ, daß nur ächte Wissenschaft ein unfehl-
res Heilmittel gegen die Trübsal und die Unwissenheit der
iten bieten könne — wer vermag dieß zu erklären?
elleicht wollte er vor seinem Scheiden aus dem Lande
bleibendes großartiges Andenken zu Gunsten der Wissen-
aft und an sich selbst hinterlassen. Er gründete 1457
hohe Albertina und führte mit Energie in kurzer
it die Stiftung durch **). Papst Calixt III. genehmigte
selbe und deren Dotation aus kirchlichem Einkommen,
ch mit Pfarreien deren seelsorgliche Verbindlichkeit die neue
iversität zu übernehmen hatte. Der Rektor Magni-

*) Ebenda und Kreuter II. S. 159, wo diese Landschatzung mit zwei Gulden für jede Herdstatt angegeben ist.

**) Nachdem der Erzherzog in der Einleitung der „blödikeit menschlicher natur und erkantniß unser schulden mit demüthigem hertzen so groß wir mögen" gedacht, fährt er in der Urkunde vom 11. Sept. 1457 also fort: „So wir allerkrefftiklichest vermaynen widerumb denselbigen ewigen gott unsern schöpfer uns in erbarmhertzigkeit zu ermilteren und zu hulden, damit wir auch der kewschen unberürten jungfrawen muter gottes, allen in gott geheiligeten, wolgevallen, und der gantzen kristenheit trost, hilffe, stand und macht, wider die finde unsers glaubens unüberwindlich geberen, durch weliche werck wir nit minder hoffen, allen unsern vorfarn und nachkomen, sellich heil zu buwen, auch unserm loblichen huse Oesterrich, allen unsern landen und lüten, und in sunderheit unser statt Frybnrg im Brysgow, lob, nutz und ere in zunemender tugend zu erwerben. Desgleichen mit andern kristenlichen fürsten helfen graben den brunnen des lebens, daruß von allen enden der welt unersyhlich geschöpfet müge werden, erlüchtens wasser trostlicher und heilsamer Weißheit, zu erlöschung des verderblichen fewers menschlicher unvernunft und blintheit." Schreiber II. S. 447. 8. Wie die Universität Freiburg ihren Stiftungszwecken nachgekommen, ist bekannt und gehört der Geschichte an.

[redacted]

fikus erhielt einen Sitz auf der Prälatenbank der Landstände; welcher Fakultät er auch angehörte. Bischof Heinrich IV. von Constanz wurde zum päpstlichen Bevollmächtigten ernannt, um die Errichtungsbulle vom 18. April 1455 zu vollziehen.

Kaum war die Universität in das Leben getreten, so kehrte Albrecht nach Oesterreich zurück wo der Bruderkrieg, von schauerlichen Verbrechen begleitet, neuerdings entbrannte, bis der plötzliche Tod des Erzherzogs mit 45 Jahren, wie man glaubt durch Vergiftung, ihm ein Ziel setzte*).

Erzherzog Sigmund hatte 1457 die Regierung der Vorlande übernommen und trat nun auch in jene des Elsasses ein, wodurch das schöne Rheinthal in einer Hand vereinigt wurde. Sein wichtigster Akt war die Einung vom 20. Okt. 1460, worin gewissermaßen die urkundliche Anerkennung der ständischen Rechte lag: Ritter, Knechte (Edelleute), Bürger sicherten sich darin den ruhigen Besitz ihrer Güter und gemeinschaftliche Vertheidigung gegen ihre Feinde zu. Ein weiterer Akt von Bedeutung war die Gutheißung einer Verbindung seiner Unterthanen mit andern Reichsfürsten, um sich nach dem Beispiele des Markgrafen Karl I. von Baden der Gerichtsbarkeit der westfälischen geheimen Vehme zu entziehen**).

Nach kurzen Jahren einer beinahe üppigen Ruhe traten auch für das Breisgau durch eine erbärmliche Veranlassung neue Kriegszeiten ein. Ein Küferknecht hatte 1468 vergebens von seinem Meister in Mühlhausen den vorenthaltenen kleinen Lohn verlangt, und führte deßhalb bei einigen Rittern der Umgegend Klage. Die Stadt Mühlhausen ward von diesen überfallen und ihr großer Schaden zugefügt. Auch jetzt wurde die Hülfe der bundesverwandten Eidgenossen aufgeboten. Bern

*) Lichnowsky VII. S. 80.
**) Kreuter II. S. 162.

[redacted]

und Solothurn eilten zum Schutze Mühlhausens herbei, während andere Haufen Waldshut berannten das sich muthig vertheidigte. Da zogen sich die Belagerer nach dem Schwarzwald, verheerten die Umgegend und ließen u. a. der Brandschatzung ungeachtet überall die Gebäude des Stifts St. Blasien in Flammen aufgehen.

Ein überaus üppiger Hofhalt hatte in Verbindung mit diesen Schweizerkriegen auch den Erzherzog Sigmund in tiefe Schulden gestürzt. Gegen seine bestimmte Zusage gab er daher in Folge geheimer Unterhandlungen den Sundgau, Elsaß, Breisgau mit dem Schwarzwald und den vier Waldstädten um 80,000 fl. an Herzog Karl den Kühnen von Burgund in Verpfändung*). Eines Tages wurden die Landschaften mit dieser Nachricht überrascht und vor Ende 1469 ließ sich der Herzog durch seinen Marschall, den Markgrafen von Hachberg-Röteln, zu Ensisheim von den Abgeordneten aller Pfandländer den Eid der Treue leisten. Er versprach zwar seinerseits sie „bei ihren bisherigen Gnaden, Freiheiten, Satzungen, Pfandschaften, guten Gewohnheiten, alten Herkommen und Rechten" zu erhalten, brach jedoch sofort sein Wort. Breisach verweigerte die Uebergabe der Stadtschlüssel als seinen Rechten widersprechend, was sich der Markgraf gefallen ließ, worauf die gesammte Landvogtei einem berüchtigten Edelmann aus dem Sundgau Peter von Hagenbach übertragen wurde, der wegen Verbrechen aus seiner Heimath flüchtig, im Dienste des Herzogs von Burgund zu hohen Ehren und Reichthum angestiegen war**).

Diese Pfandverschreibung war im Einverständnisse mit dem Kaiser Friedrich selbst erfolgt und beweist mehr als Alles die Politik der Schwäche, welche seiner Regierung eigen war! Sie gab wenn auch ohne Absicht die Vorlande unermeßlichem

---

*) Ebenda S. 168. In der Geschichte von Breisach wird die Pfandsumme S. 246 nur auf 68,100 fl. angegeben.

**) Roßmann a. a. O. S. 248.

[redacted]

Elende preis. Das politische Interesse, welches der Kaiser und Erzherzog Sigmund dabei verfolgten, wurzelte zugleich wieder in dem tiefen und begreiflichen Hasse gegen die Eidgenossenschaft. Die zahlreichen und so demüthigenden Niederlagen welche, der Uebermacht oft ungeachtet, Habsburg gegen die Schweiz erlitten hatte, bildeten einen nagenden Wurm, besonders in den Herzen des mächtigen Adels. Blickt man auf den Ausgangspunkt der Schweizerkriege seit K. Albrecht I. zurück, so zeigt sich, wie eine erste ungerechte That der Saat von Drachenzähnen gleicht, welche wiederholt und oft nach Jahrhunderten das irdische Wohl ganzer Völker noch erbarmungslos zermalmen.

Der thatenlustige und mächtige Karl der Kühne sollte das Werkzeug der Rache an den Eidgenossen werden, wozu es dem Kaiser und seinem Hause an eigener Macht gebrach. Adel, Städte, Landschaften, ihrerseits von dem Uebermuthe der Schweizer aufgestachelt, bestürmten die habsburgischen Höfe seit lange in diesem Sinne. Der Augenblick schien günstig und das Mittel durch eine Pfandverschreibung dargeboten. Unter den thätigsten Beförderern eines Angriffes auf die Eidgenossen werden die von ihnen sehr beschädigten Grafen Hans von Rechberg und Lupfen und Bilgrim von Heudorf bezeichnet.

Die Ueberlieferungen und Chroniken aus jener Zeit finden keine Worte um das Uebermaß von Gräueln aller Art zu schildern, deren sich Peter von Hagenbach namentlich in Breisach und in dem Elsaß schuldig machte. In Raub und schnöder Wollust verlebte der Wütherich vier Jahre als unbedingter Gebieter über Gut und Blut, Ehre und Gewissen der Unterthanen; er legte dem Volke Frohnd- und noch viel schmählichere Lasten auf, und rief den Haß und das Entsetzen Aller, sogar der eigenen Pfandgeber an Burgund auf sich herab. Es ist für die Verhältnisse jener Zeit sehr bezeichnend, daß am Ende der Erzherzog selbst einen Bund nicht nur mit den Ständen seines Landes, sondern sogar auch mit

[redacted]

Eidgenossen schloß, nur um das von ihm Allen aufer= Joch wieder abzuschütteln.

Die Städte beeilten sich mit Anstrengung aller ihrer te die Pfandsumme beizutreiben und in Basel zu hinter= . Als Herzog Karl die Herausgabe der Pfandländer eigerte, brach eine allgemeine Verschwörung aus, deren Opfer Hagenbach war. Die Bürger Breisach's er= tten sich; Friedrich Vögelin, einer ihrer Führer, ge= t 200 deutsche Fußknechte welchen der Landvogt den vorenthalten hatte; er wurde in seiner Burg überrascht gefangen, worauf die wälschen Söldner aus allen Thoren ichen. Am 9. Mai 1474 wurde über Hagenbach das lefizgericht" gehalten. Hermann von Eptingen war Na= des Erzherzogs selbst dessen Ankläger, hierauf folgte ertheidigung von vier Anwälten die man ihm zuerkannt . Den Gerichtshof bildeten unter dem Vorsitze des ltheißen Thomas Schütz von Ensisheim 26 Schöffen, n 8 der Stadt Breisach und je zwei den Städten Basel, ßburg, Schlettstadt, Colmar, Kenzingen, Freiburg, nburg, Solothurn und Bern angehörten. Das Urtheil te auf Tod und wurde bei Fackelschein noch in derselben t an dem Reumüthigen vollzogen*).

Karl der Kühne rüstete sofort zur Züchtigung. Kaiser

) Ebenda S. 264 ff. Ein Heldengedicht wovon das Stuttgarter Landesarchiv ein Exemplar besitzt, bringt hierüber folgende Verse:

„Kolmar, Kaisersberg und Schlettstadt
Daß Breisgow auch do hat
Den Adel und die Ritterschaft,
Freyburg, Breysach man do sah,
Newenburg und Endingen
Zugen auch mit in dohin,
Und der rauhe Schwarzwald
Brachte Bauern ungestalt
Die nit zu verachten sind
Denn sie halber Schweizer sind." U. s. w.

im deutschen Reich.
Kanzler Dr. Konrad Stü
von Freundsberg entban
die Stände ihres Eides
huldigung für Maximilian
höchster Erwartungen und
bricht an.

Die Regierungszeit des
landständische Wesen auf ei
mehr auch der neue Land
Mit dem burgundischen K
tretungsversuche des Landes
ständigkeit und regelmäßige
stellung nicht uninteressant
Ausführung seyn wird.

XLII.

Streiflichter auf die Staatsumwälzung in Spanien.

II.

Spaniens vermeintliche Wiedergeburt unter dem langen Ministerium O'Donnells.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß die Leute von unserer Gesinnung mit jedem Tage mehr dahin gedrängt werden, in der Negative den politischen Urtheilen aus den Reihen der äußersten Linken beizustimmen. So ist es in Deutschland schon lange, so jetzt auch in Spanien. Die gegenwärtigen Machthaber zu Madrid sind nicht sparsam gewesen mit ihren Erklärungen und Manifesten; aus der ganzen Fluth aber ist nur Ein Dokument aufgetaucht welches die Lage der Dinge richtig abspiegelt. Ich meine die Proklamation welche der alte Republikaner Orense, Marquis von Albaida, an die Catalanen erlassen hat um seinen Standpunkt zur Oberhaupts-Frage zu erläutern.

Noch vor zwölf Jahren ward Orense als das Unicum von einem halbverrückten Schwärmer angesehen; in den Cortes selber war alsbald seines Bleibens nicht mehr und er schien darauf geraume Zeit hindurch wie verschollen. Jetzt taucht

[redacted]

Friedrich, König Ludwig XI., Lothringen, Eidgenossen, die Vorlande rüsteten entgegen. Bald kam es von Seiten der beiden Erstern mit Rücksicht auf das reiche Erbe welches der Kaiser wie der König mit der Hand Maria's, der einzigen Tochter Karls, für seinen Sohn gern errungen hätte, zur Vereinigung. René von Lothringen, die Eidgenossen, die Vorlande unter Oswald von Thierstein setzten den Kampf fort. Breisach, Freiburg, Endingen und Neuenburg erneuerten unterm 27. Oktober 1475 ihren Bund*). Die früher schon bestandene „niedere" Vereinigung vieler Herrn und Städte im untern Elsaß schloß sich an, und ihre Banner schlugen gemeinschaftlich die Siegesschlachten von Granson, Murten, Nanzig gegen die burgundische Vergewaltigung, wetteifernd an Heldenmuth. Bei Nanzig fiel endlich 1477 Herzog Karl und wurde feierlich in der St. Georgs Kirche beigesetzt. Die Völker wollten an den Tod des Eroberers gar nicht glauben, und die Poesie beschäftigte sich mit der Romantik seines verborgenen, lang gedehnten Lebens bis auf die neuere Zeit.

Kaum war die Ruhe in den Vorlanden wieder eingekehrt, so beschäftigte sich Erzherzog Sigmund mit der Umgestaltung seines Regierungswesens. Noch im J. 1475 trat an die Stelle der bisherigen Landvögte eine neue, förmlich organisirte Regierung zu Ensisheim, welche man später die k. k. vorderösterreichischen Wesen nannte. Nach dem Verluste des Elsasses siedelte diese oberste Landesstelle nach Freiburg und zeitweise nach Waldshut über und „bestunde selbe in einem Stadthalter, einem Kanzler, etwa 7 Regierungs- und Kammerräthen nebst einem Fiscal, 3 bis 4 Secretariis, einem Untermarschall und dreyen Einspännigern" **).

Diese sich erst nach und nach ausbreitende collegialische Verwaltung ist ohne Zweifel als der Beginn jener bureau-

*) S. den Bundbrief bei Schreiber S. 553 ff.
**) Manuscript.

[redacted]

kratischen Einrichtungen zu betrachten, die wie in Tyrol, so auch in den Vorlanden durch Ferdinand I. eine vollständigere Entwicklung erhielten und später zu den Competenzeingriffen und Kämpfen mit den Landständen führten, worunter endlich die letztern untergingen.

Erzherzog Sigmund ließ sich unter unbeschreiblichem Jubel in den Vorlanden neuerdings huldigen; man leistete was nur immer möglich war, und bewilligte wenn schon mit Widerstreben, auch 1478 die Forterhebung des Ungelds oder sogenannten „bösen Pfennings" auf weitere sechs Jahre*). Die finanzielle Noth des Landesherrn wollte trotzdem keiner bessern Ordnung weichen, und führte endlich zu einem Schritte, der außer allen Grenzen des Denkbaren zu liegen schien — zu einer neuen Verpfändung der erzherzoglichen Länder!

Nach allen Drangsalen und Leiden aus welchen nicht Fürsten und Regierung, sondern das auf Gott gestützte Vertrauen der Völker selbst mit ungeheuern Opfern und Gefahren sich und den Landesherrn errettet hatte, wollte der Erzherzog Alle neuerdings dem Unheil einer Verpfändung preisgeben! Schon ist in Folge eines geheim geschlossenen Vertrags ein Heer der Herzoge von Bayern im Anzuge, um von dem Lande Besitz zu ergreifen; da wenden sich die Stände an den Erzherzog Maximilian und werden aufgefordert, mit allen Kräften der Besitznahme sich zu widersetzen. Kaiser Friedrich thut, gegen seine Weise, ein Machtgebot und die Verpfändung unterbleibt**). Sigmund wird bestimmt unter

*) Der sogenannte „böse Pfenning" war ein Zuschlag von einem weitern Pfenning oder Rappen auf das schon bestehende Ungeld für den Wein, der in Privathäusern verzehrt wurde. Er war nach dem Toggenburger oder sogenannten Rheinfelder Krieg um 1450 eingeführt worden und dem Volke ganz besonders verhaßt. Bader a. a. O. S. 94 und Schreiber a. a. O. S. 559 ff. und 565 ff.

**) Kreuter II. S. 176 ff. und Schreiber II. S. 570 ff.

[redacted]

der Form einer Adoption sämmtliche Länder 1490 an seinen Vetter Maximilian gegen die Unterhaltung seines Hofhalts und eine Rente abzutreten, und beschloß 1496 sein unseliges ruhmloses Daseyn.

Aller Augen waren nun hoffnungsvoll auf den jugendlichen Max gerichtet, den heiß Ersehnten, den einzigen Erben von Habsburgs Stamm, welcher der „letzte Ritter" seyn sollte im deutschen Reich. Kaspar von Mörsberg Landvogt, Kanzler Dr. Konrad Stürzel von Buchheim und Ulrich von Freundsberg entbanden erst im Auftrag Sigmunds die Stände ihres Eides und nahmen hierauf die Erbhuldigung für Maximilian vor. Eine neue Zeit voll höchster Erwartungen und so mancher bittern Enttäuschung bricht an.

Die Regierungszeit des Erzherzogs Sigmund hatte das landständische Wesen auf eine Weise entwickelt, welcher nunmehr auch der neue Landesherr Rechnung tragen mußte. Mit dem burgundischen Kriege und der wiederholten Abtretungsversuche des Landes hatten die Stände eine Selbstständigkeit und regelmäßige Thätigkeit errungen, deren Darstellung nicht uninteressant und der Gegenstand einer weitern Ausführung seyn wird.

[redacted]

XLII.

Streiflichter auf die Staatsumwälzung in Spanien.

II.

Spaniens vermeintliche Wiedergeburt unter dem langen Ministerium O'Donnells.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß die Leute von unserer Gesinnung mit jedem Tage mehr dahin gedrängt werden, in der Negative den politischen Urtheilen aus den Reihen der äußersten Linken beizustimmen. So ist es in Deutschland schon lange, so jetzt auch in Spanien. Die gegenwärtigen Machthaber zu Madrid sind nicht sparsam gewesen mit ihren Erklärungen und Manifesten; aus der ganzen Fluth aber ist nur Ein Dokument aufgetaucht welches die Lage der Dinge richtig abspiegelt. Ich meine die Proklamation welche der alte Republikaner Orense, Marquis von Albaida, an die Catalanen erlassen hat um seinen Standpunkt zur Oberhaupts-Frage zu erläutern.

Noch vor zwölf Jahren ward Orense als das Unicum von einem halbverrückten Schwärmer angesehen; in den Cortes selber war alsbald seines Bleibens nicht mehr und er schien darauf geraume Zeit hindurch wie verschollen. Jetzt taucht

[redacted]

er plötzlich wieder als eine Macht auf, und seine Proklamation vom 3. Oktober läßt zugleich auf den ersten Blick erkennen, inwieferne der Republikanismus des Mannes allerdings in Spanien Wurzel fassen und haben könnte. Spanien, behauptet er, könne nur eine Föderativ-Republik seyn und er beruft sich dafür auf die „alten Privilegien“, auf die berühmten Fuero's der einzelnen Länder welche, nach der Idee Orense's, insgesammt nur dann eine centralisirte Einheit bilden sollen, „wenn es sich darum handelt des Territorium zu vertheidigen.“ Gegen eine solche „Freiheit“, wie er sie versteht, würde aber nach Orense's Anschauung „mehr oder weniger jeder König conspiriren“, und „ein König mit demokratischen Institutionen würde nur zu Wiederholung der französischen Possen von 1830 und 1848 führen“, um so mehr als keine Art von Besetzung des Thrones mehr als Eine Partei befriedigen würde.

Das ist in der That sehr vernünftig gesprochen von dem Demokraten Orense, während kein Kenner der neuesten Geschichte Spaniens ohne wehmüthiges Lächeln den breiten Bombast Prims von einer „constitutionellen Monarchie auf breitester demokratischer Grundlage“ vernehmen kann. Diese liberalen Herren stellen sich eben stets an, als wenn Spanien in Wahrheit gerade erst aus dem Absolutismus hergekommen sei, während der Liberalismus mehr als dreißig Jahre lang unumschränkt in Spanien geherrscht und mit dem unglücklichen Lande Alles versucht hat was er überhaupt zu versuchen im Stande ist. In dieser Richtung ist wahrhaftig Alles schon dagewesen. Die vertriebene Königin hat nie die liberalen Parteien unterdrückt; dieselben haben vielmehr abwechselnd die Macht von ihr zu Lehen genommen, und Unterdrückungs-Politik hat dann immer nur die Eine dieser Parteien gegen die andere geübt, sowie die Eine oder die andere zur Herrschaft gelangte.

Wenn der Liberalismus jemals dauernde Zustände in

[redacted]

Spanien hätte schaffen können, dann müßte es in den fünf Jahren vom 30. Juli 1858 an geschehen seyn, während welcher der verstorbene Marschall O'Donnell das Regiment des linken Centrums mit Glück und Kraft aufrecht hielt. Fünf Jahre — das war eine unerhört lange Regierungszeit für ein spanisches Ministerium! Der Marschall hatte seit zwei Jahren seine Gegner zur Linken nicht weniger als die zur Rechten niedergearbeitet. Espartero ward von ihm im J. 1856 in offenem Kampfe besiegt; die Früchte dieses Sieges waren zwar zunächst der gemäßigt liberalen Partei zugefallen, aber die letztere hatte nach Jahresfrist schon fast alle ihre Möglichkeiten erschöpft, Narvaez selbst vermochte die moralische Auflösung der Partei nicht mehr zu bewältigen *), und nach dem kurzen Interregnum des Ministeriums Admiral Armero und des Kabinets Isturiz, war O'Donnell wieder der einzige Mann der Situation. Jetzt oder nie mußte es ihm gelingen die spanischen Zustände zu consolidiren, um so mehr als auch unter den scandalösen Ministerkrisen der letzten Zeit die öffentliche Ordnung auf keinem Punkte des Landes gestört worden war **).

---

*) „Mögen", so äußerte damals ein Madrider Correspondent, „die Nachfolger des Kabinets ein besseres Beispiel in der Moralität geben; denn alle jetzigen Minister tragen, mit Ausnahme des Marquis von Pidal, ein sehr ausschweifendes Leben zur Schau. Man sagt hier z. B. ganz öffentlich, daß Barzanallana 3 Millionen demjenigen geben wolle, welcher sich mit einer seiner Maitressen verheirathen wolle." Allg. Zeitung vom 21. Oktober 1857. Die schlechten Beispiele sind jedenfalls nicht bloß von Einer Höhe herab über Neuspanien ausgegangen.

**) Alle die wechselnden Minister hatten es geradeso gemacht wie es jetzt die jüngsten Befreier Spaniens, die Herren Prim, Serrano, Topete, auch wieder machen. Jeder Minister mußte vor Allem das Personal seines Departements wechseln, um seinen Verwandten und Freunden Stellen zu verschaffen, oder ihnen sonst Geschäfte zuweisen die ihnen den Beutel füllten. So hatte Minister Pidal einem seiner

[redacted]

In der That schien Spanien endlich an einem Wendepunkt seines politischen Elends angekommen zu seyn. Nach den ersten vier Jahren der Amtsführung O'Donnells brachten die auswärtigen Journale völlig ernsthaft gemeinte Artikel mit der Ueberschrift „Spaniens Wiedergeburt", und dem französischen Imperator wurde die Absicht zugeschrieben die Erhebung des in ungeahntem Aufschwunge begriffenen Reichs zur sechsten Großmacht im europäischen Concert zu betreiben. Wirklich war Spanien zum erstenmale seit Generationen wieder als eine Macht nach außen aufgetreten. Der ruhmreiche, für die See- und Handels-Interessen Spaniens so wichtige Feldzug nach Marokko war glücklich durchgeführt, ebenso gemeinschaftlich mit Frankreich der Krieg gegen Cochinchina. In derselben Zeit leuchtete auch das spanische Colonial-Glück noch einmal auf; St. Domingo fiel gewissermaßen freiwillig an Spanien zurück. Auch das amerikanische Festland wurde wieder von einem spanischen Armeecorps betreten in der Tripel-Expedition gegen die anarchische und wortbrüchige Republik von Mexiko. Vielleicht wäre sogar die Schmach von heute dem unglücklichen Lande erspart geblieben,

---

Neffen, einem jungen Mann von 18 Jahren, ein Einkommen von 60,0 0 Realen in der Havanah ertheilt, der Kriegsminister gab einem Vetter der noch ein Kind war, eine Fähndrichsstelle. Aber derlei Praktiken fallen in Spanien kaum mehr auf; sie erscheinen einfach als integrirender Bestandtheil des parlamentarischen Systems. Was hingegen damals heftige Erbitterung erregte, war der Verdacht großartiger officieller Börsenspekulationen, insbesondere in Getreide welches zu jener Zeit auf Hungerpreisen stand. Das Blendwerk der napoleonischen Volkswirthschaft hatte damals seinen Zauber noch nicht verloren. Auch von den spanischen Ministern ging allgemein die Rede daß sie während ihrer Verwaltung Millionen erworben, und man rechnete ihnen nach daß allein von dem Mirès-Anlehen 120 Millionen Realen auf unbekannte Weise verwendet worden seien. Allg. Zeitung vom 8. September und 8. November 1857.

[redacted]

wenn dessen an sich sehr tüchtige Armee ein würdigeres Feld der Bethätigung zurückerobert hätte, als das ist in einer Stärke von fast 300,000 Mann immer nur auf innere Kriege, Parteikämpfe und Empörungen zu warten. Dazu hatte es in den ersten sechsziger Jahren den Anschein; freilich hätte aber schon der scheelsüchtige Neid Englands eine solche Wiedererhebung Spaniens nicht gestattet.

Gerade damals zeigte es sich auch, daß das tägliche Leben der Nation trotz Allem in erfreulichem Fortschritt begriffen sei. Die hundertfünfzigjährigen Elendigkeiten seiner Regenten hatten doch die Kraft dieses merkwürdigen Volkes nur zeitweise gelähmt. Die Volkszahl und der nationale Wohlstand waren wieder in stätigem Wachsen. Vor Zeiten hatten 40 Millionen den spanischen Boden bevölkert, am Anfange des Jahrhunderts waren kaum noch 8 Millionen übrig, jetzt zählte das Land wieder 16 Millionen Seelen. Im Jahre 1803 war nur ein Neuntel der Oberfläche des Bodens angebaut gewesen, seitdem war die Zahl der ländlichen Besitzungen um mehr als zwei Millionen gestiegen. Die Grundsteuer hatte sich in fünfzehn Jahren um 150 Millionen vermehrt. Der Verbrauch von Kohlen war in zwölf Jahren verdreifacht, der Verbrauch von Eisen versechsfacht. Im J. 1863 besaß Spanien schon über 300 deutsche Meilen Eisenbahnen, und als das Ministerium O'Donnell fiel, konnte es sich rühmen in Sachen des großen Verkehrs Epoche gemacht zu haben.

Als die Königin am 1. Dezember die Cortes für 1862 eröffnete, konnte sie mit Recht sagen: „Die in den letzten vier Jahren in Uebereinstimmung mit den Cortes von meiner Regierung verfolgte Politik hat der Nation große Zunahmen und Verbesserungen im Innern und Achtung bei den auswärtigen Nationen verschafft.“ Dennoch hatte die Königin schon wieder zwei Empörungen zu beklagen gehabt. Beide Aufstände waren zwar leicht und rasch niedergeschlagen wor-

den; denn sie waren nicht liberaler Natur, und es liegt nun einmal in der ganzen Entwicklung der neuesten Geschichte Spaniens, daß das lange Kabinet O'Donnells gleich allen seinen Vorgängern wie Nachfolgern und endlich der constitutionelle Thron Isabella's selber nur durch liberale Intriguen fallen konnten und sollten. Trotzdem ist es gerade jetzt von Interesse jene beiden Vorgänge, den carlistischen Aufstand des General Ortega und die republikanische Erhebung von Loja, wieder in's Auge zu fassen. Denn so mysteriös diese Vorgänge ihrer Entstehung nach bis zur Stunde geblieben sind, so deutlich liegen die Beziehungen jener überraschenden Phänomene von 1861 zur heutigen Lage auf der Hand. Namentlich gilt dieß bezüglich der etwaigen Aussichten einer royalistischen oder carlistischen Schilderhebung in näherer oder fernerer Zukunft.

Im Frühling des J. 1860, während Marschall O'Donnell an der Spitze der spanischen Armee in Afrika weilte und gegen Marokko kämpfte, wurde die Welt plötzlich von der Nachricht überrascht, daß Don Jaime Ortega, Generalcommandant der balearischen Inseln, mit einer Anzahl der ihm untergebenen Truppen bei Tortosa gelandet sei, um eine Umwälzung in Spanien zu Gunsten des ältesten Sohnes von Don Carlos, des Grafen Montemolin, hervorzurufen. Montemolin selbst mit seinem Bruder Fernando und General Elio war von Marseille her über die See gekommen um sich mit Ortega zu vereinigen. Dieser aber wurde mit seinem Häuflein überrascht und zersprengt, ehe er noch das catalanische Bergland erreichen konnte, und sammt allen Führern der Bewegung gefangen. Das war die Katastrophe von San Carlos de la Rapita. General Ortega, ein Verschwörer von Profession welcher der Reihe nach allen Parteien mit einziger Ausnahme der carlistischen gedient hatte, und zwar stets in vertrauter Kameradschaft mit Don Juan Prim, wurde standrechtlich erschossen; die beiden Prinzen

[redacted]

blieben im Gefängniß bis sie einen feierlichen Verzicht auf alle ihre Ansprüche unterzeichnet hatten.

Europa war damals zu sehr mit den Folgen des italienischen Krieges beschäftigt, als daß es für die spanischen Vorgänge viel Aufmerksamkeit übrig gehabt hätte. Dennoch glaubte man allenthalben zu entdecken, daß bei dem scheinbar unsinnigen Streich Montemolins und Ortega's der französische Imperator seine Hände im Spiele gehabt habe. So viel war gewiß, daß die Erhebung auf französischem Boden und in Paris, und zwar auffallend ungenirt, vorbereitet war. Ehe der Königin Isabella ein männlicher Erbe geboren wurde (November 1857) war in Paris viel die Rede von einer Fusion der zwei dynastischen Parteien mittelst einer Heirath zwischen der jetzigen Gräfin Girgenti und dem Sohne des Infanten Juan, eben demselben Don Carlos welcher jetzt als Prätendent auftritt. Die definitive Ausschließung der Orleans in Spanien, also die hoffnungslose Vernichtung des Werks welches Louis Philipp mit den berüchtigten „spanischen Heirathen" gestiftet, müßte das Interesse gewesen seyn, das der Napoleonismus an einer solchen Combination und „Consolidirung der spanischen Zustände" genommen haben soll. Als es sich nach der Geburt des Prinzen von Asturien nicht mehr um die Fusion sondern um die Restauration handelte, da sollen die Chefs der Partei die Annexion der Balearen sowie des spanischen Territoriums zwischen den Pyrenäen und dem Ebro an Frankreich angeboten haben*).

Thatsache ist erstens, daß der Glaube an solche Intriguen den ersten Keil in die spanische Karlisten-Partei trieb

*) Die Allg. Zeitung vom 29. Juli 1860 sagt: „Daß zwischen den Tuilerien und dem Grafen Montemolin eine Verabredung getroffen war, ist ganz unzweifelhaft." O'Donnell soll die Beweise in Händen gehabt haben.

und zu einer erbitterten Spaltung führte*); zweitens datirt von dem Moment wo auch dieser Plan hinfällig wurde, die Wiederaufnahme der iberischen Unions-Politik in Paris. Es war lange Zeit hindurch ein öffentliches Geheimniß, daß das Projekt Spanien mit Portugal zu vereinigen und die ganze pyrenäische Halbinsel unter den Scepter des Hauses Braganza zu bringen, in Paris nicht weniger Sympathien finde als in London. Jedenfalls hatte der Imperator sein Mißfallen an dem constitutionellen Thron Isabella's durch die Rückforderung der spanischen Schuld für die Intervention von 1823 damals thatsächlich bewiesen. Es ist denkbar, daß sich hierin zunächst der imperatorische Verdruß über die unerschütterliche Anhänglichkeit des spanischen Hofes an die Sache des Papstes aussprach; der stätige Hintergedanke war aber sicherlich gegen die Zukunft der Orleans in Spanien gerichtet.

Damit waren aber die traurigen Folgen der Katastrophe von San Carlos für den Zusammenhalt der royalistischen Partei in Spanien noch nicht erschöpft. Es traten neue Verwicklungen hinzu welche die Partei nothwendig auf's äußerste entmuthigen und zersplittern mußten. Die gefangenen Prinzen hatten durch die Ausstellung des Verzichts ihre Freiheit erlangt und waren nach Paris zurückgekehrt; nun aber nahm der Graf Montemolin, Angesichts der Protestationen eines Theils seiner Partei, Anstand den erzwungenen Verzicht frei und ungezwungen zu ratificiren. Da erschien plötzlich eine von seinem Bruder Don Juan an die spanischen Cortes gerichtete Proklamation vom 2. Juni 1860, worin dieser als nächst Aeltester Besitz von der Succession ergriff, und wobei er nicht nur die Expedition Montemolins

*) S. ausführlichen Bericht im Brüsseler Universel vom 30. August 1860.

[redacted]

indirekt tadelte sondern auch den Spaniern ein Regiment des rücksichtslosesten Liberalismus versprach. Darunter natürlich auch die allgemeine Religionsfreiheit. Die Esperanza, das einzige Organ welches sich selbst durch die Annexionsgerüchte an der Partei nicht hatte irre machen lassen, erklärte jetzt: der Infant Juan sei ein Revolutionär nach dem Zuschnitt Viktor Emmanuels, „das kirchliche Spanien betrachte ihn als einen Narren und er möge nur wissen daß, so lange er sich solchen Ideen hingebe, Spanien sich eher der Republik als ihm in die Arme werfen werde."

Als aber bald darauf Graf Montemolin und sein jüngerer Bruder in Triest plötzlich vom Tode hingerafft wurden, und zwar beide kinderlos, so war Don Juan nun wirklich der Erbe der Legitimität. Zugleich verlangte er aber von seinen Anhängern, daß sie auch seine politische Meinung annehmen sollten, weil es die der Mehrheit der Nation sei und weil er sein legitimes Recht „durch das Princip der Volkssouverainetät gebilligt zu sehen wünsche." Die neue Proklamation war aus London vom 16. Februar 1861 datirt. Schon dieses Dokument enthält übrigens den Satz, daß ein Theil der Partei ihre Laufbahn damit beschlossen habe, daß sie nach und nach in eine Fraktion der Partei der Königin sich verwandelte. Es vergingen nicht ganz zwei Jahre, so erklärte Don Juan selbst seine feierliche Unterwerfung unter die „Hochherzigkeit der Königin" (8. Januar 1863). In seiner Verzichtleistung sagt der klägliche Mann: schon gleich nach den Ereignissen von San Carlos sei es sein erster Gedanke gewesen die Königin anzuerkennen. Auch bei seiner Proklamation vom 2. Juni habe er nur den Einen Gedanken gehabt, „eine intolerante Partei, für welche die Zeit nicht vorwärts zu gehen scheine, ihrer Fahne zu berauben." Der Exprätendent fährt dann in folgenden charakteristischen Sätzen fort:

„Diese Partei hat mir, weil ich ihre Ideen nicht theilte,

[redacted]

die Rechte vorenthalten die sie an meinem Vater und meinen Brüdern anerkannt hatte. Der Widerruf des von meinen Brüdern geleisteten Verzichts zeugte für die Weisheit meines Entschlusses; meine Unterwerfung würde damals eine fruchtlose gewesen seyn. Seitdem leitete mich in allen meinen politischen Akten nur Ein Gedanke: das öffentliche Wohl und die Befestigung der liberalen Institutionen . . . Ich will es vermeiden, daß mein Name je eine Ursache von Umwälzung und Blutvergießen werden könnte. Meine Kinder, von denen man mich gewaltsam entfernt hat, werden gegen meinen Willen in von mir nicht getheilten Ideen erzogen. Sie werden in ein Alter treten, in dem es schwer ist die Wirkung einer ersten Erziehung zu modificiren, und sie können auf's neue die Hoffnungen einer Partei nähren die in Spanien kein gesetzliches Recht mehr haben darf. Alle meine Bemühungen bei meiner Frau und dem Kaiser von Oesterreich um meine Kinder zu bekommen*), waren unnütz; meine väterlichen Rechte werden verkannt. Mein einziger Wunsch geht darauf hin meine Kinder so wie es das Staatsinteresse erheischt, erziehen zu können, und es ist meine Pflicht die Unterstützung Euer Majestät nachzusuchen, damit mir dieselben zurückgegeben werden."

Derselbe Mann nun welcher vor sieben Jahren in solchen Ausdrücken „in seinem und seiner Nachkommen Namen" feierlich Verzicht geleistet, hat jetzt das Beispiel des alten Herzogs von Augustenburg nachgeahmt: er hat seine Ansprüche wieder aufgenommen, um noch einmal zu verzichten und zwar zu Gunsten seines ältesten Sohnes, des jüngern Grafen Montemolin, als Prätendent Karl VII. Will man nun von den Aussichten reden welche der karlistischen Partei

*) Don Juan war vermählt mit der Prinzessin Maria Franciska von Este, Schwester Franz V. Herzogs von Modena. Der älteste Sohn aus dieser Ehe ist Don Carlos Maria, geb. den 30. Mai 1848, der jüngere Graf Montemolin und seit 1863 von dem Rest der spanischen Karlisten als Haupt des spanischen Hauses Bourbon anerkannt.

[redacted]

bei der gegenwärtigen Lage Spaniens blühen könnten, so wird man die eben erzählten Vorgänge nicht übersehen dürfen und die Verwüstungen welche dadurch in den Reihen der Partei angerichtet werden mußten.

Die alten Karlisten waren nicht bloß Vertheidiger der gesetzlichen Succession, sie waren mehr noch Anhänger der Freiheit nach altspanischem Begriff, der „Fuero's". Don Carlos war eigentlich nur ihre Fahne. Ging nun diese Fahne selber in's Lager des modernen Liberalismus über, so mußte die Auflösung complett werden; denn mit dem modernen Liberalismus ist das was Altspanien unter „Freiheit" verstand, schlechthin nicht verträglich. In der That hatten selbst die Liberalen bis dahin nicht geläugnet, daß die Karlisten in Spanien immer noch sehr zahlreich seien; zwar ohne Halt in den Städten und im Bürgerthum, hatten sie ihren festen Mittelpunkt an den Schlössern und Pfarrhäusern im gebirgigen Lande. Jetzt aber triumphirten die Gegner: daß in naher Zeit gar keine karlistische Partei mehr bestehen werde. Noch am 6. Juni 1860 hatte O'Donnell in den Cortes offenherzig erklärt: daß die Abschaffung der Verbannungs-Dekrete vom J. 1834 mit den größten Gefahren für die Königin und ihre Dynastie verbunden seyn würde. Dazu bemerkte ein legitimistischer Beobachter aus Paris: „Der Mann hat recht und er weiß besser als ein Anderer, wie die Dinge in Spanien heute höchst wahrscheinlich stehen würden ohne die unglückliche Einmischung Ortega's." Was aber dadurch noch nicht verdorben war, das hat Infant Juan zu verderben sich beeilt*).

Unfraglich hat diese traurige Wendung der Dinge das bestehende Regiment der „liberalen Union" sehr verstärkt. Dennoch sollte Spanien sofort wieder von einem neuen

*) Kreuzzeitung 1860. Nr. 142. Vergl. Süddeutsche Zeitung vom 18. Januar 1861.

[redacted]

Schrecken erschüttert werden, und zwar am andern Extrem. Der ebenso famose als mysteriöse **Aufstand von Loja** folgte nämlich der karlistischen Erhebung nicht nur auf dem Fuße, sondern er wurde auch mit der letztern in doppelte Verbindung gebracht. Für's Erste soll der unselige Infant Juan, der während seines langen Aufenthalts in London ganz in die Hände der englischen Freihändler und der Rache-Politik Palmerston gefallen zu seyn scheint, kurz vorher in Gibraltar eine Zusammenkunft mit berüchtigten Führern der spanischen Demagogen gehabt haben. Jedenfalls war der Prinz in Gibraltar. Zweitens mußte es auffallen, daß die erste republikanische Empörung welche Spanien unter dem Landvolk erlebte, gerade in einer Gegend ausbrach deren Bewohner vor wenigen Jahren noch als wüthende Royalisten verschrieen waren.

Der Aufstand begann am 29. Juni 1861 bei dem Städtchen Loja, welches zwei Tage darauf von 300 Rebellen unter einem bekannten Demokraten Namens Perez besetzt und verbarrikadirt wurde. Die Unordnung beschränkte sich zwar auf einen kleinen Kreis in Andalusien und war nach wenigen Tagen durch General Serrano mit einigen hundert Jägern unterdrückt. Auch ist man über die Zahl der Aufständischen nie in's Klare gekommen; die Angaben schwankten zwischen 500 und 10,000. Charakteristisch aber war erstens daß der Anführer kein Soldat war, während bis dahin alle Empörungen militärische Leiter hatten; zweitens trug der Aufstand der ausschließlich unter den Massen des Volkes Anklang fand, ausgesprochen republikanisch-socialistischen und antikatholischen Charakter. Das Feldgeschrei war: „es lebe die Republik, es lebe Garibaldi, nieder mit dem Papst!" Die Zahl der Aufständischen kann wohl auch nicht eine so kleine gewesen seyn; denn das Kriegsgericht verurtheilte über 300 Theilnehmer theils zur Garotte, theils zu lebenslänglichem oder vieljährigem Kerker; zwölf Gefangene wurden

[redacted]

in Loja in aller Schnelligkeit erdrosselt und überdieß ganz Andalusien mit Truppen überschwemmt. In der That scheint Perez nur zu früh losgeschlagen zu haben; denn gleich darauf drohte auch in Saragossa ein Aufstand, in Madrid selbst machte sich eine fieberhafte Unruhe bemerklich und gleichzeitig tauchten in den verschiedensten Garnisonsstädten, aber auch in simpeln Dörfern massenhaft Brandschriften und Proklamationen der rothen Republik auf. Lassen wir auch die Aechtheit der von Sevilla aus veröffentlichten Angaben über die Ceremonien des Bundes, welche im Anspeien eines Crucifixes gegipfelt hätten, ganz dahin gestellt, unzweifelhaft dürfte es sich um eine eigentliche Verschwörung gehandelt und derselben nicht an bedeutenden Verzweigungen gemangelt haben; von den Provinzen Malaga, Valencia, Teruel lagen dafür die Beweise vor.

Gleich von Anfang an schoben einige spanischen Blätter die ganze Affaire der englisch-protestantischen Propaganda, welche von Gibraltar aus mit wahrer Furie betrieben ward, in die Schuhe. Jedenfalls hing damit die Verhaftung der bekannten „spanischen Martyrer" Matamoros, Alhama und Trigo wenigstens mittelbar zusammen. In Granada wurden alle drei Evangelisten für „wüthende Socialisten" gehalten; auch ist es gewiß daß Ruet, der Leiter der Propaganda in Gibraltar, früher Schauspieler, kaum von dem Vorgefallenen erfahren hatte, als er allen Gemeinden (den heimlichen in Spanien) die Weisung ertheilte die Zusammenkünfte und Correspondenzen auszusetzen und alle Dokumente zu verbergen. Als dann Sir R. Peel im englischen Parlament sich die schmählichsten Ausfälle gegen die angebliche Intoleranz Spaniens erlaubte, da antworteten selbst liberale Spanier: die religiöse Propaganda habe zur bewaffneten Insurrektion und zur Verkündung der Republik geführt *).

*) Wir entnehmen diese Notizen einer Berliner Correspondenz der

[redacted]

Wie dem immer gewesen seyn mag, man hatte sicherlich ein Recht den so plötzlich und ohne weitere Vorläufer ausgebrochenen Aufstand als ein für die Zukunft Spaniens und die gesunde Entwicklung des Landes sehr bedrohliches Symptom anzusehen. Anstatt aber die liberale Regierung in ihrem Streben strenge Ordnung zu halten, loyal zu unterstützen, nahm die öffentliche Meinung besonders in Madrid eine immer feindseligere Haltung ein, und zwar gerade seit dem Aufstande von Loja. Natürlich wehrte sich die erschreckte Regierung gegen die allenthalben auftauchende Unbotmäßigkeit. Der Minister des Innern, Posada Herrara, erließ ein Circulare gegen die turbulente Presse, deren größter Theil das Kabinet der „liberalen Union" systematisch befehdete. Nach progressistischem Urtheil waren neben diesem Circular die Donner-Erlasse Nocedals, des „neokatholischen" Ministers unter Narvaez, „die immer als die Blüthe des Terrorismus angeführt zu werden pflegten, harmlose Gemüth-

---

Allg. Zeitung vom 24. Juli 1861. Kurz vorher ließ sich die „Kreuzzeitung" aus Madrid schreiben wie folgt: „Die Ausfälle im brittischen Unterhause sind nicht ganz gerecht. Die Gesetzgebung mag zu tadeln seyn, die Praxis ist es nicht; denn sie ist viel milder als das Gesetz. Das Gesetz erlaubt den Protestanten nur privatim Gottesdienst in geschlossenen Räumen zu halten, und ihre Kinder in besondern Privatschulen erziehen zu lassen. Man wird kein Beispiel aufbringen können, daß dagegen Schwierigkeiten erhoben worden seien; im Gegentheile, man sieht geflissentlich darüber hin, solange es irgend geht, wenn auch Kinder welche nicht protestantischen Eltern angehören, die Privatschulen besuchen. Aber freilich kann man's nicht hindern, daß die Geistlichkeit mit dem Gesetz in der Hand sich gegen die Ansprüche der englischen Missionäre stemmt. Ich kann Ihnen versichern, daß die Kühnheit, ich brauche mit Absicht kein anderes Wort, der brittischen Missionäre alle Begriffe übersteigt." Neue Preußische Zeitung vom 13. Juni 1861.

[redacted]

lichkeiten" *). Somit war denn der Rivalitätskampf der liberalen Parteien unter sich nach allen Seiten wieder eröffnet; hätte O'Donnell denselben vermeiden wollen, so hätte er sofort zu Gunsten des äußersten Fortschritts abdanken müssen.

Die Regierung processirte einige der ärgsten Schreier in der Presse, sie maßregelte andere mit einer das Preßgesetz vielleicht übertreffenden Energie. Der Minister des Innern erhob sich auch gegen das Vereinswesen und gab den Provinzbehörden zu bedenken, daß „öffentliche Gesellschaften, gleichviel unter welchem Vorwande sie gegründet werden, in der Regel ein böswilliges politisches Ziel verfolgen." Namentlich empfahl er auf solche Gesellschaften und Vereine zu vigiliren, „welche sich als gelehrte Gesellschaften einführten." Aber es half Alles nichts. Die Opposition war zwei Monate nach den Ereignissen von Loja bereits so mächtig und organisirt, daß in einer geheimen Druckerei ein in zwanglosen Zeiträumen erscheinendes Blatt gedruckt wurde, welches zum Sturz des Kabinets O'Donnell aufforderte.

Zwar hielt sich der Herzog von Tetuan noch über zwei Jahre lang am Ruder. Aber seine Regierung führte nur mehr den Kampf um ihre nackte Existenz gegen den beiderseitigen Andrang der lachenden Erben, Progressisten einerseits und gemäßigt Liberale andererseits. Mit der Wiedergeburt Spaniens hingegen und der Consolidirung der dortigen Zustände war es auf lange hinaus wieder vorbei. Dafür rückte das Programm von Loja, dessen politisch-sociale Seite die liberale Welt soeben mit Schrecken vernommen hatte, seiner Verwirklichung täglich näher. Ja, unter einer gewissen Voraussetzung war die jüngste sozusagen officielle Revolution gar nichts Anderes als der endliche Sieg des

*) Süddeutsche Zeitung vom 19. Juli 1861.

Versuches von Loja und dieser nur der vorausgeworfene Schatten der glorreichen Erhebung, welche die großen Comödianten der civilen und militärischen Bourgeoisie von der Seestadt Cadix aus in's Werk gesetzt haben.

Es ist nämlich schon im Jahre 1861 behauptet worden, daß es mit dem Socialismus des Waffenschmieds und Pferdearztes Perez der die Verschwörung von Loja commandirte, so weit nicht hergewesen sei. Sein Anhang habe eben aus armen Pächtern auf den zahlreichen Latifundien der dortigen Gegend bestanden und ihr Verlangen nach einer agrarischen Maßregel vermöge welcher die Pächter zu Eigenthümern werden könnten, habe dem politisch-religiösen Programm der Sekte auch einen socialistischen Beigeschmack verliehen. Weiter wäre die rothe Republik von Loja nicht vorgegangen. Verhielt es sich nun in der That so, dann muß man sagen, daß General Serrano im Jahre 1868 nichts Anderes gethan als dem Programm derjenigen zum Triumphe verholfen hat, welche er im Jahre 1861 wie wilde Thiere jagen und zu Hunderten garottiren oder deportiren ließ. Das ist der Lauf der Welt, der spanischen insbesondere. Der Sprung über die kurzen sieben Jahre ist allerdings stark; aber wer zuletzt garottirt, der garottirt am besten. Das sollten die Comödianten in Madrid nicht vergessen!

[redacted]

XLIII.

Die neue Ausgabe von Manzoni's „Verlobten" *).

Reichlich vier Jahrzehnte sind es, seit Manzoni's weltberühmter Roman zuerst erschien (1827), um bald in die Sprachen aller civilisirten Völker übertragen zu werden. Die Wirkung war bewältigend, der Beifall der besten Geister fast einstimmig. Derjenige aber der mit dem epochemachenden Werke am wenigsten zufrieden schien, war der Dichter selber. Vierzehn Jahre später, 1841, veranstaltete Manzoni eine ganz neue Ausgabe, in welcher die „Verlobten" vollständig umgearbeitet und zugleich mit einem geschichtlichen Anhang über die Schandsäule in Mailand (storia della colonna infame) verstärkt an's Tageslicht traten. Jetzt erst schien in den Augen des bescheidenen und bis zur Scrupulosität ängstlichen Dichters den künstlerischen und sprachlichen Anforderungen Genüge geschehen.

---

*) Die Verlobten. Eine Mailändische Geschichte aus dem 17. Jahrhundert. Aufgenommen und umgearbeitet von Alexander Manzoni. Nebst einem Anhange: Geschichte der Schandsäule, und einer literarhistorischen Einleitung über A. Manzoni von Ludwig Clarus. Nach der sechsten Auflage aus dem Italienischen übersetzt. Zwei Bände. Schaffhausen, Hurter 1867.

[redacted]

Auch die Kritik hat seinem Vorgehen zugestimmt und anerkennen müssen, daß hier an die Stelle des weniger vollkommenen Werkes das vollendetere gesetzt worden. Gewiß ist, daß durch diese, wie Clarus sagt, fast in jeder Zeile mit dem feinsten Schönheitssinn veränderte Ausgabe alle älteren Ausgaben unbrauchbar gemacht sind; und es ist schwerlich zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß der Roman, an dessen Umformung Manzoni mit so bedächtiger Sorgfalt gearbeitet, in seiner gegenwärtigen Gestalt das vollkommenste stilistische Meisterwerk der neuern italienischen Prosa darstelle.

Diese gründliche Metamorphose des Originals bildet nun auch den eigentlichen und für sich allein schon ausreichenden Rechtstitel für die Existenz der vorliegenden neuen Uebersetzung. Denn dieselbe ist „die erste Verdeutschung der Verlobten in der Form und Vollständigkeit wie Manzoni sein Werk auf die Nachwelt gebracht haben will, und hilft schon deßhalb allein einem Bedürfnisse des deutschen Publikums ab, abgesehen davon daß sie die einzige ist welche ausdrücklich auch und zwar zunächst katholische Leser voraussetzt" (Einleitung S. 103). Die Verdeutschung rührt von einem süddeutschen Beamten, Regierungsrath Milden in Hechingen, her und ist im Allgemeinen sehr fließend und angenehm lesbar geschrieben.

Der Werth dieser Uebersetzung wird aber verstärkt durch die ansehnliche Zugabe, womit Ludwig Clarus dieselbe ausgestattet hat. Dieser kundige, mit fast allen abendländischen Literaturen vertraute Schriftsteller hat sich bestimmen lassen, dem Romane eine literarhistorische und biographische Einleitung vorauszuschicken, worin das Leben und die Bedeutung des Dichters in eingehender Weise beleuchtet wird. Auf 113 enggedruckten Seiten werden nicht bloß die „Verlobten", sondern auch die übrigen literarischen Erzeugnisse des mailändischen Dichters einer ästhetischen Würdigung unterzogen und in einsichtsvoller Beurtheilung darnach Rang und Stellung

[redacted]

:grenzt, welche Manzoni in der Literaturgeschichte ein-immt.

Wir entlehnen dieser Skizze nur wenige kurze Daten.

Alexander Manzoni, aus altem mailändischen Geschlecht, 784 zu Mailand geboren, verlebte die Knabenzeit mit seiner eistvollen, aber von der philosophischen Weisheit der Frei-enker angesteckten Mutter (einer gebornen Marchesa Bec-aria) zu Paris. Zeit, Luft und Umgebung konnten nicht hne Einfluß auf seine ersten dichterischen Versuche bleiben. Seine Jugenderzeugnisse stehen demgemäß noch ganz auf dem Standpunkt des frostigen Classicismus, sowie sie auch dem hristlichen Ideenkreise noch sich ferne halten. Aber der Sturm er französischen Revolution der so Vieles über den Haufen türzte und so Manchen zur Besinnung brachte, bereitete im Verlauf der Jahre allmählig auch in dem jungen italienischen Dichter eine Sinnes- und Geschmacksumwandlung hervor, die sich zuerst in den „heiligen Gesängen" (inni sacri) 1810 öffentlich zu erkennen gab. Hier waren die in der Luft der Encyklopädisten eingesogenen Vorurtheile bereits abgestreift und wie von einem wohlthätigen Gewitter gereinigt. Daß sich Manzoni dem Glauben der katholischen Kirche nicht nur wieder genähert, sondern mit allmählig wachsender Innigkeit ich ihr angeschlossen, schreiben Einige auch dem glühenden Eifer zu, womit seine erste Gemahlin, Henriette Luise geb. Blondel, früher Protestantin, der Kirche sich zugewandt, zu er sie sich ohne Wissen ihres Gemahles bekehrt hatte (S. 3). Jedenfalls muß sie eine vortreffliche Frau gewesen seyn, enn ihrem „theuren Namen und dem Andenken ihrer vielen Tugenden" hat Manzoni später eines seiner dramatischen Werke gewidmet, wobei er ihr nachrühmt, daß sie „neben der)elichen Liebe und der mütterlichen Weisheit ein jungfräu-:ches Gemüth zu bewahren verstand."

In den erwähnten Hymnen nun besang Manzoni die rhabensten Mysterien der christlichen Religion (Geburt :hristi, die Passion, die Auferstehung, das Pfingstfest, den

[redacted]

Namen Mariens) mit einer schwungvollen Kraft un
religiösen Gluth welche ihn mit einemmal auf den
punkt der Lyrik erhob. Nach dem Urtheile Reumont'
das neuere Italien diesen Kirchenhymnen nichts an di
zu stellen. „In den Bitten und Wünschen, der Trau
dem Jubel eines Menschenherzen sind die Gesinnunge
Gefühle der gesammten Christenheit ausgesprochen. D
der über jeden Zweifel erhabene Glaube, das ist die k
Frömmigkeit, das ist die objektive Haltung des altchri
Kirchengesangs. Inmitten der Unbehaglichkeit welche
in der italienischen Literatur empfindet, wie in der so
cher andern Länder, ist die geistliche Poesie wie eine
Und auf diese gerade haben Manzoni's Vorgang und B
nachhaltig und wohlthätig gewirkt." Clarus skizzirt de
halt der fünf Hymnen im Einzelnen, und gibt von der
nachtshymne eine vollständige Uebertragung.

Weltberühmt wurde dann seine Ode auf Nap
Tod (il cinque Maggio), in Deutschland zuerst durch
in einer reimlosen Uebersetzung eingeführt. Ihr Gehalt
von Reumont mit den Worten charakterisirt: „In de
auf Napoleons Tod gestaltet sich plastisch, wie kaum
Anderes, das Leben des Schreckenmannes, und sein
und sein Ende, versöhnt durch den Glauben, der des
geschmetterten Titanen Haupt sich beugen ließ vor Got
während das Symbol der Erlösung auf seiner ausathm
Brust lag." Clarus theilt wiederum eine gereimte U
setzung mit, welche das Metrum des Originales nach
(S. 26).

Auch im Drama wurde Manzoni für seine He
bahnbrechend, indem er auch auf diesem Gebiete die F
des engherzigen Classicismus abwarf und, durch Sch
Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur ang
das italienische Drama von dem so lang mißverstan
Gesetz der Aristotelischen drei Einheiten zu befreien u
nahm. Der erste dramatische Wurf, womit er dieses W

[redacted]

ıleitete, war die Tragödie: il conte di Carmagnola, ein
;s der Geschichte der italienischen Freistaaten des 15. Jahr-
ınderts entnommener Stoff. In der Vorrede dazu ver-
ndete und begründete er seine Emancipation von dem
vang der falsch ausgelegten Regel (1820). Tadel und Bei-
ll folgten dem poetischen Unterfangen in gleichen Schritten;
s neue Drama rief einen literarischen Krieg und viele ge-
ɪrten Abhandlungen in's Leben. Der „Graf von Carma-
ola“ aber erlangte damit eine europäische Celebrität. In
utschland ergriff namentlich der alte Göthe mit ermun-
ɪndem Zuruf die Partei des reformatorischen Dichters, und
ıte dadurch ein nicht geringes Gewicht in die stark schwan-
ıde Wagschale.

Mit einer zweiten historischen Tragödie, Adelgis, welche
22 erschien, schloß übrigens Manzoni seine dramatische
ınstthätigkeit bereits wieder ab, ohne Zweifel aus richtiger
:lbsterkenntniß, daß hier nicht das eigentlichste Gebiet
nes Genius liege. Von poetischer Produktion ausruhend
rieb er zunächst „Bemerkungen über die katholische Moral“,
lche eine Schutzschrift seyn sollten gegen die Beschuldigungen
d irrthümlichen Behauptungen Sismondi's in dessen Ge-
ichte der italienischen Republiken. Wie von den beiden
ɪamen, liefert Clarus auch von den neunzehn Capiteln
ser „von freisinniger Einsicht und tiefer psychologischer
:gründung zeugenden“ Schrift eine übersichtliche Inhalts-
gabe (S. 81—90).

Im J. 1827 nun trat Manzoni mit dem originellsten
d reifsten Werke hervor das seine Muse geschaffen, mit
ı „Verlobten“. Ueber dieses Musterwerk eines katholischen
›mans ist das Urtheil längst festgestellt und kann zu seinem
be nichts Neues mehr gesagt werden. Das Beste hat wohl
›the darüber bemerkt, der an mehreren Orten davon redet,
d namentlich sind die Worte die er in den Gesprächen mit
kermann darüber geäußert, so zutreffend, daß es kein Miß-
ɪuch ist, wenn man sie zu Zeiten erneuert. Göthe also

sagt: „Manzoni's Roman überflügelt Alles was wir in dieser Art kennen. Ich brauche nichts weiter zu sagen, als daß das Innere, alles was aus der Seele des Dichters kömmt, durchaus vollkommen ist, und daß das Aeußere, alle Zeichnung von Lokalitäten und dergleichen, gegen die großen innern Eigenschaften um kein Haar zurücksteht. Das will etwas heißen. Der Eindruck beim Lesen ist der Art, daß man immer von der Rührung in die Bewunderung fällt und von der Bewunderung wieder in die Rührung, so daß man aus einer dieser großen Wirkungen gar nicht herauskömmt. Ich dächte, höher könnte man es nicht treiben. In diesem Roman sieht man erst recht, was Manzoni ist. Hier kommt sein vollendetes Innere zum Vorschein, welches er bei seinen dramatischen Sachen zu entwickeln keine Gelegenheit hatte. Manzoni's innere Bildung erscheint hier auf einer solchen Höhe, daß ihm schwerlich etwas gleich kommen kann. Sie beglückt uns als eine durchaus reife Frucht. Und eine Klarheit in der Behandlung und Darstellung des Einzelnen wie der italienische Himmel selber."

Der Einfluß der Verlobten auf die italienische Literatur war groß. Manzoni wurde der Schöpfer des neuern historischen Romans in seinem Heimathlande, der vor ihm fast gar nicht oder nur in schwachen fremden Nachbildungen vorhanden war. Die geniale Weise womit er denselben in Italien einführte, die glückliche Wahl des heimischen Stoffes aus einer nahe liegenden Epoche, das nationale Gepräge das er dem naturwahren Gemälde aufdrückte, die vollendete, ja zum Theil schöpferische Sprachbehandlung: Alles wirkte zusammen um die neue poetische Kunstform in seinem Lande recht eigentlich populär zu machen. Er wurde von begabten Köpfen, noch mehr aber, wie immer, von dem Schwarm der mittelmäßigen Talente nachgeahmt, wenn auch von keinem erreicht, geschweige übertroffen. Die Wirkung eines solchen Meisterwerks wird aber noch geraume Zeit in der Literatur und in der Sprache des Landes ihre Spuren zurücklassen.

[redacted]

Der Sprache seiner Heimath hat Manzoni fortan ein besonderes Studium zugewendet. Daß er die italienischen Volksdialekte zu einem Gegenstande tiefer Forschungen und Betrachtungen seit Jahren machte, gab sich dem Kundigen schon in den „Verlobten" zu erkennen. Ein langer Verkehr mit dem ländlichen Volke diente diesen Studien zur weitern sichern Begrenzung und Befestigung. Ueber Dialekte soll denn auch der allzu schweigsame Schriftsteller, der seit 1850 keine Zeile veröffentlicht hat, eine große Arbeit unter den Händen haben, ein Wörterbuch, wozu er besonders die toskanische Mundart studirt hat. „Alle diese Sprachstudien, sagt Clarus, dienen dem sein ganzes Leben hindurch verfolgten Zwecke, die italienische Sprache von den spanischen Stiefeln der Crusca zu befreien, deren unakademische Engherzigkeit so lange schon die freie Bewegung des sprachlichen Lebens in Italien hemmt und den schönen Leib der italienischen Sprache auf dem Prokrustesbett ihrer beschränkten Regeln martert und seine weitere Entwicklung mit grausamer Philistrosität hemmt" (S. 107).

Manzoni ist jetzt ein Greis von 84 Jahren, noch bis in die letzten Jahre fortwährend literarisch thätig, aber gänzlich von der Welt zurückgezogen. Man glaubt, daß in seinem Nachlasse dereinst sich viel Kostbares vorfinden werde. Wie dem sei, zu seinem Nachruhme ist es nicht mehr nöthig: die Verlobten haben seinem Namen die Unsterblichkeit gesichert. Der wohlthätige Einfluß seiner edlen und reinen Poesie überhaupt auf die italienische Literatur in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts wird unvergessen bleiben. Denn er hat der poetischen Literatur seiner Zeit den Stempel aufgedrückt, an dem man sie in der Nachwelt erkennen wird. Das hat einer der gründlichsten Kenner der italienischen Literatur vortrefflich in den Worten bezeichnet, mit denen wir schließen wollen.

Alfred von Reumont sagt: „Wenn von irgend einem Dichter neuerer Zeit gesagt werden kann, daß er den schön-

[redacted]

sten Zweck, die Veredlung des Herzens durch die Gebilde der Phantasie verstanden und dieses Verständniß in's Leben treten zu lassen gestrebt, so ist es bei Manzoni der Fall. Als er auftrat, hatte die italienische Dichtung schon Fortschritte gemacht. Zeit und Menschen fand er gebessert, ebenso Ansichten und Forderungen. Daß aber die Poesie sich erwärmte mit der innersten Herzenswärme, daß sie einfach ward in ihrer Kunstschöne, aufrichtig und ernst und würdevoll, in ihrer Lauterkeit ein Ausdruck unverfälschter Gesinnung, daß sie keine hellenische ward oder fränkische, sondern eine italische: das ist großentheils das Werk Manzoni's. In seinen Schriften finden wir den Spiegel seiner eigenen Seele, und es ist das rein Menschliche welches bei ihm so mächtig anzieht. Er hat die Poesie aus dem Sinnenrausch und Materialismus gerettet; er hat sie eitel irdischen Zwecken und Kreisen entzogen; er hat sie, die in vielen Stücken noch eine heidnische war oder eine ungläubige, zur christlichen gemacht. Denn er hat es empfunden, daß sie noch eine ganz andere Aufgabe hat, als den Eindruck wiederzugeben, den die äußere Welt auf den Sinnesmenschen hervorbringt. Die Religion ist ihm die Leukothea, welche auf bewegtem Meere die rettenden Arme ihm entgegenstreckt, die Ariadne, deren Faden ihn durch das Labyrinth widersprechender Ansichten und Empfindungen leitet, die Iris, deren leuchtender Farbenbogen auf düsterem Wolkengrund als Friedensbotschaft und Unterpfand erscheint."

[redacted]

XLIV.

Historische Rückblicke auf die kirchlichen Verhältnisse der Diöcese Rottenburg in Württemberg *).

I.

In dem ehemaligen Herzogthum Württemberg, das bei der Reformation die lutherische Confession angenommen hatte, war die katholische Kirche bis zu Anfang dieses Jahrhunderts nur in sehr beschränktem Maße geduldet. Es existirte keine einzige katholische Kirchengemeinde **), und die Katholiken waren, wenige Orte ausgenommen, vom Gemeinde-Bürgerrecht und damit auch von Gemeindeämtern, und mit Ausnahme des Militärdienstes, auch von allen Staatsämtern

*) Nachfolgende Abhandlungen sind ohne allen Zusammenhang mit den augenblicklichen Wirren in der katholischen Kirche Württembergs entstanden. A. d. Red.

**) Das regierende Haus Württembergs war von 1733 — 1799 katholisch, daher in den zwei Residenzstädten Stuttgart und Ludwigsburg je eine katholische Kapelle war. Noch kurz vor dem Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 hatte Württemberg auch 16 katholische verschiedenen Diöcesen angehörende Gemeindlein erworben. S. Dr. Otto Mejer, die Concordatsverhandlungen Württembergs von 1807. Stuttgart 1859.

[redacted]

ausgeschlossen. Dank seiner schon am 7. August 1796 durch geheime Artikel mit Frankreich vereinbarten*), in den napoleonischen Kriegen beobachteten Haltung und dem russischen Protektorate wurde Württemberg im J. 1803 zur Kurwürde, und in Folge der Betheiligung am berüchtigten Rheinbunde und der im Preßburger Frieden von 1805 und der Rheinbundsakte herbeigeführten Auflösung des deutschen Reiches 1806 zur Königswürde erhoben. Mit und bald nach dieser Promotion erhielt Württemberg bedeutenden größtentheils katholischen Länderzuwachs, der ihm zuerkannt wurde durch Reichsdeputationsbeschluß von 1803, Preßburger Frieden von 1805, Rheinbundsakte von 1806, Wiener und Compiegner Frieden von 1809 und 1810 sowie den Vertrag mit Bayern von 1810**). Diesen Zuwachs gibt Memminger a. a. O. also an: „Von 650,000 Einwohnern war so Württemberg in einem Zeitraume von sieben Jahren beinahe auf 1,400,000 angewachsen."

Die neu erworbenen Gebiete wurden dem bisherigen Württemberg — „Altwürttemberg" — nicht sogleich einverleibt, sondern als „Neuwürttemberg" constituirt und durch die in Ellwangen errichtete „Oberlandesregierung" administrirt. Zugleich sollten durch diese Oberlandesregierung die sogenannten jura majestatica circa sacra der Katholiken ausgeübt werden. Mit den neuen katholischen Ländertheilen war jedoch kein Bischofssitz an Württemberg gekommen, sondern nur die exemte gefürstete Propstei Ellwangen; die übrigen Erwerbungen waren Bruchtheile der Diöcesen Augsburg, Speyer, Worms, Würzburg und Constanz, und sollten je in ihrem bisherigen Diöcesanverband bleiben. Der §. 62 des Reichsdepu-

*) Vergl. Longner, Beiträge zur Geschichte der oberrheinischen Kirchenprovinz. Tübingen 1863. S. 28.

**) Die Einzelheiten hievon siehe bei Longner, Beiträge rc. S. 13 ff, und bei Memminger, Beschreibung und Statistik von Württemberg. Stuttgart 1820. S. 119 ff.

tationsbeschlusses vom 25. Februar 1803 bestimmt nämlich: „Es verbleiben die erzbischöflichen und bischöflichen Diöcesen in ihrem bisherigen Zustande, bis eine andere Diöcesaneinrichtung auf reichsgesetzliche Art getroffen seyn wird, wovon dann auch die Einrichtung der künftigen Domcapitel abhängt.“ Ebenso war durch §. 63 ihre bisherige Religionsübung geschützt: „Die bisherige Religionsübung eines jeden Landes soll gegen Aufhebung und Kränkung aller Art geschützt seyn.“ Aber schon vor Abschluß des Reichsdeputationsschlusses, der am 28. April 1803 vom Kaiser ratificirt wurde, erschienen nach vollzogener Säkularisation der katholischen Kirchengüter am 1. Januar 1803 ein landesherrliches Organisatiensedikt und am 14. Februar 1803 ein Religionsedikt, in welchen die bürgerlichen und confessionellen Rechte aller Unterthanen festgesetzt wurden. Im angeführten Religionsedikt, das sogar vom bischöflichen Ordinariat von Constanz durch ein Circular vom 10. März desselben Jahres gebilligt und der Geistlichkeit empfohlen wurde, lautet eine Bestimmung: „Keines der drei Bekenntnisse schließt von herrschaftlichen Aemtern und der Erlangung des vollen Orts-Bürgerrechtes (mit Ausnahme der Municipalämter) aus. Die der herrschenden Ortsconfession nicht zugethanen Unterthanen erhalten das Recht der ausgedehnteren Hausandacht, haben jedoch Mitglieder der gewöhnlichen Ortspfarrei zu bleiben, dahin die Stolgebühren zu entrichten, ihre Kinder, wenn nicht Dispensation eintritt, in der Ortskirche taufen, sich und die Ihrigen daselbst proklamiren und trauen zu lassen; dagegen soll ihre Gewissensfreiheit unverletzt bleiben und ihnen gestattet seyn, wenn ihr Vermögen und ihre Anzahl es zuläßt, eine eigene Kirchengemeinde zu bilden“ *). Man sieht, wie hier die Gewissensfreiheit der in protestantischen Pfarreien lebenden Katholiken gewahrt wurde.

*) Dr. Lang, Sammlung der katholischen Kirchengesetze. Tübingen 1836. S. 44, 48.

[redacted]

Wie nach der Bestimmung des Reichsdeputationsschlusses „die Religionsübung gegen Aufhebung und Kränkung geschützt" werden sollte, zeigte bald ein Dekret der Oberlandes-Regierung in Ellwangen vom 11. Juni und ein anderes vom 20. August 1803, worin die Episcopalgerichtsbarkeit auf „bloß geistliche Gegenstände" beschränkt wurde, die nicht rein geistlichen Gegenstände aber ohne Cognition der Oberlandes-Regierung nicht erledigt, die Ordinariatsverordnungen nicht ohne landesherrliche Genehmigung vom Klerus promulgirt, und keine Landescapitel-Conferenzen ohne landesherrlichen Commissär abgehalten werden sollten. Der landesherrliche Commissär sollte den Conferenzen beiwohnen „ad audiendum et videndum, daß nichts dem Staate und der öffentlichen Ruhe Nachtheiliges darin vorgehe"*). Um das katholische Volk bezüglich der abgewürdigten Feiertage von den alten Gewohnheiten abzubringen, verordnete ein kurfürstliches Dekret vom 9. August 1803, daß an solchen Tagen nur stille Messe gelesen werde und der Nachmittagsgottesdienst unterbleibe, der Besuch der Wirthshäuser von Nicht-Reisenden oder täglichen Tischgästen mit 5 fl. bestraft werde, im Wiederholungsfalle mit dem doppelten. Das Landvogteigericht Rottweil verfügte unterm 21. Dezember 1803 hierin sogar: „daß

*) Lang S. 7, 14, 48. Der Constanzer Generalvikar Freiherr von Wessenberg verordnete demzufolge unterm 3. September 1803, es sei jedesmal die Abhaltung der Conferenz drei Wochen vorher der Landvogtei anzuzeigen, wie auch Ort, Tag und Stunde, und derselben anheimzustellen, ob ein Herr Abgeordneter die Conferenz mit seiner Gegenwart beehren wolle; man habe ihn als Ehrengast aufzunehmen und ihm den ersten Platz einzuräumen. „Die Geistlichen, heißt es dort, erhalten hier eine sehr erwünschliche Gelegenheit, durch bescheidenes, kluges Benehmen ihre eigenen Personen und ihre Conferenzzusammenkunft vortheilhaft zu empfehlen." Wie dieser Köder verfing, zeigten diese Conferenzen auch ohne landesherrlichen Commissär bis in die neueste Zeit, wo „freie Conferenzen" neben den obligatorischen auf-, aber durch vielfache Indolenz auch meistens wieder abkamen.

[redacted]

den Vätern, den Kindern, Knechten und Mägden allgemein und bei willkürlicher Strafe verboten sei sich feiertäglich zu kleiden, daß die Betreffenden sogleich zu arretiren und die Ortspfarrer zu erinnern seien, als Diener des Staates die landesherrlichen Absichten und Gesetze, welche sogar in der christlichen Moral ihren Grund finden, zur allgemeinen Sitte zu überführen" *).

Das bisherige Recht der Wahl der Dekane durch die Landcapitel vorbehaltlich der bischöflichen Bestätigung wurde 1804 annullirt, und die württembergischen Theile der bezüglichen Landcapitel wurden von dem bisherigen ganzen Capitel abgelöst und als inländische eigene Dekanate constituirt, zu welchen der Landesherr den Dekan einfach ernannte, wie dieß zuerst in den neu errichteten Dekanaten Zwiefalten und Rottweil der Fall war. Unter die specielle Leitung und Aufsicht dieser zunächst provisorischen Dekane wurden auch alle Regulargeistlichen, pensionirte wie noch im Kloster befindliche, in Betreff ihrer Studien und moralischen Betragens gestellt**). Etwas später verfuhr man auch mit den Landcapitelskämmerern, die früher gewählt worden, auf dieselbe Weise: die Regierung betrachtete die Ernennung der Dekane und Kammerer als Ausfluß ihres jus majestaticum circa sacra. Nach kurfürstlichem Rescripte vom 17. Juli 1805 sollten die Bischöfe nur mit Genehmigung der Regierung und nur unter Beigabe eines landesherrlichen Commissärs eine Kirchen-Visitation vornehmen oder durch ihre Deputirten vornehmen lassen. Ebenso wurde schon unter dem Kurfürstenthum das Patronatrecht als Ausfluß der Territorialrechte in Anspruch genommen, deßhalb das Patronatrecht der Corporationen und der Städte (durch Ministerialerlaß vom 12. Oktober 1811 auch die von öffentlichen Stiftungen oder Hospitälern herrührenden Patronate) und namentlich die collatio libera des

*) Lang S. 60.
**) Lang S. 113 f.

[redacted]

Bischofes als erloschen betrachtet, das Patronatrecht vor die Competenz der weltlichen Gerichte verwiesen und die staatliche Bestätigung aller von Privatpatronen vollzogenen Präsentationen eingeführt*).

Nachdem Kurfürst Friedrich durch Auflösung des deutschen Reiches König und Souverän geworden, vereinigte er 1806 Neuwürttemberg mit Altwürttemberg zu einem Königreiche. Durch Organisationsmanifest vom 18. März 1806 wurde nach Aufhebung der Oberlandesregierung in Ellwangen ein „geistlicher Rath" **) zur Ausübung der Majestätsrechte betreffs der Angelegenheiten der katholischen Kirche für das ganze Königreich eingesetzt. Vor diesem geistlichen Rathe mußten nun alle Geistlichen, welche das 50. Lebensjahr noch nicht zurückgelegt hatten, eine allgemeine Pfarrconcursprüfung bestehen, und zwar anfangs in den vier Städten Stuttgart, Biberach, Rottweil und Ellwangen vor einer vom Staate aufgestellten Prüfungscommission, der noch ein besonderer königlicher Commissär beigeordnet ward, bis die Commission 1810 in Stuttgart concentrirt wurde***). Die bischöflichen Concursprüfungen befähigten für Uebernahme von Kirchenstellen nicht mehr und wurden staatlicherseits einfach ignorirt.

Auf Betrieb der Regierung erließen auch die damaligen bezüglichen Ordinariate die kirchlich anomale Vorschrift an den Klerus, daß im Kanon der heiligen Messe und in der Charfreitagsliturgie, wo die namentliche Fürbitte für den rechtgläubigen deutschen Kaiser bisher einzulegen war, nunmehr nach Auflösung des Reiches die namentliche Fürbitte für den heterodoxen württembergischen König eingelegt werde†), was in der Kathedrale in Rottenburg bis gegen das Jahr

*) Lang S. 12, 179.

**) später durch Dekret vom 10. Oktober 1816 „katholischer Kirchenrath" genannt (Lang S. 492).

***) Lang S. 302.

†) Lang S. 166, 170.

[redacted]

1860 beobachtet wurde. So wurde auch das kirchliche Abstinenzgebot durch die staatliche Behörde insoferne modificirt, daß das Fastenpatent des bischöflichen Ordinariats Augsburg von 1807 in dem württembergischen Diöcesanantheil erst promulgirt werden durfte, nachdem darin die Erlaubniß Fleisch zu essen auch auf die Samstage ausgedehnt war*). Durch die Gottesdienstordnung vom 2. August 1808 dekretirte der König für Württemberg die Rosenkranz- und Salve-Andacht, die Processionen außerhalb der Kirche (mit Ausnahme der Frohnleichnamsprocession), die lateinischen Metten und die lateinischen Chorgesänge ab**).

Hatte das oben angeführte Religionsedikt von 1803 freie Religionsübung und politische und bürgerliche Gleichstellung der Katholiken mit den Protestanten nur für „Neuwürttemberg" gewährleistet, so wurde dieß bei Vereinigung Neuwürttembergs mit dem Stammlande „Altwürttemberg" durch das Religionsedikt vom 15. Oktober 1806 auf die Katholiken des nunmehr vereinigten ganzen Königreiches ausgedehnt. Besonders wurden nun auch die in Altwürttemberg ganz verpönten gemischten Ehen erlaubt, jedoch mit der Bestimmung, daß die Kinder der Religion des Vaters folgen müssen, wenn dieser protestantisch ist; wenn er aber katholisch ist, könne davon abgesehen werden. Erst 1817 wurde den Nupturienten die Vertragsfreiheit über ihre confessionelle Kindererziehung gestattet***).

Man hat vielfach diese einseitige staatliche Ordnung der Verhältnisse der katholischen Kirche in Württemberg mit der Ungunst der damaligen Zeit und mit der Verwirrung in Staat und Kirche entschuldigt. Allein die neuerworbenen katholischen Ländergebiete hatten ihre rechtmäßigen Diöcesanbehörden, durch welche auf competente Weise für ihre kirchlichen

*) Lang S. 169.
**) Lang S. 222.
***) Lang S. 162.

und religiösen Bedürfnisse gesorgt werden konnte; und §. 62 des Reichsdeputationsschlusses garantirte ausdrücklich den bisherigen Zustand der Diöcesen, davon abgesehen daß §. 63 die Religionsübung jedes Landes gegen Aufhebung und Kränkung aller Art schützte. Doch sah man auch staatlicherseits ein, daß die einseitig geschaffenen kirchlichen Zustände nur provisorische seyn könnten, bis sie vom heil. Stuhle, als der competenten Stelle, im Einverständniß mit der Staatsregierung geregelt würden. Bekanntlich hatte die Reichsdeputation nach Säkularisirung des geistlichen Kurfürstenthums Mainz durch §. 25 ihres Beschlusses für „Deutschland" (d. h. für das außerösterreichische und außerpreußische Deutschland) ein Erzbisthum, Regensburg, errichtet und dem Erzbischof die Würde eines Kurerzkanzlers (durch Rheinbundsakte von 1806 eines „Fürstprimas") von Deutschland übertragen*). Papst Pius VII. der anfänglich zum Reichsdeputationsschluß selbst einen Nuntius hatte schicken wollen, aber in der Voraussicht der Erfolglosigkeit seiner dießfallsigen Thätigkeit davon abgestanden war, wandte sich in einem Schreiben vom 4. Juni 1803 an Napoleon zur Unterstützung beim Wiederaufbau der zerstörten Kirchen Deutschlands, damit nicht der Verlust an Kirchengut durch schmerzlichere geistliche Verluste dort übertroffen werde. Napoleon ging in seiner Weise auf den Antrag des Papstes ein, welcher durch seinen Nuntius einen Entwurf zu einem Concordat für Deutschland den deutschen Fürsten mittheilte. In diesem Concordatsentwurf war Württemberg mit einem Bisthum (Ellwangen) bedacht; die Dotation für den Bischof sollte sich

---

*) Der letzte geistliche Kurfürst von Mainz Friedrich Karl Joseph von Erthal, der sich am berüchtigten Emser Congreß von 1786 zur Abschüttelung der päpstlichen Autorität betheiligt hatte, starb während der Verhandlungen des Reichsdeputationsschlusses, nachdem er noch den Umsturz seines Stuhles erlebt, und so fiel die Würde eines Erzbischofs und eines Kurerzkanzlers (Primas) seinem Coadjutor von Dalberg zu.

[redacted]

auf 12,000 fl., die für jedes der zwölf Canonikate auf 2000 fl. belaufen. Die Unterhandlungen sollten in Paris geführt werden, wohin der Papst zur Krönung Napoleons kam (vom 25. November 1804 bis 4. April 1805). Das Concordat kam nicht zu Stande; doch erhielt die durch den Reichsdeputationsschluß einseitig vollzogene Verlegung des erzbischöflichen Stuhles von Mainz nach Regensburg am 1. Februar 1805 die nachträgliche päpstliche Genehmigung *), und so trat nun bezüglich des erzbischöflichen Stuhles für das rheinbündische Deutschland wieder ein kirchlich rechtmäßiger Zustand ein.

Wie man für diesen Theil des deutschen Reiches, der sich bald nachher bei Auflösung des Reiches offen als Rheinbund darstellte, eine in die politischen Grenzen eingeschränkte Hierarchie schuf, so nahm auch Württemberg schon im Organisationsmanifeste vom 1. Januar 1803 „eine eigene Landes-Hierarchie", und in dem vom 18. März 1806 einen „Landes-Bischof mit eigenem Officialat" in Aussicht. Zu diesem Zwecke betheiligte sich auf Entbietung der deutschen Fürsten seitens Napoleons nach Paris auch Württemberg an der schon angeführten gescheiterten Concordatsverhandlung daselbst. Nach dem Preßburger Frieden vom 26. Dezember 1805, durch welchen Württemberg neuen Länderzuwachs erhalten hatte, nahm es, da trotz der neuen Bemühungen des päpstlichen Nuntius Hannibal della Genga (später Papst Leo XII.) in Regensburg ein Concordat für das rheinbündische Deutschland nicht zu Stande kam, das schon im Sommer 1806 gemachte Anerbieten des heil. Stuhles zur abgesonderten Vereinbarung eines Concordats mit Württemberg bereitwillig an. Die Verhandlungen konnten aber, da der Nuntius zuerst mit Bayern, jedoch ohne Erfolg verhandelte, erst mit dem 25. Sept. 1807 beginnen, an welchem Tage der hiezu bevollmächtigte Nuntius della Genga in Stuttgart eintraf. Nachdem er dem Könige zu Ludwigsburg sein Beglaubigungsschreiben über-

*) Dr. Otto Mejer a. a. O. S. 12 f.

[redacted]

reicht hatte, machte er dem königl. Staatssekretär Grafen v. Taube die vertrauliche Eröffnung, er werde wahrscheinlich eine Reise nach Paris antreten müssen, und bitte deßhalb um mögliche Beschleunigung des Geschäfts. Der Nuntius brachte einen Entwurf mit, der nach geschehener Vereinbarung vom Könige als Gesetz publicirt werden sollte. In diesem Gesetzesentwurf (projet de loi*) war die Errichtung zweier Bisthümer, zu Ellwangen und Rottweil, je mit einem Dekan, neun Canonikern und vier Domvikarien, in Aussicht genommen, deren Dotation und Fundation möglichst in Grund und Boden bestehen sollte; jedem Bischof war nebst Wohnung ein jährliches Einkommen von 12,000 fl. zugedacht, jedem Dekane 1200 fl., jedem Canoniker 1000 fl., jedem Domvikar 600 fl. Auch sollte jedes Bisthum ein Seminar erhalten; die lateinischen Schulen und Lyceen in den katholischen Städten sollten erhalten bleiben**) und eine aus fünf akademischen Lehrstühlen bestehende Fakultät in einer der katholischen Städte des Landes errichtet werden. Art. 9 lautet: „Die beiden Bischöfe unseres Landes sind von einander unabhängig. Sie können niemals einem auswärtigen Erzbischof oder wem immer unterworfen seyn, sondern sind unmittelbar dem heil. Stuhle unterstellt, von dem sie nach dem förmlichen Versprechen des Papstes die ausgedehntesten

*) er ist mitgetheilt von Dr. Mejer S. 25 ff. Mejer bemerkt hiezu S. 4: „Die hier vorgelegten Dokumente stammen aus dem Nachlasse eines unlängst verstorbenen hannover'schen Staatsmannes, und ihre Aechtheit, die mir für einige von ihnen auch noch von anderer entscheidender Seite bestätigt wird, kann keinem Zweifel unterliegen."

**) Es ist diese Stelle unterstrichen für diejenigen welche sich der Träumerei hingeben, als ob erst durch die württembergische Regierung derartige Schulen wären im Gebiet von Württemberg geschaffen worden, und die vergessen haben, daß die vielen vorhandenen Schulen durch Entziehung der Mittel und der Lehrkräfte in Folge der Säkularisation und der Klosteraufhebung vernichtet wurden.

[redacted]

Vollmachten erhalten werden, die je ein Bischof oder Erzbischof Deutschlands hat." Die königlichen Commissäre *) machten hiezu folgenden charakteristischen Zusatz: „Sie werden diese Vollmachten erhalten sogleich bei der Fundation der Bisthümer sowohl für sich als auch für ihre Nachfolger ein für allemal, ohne daß jeder Bischof bei seiner Institution sie auf's neue nachzusuchen gehalten ist."

Wie dieser Artikel des Entwurfes, so erhielten auch die meisten andern der 19 Artikel abändernde Zusätze seitens der königl. Commissäre, die hier genau anzuführen zu weitläufig wäre **). Zugleich wurde der Entwurf eines Schreibens Sr. Majestät des Königs an den Papst in 9 Artikeln vereinbart, worin der König die Bestätigung des mit dem Nuntius verhandelten Concordates nachsuchen sollte, unter Anführung der hauptsächlichsten Punkte der getroffenen Vereinbarung ***). In Art. 8 dieses Schreibens verlangt der König vom heil. Stuhle das Versprechen, daß bei etwaigen neuen Länder-Erwerbungen die künftigen Katholiken des Königreichs dem einen oder andern dieser zwei Bisthümer unterstellt werden, oder daß nach Umständen ein weiteres neues Bisthum errichtet werde. Auch verspricht der König in seinem Briefe das mit dem heil. Stuhle vereinbarte Concordat als ein mit dem heil. Stuhle vertragsmäßig vereinbartes „Gesetz" zu verkünden, das also formell nicht als reines „Staatsgesetz" wäre betrachtet worden. Außerdem wurden noch geheime Artikel zwischen dem Nuntius und den königl. Commissären vereinbart, die aber nach dem ausdrücklichen Vorbehalt des Nuntius in das Concordat nicht aufgenommen werden sollten (convention verbale). Sie lauten: „Art. I. Se. Majestät be-

---

*) Cultminister Baron v. Mandelsloh und Baron v. Linden, Vicepräsident des Oberjustizcollegiums.

**) Man sehe sie bei Mejer a. a. O.

***) Mejer S. 38 f. Zur vorgeschlagenen Anrede „Beatissime Pater" setzte der König bei: omittatur.

[redacted]

halten Sich und ihren Nachkommen im Reiche die jedesmalige Ernennung der beiden Bischöfe des Königreichs bevor. Art. II. Vor der wirklichen Ernennung wird in Betreff derjenigen, welche dazu in Vorschlag sind, eine vorläufige Information über ihren Lebenswandel, ihre Erfahrung und Wissenschaft in kirchlichen Gegenständen und über ihre Lehre eingezogen. Es werden hiezu vom Könige, außer dem schon bestehenden Bischofe, noch drei Commissarien geistlichen Standes bestimmt, die unter der Aufsicht eines weltlichen ebenfalls vom Könige zu ernennenden Obercommissärs den Informationsakt vornehmen. Art. III. Se. Majestät behalten sich ferner für's erstemal die Ernennung der Stiftsdekane, Stiftscapitularien, Seminarsvorsteher und Professoren in beiden Bisthümern vor. Wenn in der Folge eine dieser Stellen vakant wird, so geschieht die Besetzung nach dem Art. 11 des Projet de Loi."

Dieser Art. 11 des Gesetzentwurfs, auf den sich hier bezogen ist, bestimmt, daß für die Zukunft vom Bischofe vier Personen, welche den von der Regierung angeordneten Concurs bestanden, und vom Bischof als fähig erklärt worden, vorgeschlagen werden, aus welchen der König einen ernennt zur Dignität, Canonikat, Professur, Regentie oder Vikariat der Seminarien. Der Bischof kann den Generalvikär oder andere Gehülfen sich frei wählen, doch möglichst aus dem Capitel, hat sie aber zu besolden. Die königlichen Commissäre setzten bei: „Er nimmt sie aus der Mitte seines Capitels; einen etwaigen Weihbischof wählt er aus seinem Capitel, besoldet ihn, und holt die königliche Bestätigung für ihn ein."

Am 28. Oktober war die Vereinbarung zwischen dem Nuntius und den königl. Commissären so weit vollendet, daß sie dem Könige zur Entscheidung vorgelegt werden konnte. Dieser prüfte am 28. und 29. den Entwurf und fügte die besprochenen Zusätze und Aenderungen seiner Commissäre bei. Der Nuntius übersetzte das Instrument, in das er nur die von ihm auch zugegebenen Punkte aufnahm, in's Lateinische

und übergab die lateinische Uebersetzung am Abend des 31. Oktober den Commissären. Diese meinten Mängel und Abweichungen vom französischen Original darin zu entdecken, weßhalb man übereinkam, sie gemeinschaftlich durchzugehen. Wegen Unwohlseyns des Nuntius sollte dieses von dem päpstlichen Legationsrath Grafen v. Troni und dem Minister v. Mandelsloh geschehen. Am gleichen Abend wurden dem Nuntius „die Bemerkungen der Regierung gegen die lateinische Fassung" zugestellt. Er fand zwischen den von ihm zugegebenen Bestimmungen und den von der Regierung aufgestellten Forderungen noch wichtige Differenzpunkte und mußte gerechtes Bedenken tragen, ob die in der oben mitgetheilten Verbal-Convention enthaltenen Zugeständnisse einem protestantischen Fürsten vom heil. Stuhle je würden gemacht werden, weßhalb er sie wohl auch nie als einen Theil des Concordats zugab. Am Morgen des 1. November 1807 brach der Nuntius die Unterhandlungen ab, da von Rom seine Vollmachten hiezu als erloschen erklärt wurden und er die Weisung erhielt nach Paris zu reisen, um nach dem Wunsche des Papstes und Napoleons ein Concordat mit den Rheinbundsstaaten auf's neue zu versuchen. Die noch obschwebenden Differenzen wie die von der Regierung zuerst gemachten Forderungen sollen, zur gerechten Würdigung der Gründe warum das beabsichtigte Concordat nicht zu Stande kam, hier noch kurz mitgetheilt werden.

Die Dotation der zwei Bisthümer mit Grundeigenthum wurde zugesichert, aber mit der Clausel: in quantum possumus. Die Zahl der Canonikate für jedes Bisthum wurde auf sieben herabgesetzt, mit Belassung je des Dekans, indem die durch Verminderung zweier Canonikate erübrigte Summe den vier ursprünglich von der Regierung nicht bedachten Dom-Vikarien als Besoldung zugewiesen wurde (je 500 fl.). Zur Dotirung der Seminarien wurden bloß „jährliche Einkünfte", nicht mehr Grundeigenthum zugesagt. Die Stadt Tübingen als Sitz der katholisch-theologischen Fakultät, deren Glieder

in Bezug auf Lehre und Lebenswandel dem Bischofe unterstellt waren, wurde von der Regierung aufgegeben und dafür „eine katholische Stadt“ nach der ursprünglichen und festgehaltenen Forderung des Nuntius gesetzt. Statt der verlangten „Approbation“ der vom Bischofe gewählten Religionsbücher begnügte sich die Regierung mit der „Kenntnißnahme“ derselben. Die Forderung, daß kirchliche Erwerbungen in jedem Einzelfalle der königl. Bestätigung unterliegen und daß die Verwaltung des Kirchengutes im Namen des Staates verbleibe wie bisher, den recursus ab abusu, das königliche Placet für alle bischöflichen und päpstlichen Erlasse, sowie die geforderte königliche Erlaubniß für den Verkehr der Bischöfe mit dem heil. Stuhle gab die Regierung auf, da der Nuntius in diese Forderungen durchaus nicht einwilligte. Daß den Bischöfen aber, wie der Nuntius setzte, die ausgedehntesten facultates als bloße „quinquennales“ verliehen werden sollten, nahm die Regierung nicht an. „Das Hauptgewicht“, sagt Mejer *), „legte der König, neben der Unabhängkeit seines Landesepiscopates nach außen, augenscheinlich auf die Besetzung der bischöflichen Stühle. Betreffs der bischöflichen Stühle zeigte sich der König zufrieden, nur die Nomination selbst sicher zu stellen und vom Papste das Versprechen zu besitzen, daß er die kanonische Institution geben wolle, wenn die Nominirten die nöthigen Qualitäten besäßen“ (si debilis dotibus instructi sint, während der Nuntius verlangte: si Sanctitas Sua eos dignos debitisque dotibus instructos repererit, womit die in den geheimen Artikeln in Aussicht gestellte, weil von der Regierung mit allem Nachdruck verlangte Führung des Informationsprocesses durch eine nur königliche Commission sehr modificirt ist).

Auf die Approbation des dem Papste zu schwörenden Eides verzichtete zwar der König, strich jedoch den Beisatz zu

*) a. a. O. S. 45.

[redacted]

juramentum „nunquam mutandum“, und verlangte vom Bischofe den Eid der Treue für sich vor dem Akt der Consekration, während der Nuntius dieß nur vor Antretung seines Amtes zugab. Ebenso strich der König bei Aufzählung der Eigenschaften des Nominirten den Beisatz: quoad fidem (sc. bona fama gaudere debet). Bezüglich der Geltung der Canones hatte die Regierung den Zusatz gemacht, daß sie im Lande nur in soweit gelten können, als sie mit dessen Wohl nicht im Widerstreit stehen; und bezüglich des Chorgebetes in der Kathedrale hatte sie beigefügt: cependant nous ne voulons pas que dans les Eglises cathédrales lo chant de choeur (hora canonica) soit introduit de nouveau. Der König ließ diese Forderungen fallen, so daß der betreffende Art. 12 also vereinbart war: Ecclesiastici omnes sacris canonibus, tam quoad pluralitatem beneficiorum quam quoad residentiam et servitium personale, nec non ad chorum, in ecclesiis, quibus sunt adscripti, omnino subjiciuntur*). Auch die oben bemerkte Forderung, daß der Weihbischof bloß aus dem Capitel genommen werde, und die andere, daß der Dekan der Landcapitel je in der Oberamtsstadt wohnen müsse, wurde auf Einsprache des Nuntius fallen gelassen. Der Aufenthalt der Candidaten der Theologie in den Priesterseminarien nach Vollendung ihrer theologischen Studien zur Ausbildung für die kirchlichen Funktionen war durch den Zusatz der Regierung auf ein Jahr festgesetzt; der Nuntius wollte die Zeitdauer unbestimmt lassen. Während der Nuntius die libera collatio des Bischofs für die Pfarr- und andere Kirchenstellen verlangte, wo die Bischöfe sie vor 1802 hatten, und das Privatpatronatrecht nach den kanonischen Bestimmungen ausgeübt wissen wollte, verharrte der König in dieser Beziehung auf Anerkennung des oben schon angeführten faktischen Zustandes, namentlich auf dem sogenannten landesherrlichen

---

*) Mejer a. a. S. 69.

[redacted]

Patronat in Bezug auf die durch die Säkularisation aufgehobenen geistlichen Corporationen und Klöster. Er nahm die vom Nuntius gemachte Einräumung, daß der Landesherr je vier Personen vorschlage und der Bischof an den dem Landesherrn genehmsten Bewerber die betreffende Pfründe verleihe, nicht an. Ebensowenig kam es bezüglich der von der Regierung bereits eingeführten und von ihr festgehaltenen allgemeinen Pfarrconcursprüfung durch eine staatliche Commission in Gegenwart eines weltlichen Beamten, die der Nuntius nicht einräumte, zu einer Verständigung.

Aus dem Vorstehenden ersieht man, daß die officielle Darstellung der württembergischen Regierung in der Note des Staatssekretärs-Grafen v. Taube vom 1. November 1807 an den Nuntius della Genga, wie in der gleichzeitigen bezüglichen Note an die Gesandten der auswärtigen Höfe in Stuttgart und in dem Dekret des königl. kath. geistlichen Rathes vom 14. November 1807 an alle Dekanate, unrichtig ist, wenn darin gesagt ist, daß „die Unterhandlungen beendigt waren, und man über die Grundsätze und alle nothwendigen Anordnungen übereingekommen, eine förmliche Uebereinkunft nicht nur entworfen, sondern auch auf beiden Seiten angenommen war, und es sich nur noch um die Förmlichkeiten der Unterschriften handelte“ *). „Es war vielmehr“, sagt Mejer a. a. O. S. 72, „noch Stoff genug zu recht weitläufigen Verhandlungen übrig, und nur ein von seinen Wünschen getäuschtes Auge konnte das verkennen.“

Wenn, wie bekannt ist, der Kaiser Napoleon als Protektor des Rheinbundes die Partikularverhandlungen Bayerns und Württembergs ungern sah, dem württembergischen Hofe den Abbruch der seinigen förmlich gebot und beide Fürsten nach Paris zu Verhandlungen über ein Rheinbunds-Concordat beschied, im Augenblicke wo er unterdessen die Ein-

*) Longner, Beiträge 2c. S. 332 f.

[redacted]

willigung des Papstes hiezu durchgesetzt hatte: so kann diesem Umstande allein und vorzugsweise das Scheitern der württembergischen Concordatsverhandlungen nicht beigemessen werden, sondern ebenso sehr, wenn nicht noch mehr, dem Widerstreben der Regierung, auf die gerechten und gewiß auch billigen Forderungen des heil. Stuhles in wesentlichen Punkten einzugehen. Bei der Erfolglosigkeit der Unterhandlungen mit Bayern und bei der Schwierigkeit, ja voraussichtlichen Erfolglosigkeit auch der württembergischen Verhandlungen zog es auch Rom vor, den frühern Versuch des Abschlusses eines Concordats für den ganzen Rheinbund in Paris wieder aufzunehmen, wenn auch Napoleon aus rein politischen Gründen dieß wollte, und seiner zugesagten Unterstützung wenig zu trauen war.

In dieser Situation beauftragte dann der heil. Stuhl den Nuntius della Genga, in Stuttgart die weitern Verhandlungen zu unterbrechen und mit den zwei andern auf dem Wege befindlichen päpstlichen Bevollmächtigten, den Cardinälen Caprara und Bayana, in Paris einzutreffen, wohin er gleichzeitig auch von Napoleon eingeladen wurde. Der Nuntius betrachtete auch die ganze bis dahin gediehene Vereinbarung als einen bloßen Entwurf eines Concordats, der in der von Württemberg ihm gegebenen Gestalt die päpstliche Ratifikation nicht erhalten könne*). So verließ della Genga Stuttgart, nachdem der König in der bemerkten Note des Grafen v. Taube ihm hatte seine Entrüstung ausdrücken, „eine glückliche Reise“ wünschen und zugleich erklären lassen, „daß Se. Majestät nunmehr ohne andere Rechte und Interessen als diejenigen welche Sie als König, Souverän und Vater Ihrer Unterthanen zu berücksichtigen haben, zu Rathe zu ziehen, solche Maßregeln treffen werden, welche Sie für nothwendig und angemessen finden.“

---

*) Vergl. Mejer S. 72—76; Longner, Beiträge S. 336 ff.

[redacted]

Da aber die Concordatsverhandlungen in Paris resultatlos blieben, sandte König Friedrich, nachdem sich seine Empfindlichkeit über die plötzliche Sistirung der Verhandlungen zu Stuttgart gelegt, den königl. geistlichen Rath Johann Baptist Keller im Jahre 1808 nach Rom, um die früheren Verhandlungen zum Abschluß zu bringen. Eine besondere Congregation von vier Cardinälen wurde hiezu vom Papste Pius VII. bestellt. Aber durch die Gefangennehmung und Abführung des Papstes am 6. Juli 1809 nach Savona wurde die begonnene Unterhandlung abermals unterbrochen, und Keller kehrte nach Stuttgart zurück.

Als Napoleon (17. Juni 1811) das berüchtigte Nationalconcil in Paris zusammengebracht hatte, zu dem auch Karl Theodor v. Dalberg, Fürstprimas des rheinbündischen Deutschland, erschienen war, wurde der geistliche Rath Keller dorthin gesandt, um von Dalberg zur Resignation auf seine Metropolitan- und bischöflichen Rechte über die württembergischen Diöcesanantheile zu bewegen. Als Erzbischof von Regensburg hatte nämlich v. Dalberg Metropolitanrechte über die zu den Bisthümern Augsburg, Würzburg und Speyer gehörenden württembergischen Landestheile und zugleich als Bischof von Constanz und Worms auch bischöfliche Rechte über die württembergischen Bruchtheile dieser zwei Diöcesen. Zu der fraglichen Sendung bewog den König Friedrich das Bestreben, seine katholischen Unterthanen durch kanonische Errichtung einer Hierarchie, die dann freilich nach seinem Willen und den febronianischen Grundsätzen fungiren und figuriren sollte, zu beruhigen, zugleich aber auch, wenn nicht vorherrschend, der Trieb nach Unabhängigkeit von dem schwer auf ihm lastenden Joche Napoleons. Der Plan Napoleons war ja bekanntlich, durch jenes Nationalconcil zunächst in Frankreich und dann auch in den andern unter seiner Suzeränität stehenden Ländern ein vom Papst unabhängiges Episcopalsystem und vom Papste unabhängige Nationalkirchen einzuführen, somit den Papst zum bloßen Ehren-

[redacted]

Präsidenten der katholischen Kirche und zum französischen Unterthanen zu degradiren. Um sich nun vom Einfluß des Fürstprimas, und da dieser von Napoleon dirigirt war, dadurch auch vom Einflusse Napoleons unabhängig zu machen, wollte jetzt König Friedrich ein Erzbisthum mit zwei Suffragan-Bisthümern in Ellwangen, Rottweil und Weingarten, eine eigene Kirchenprovinz errichten, die unmittelbar dem heil. Stuhle unterworfen wäre. Keller sollte daher zu diesem Zwecke von Dalberg die Resignation auf seine bischöflichen und Metropolitan-Rechte über die württembergischen Diöcesanantheile auswirken, erlangte aber von ihm nur die Erklärung, daß er auf genannte Rechte verzichten wolle, wenn der Kaiser Napoleon einwillige. Von der Nichteinwilligung des Kaisers war Dalberg überzeugt. Die in Paris anwesenden italienischen Cardinäle riethen nun dem geistlichen Rathe Keller, die früheren Unterhandlungen unmittelbar mit dem Papste selber in Savona wieder aufzunehmen; allein Keller hatte zwar die Bevollmächtigung hiezu durch einen besondern Kurier von Stuttgart einholen lassen, erhielt jedoch auf Weisung Napoleons von der französischen Regierung den Paß nach Savona nicht und mußte so nach zweimonatlichem Aufenthalte in Paris (von Mitte Juni bis Mitte August 1811) unverrichteter Sache wieder nach Stuttgart zurückkehren *).

Während dieser Versuche mit Rom zu unterhandeln, fuhr der König mit seinem königl. katholischen geistlichen Rathe fort die bischöflichen Rechte immer mehr an sich zu ziehen. So waren schon durch Rescript des königl. katholischen geistlichen Rathes vom 10. Juli 1806 „die geistlichen katholischen Schriften vor deren Druck“ der staatlichen Censur unterworfen worden **). Nach königl. Rescripte vom 10. Nov. 1807 sollten die im Staats- und Regierungsblatte stehenden

*) Longner a. a. O. S. 342 bis 361.

**) Lang S. 151.

[redacted]

in Religions- und Kirchensachen ergehenden königl. Verordnungen von den Kanzeln publicirt werden*). Die Errichtung von Landcapitels-Lesegesellschaften und Landescapitels-Conferenzen wurde wiederholt anbefohlen, um „mit der neuen katholisch-theologischen Literatur bekannt zu werden", worunter besonders „die theologische Jahrschrift von Ulm" insinuirt wird, das Organ des geistlichen Rathes von Werkmeister, eine Zeitschrift von ganz destruktiver Richtung**). Charakteristisch ist das königl. Rescript vom 21. April 1808 betreffs der Landcapitels-Conferenzen und Lesegesellschaften***). Auf den Conferenzen sollen die Vikarien bloß über diese Punkte, aber genau geprüft werden: „a) ob die Vikarien lesen, b) was sie lesen, c) ob sie darüber nachdenken und sich etwas gemerkt haben." „Bei den Conferenzen sind 1) keine Fragen über eigentliche Dogmatik, als wodurch nur Anlaß zu Verketzerungen oder sonstigen Streitigkeiten gegeben würde, 2) auch keine Fragen über das jus publicum circa sacra, als wodurch man anstößig" (von uns unterstrichen) „werden könnte, und endlich 3) auch keine Diskussionen über individuelle Pfarrangelegenheiten — in Beziehung auf den Staat, aus leicht begreiflichen Ursachen vorzunehmen. Die Conferenzen haben sich auf Pastoralgegenstände zu beschränken und die Lesegesellschaft hat nie den Charakter eines literarischen Cirkels zu überschreiten." Die Capitelsboten wurden durch mehrere Erlasse untersagt; die Capitelsgeistlichkeit dürfe sich bloß der Staatsposten und Staatsboten bedienen und müsse ihren Cirkulationen einen Laufzettel beilegen. Um die Dekane geschmeidig zu machen, „dürfen sie sich, wenn sie 25 Jahre als solche gedient, um die Ertheilung des Civilverdienstordens melden" †).

---

*) Lang S. 189.

**) Vergl. Histor.-polit. Blätter Bd. 18 S. 54 ff.; auch Longner, Beiträge &c. S. 292 ff.

***) Lang S. 209.

†) Lang S. 200.

[redacted]

Um nicht bloß die Lektüre, sondern auch das übrige Verhalten der Geistlichen streng zu überwachen, war durch königl. Rescript vom 16. April 1807 den Kreishauptleuten anbefohlen, die Charakteristik der Dekane und der Dekanats-Commissarien aus einer andern Quelle als von den Beamten zu verschaffen. „Ihr habt daher eine geeignete Quelle zu entdecken, um daraus die Schilderung der bezeichneten Geistlichen eures Kreises, soweit es euch dermalen möglich ist, vorschriftmäßig einzuschicken“ *). Auch mußte durch Dekret vom 28. Juni 1808 jede Abwesenheit der Geistlichen von ihrem Wohnorte über eine Nacht angezeigt, und bei Reisen in's Ausland oder in die zwei Residenzstädte Stuttgart und Ludwigsburg die Erlaubniß mit genauer Angabe des Reiseziels und Reisezwecks vom königl. geistlichen Rathe eingeholt werden. Nach Specialdekret des königl. geistlichen Rathes vom 2. August 1808 sollte in der Frühmesse die Erklärung des Evangeliums aus Dereser's famosem deutschen Brevier vorgelesen werden, nur deutscher Kirchengesang zulässig seyn, die Predigten an bloßen Wallfahrtskirchen aufhören. Bald wurde auch die Vornahme jeder gottesdienstlichen Handlung an Wallfahrtskirchen an Sonn- und Feiertagen untersagt. Dagegen wurde die vom bischöflichen Ordinariate von Constanz erlassene Gottesdienstordnung vom 16. März 1809 vom königl. geistlichen Rathe am 20. April desselben Jahres verboten, in Folge dessen das Ordinariat sie wieder suspendirte und als bloße Instruktion erklärte. Durch königl. Dekret vom 9. August 1808 wird den Brautleuten die Einholung der Dispensation vom 3. und 4. Grad der Verwandtschaft und Schwägerschaft bei der kirchlichen Behörde verboten, wo diese Grade, wie in den vorderösterreichischen Landen, schon staatlich als Ehehindernisse aufgehoben waren. Durch Rescript des königl. geistlichen Rathes vom 1. Oktober 1808 ist jeder württembergische Candidat der Theologie gehalten, unter Vor-

*) Lang S. 172.

[redacted]

legung seiner Zeugnisse und der Tischtitelsurkunde*) seitens einer Gemeinde, Corporation oder eines Patrimonialherrn, vom königl. geistlichen Rathe die Erlaubniß zum Eintritt in ein Priesterseminar einzuholen: „Jeder Eintritt in's Priester-Seminar, ja selbst jede Empfangung einer Weihe, wo dieser Verordnung zuwider gehandelt wird, ist strafbar, und wird in Rücksicht auf Wirkung im Staate nicht anerkannt.“ Durch Dekret vom 7. August 1810 ist sogar die Erlaubniß zum Studium der Theologie überhaupt einzuholen; und durch Dekret der königl. Oberstudiendirektion vom 4. Dez. 1811 wird „den katholischen Söhnen von Eltern aus den niedern Volksclassen“ die Zulassung zum Studium der katholischen Theologie schlechthin verboten**). Bei dem weiten Begriffe von „niedern Volksclassen“ und der Erbitterung darüber hatte indeß dieses Verbot keine sonderlichen Folgen, und man lenkte schon durch Dekret vom 30. Oktober 1812 ein, wonach die Einholung der Erlaubniß zum Studium der Theologie auf Grund der Gymnasial- und Lyceen-Zeugnisse bei der „königlichen Curatel“ auch für Studirende der niedern Stände genügte, und nur Unfleiß und Unsittlichkeit schloß von nun an davon aus***). Auch die katholische Volksschule wurde durch Schulordnung vom 10. Sept. 1808 völlig dem Staate unterstellt. Der Katechismus vom sel. Canisius sollte verdrängt und der von Batz eingeführt werden.

Die definitive Anstellung der Geistlichen durch den Staat und die Investitur oder Installation derselben durch die Dekane im Namen des Staates brachte eine solche Verwirrung der Begriffe mit sich, daß man hie und da diese Investitur

---

*) Durch Dekret vom 14. März 1816 hörten die besondern kanonischen Tischtitel auf, und wurden auf den schon 1808 errichteten katholischen Interkalarfonds übernommen (Lang S. 482 und 682).

**) Lang S. 233, 390.

***) Lang S. 418, 486.

[redacted]

mit der institutio canonica und missio ad curam animarum verwechselte, demzufolge das Augsburger Generalvikariat unterm 31. Januar 1810 sich veranlaßt sah, dieser Anschauung und theilweisen Praxis entgegenzutreten*). Auch die Verwendung der unständigen Hülfspriester entzog der k. kath. geistliche Rath den bezüglichen Ordinariaten in den Jahren 1810 und 1811**). Den Ordensgeistlichen der aufgehobenen Klöster widmete der königl. geistliche Rath gleichfalls seine Aufmerksamkeit. Den inländischen, nicht mehr beisammen wohnenden Kapuzinern und Franziskanern wurde das Tragen des Mönchskleides untersagt, und den ausländischen Mönchen verboten innerhalb des Königreichs Messe zu lesen, Beicht zu hören, zu predigen oder sonstige Funktionen zu verrichten***). Doch wurde dieses Verbot später durch Dekret vom 8. Juli 1815 in etwas modificirt, indem hier den fremden im Königreiche sich aufhaltenden Geistlichen überhaupt gestattet wurde, während der Pfarrmesse eine stille Messe zu lesen, ohne eine weitere Funktion vornehmen zu dürfen†).

Dieses reformatorische Eingreifen der Staatsbehörde in die religiösen und kirchlichen Angelegenheiten der Katholiken erregte allenthalben große Unzufriedenheit. Daher sah sich der König schon am 11. März 1809 zu dem Dekret an das Staatsministerium veranlaßt, worin es heißt: „In Angelegenheiten der Religionsübung, welche sehr leicht mit wirklichen Glaubenssachen bei dem Volke vermengt werden können, empfehlen Vernunft und Erfahrung der Regierung oder ihren Stellvertretern, mit Schonung und Nachsicht gegen Schwache, auch selbst solche die durch Bigottismus irre geleitet werden, zu Werke zu gehen, nie aber durch positive und scharfe Ver-

*) Lang S. 299.
**) Lang S. 308, 376.
***) Lang S. 221, 380.
†) Lang S. 475.

[redacted]

ordnungen einen Kampf zwischen der Staatsgewalt und der innern, wenn auch irgend vermeintlichen Ueberzeugung herbeizuführen. Es ist besser, einige vermeintliche übertriebene, selbst abergläubische Gewohnheiten bestehen zu lassen, so lange sie nicht offenbar dem Staate nachtheilig sind, als — besonders wenn der Regent einem andern Glaubensbekenntniß zugethan ist als seine Unterthanen — durch vorschnelle Aufklärungsbetriebsamkeit die Meinung hervorzubringen, daß er seine höchste Gewalt gebrauche oder gebrauchen lasse, um nach und nach den ererbten Glauben oder die hergebrachten gottesdienstlichen Uebungen zu untergraben." Man solle auf die bald zu erwartende Hierarchie in den königlichen Staaten warten, „wo es alsdann jedem Bischof Pflicht seyn wird, unter Aufsicht und Mitwirkung der Regierung die geeigneten Verbesserungen einzuführen" *).

Wie man sich aber dessenungeachtet von der Abstellung vermeintlicher Mißbräuche nicht zurückhalten ließ, zeigen die gleichzeitigen oder bald sich folgenden Thatsachen, die wir schon angeführt haben, und besonders auch der Erlaß des Ministeriums des Innern vom 17. Oktober 1811. Darnach „haben Sich Se. Majestät bewogen gefunden, das Auslaufen der königl. Unterthanen in ausländische Wallfahrtsorte, wodurch der religiöse Aberglaube genährt wird, für die Zukunft gänzlich abzustellen. Auch haben die Landvogteiämter sämmtliche ihnen untergeordneten Oberbeamten gemessenst anzuweisen, keinem ihrer Amtsuntergebenen zu einer Wallfahrt in's Ausland, unter welchem Vorwande es auch sei, einen Paß zu ertheilen, und bei jedem Verdacht, daß der Reisende die Erlaubniß zu einer solchen Wallfahrt mißbrauchen dürfte, die Ausstellung des Passes so lange zu versagen bis die Reisenden sich über einen andern erlaubten Reisezweck hinlänglich ausgewiesen haben" **). In Hirten-

*) Lang S. 281.

**) Lang S. 385.

[redacted]

briefen des bald nachher errichteten Generalvikariats Ellwangen wurde dieses Verbot den Gläubigen nahe gelegt, und besonders noch durch Erlaß des Generalvikariats Rottenburg vom 8. März 1822 dem Klerus eingeschärft, nach Möglichkeit die Gläubigen zur Nachachtung zu bewegen *). Dem Könige ging jedoch die Aufklärungssucht auch mancher katholischer Geistlichen zu weit, weßhalb er unter anderm das Lesen der heil. Messe in deutscher Sprache, das er auf einer Rundreise durch seine Lande hie und da wahrgenommen, verbot, weil dieß ohne seine allerhöchste Erlaubniß geschehen sei und die Bischöfe es noch nicht mit allerhöchster Genehmigung eingeführt hätten **).

II.

So standen die Dinge, als im J. 1812 der Kurfürst von Trier Clemens Wenzeslaus, zugleich Bischof von Augsburg und Propst von Ellwangen, starb. Es wurden nun die exemte fürstliche Propstei Ellwangen und die württembergischen Theile von der Diöcese Augsburg getrennt und aus ihnen das sogenannte Generalvikariat Ellwangen errichtet, und als Generalvikar war der Weihbischof von Augsburg, Bischof von Tempe, Franz Karl, Fürst von Hohenlohe, von der württembergischen Regierung ausersehen. Da der Papst aber bekanntlich noch in französischer Gefangenschaft war, so konnte die Lostrennung dieses Theiles von der Diöcese Augsburg und die kanonische Bevollmächtigung des einzusetzenden Administrators des neuen, nunmehr selbstständigen Sprengels vom Papste selbst nicht vollzogen werden. Nach der Instruktion des Nuntius von Luzern, an den sich der ausersehene Generalvikar von Hohenlohe zur Beruhigung seines Gewissens wandte, sollte der Capitelsvikar von

*) Vergl. Lang S. 692 ff.
**) Lang S. 381.

[redacted]

Augsburg dem Generalvikar die nothwendigen kirchlichen Vollmachten für die württembergischen Unterthanen delegiren. Die württembergische Regierung wies jedoch dieses Ansinnen zurück, „da nicht abzusehen sei, wie eine kanonische Institution von Seite dieses anmaßlichen Generalvikariats, welches ohnehin mit den diesseitigen Verhältnissen ganz und gar nicht bekannt und mithin von ganz unrichtigen Voraussetzungen ausgegangen zu seyn scheine, zur Beruhigung des Bischofs dienen könne" *).

Der neue Generalvikar hatte sich auf Wessenbergs Rath schon am 11. August 1812 an den Fürstprimas von Dalberg, der als Erzbischof von Regensburg Metropolitanrechte über die Diöcese Augsburg hatte, gewandt und von diesem unterm 25. August 1812 die Bereitwilligkeit zugesagt erhalten, als Erzbischof sede apostolica impedita die beabsichtigte Lostrennung eines Theiles seiner Suffragan-Diöcese Augsburg zu bestätigen und ihn mit den nothwendigen kirchlichen Vollmachten zur Verwaltung des neuen Sprengels auszurüsten, falls dem neuen Generalvikar auch sonst ein zur Diöcesanverwaltung nothwendiger geistlicher Senat zur Seite gestellt würde. Ohne jedoch die bloß eventuell in Aussicht gestellte Bestätigung und Bevollmächtigung vom Erzbischofe abzuwarten, sagte Franz Karl v. Hohenlohe die Verwaltung des neuen Sprengels zu, und so wurde durch königl. Verordnung vom 28. September 1812 die Errichtung des Generalvikariats Ellwangen, zugleich auch die Beigabe von vier vom Könige ernannten Generalvikariatsräthen nebst einem Sekretär publicirt **). Am 9. Oktober 1812 wurden der neue Generalvikar und seine vier Generalvikariatsräthe sammt dem Sekretär durch den Minister der geistlichen Angelegenheiten eingesetzt und beeidigt. Der Generalvikar erhielt nach den königl. Bestimmungen in den Sitzungen das

*) Lang, Einleitung S. 27.

**) Lang S. 409 ff.

In einem Schreiben an den König drückte der heilige Stuhl den Wunsch nach definitiver Organisation der kirchlichen Verhältnisse aus. Zu diesem Zwecke wurde denn auch die Sendung eines Legationsrathes einstweilen zugesagt. Am 20. Mai 1817 wurde die päpstliche Bevollmächtigung im Regierungsblatt veröffentlicht, und am 24. Mai durch Dekret des katholischen Kirchenraths die Dekane und Geistlichen zum kanonischen Gehorsam gegen das inländische Generalvikariat allein angewiesen. Erst den 17. Juni geschah dieß auch nachträglich seitens des Generalvikars und Provikars. Sofort wies das Ministerium dem Generalvikariate einen weltlichen Justizrath als Kanzleidirektor zu, mit Sitz und Stimme bei nicht „rein religiösen Dogmen und Maximen und das Innere des Glaubens betreffenden" Gegenständen, wogegen das Generalvikariat vergebens remonstrirte*). Letzteres mußte sich die Maßregel bei der zweideutigen Haltung des Provikars v. Keller gefallen lassen, der erst 1822 als Exekutor der Erektionsbulle, aber vergeblich, gegen die Wiederbesetzung dieser von der Regierung aufgenöthigten Rathsstelle bei dem künftigen Domcapitel protestirte. Durch Ministerialentschließung vom 7. Februar 1822 wird ihm erwidert, „daß die Frage über Aufstellung eines weltlichen Justizrathes bei dem künftigen Domcapitel kein Gegenstand der Verhandlung mit dem heiligen Stuhle habe seyn können, noch auch künftig seyn werde, daß vielmehr Se. k. Majestät Ihre Entschließung hierüber, wie solche dem Generalvikar eröffnet worden, längst gefaßt haben, worauf Höchstdieselben unabänderlich bestehen" **).

Am 2. August 1817 wurde die Verlegung der katholischen Landesuniversität von Ellwangen nach Tübingen und des Generalvikariats und Priesterseminars nach Rottenburg

Beiträge im Anhang S. 621 ff.: Episcopus enim cum sis, ignorare non debebas omnino etc.

*) Longner, Beiträge S. 383, 385.

**) Histor.-polit. Blätter Bd. 18 S. 366.

[redacted]

Zu gleicher Zeit wurde von König Friedrich eine katholische Landesuniversität in Ellwangen gegründet und mit den Rechten und Befugnissen einer Universität ausgerüstet, namentlich auch dem Recht akademische theologische Grade zu verleihen. Ausschließlich an dieser inländischen Universität sollten die katholischen Württemberger drei Jahre lang Theologie studiren, unterrichtet von fünf Professoren und zwei Repetenten, die aus dem Priesterseminar aushelfen sollten. Auf dem Schönenberg bei Ellwangen wurde gleichzeitig ein Priesterseminar mit Regens, Subregens und vier, resp. zwei Repetenten errichtet, für vierzig Zöglinge auf ein Jahr zur praktischen Ausbildung für den kirchlichen Dienst. Die Kosten beider Anstalten bestritt der Staat zufolge der durch die Säkularisation übernommenen Verpflichtung. Die unmittelbare Aufsicht über die Universität führte der Rektor, die über das Priesterseminar der Regens; die beiden Anstalten standen aber unter der Oberaufsicht des Staates in wissenschaftlicher, religiöser und disciplinärer Beziehung: die katholische Landesuniversität zunächst unter der „königl. Curatel", bestehend aus dem Rektor der Universität und dem k. kath. geistlichen Rathe; das Priesterseminar unter dem k. geistlichen Rathe in Stuttgart, und beide, die königl. Curatel und der k. geistliche Rath unter dem Cult-Ministerium. Der k. geistliche Rath machte dem Könige die Vorschläge zur Besetzung der Stellen und nahm die Aufnahme der Zöglinge vor, die er dann dem Generalvikar bekannt machte. Dem Generalvikar sollten jährliche Berichte über Universität und Priesterseminar vom Rektor und Regens erstattet werden; er durfte auch unter Beigebung eines k. Commissärs die Anstalten visitiren, seine Wünsche äußern; alles andere fiel dem Cultministerium und der k. Entscheidung zu, was sich nicht auf rein kirchliche Gegenstände oder Dogmen der katholischen Kirche bezog *).

*) Longner, Beiträge ꝛc. 371—374; Lang S. 410, 412 ff., 419.

[redacted]

Trotz der nun errichteten inländischen Hierarchie ordnete der k. geistliche Rath am 2. Januar 1813 „auf besondern allerhöchsten eigenen Befehl“ für das ganze Königreich einen jährlichen unentgeltlich abzuhaltenden Trauergottesdienst für die im russischen Feldzuge Gebliebenen katholischer Confession an*); er hielt auch die Pastoral-Concursprüfung wie zuvor. Durch k. Rescript vom 10. März 1813 wird dem Fürsten v. Hohenlohe als Bischof von Tempe und Generalvikar von Ellwangen in seinem Titel noch die Benennung „von Gottes Gnaden“ beizulegen verboten. Am 20. März desselben Jahres wird bekannt gemacht, daß der Generalvikar jedem gedruckten Erlasse, welcher die allerhöchste Sanktion erhalten hat, auf der ersten Seite oben vor dem Eingang die Aufschrift: „mit königl. allerhöchster Genehmigung“ voransetze.

Ausgangs des Jahres 1813 starb der Verweser des Bisthums Würzburg, Generalvikar Freiherr Schenk v. Stauffenberg. Der Generalvikar v. Hohenlohe, Bischof von Tempe, wurde in Kenntniß gesetzt, daß Se. Majestät die „diesseitigen“ Antheile der Diöcese Würzburg von 65 Pfarreien mit dem Generalvikariat Ellwangen vereinigen wolle. Der Fürst sprach sofort seine Geneigtheit ohne weitere Bedingung aus (30. Dez. 1813). Am 23. Januar 1814 machte die württembergische Regierung ohne weiteres öffentlich bekannt, „daß der Generalvikar von Ellwangen nunmehr die Geschäfte eines Generalvikars und die bischöflichen Funktionen auch für den im Königreiche Württemberg gelegenen Antheil des erledigten Bisthums Würzburg übernehme“**). Am 24. Januar erklärte aber der Generalvikar, er habe sich hiezu bereit gezeigt bloß unter der Voraussetzung, daß die Vereinigung auf kanonischem Wege geschehe und er die kanonische Bevollmächtigung auch in dem Hirtenbriefe auszusprechen habe.

*) Lang S. 422.

**) Lang S. 450.

[redacted]

Er wandte sich zu diesem Zwecke sogleich an Fürstprimas v. Dalberg als den Metropoliten. Die Regierung verlangte von der kanonischen Bevollmächtigung (wie bei der Uebernahme des Augsburger Antheils) Umgang zu nehmen und nachher möglichst bald die päpstliche Genehmigung einzuholen. Schon am 10. Februar 1814 erfolgte eine feierliche Protestation des geistlichen Rathes Fichtel, der vom päpstlichen Nuntius in Luzern zum Provikar von Würzburg bestellt worden, gegen diese Lostrennung. Dalberg verlieh am 14. Februar wieder die erbetene kanonische Bevollmächtigung auf provisorische Weise und mit ausdrücklichem Vorbehalte der Rechte des Papstes und des Würzburger Bisthums. Unter dem 21. März 1814 erfolgte eine zweite Protestation des Würzburger Provikars gegen die unrechtmäßige und daher nichtige Bevollmächtigung des Ellwanger Generalvikars seitens des Metropoliten v. Dalberg, da diese Akte nur dem Papste zukommen und Würzburg, wie seit langer Zeit, durch einen Provikar rechtmäßig verwaltet werde. Er machte auf die Ungiltigkeit aller kirchlichen Handlungen des Generalvikars in diesen Würzburger Theilen aufmerksam. Am nämlichen 21. März erließ v. Hohenlohe einen Hirtenbrief, hob die Verdienste des Königs um die katholische Sache durch Errichtung des Generalvikariats Ellwangen, der Universität und des Priesterseminars nebst Dotirung hervor und zeigte an, daß er die geistliche Verwaltung der Würzburger Diöcesanantheile „der gesetzlichen Verfassung und dem ältesten Herkommen der Kirche gemäß“ übernommen habe, wie dieß auch früher mit dem Augsburger Bisthumsantheile „nach der in unserer Kirche bestehenden Ordnung“ geschehen sei*). Zugleich forderte er Anerkennung und Gehorsam. Am 28. März waren die betreffenden Dekane (5 an der Zahl) zur Gelobung des kanonischen Gehorsams nach Ellwangen vorgeladen, wo-

*) S. den Hirtenbrief bei Maurer: Beilagen zu dem Staats- und Kirchengesetze in Württemberg. Wangen 1831. S. 78 ff.

[redacted]

›ei der Generalvikar mit Hinweis auf die vom Metropo-
iten erlangte kanonische Vollmacht sie zu beruhigen suchte.
Der Staatsrath v. Schmitz-Grollenburg verlangte vom
Generalvikar das Verbot an die Dekane, ihre Geistlichen
›arüber in Kenntniß zu setzen, daß er vom Metropoliten
'anonisch bevollmächtigt sei. Die Angelobung des kanonischen
Gehorsams erfolgte in Gegenwart des Staatsrathes und des
jeistlichen Rathes v. Keller als k. Commissärs. Es besaß
ibrigens die Mehrzahl des Klerus in dem Würzburger Bis-
humsantheil so viel Kenntniß des kanonischen Rechts und
o viel kirchlichen Sinn, um über diese staatliche wie kirchen-
›ehördliche Willkür-Procedur gerechte Entrüstung laut werden
u lassen*).

Indeß war in Folge der Leipziger Völkerschlacht Pius VII.
›on Napoleon aus Fontainebleau am 23. Januar 1814 frei-
jelassen worden und hielt am 24. Mai seinen feierlichen Ein-
ug in Rom. Generalvikar v. Hohenlohe wandte sich nun
:us Gewissensantrieb schon am 14. Juni 1814 schriftlich an
en heil. Stuhl um Bestätigung des Geschehenen. Der Papst
ber beauftragte seinen Staatssekretär Cardinal Consalvi,
er um diese Zeit zum Wiener Congreß kam, in einem Breve,
iese Errichtung und die Aufstellung des Generalvikars als
:ichtig zu erklären**). Um nun diese Annullirung zu
erhindern und die Anerkennung des Geschehenen bei dem
eil. Stuhle doch noch durchzusetzen, sandte der König am
5. Juli 1815 den geistlichen Rath v. Keller zum zweiten-

*) Longner S. 374 bis 399.

**) Tübinger Quartalschrift von 1819 S. 339. — Als äußerste Con-
sequenz der Anschauung von dem sogenannten landesherrlichen
Patronat kann hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden
das Specialdekret des k. geistlichen Raths aus dieser Zeit (vom
6. Dez. 1814), daß, da die Universität Freiburg auf die Pfarrei
Wendelsheim innerhalb der kanonischen Frist von vier Monaten
nicht präsentirt habe, „das Devolutionsrecht für Se. k. Majestät
sich gegründet habe“ (Lang S. 467).

mal nach Rom. Der heil. Vater, obwohl die württembergischen kirchlichen Vorgänge tief bedauernd, bestätigte endlich, den ungünstigen Zeitverhältnissen Rechnung tragend, in einem Breve vom 21. März 1816 die Errichtung des Generalvikariats Ellwangen und die Einverleibung des Würzburger Diöcesanantheils sowie den Generalvikar Bischof von Tempe in seinem faktischen Besitze; er revalidirte alle vom Bischof und seinen Mandatarien in kirchlichen Dingen vorgenommenen ungiltigen Handlungen und ertheilte dem erstern alle Vollmachten, welche die Bischöfe von Augsburg und Würzburg bisher von Rechtswegen oder aus einer Gewohnheit oder aus einem Privilegium besessen hatten*). Aus diesem Breve (vergl. auch Lang l. c. Einleitung S. 34) geht hervor, daß der Bischof von Tempe beim heil. Vater wegen der Uebernahme des Generalvikariats Ellwangen und des Würzburger Bisthumsantheils ohne kirchliche Vollmacht sich mit dem „vielfach, aber stets vergeblich gemachten Versuche des Zutritts zu seiner Person" entschuldigte; recursus, quem ad Nos Rege ipso autore et adjutore modis omnibus frustra tentare studuisti, so antwortet darin der heil. Vater. Die oben angeführten Thatsachen aber lassen diese Entschuldigungsgründe doch in einem andern Lichte erscheinen und der heil. Vater, der durch seinen Nuntius in Luzern genau über die württembergischen Vorgänge unterrichtet war, ließ in demselben Breve auch seinen Zweifel darüber durchblicken wenn er sagt: „quemadmodum significasti Nobis, ut dicebas." Später im Breve von 1817 sagt hierüber der heil. Vater geradezu: „quod difficile credimus."

Bei dieser Sendung wurde nun der geistliche Rath Keller von Pius VII. selbst zum Bischof von Evara in part. geweiht und zum Provicarius apostolicus im Verhinderungsfalle des hochbetagten Generalvikars v. Hohenlohe,

*) Longner, Beiträge ꝛc. S. 379 f.; das Bestätigungsbreve ebend. im Anhang S. 621.

[redacted]

zugleich mit dem Rechte der Nachfolge bei dessen Ableben ernannt. Doch sollte v. Keller in weitere Verhandlungen mit dem heil. Stuhle wegen des früher beabsichtigten Concordats bei dieser seiner zweiten Anwesenheit in Rom sich nicht einlassen, sondern die Stimmung des heil. Stuhles nur sondiren; man wollte jetzt wieder die kirchlichen Verhältnisse gemeinsam mit den übrigen deutschen Regierungen ordnen*). Ohne vorgängige Rücksprache mit dem Generalvikar wurde das Verhältniß des Provikars zu ersterem von der Regierung dahin normirt: In den Generalvikariats-Sitzungen habe wie bisher der Generalvikar das Präsidium, der Provikar aber das Direktorium mit der letzten Stimme; die Expeditionen in der Kanzlei werden vom Provikar dirigirt und zugleich mit dem Generalvikar unterzeichnet, in etwaigen Collisionsfällen mit der Staatsregierung aber vom Provikar zurückgehalten; auf diese Weise „könne die wünschenswerthe Uebereinstimmung mit den Staatsgesetzen erreicht werden." Der Generalvikar Bischof von Tempe protestirte gegen die verletzendsten dieser Punkte vergeblich; der Staatsrath von Schmitz-Grollenburg erklärte in Betreff der Beschwerde über die Mitunterschrift der Expeditionen seitens des Provikars: „seine (des Generalvikars) Unterschrift sei gar nicht nöthig, es genüge die des Direktors" **). Der zum Staatsrathe ernannte und mit dem Commandeurkreuz des Civilverdienstordens dekorirte Herr v. Keller wurde demgemäß am 22. Okt. 1816 dem Bischof von Tempe durch die Staatsregierung als Provikar beigegeben***) und führte faktisch von nun an die

*) Lang, Einleitung S. 31.

**) Longner S. 382.

***) Es war dieß der letzte Staatsakt des Königs Friedrich betreffs der katholischen Kirche. Am nämlichen Tage der erwähnten königl. Einsetzung Kellers zum Provikar zog sich der König bei einer Exkursion nach Cannstadt eine Verkältung zu und starb am Katarrhfieber schon am 30. Oktober 1816.

[redacted]

Kirchenregierung, da der Bischof von Tempe aus Aerger über die gewaltthätige Verdrängung sich nach Augsburg zurückzog und die Verbindung und theilweise den amtlichen Verkehr mit seinem Sprengel nur noch schriftlich fortsetzte.

Nach dem Sturz Napoleons athmeten die geknechteten und gehetzten Völker Europa's, und nach der Rückkehr Pius VII. aus der französischen Gefangenschaft auch die gefesselte, beraubte und gedemüthigte katholische Kirche wieder freier auf. Auf dem Wiener Congreß von 1814 — 15 reklamirte daher der Papst durch seinen Legaten Cardinal-Staatssekretär Consalvi der, wie schon angeführt, auch das Annullirungsbreve betreffs des Ellwanger Generalvikariats mitgebracht hatte, außer der Wiederherstellung des heil. römischen Reiches auch die Restauration der katholischen Kirche in Deutschland. Seine Stimme, wie die mehrerer der sogenannten Oratoren der deutschen Kirche, verhallte zwar auf diesem Congreß, der den jetzt zu Grabe getragenen deutschen Bund errichtete, trug aber nicht wenig dazu bei, das Rechtsbewußtseyn unter den Katholiken zu wecken und zu bestärken. Selbst Freiherr v. Wessenberg, Abgesandter des Fürstprimas v. Dalberg, drang auf Gewissensfreiheit für die Katholiken durch feste Begründung und kräftige Beschirmung ihrer Kirche, arbeitete aber darauf hin unter dem Schutze des deutschen Bundes eine „deutsche katholische National-Kirche" zu errichten, und deßhalb ein alle Katholiken des Bundes betreffendes Concordat abzuschließen. Württemberg (nebst Bayern) trat dem entgegen, theils aus Besorgniß für die eigenen Souveränitätsrechte, theils um eine Landeskirche zu gründen mittelst Sonderconcordats mit dem heiligen Stuhle.

Das Wichtigste, was hier in Sachen der Religion zu Stande kam, ist die Bestimmung im 13. Artikel der Schlußakte, daß in Religionsangelegenheiten beim Bunde kein Beschluß durch Stimmenmehrheit stattfinde, obwohl eine definitive Abstimmung über Gegenstände dieser Art überhaupt zulässig

[redacted]

sei *). Bekanntlich erklärte sich bei dieser vagen Bestimmung, wenn Religionssachen an den Bund gebracht wurden, wie z. B. die Angelegenheit des Freiherrn v. der Kettenburg, der Bund einfach für incompetent.

Auch auf politischem Gebiete machte sich das Bedürfniß nach geordneten Zuständen und freieren constitutionellen Einrichtungen geltend, daher den Bundesfürsten auf dem Congreß dießbezügliche Pflichten auferlegt wurden. Um nun den Schein zu vermeiden, als ob er nur durch die Bundesakte hiezu gebracht worden, hatte König Friedrich noch vor Schluß des Wiener Congresses in dem Manifest vom 11. Januar 1815 seinem Lande eine ständische Verfassung zugesagt und sie am 15. März 1815 oktroyirt, nachdem er bei seiner Erhebung zur Königswürde und bei der Vereinigung von Alt- und Neuwürttemberg 1806 die alte ständische Verfassung suspendirt hatte. Der §. 82 der oktroyirten Verfassung gibt über die Religionsangelegenheiten die Bestimmung: „die Rechte der drei christlichen Confessionen verbleiben, wie sie durch das Religionsedikt vom 15. Oktober 1806 bestimmt sind" **). Die Stände aber, bei welchen viele Petitionen von katholischen Gemeinden und Geistlichen behufs Besserstellung der katholischen Kirche eingelaufen waren, setzten dem gegenüber in ihrem Verfassungsentwurf: „die Grenzen zwischen der geistlichen Gewalt und den Staatshoheitsrechten über die katholische Kirche werden durch eine die katholische Kirchenfreiheit mit der Staatswohlfahrt vereinigende Uebereinkunft mit dem heil. Stuhle näher bestimmt" ***). Bekanntlich kam aber eine mit den Ständen vereinbarte Verfassung damals nicht zu Stande. König Friedrich starb während dieses Verfassungsstreites und die katholische Kirchenfrage blieb unerledigt. Aber es war doch von den Ständen der richtige Weg der Erledigung derselben angezeigt und vom Könige verlangt worden.

*) Longner S. 404 bis 407.

**) Regierungsblatt vom 15. März 1815.

***) Dr. Fl. Rieß, Studie über die Convention etc. 1857. S. 10.

[redacted]

Unter seinem Nachfolger König Wilhelm erhielt bald nach dessen Thronbesteigung (30. Oktober 1816) das Generalvikariat Ellwangen die gegenwärtige, mit dem Königreich Württemberg zusammenfallende Arrondirung. Durch den Tod des Fürstprimas von Regensburg Karl Theodor v. Dalberg (10. Februar 1817) kamen nämlich auch die Bisthümer von Constanz und Worms in Erledigung. Der Generalvikar v. Hohenlohe und Provikar v. Keller trugen nun gemeinschaftlich dem heil. Stuhle den Wunsch der Regierung vor, die württembergischen Theile dieser Diöcesen, wie auch die der Diöcese Speyer bisher zugehörigen, im Königreiche Württemberg gelegenen zwei Pfarreien Weil d. St. und Dezingen, mit dem inländischen Generalvikariate Ellwangen zu vereinigen. Ohne jedoch eine päpstliche Entscheidung abzuwarten, übernahmen sie sogleich aus bloß präsumtiver Vollmacht die Verwaltung des Constanzer und Wormser Diöcesanantheils. Im Breve vom 26. März 1817 an Hohenlohe spricht der heil. Vater seine Bedenken aus, ihm diese Verwaltung auf's neue zu übertragen, verleiht sie jedoch provisorisch, bis die kirchlichen Zustände in Württemberg vom heil. Stuhl definitiv geordnet würden. Der Papst rügt zugleich am Bischof von Tempe seine recidive ungesetzliche Uebernahme fremder Diöcesanantheile, spricht ihn jedoch von den dadurch incurrirten kirchlichen Censuren und Strafen los in der Hoffnung, daß er durch wahre Buße sein Gewissen entlaste, revalidirt seine bezüglichen illegalen Akte und ermahnt ihn am Schlusse, über die Reinheit der von den Professoren an der Ellwanger theologischen Fakultät*) vorgetragenen Lehren sorgfältig zu wachen**).

*) Um diese Zeit wurde die Jugendschrift des Professors Dr. Drey: Dissertatio historico-theologica originem et vicissitudinem exomologeseos in ecclesia catholica ex documentis ecclesiasticis illustrans. Elvaci 1815 — vom heil. Stuhle censurirt.

**) Die Hauptstellen des Breve vergl. im Original bei Longner,

[redacted]

In einem Schreiben an den König drückte der heilige Stuhl den Wunsch nach definitiver Organisation der kirchlichen Verhältnisse aus. Zu diesem Zwecke wurde denn auch die Sendung eines Legationsrathes einstweilen zugesagt. Am 20. Mai 1817 wurde die päpstliche Bevollmächtigung im Regierungsblatt veröffentlicht, und am 24. Mai durch Dekret des katholischen Kirchenraths die Dekane und Geistlichen zum kanonischen Gehorsam gegen das inländische Generalvikariat allein angewiesen. Erst den 17. Juni geschah dieß auch nachträglich seitens des Generalvikars und Provikars. Sofort wies das Ministerium dem Generalvikariate einen weltlichen Justizrath als Kanzleidirektor zu, mit Sitz und Stimme bei nicht „rein religiösen Dogmen und Maximen und das Innere des Glaubens betreffenden" Gegenständen, wogegen das Generalvikariat vergebens remonstrirte*). Letzteres mußte sich die Maßregel bei der zweideutigen Haltung des Provikars v. Keller gefallen lassen, der erst 1822 als Exekutor der Erektionsbulle, aber vergeblich, gegen die Wiederbesetzung dieser von der Regierung aufgenöthigten Rathsstelle bei dem künftigen Domcapitel protestirte. Durch Ministerialentschließung vom 7. Februar 1822 wird ihm erwidert, „daß die Frage über Aufstellung eines weltlichen Justizrathes bei dem künftigen Domcapitel kein Gegenstand der Verhandlung mit dem heiligen Stuhle habe seyn können, noch auch künftig seyn werde, daß vielmehr Se. k. Majestät Ihre Entschließung hierüber, wie solche dem Generalvikar eröffnet worden, längst gefaßt haben, worauf Höchstdieselben unabänderlich bestehen" **).

Am 2. August 1817 wurde die Verlegung der katholischen Landesuniversität von Ellwangen nach Tübingen und des Generalvikariats und Priesterseminars nach Rottenburg

Beiträge im Anhang S. 624 ff.: Episcopus enim cum sis, ignorare non debebas omnino etc.

*) Longner, Beiträge S. 383, 385.

**) Histor.-polit. Blätter Bd. 18 S. 366.

[redacted]

dem Generalvikar Bischof von Tempe als „unabänderlich" seitens der Regierung zur Kenntniß gebracht. Die Sache war im Einverständniß mit dem Provikar v. Keller beschlossen worden. Keller setzte in einem Schreiben an den Bischof von Tempe daran nur aus, daß die Stadtpfarrkirche zu Rottenburg für die Bestimmung einer Kathedrale durchaus nicht entspreche*). Bischof von Tempe drückte in einem Schreiben an v. Keller seine schmerzliche Ueberraschung über diese als „unabänderlich" beschlossene Verlegung aus, machte auf die Nothwendigkeit aufmerksam darüber vorher mit dem heiligen Stuhle Rücksprache zu nehmen, und fügte bei: „Es handle sich gegenwärtig um eine ganz neue Grundlage, und was jetzt gewonnen oder verloren werde, bleibe für die kommenden Zeiten ein segnender Gewinn oder ein unersetzlicher Verlust"**). Allein Herr v. Keller fingirte beim Generalvikar v. Hohenlohe, die Rücksprache mit dem heil. Stuhle sei Sache derjenigen Stelle von der diese Anstalten ausgehen, nämlich der Regierung, und werde wohl schon geschehen oder doch eingeleitet seyn. Dem k. Ministerium legte er das Schreiben des Bischofs von Tempe gar nicht vor.

In der k. Verordnung vom 25. Oktober 1817 wird die Verlegung publicirt und dahin motivirt: der uneigentlich sogenannten Universität (eigentlich Fakultät) zu Ellwangen fehle die entsprechende Anzahl von Professoren für alle erforderlichen Zweige der Wissenschaft; sie zu beschaffen und daher eine zweite, sc. eine katholische Universität zu gründen, sei zu kostspielig; die katholische Fakultät mit fünf Lehrstellen***) erhalte gleiche Rechte und Vortheile wie die übrigen,

*) Longner, Beiträge S. 386. Nach Rom aber bezeichnete er diese Kirche etwas später als templum peramplum.

**) Longner S. 387; siehe dieses Schreiben wörtlich mitgetheilt im Anhang zu: Neueste Denkschrift der württembergischen Regierung an den römischen Stuhl. Schaffhausen 1844. S. 205 ff.

***) 1. Kirchenrecht und Kirchengeschichte, 2. griechische Sprache und Exegese des neuen Testamentes, 3. Dogmatik, 4. orientalische Sprache und Exegese des alten Testaments, 5. Moral und Pastoraltheologie.

[redacted]

deßgleichen die katholischen Theologie-Studirenden die gleichen Rechte mit den protestantischen; das für sie bestimmte Convikt (auch Wilhelmsstift, vom Könige Wilhelm her genannt, mit fünf, jetzt mit vier Jahrescursen) werde nach katholisch kirchlichen Grundsätzen eingerichtet. Der eigentliche Zweck der Translocirung von einer katholischen Stadt in die protestantische Universitätsstadt wurde übrigens vielfach dahin bezeichnet, „die confessionellen Ecken abzuschleifen" *), und durch dieses josephinische Generalseminar die Bildung der Geistlichen und die katholische Theologie selbst zu einer Art Staatsmonopol zu machen. Die k. Verordnung vom 10. Dezember 1817 motivirt die Verlegung des inländischen **Generalvikariats** und des Priesterseminars nach Rottenburg auch damit, daß die kirchliche Oberbehörde nicht zu weit von der theolog. kath. Fakultät entfernt wäre, und letztere nicht der der Kirchenbehörde gebührenden Mitaufsicht entzogen würde, ohne daß jedoch der Einfluß des Generalvikars auf das theologische Convikt und die Fakultät erweitert worden wäre.

So war das sogenannte Generalvikariat Ellwangen, in welcher Stadt nur noch kurze Zeit ein untergeordnetes bischöfliches Commissariat verblieb, in das Generalvikariat Rottenburg verändert worden. Franz Karl v. Hohenlohe nahm an der weitern Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse keinen Antheil mehr und starb zu Augsburg am 9. Oktober 1819. Provikar v. Keller, in dessen Händen, wie bereits bemerkt, die faktische Verwaltung des Sprengels seit etlichen Jahren schon lag, wurde nun von der k. Regierung unterm 7. Dez. 1819 zum Vicarius Generalis in spiritualibus et pontificalibus bestellt, und in dieser Eigenschaft vom Papste durch Breve vom 16. Februar 1820 rechtlich, doch nur provisorisch bis zur Errichtung eines Bisthums und Aufstellung eines Bischofs, bestätigt.

*) Longner, Beiträge S. 390.

XLV.

Frankfurt am Main vor und nach der preußischen Occupation.

Erstes Tableau.

Frankfurt, die alte hochberühmte Reichsstadt, die Wahl- und Krönungsstadt so mancher deutschen Kaiser, wurde durch den Wiener Frieden eine „freie Stadt“ mit einem kleinen Gebiete. Als Knotenpunkt eines weit verzweigten Eisenbahnnetzes, als „des deutschen Reiches Kaufhaus“ ist Frankfurt unbestritten die Hauptstadt des mittleren Deutschlands. Der Bundestag, der in Frankfurts Mauern seinen Sitz hatte, machte die Stadt zum diplomatischen Mittelpunkt von ganz Deutschland, gewissermaßen zum Central- und Herzpunkte deutschen Lebens. Und wenn auch die Blut- und Eisenpolitik unsern „guten“ Bundestag aus der Reihe der Lebendigen weggerissen: so bleibt Frankfurt dennoch, das sage ich ohne Scheu, das Herz Deutschlands. Man müßte die geheimnißvolle organische Sympathie welche, trotz des Nikolsburger Friedens, zwischen den deutschen Provinzen bestehen blieb, gänzlich ignoriren, wenn man Frankfurts hohe Bedeutung für ganz Deutschland übersehen wollte. Mag immerhin Berlin, das Mekka der Nationalliberalen, alle Lebenskraft Deutschlands in sich zu beschließen vermeinen: Natur,

[redacted]

Geschichte und Geographie machen ihre Rechte für Frankfurt geltend.

Frankfurt ist endlich europäischer Geldmarkt; seine Börse ist den größten der Welt ebenbürtig; ungeheuer sind die Summen welche jährlich dort umgesetzt werden. Die großen Firmen von Frankfurt machen ungeheure Geschäfte nach andern Ländern; sie haben Häuser und Commanditen in Paris und London, in New-York und Calcutta. Kurz Frankfurt am Main ist eine Weltstadt, mehr als manche die zwei- bis dreimal so viel Einwohner zählt.

Frankfurt übt auch fort und fort, weit mehr als sich empirisch nachweisen läßt, einen nicht leicht zu überschätzenden Einfluß auf ganz Deutschland aus und haben seine Geschicke für ganz Deutschland eine immense Bedeutung. Ist dem so, hat das deutsche Leben in gewissem Sinne hier sein Herz, so wird es für die Leser der „gelben Blätter" gewiß nicht uninteressant seyn, den Schlägen dieses Herzens zu lauschen, zu hören ob dieses gesund ist oder kränkelnd. Dazu kommt noch der besondere Umstand, daß die Leser gerade in dem Frankfurter Spiegel sehen können, was der christliche Geist überhaupt, was insbesondere die Kirche von Preußen zu erwarten haben.

Von diesen Gesichtspunkten aus möchte ich über die Frankfurter Verhältnisse dem katholischen Deutschland berichten. Das große Interesse welches die Frankfurter Zustände für ganz Deutschland haben, wird mir einige Weitläufigkeit gestatten. Die freie Stellung welche ich einnehme, die Aufmerksamkeit welche ich seit anderthalb Decennien der Stadt Frankfurt zugewandt habe, werden mich befähigen freimüthig und rückhaltlos die volle Wahrheit zu sagen. Ich bin Katholik; der Maßstab den ich an die Frankfurter Verhältnisse bei meiner Beurtheilung anlege, kann demnach kein anderer seyn als die katholische Wahrheit. Wenn nun, diesen Maßstab angelegt, mancher Leser der „gelben Blätter" etwaige Illusionen die er sich vielleicht gemacht, zerstieben sieht, so ist

[redacted]

es nicht unsere Schuld. Sollte sich vor genauer Prüfung nicht Alles als Gold bewähren was glänzt, sollten an dem Bilde welches wir entwerfen nicht bloß Lichtseiten sich zeigen, sondern auch recht dunkle Schlagschatten sich abheben: so mögen dieß die Thatsachen verantworten.

Alles wird untersucht, alle Verhältnisse der Welt werden besprochen, Alles wird vor das Forum der Oeffentlichkeit gezogen, die Presse übt eine Inquisition strenger als die bourbonischen Höfe. Warum soll Frankfurt allein das Noli me tangere, das Kräutchen Rühr-mich-nicht-an seyn? Die Frankfurter Verhältnisse, zumal die kirchlichen und religiösen gleichen dem verschleierten Bilde von Sais. Niemand hat bis jetzt gewagt oder das Interesse gehabt darüber zu berichten, und doch sind dieselben so abnorm wie vielleicht nirgends mehr in der civilisirten Welt.

In dem Folgenden werden wir nun zuerst ein Bild von der guten Stadt Frankfurt aus der Vogelperspektive entwerfen, dann eine Charakteristik al fresco der Frankfurter Schulverhältnisse versuchen, welchen Silhouetten aus dem literarischen und endlich Cartons aus dem kirchlichen Leben folgen werden.

Durch den Fleiß und die rührige Emsigkeit seiner Bewohner, durch die über den ganzen Erdball ausgebreiteten großartigen Handelsbeziehungen, durch die immensen Börsengeschäfte gelangte Frankfurt zu einer solchen Wohlhabenheit, daß es sprichwörtlich das reiche Frankfurt genannt wurde. Die Wohlhabenheit, ja Ueppigkeit der Bewohner zeigte sich in den großartigen Bauten der letzten Jahrzehnte. Im Innern der Stadt sind zahlreiche neue Gebäude entstanden, palastähnliche Wohnungen haben sich an der Stelle der alten einfacheren Häuser erhoben. Ueberall wurde abgerissen, neu oder umgebaut, verschönert. Nur die alte Judengasse (in der jedoch fast nur noch arme Christen wohnen) behielt bis heute ihr unheimliches, schmutzigdüsteres Aussehen. Um die ganze alte Stadt zieht sich ein doppelter Gürtel von Palästen und

[redacted]

Landhäusern die, umgeben von den zierlichsten Gärten, cokett aus Gebüschen und Bäumen das stolze Haupt heben.

Das Rennen und Treiben, das Laufen und Bewegen ist bunt und lebendig, nicht bloß auf der „Zeil" und in den anderen Hauptstraßen, sondern bis in die kleinsten Gassen und Gäßchen. Die Eisenbahnen führen täglich Tausende von Fremden herbei. Börsengrößen, Banquiers, Kauf- und Geschäftsleute, Militärs, Schriftsteller und Künstler: jeder Beruf, jede Fähigkeit, jede Lebensstellung ist vertreten.

Sieht man von außen grandiosen Verkehr, Leben und Reichthum, so findet man in den Häusern des Bürgers eine comfortable Behaglichkeit und Wohlhabenheit und bei den Reichen Luxus und Pracht. Es gibt vielleicht keine Stadt in Deutschland, wo der Bürgersmann und Handwerker einen größeren Wohlstand und ein so volles Gefühl von Zufriedenheit besäße. Der Styl der Gebäude zeugt indeß nicht immer von gutem Geschmack; der Luxus hat wenig ästhetischen Sinn; Baukunst und Sculptur gedeihen nicht im Dienste von Börsenjobbern und platten, keines höheren Aufschwunges fähigen Menschen.

Der Jahrhunderte dauernden eigenthümlichen Sonderstellung Frankfurts entspricht der eigenthümliche Geist seiner Bewohner. Wo Geldumsatz, Börsenspekulationen, Geschäfte, Erwerben, Besitzen, Genießen einen so bedeutenden Faktor aller Lebensthätigkeit der Bewohner bilden, da muß natürlich der Geist des Materialismus, da muß das Geld als ultima ratio rerum nach und nach alle Verhältnisse beherrschen. Mehr als anderswo gilt in Frankfurt der Satz des venusinischen Dichters: Quaerenda pecunia primum, virtus post nummos. Geld und Vermögen entscheidet Alles. Ein Fremder, wenn er nur Geld hat, kann sich rasch einbürgern, als wäre er seit Jahrzehnten hier zu Hause. Ein leichtes Bürschchen, wenn es sich nur zu vergolden vermag, wird sich ohne Mühe in den ersten Häusern Zutritt verschaffen. Alles vergißt, Alles verzeiht sich, wenn du Millionär bist. „Unde habeas,

[redacted]

curat nemo, sed oportet habere“, wie schon der alte Ennius meint. Mit der auri fames um die Wette läuft dann die raffinirteste Genußsucht. Geld und Genuß, Vergnügen und Geschäfte: das sind die Angelpunkte, um welche sich das Sehnen und Streben so vieler Tausende dreht. Opes et foeda cupido haec pro numine mundus habet.

Die Geschäfte gingen gut, der Geschäftsmann wurde reich. Der Reichthum erzeugte jenen sich selbst genügenden dünkelhaften, auf den Nichtreichthum mit souveräner Verachtung herabschauenden Stolz, den wir von Fremden so oft als den Frankfurter Geldprotzendünkel bezeichnen hörten. In Frankfurt, so sagt man, soll der Mensch erst mit dem Millionär anfangen. In der That gibt es kein Stück Erde, wo sich mehr als hier bewahrheitet, was der Dichter sagt: si non habes, non vales. Jene Selbstgenügsamkeit und dieser Geldstolz erzeugten auch die sprichwörtlich gewordene aristokratische Steifheit im Verkehr mit Einheimischen und Fremden.

Dieser kalte Ton muß bereits im reichsstädtischen Frankfurt geherrscht haben, sonst hätte sich nicht das Sprichwort bilden können: „Wäre Frankfurt mein, so wollte ich es nicht dort, sondern in Mainz verzehren.“ Die aristokratische Steifheit legte indessen auch einen gewissen Zwang auf, der ein kostbares Palliativ der alten Zucht und Ehrbarkeit war. Der ächte Frankfurter ist großentheils heute noch wie ihn ein Reisender zu Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts schildert: „der Frankfurter ist ein wohlthätiger, biederherziger, aber etwas eckiger und mitunter derber Kamerad; er hat eine heilige Scheu und Achtung vor dem Angeerbten, Hergebrachten, eine unverbesserliche Abneigung gegen alle neue Aufklärung; er sonnt sich gern im Glanz und Ruhm seiner Stadt, wo ihm Alles besser dünkt als irgend anders wo.“ Indessen hatte diese „heilige Scheu und Achtung vor dem Althergebrachten“ auch die Folge, daß von allen Städten Frankfurt wohl den längsten Zopf trug.

Das alte, steife, aristokratischvornehme und abgezirkelte

[redacted]

Besen in den Familien ist, seit einem Decennium etwa, viel-
ach verschwunden. In die höhere Gesellschaft, in die ganze
Bevölkerung ist ein freieres Leben gekommen. Daß Sittlichkeit
.nd Ehrbarkeit dadurch gewonnen hätten, müssen wir in Ab-
ede stellen. Frankfurt hatte bis in die zweite Hälfte der
ierziger Jahre den Ruf eine der sittlichsten Städte Deutsch-
ands zu seyn. Leider ist es jetzt anders. Die Unsittlichkeit
ritt freilich im Allgemeinen mit weniger Frechheit auf wie
nderswo, wo sie sich auf der Gasse brüstet, sie zeigt sich mit
veniger Rohheit als da wo die äußeren Sitten weniger glatt
nd; aber über der inneren Fäulniß liegt nur ein künstlicher
irniß und die Verwesung schreitet um so stärker vor, als
r nichts entgegen wirkt und eine glatte Oberfläche sie deckt.
war hat Frankfurt jenen entsetzlichen Barometerstand in
Sittlichkeit und Ehrbarkeit durchaus noch nicht erreicht wie
Bien, Berlin und Hamburg: allein die heillose Mätressen-
Birthschaft, das freche Treiben der Demi-Monde, das rück-
chtslos unverschämte Benehmen der größtentheils dem semi-
schen Stamme erblühten jeunesse dorée, die entsetzlichen
Verletzungen der Sittlichkeit, seit neuerer Zeit, in der Däm-
erung und Nachts auf öffentlicher Straße haben einen
rgen Grad erreicht. Am meisten angesteckt von der sittlichen
Corruption sind die obersten und untersten Classen der Ge-
ellschaft und da wieder vor Allem die männliche Generation.
Hier hat das Laster alle Scheu abgelegt. Der Mittel- oder
ogenannte Bürgerstand, sowie das weibliche Geschlecht der
nittleren und obersten Schichten sind noch treue Hüter der
lten Zucht und Ehrbarkeit.

Wir kennen keine Stadt in ganz Deutschland, wo das
Bürgerthum oder richtiger die Bourgeoisie mit ihren guten
und bösen Eigenschaften so sehr zur Geltung gekommen wäre
ls in unserer Mainstadt. Frankfurt hat einen durch und
urch bürgerlichen Charakter. Während das rasch aufblühende,
urch seine Bäder schon im Alterthum berühmte Wiesbaden
einen heitern Charakter als Badeort nicht verläugnen kann;

[redacted]

während man dem „goldnen Mainz", der Residenz des Primas und Erzkanzlers von Deutschland, auf den ersten Blick die „geistliche Stadt" ansieht; während Worms, das sanges- und sagenberühmte, von dem „**in alten mären wunders vil geseit**", wie eine ehrwürdige Ruine aus der Mitte des einst vielgepriesenen Wonnegau's emporschaut; während das langweilige, jeden Fremden angähnende Darmstadt seine colossalen Fürstenstatuen aufweist: hat der nivellirende Sinn des Bürgerthums Frankfurt seinen Charakter aufgedrückt. Nur ein großes Häusermeer, aus dem sich einzig einige Thürme der Südseite, vor Allem der „Pfarrthurm" vortheilhaft abheben, tritt uns entgegen. Daher ist die Aussicht auf die Stadt nur von der linken Mainseite, zumal vom Mühlberg, schön zu nennen. Die Architektur der Bourgeoisie ist flach, eben, glatt, einförmig und mit Oelfarbe angestrichen. An allen Ecken und Enden findet das moderne Auge volle Befriedigung an den afterclassischen Manieren der weitaus meisten privaten und öffentlichen Gebäude. Selten begegnet man etwas Naturwüchsigem; von Christlichem und Germanischem vollends keine Spur; dafür allenthalben unverdaute heidnische Reminiscenzen. Die vielen Statuen und Statuetten aller möglichen und unmöglichen heidnischen Götter und Göttinen in den Nischen und vor den Thüren der Häuser, die vielen Faunen, Bachantinen, Cupidos, Pomona's in den Gärten sind nichts weniger als ein Zeugniß für christliche Gesinnung der Bewohner.

Der Frankfurter Bürger ist rechtlich, solid, arbeitsam und auch unterrichtet. Auch der Aermste sucht seinen Kindern selbst unter Opfern und Entbehrungen die Wohlthat eines guten Unterrichtes zuzuwenden. Daher besuchen, obgleich kein Schulzwang besteht, alle Kinder und zwar ziemlich regelmäßig die Schule. Der Vornehme verwendet auf den Unterricht seiner Kinder große Summen. Die Institutsinhaber, deren Zahl Legion, machen glänzende Geschäfte. Die Söhne

der reichen Häuser gehen auf Reisen, fast alle haben die Welt gesehen.

Die Solidität des Frankfurter Bürgers und Geschäftsmannes erfreute sich allenthalben der gebührenden Anerkennung. Erst in neuerer und neuester Zeit war, hauptsächlich durch den Einfluß des asiatischen Elements, ein colossales Schwindelsystem zum großen Nachtheile des guten Rufes der Stadt eingerissen. Da im letzten Decennium mehr der Hätt'ich als der Hab'ich baute, so konnte es namentlich nicht ausbleiben, daß nach der traurigen Katastrophe von 1866 viele und großartige Fallimente, besonders bei Häuserspekulanten vorkamen.

Der Wohlthätigkeitssinn der Frankfurter ist weltbekannt. Wir glauben nicht, daß es in Deutschland eine zweite Stadt gibt, die an milden Stiftungen für Schulen, Altersschwache, Kranke, Lehrlinge, angehende Meister, Studirende so reich ist als Frankfurt. Es ist ein Wahrwort das Sprichwort: „so wohlthätig wie ein Frankfurter." In Nähe und Ferne, in allen Gauen Deutschlands wurde fast keine Collekte veranstaltet, woran sich Frankfurt nicht in nobelster, großartigster Weise betheiligt hat. In Aller Andenken ist noch, wie glänzend die Gabe Frankfurts an die abgebrannte Schwesterstadt Hamburg war. Selbst die hungernden Ostpreußen klopften jüngst nicht vergebens an Frankfurts Thüren, obgleich es weltbekannt ist, wie schmählich die arme Stadt von den preußischen Siegern behandelt worden war; der gedemüthigte, mißhandelte Frankfurter gab mehr als fürstlich. Nur in einer Beziehung ist die reiche Kaufmannsstadt nicht besonders freigebig, wenn es sich nämlich um rein geistige, um religiöse Bedürfnisse handelt. Bei allen kirchlichen Collekten soll die reiche katholische Gemeinde zu Frankfurt sich vor den übrigen Gemeinden des Bisthums Limburg gar nicht sonderlich auszeichnen.

Zwar will man geltend machen, daß es für den Reichen leicht sei von seinem Ueberflusse mitzutheilen, auch wollen

[redacted]

Manche behaupten, daß viel Prahlsucht, Eitelkeit und andere weniger edle Motive bei der Frankfurter Wohlthätigkeit mitunterlaufen. Das mag nicht so ganz grundlos seyn. Denn wegen seiner Wohlthätigkeit wurde Frankfurt von seinen Blättern nicht wenig gepriesen. Da nun die reiche Main-Stadt in den Elogen seiner Blätter wohl seinen Lohn dahin hatte, so konnte es, wie uns bedünkt, auf Dank auch wenig rechnen. Denn es bleibt ewig wahr des alten Weisen Satz: „Nemo erit amicus, ipse si te ames nimis."

So allein kann ich mir Folgendes erklären. Als im Jahre 1866 die ruhige Stadt, welche auch nicht Einen Mann gegen die Blut- und Eisenpolitik in's Feld gestellt hatte, von den Preußen in so brutaler Weise mißhandelt und gebrandschatzt wurde; als die intelligenten Preußen innerhalb weniger Monate mehr erpreßten als selbst die Franzosen innerhalb zehn Jahren; als der brave Bürgermeister und der wackere Chefredakteur der Frankfurter Postzeitung von den Führern der preußischen Mainarmee so „nobel" behandelt wurden, daß der eine aus Schrecken rasch am Schlagflusse starb, der andere in Angst und Verwirrung sich selbst das Leben nahm: da fand das hartbedrängte, tiefgedemüthigte Frankfurt nicht allein fast Niemand welcher die ihm widerfahrene vandalische Behandlung rügte, sondern man hörte sogar oft die schadenfrohe Aeußerung: „Es ist gut, daß das hochmüthige Frankfurter Geldprotzenthum einmal gedemüthigt worden ist."

Ob nicht die reiche freie Kaufmannsstadt durch das stolze, hochfahrende Benehmen, durch das selbstgefällige, selbstgenügsame Wesen, durch den mitunter brutalen Geldstolz, den eckelhaftesten von allen, Veranlassung zu derartigen harten und schadenfrohen Aeußerungen gegeben, möchten wir nicht zu verneinen wagen.

Frankfurt ist hart heimgesucht worden, es ist herabgesunken von seiner stolzen Höhe. „Quo altior mons, tanto profundior vallis." Die alte Hauptstadt Deutschlands, die freiheitstolze Republik deren Bürger sich selber Papst und

[redacted]

Kaiser zu seyn rühmten, ist geworden — eine preußische Provinzialstadt, dem Range nach sogar noch unter Wiesbaden stehend. „Die Fürstin der Länder ist zinsbar geworden; ihre Feinde sind ihr Haupt und legen ihre Hand an Alles, was sie Erwünschtes hat. Keiner von allen ihren Lieben tröstet sie, Verachtung wird ihr von den Freunden, zu Feinden sind sie ihr geworden. Der Herr hat wider sie geredet, um der Menge ihrer Missethaten willen.“ Frankfurt aus dessen Mauern täglich das corrosive Gift der gegen alles Christliche und Kirchliche so fanatisch schimpfenden Zeitungen ausgespien wurde; Frankfurt in dessen Mauern so oft die geifernden Reden abgefallener katholischer Priester gegen die Kirche beklatscht wurden; Frankfurt das den Männern des Umsturzes so oft seinen „Saalbau“ öffnete; Frankfurt das die preußenfreundlichen Nationalvereinler so oft freudig aufnahm und ihnen zujubelte, wenn dieselben nur ihr obligates Schimpfen gegen die Pfaffen losließen; Frankfurt das eine Presse nährte, die sich zu der blasphemischen Aeußerung verstieg: „Sich von einem Höheren abhängig zu fühlen und zu beten, ist eine Entwürdigung des Menschengeschlechtes“ (Frankfurter Tagblatt vom 10. Januar 1865) — Frankfurt hat Wind gesäet und Sturm geärntet. „Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber schrecklich klein“, sagt der alte Logau.

Es müssen starke Beine seyn, meint ein alter Spruch, die glückliche Tage wohl ertragen können. Die Frankfurter hatten diese starken Beine nicht; Glück und Wohlergehen machte sie übermüthig: aurum et argentum mutant et mores sapientum. Die Frankfurter „Freiheit“, besonders seit 1848, bestand, um mit Lessing zu reden, darin daß man gegen die Religion jede Sottise zu Markte bringen durfte. Nicht genug: unter dem Namen der Freiheit unterdrückte und knechtete man auch die katholische Kirche, man umstrickte und band sie mit den seidenen Fesseln des josephinisch-protestantischen Staatsabsolutismus. In welch' unqualificirbarer Weise der „hohe Frankfurter Senat“ gegen einen wehrlosen katho-

lischen Caplan im Jahre 1845 vorging, mögen die Leser der Histor.-polit. Blätter aus Band 16 S. 601—629 dieser Zeitschrift ersehen. Mit welch despotischer Rohheit der jetzige wahrhaft apostolische Bischof von Limburg und der edle bischöfliche Commissarius Thissen zu Frankfurt besonders im sogenannten Kirchen- und Schulstreit behandelt wurden: das kann man nur mit den Worten des letzten heidnischen Historikers als perenni obruendum silentio bezeichnen.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Was die Histor.-polit. Blätter dem gegen die katholische Kirche so feindseligen, despotischen Radikalismus schon 1845 prophezeiten, daß „die Vorsehung zu Gunsten der Stadt Frankfurt keine Ausnahme von der Handhabung ihres großen weltgeschichtlichen Gesetzes machen werde“: ist einundzwanzig Jahre später eingetroffen. „Die Stadt des kirchenfeindlichen, despotischen Radikalismus hatte kein ewiges Leben“, weil „sie die Folgen ihrer Thaten in dieser Zeitlichkeit zu tragen hat.“ Die hohen Herrn von damals und später, die vielumworbenen Vornehmen und Mächtigen denen so eifrig der Hof gemacht wurde, müssen jetzt vor den preußischen Bureaukraten sich beugen, vor Männern die gerade durch ihre Manieren und ihre Selbstüberschätzung uns Mitteldeutschen bis in's Mark widerwärtig sind.

Doch ferne sei es uns behaupten zu wollen, daß durch die preußische Occupation in Frankfurt Etwas besser geworden sei. Die Frankfurter Presse ist vielleicht heute etwas weniger zügellos als vor 1866; alles Andere ist geblieben. Frankfurt hat glücklich bekommen: preußische Steuer- und Militärlast; behalten: alles Schlechte; gewonnen an Gutem nichts. Die preußische Verfassung ist nun seit mehr als einem Jahre eingeführt; was hat sie der durch die Freimaurer gedrückten Kirche in Frankfurt, was hat sie der bischöflichen Behörde genützt? Nichts. Alle katholikenfeindlichen Gesetze in den annektirten Ländern sind „berechtigte Eigenthümlichkeiten die geschont werden müssen.“

Als die preußische Verfassung eingeführt wurde, hofften

[redacted]

wir und alle Gutgesinnten doch wohl mit Recht die gesetzliche Beschränkung des ungebührlichen und despotischen Einflusses des freimaurerischen „Vorstandes der katholischen Kirchengemeinde". Doch wir irrten uns. Der katholische (?) Kirchenvorstand, dessen Präsident (Senior) und ein Vicepräsident (Subsenior) erklärte und offene Freimaurer sind, der katholische (?) Kirchenvorstand in welchem die Mehrzahl der Mitglieder offen oder heimlich Schurzfell und Hammer tragen, entscheidet heute noch über Anschaffung von Paramenten, Kerzen, Weihrauch, Altären, er bestellt Küster und Sakristane, er nimmt das Geld für Anniversarien und Stiftungen in Empfang, bestimmt den Geistlichen wann dieselben zu halten sind, ordnet die Zahl der zu brennenden Kerzen u. s. w. Das Alles thut noch im Jahre des Heils 1868 der freimaurerische Kirchenvorstand, ein Jahr nach Einführung der preußischen Verfassung die von solch' gletscherhaftem Unsinn nichts weiß — ein Jahr nach dem eindringlichen Gesuche des Bischofs von Limburg bei dem Ministerium in Berlin um verfassungsmäßige Abstellung solcher Gräuel.

„In luctu positis non est haec musica dulcis" Wir wissen, daß die Aufdeckung solcher Abnormitäten den gedrückten Frankfurtern keine Freude bereiten wird. Doch, lieb sind mir die Frankfurter, aber noch lieber ist mir die Wahrheit. Wir kennen sehr wohl das Wort des alten Dramatikers: Obsequium amicos, veritas odium parit (Terenz); wir denken auch an den Ausspruch des größten brittischen Dichters: „Die Wahrheit muß in's Hundeloch, während das Schmeichelkätzchen am Ofen darf sitzen." Allein nach Menschengunst haben wir noch nie gestrebt; die Wahrheit geht uns über Alles, selbst dann, wenn wir gegen unsern Wunsch an dem Bilde unserer lieben Stadt Frankfurt recht dunkle Schlagschatten anbringen müssen.

[redacted]

XLVI.

Die Blutfläschchen der römischen Katakomben.

1) De phialis rubricatis quibus martyrum Romanorum sepulcra dignosci dicuntur Observationes V(ictoris) D(e) B(uck) Brux. 1855.

2) La question du vase de sang par Edmond Le Blant. Paris 1858.

3) De phiala cruenta indicio facti pro Christo martyrii Disquisitio Archangeli Scognamiglio, presbyteri Romani ac ss. Reliquiarum custode. Paris. 1867.

Unter den wichtigen Fragen der christlichen Archäologie gibt es eine die ganz besonders heikel und schwierig ist. Wir meinen die Frage der Blutphiolen.

Jede Nation der Erde hatte ihre eigenthümliche Art, die Todten zu bestatten. Die Nationen des semitischen Stammes liebten es ihre Todtengrüfte an den Seiten der Felsen anzubringen, in die Felsen einzuhauen. Die Griechen und Römer errichteten Scheiterhaufen und verbrannten ihre Todten und bargen die Asche in Todtenurnen. Die Hügel Kleinasiens, der Krim, Malta's, Siciliens und Sardiniens bergen alle Todtenkammern von verschiedenen Formen und Ausdehnungen.

Wie verschieden aber die Bestattung auch seyn mochte, eine Eigenthümlichkeit findet man in den Gräbern fast aller Völker, wir meinen die Sepulcralgefäße. „Die Archäologie mag ihre Forschungen noch so weit ausdehnen, sie wird

[redacted]

keinen Winkel der Erde ohne diese Todtengefäße finden" *). In den Museen zu Wiesbaden, Mainz, Karlsruhe, Stuttgart, München, Basel, Zürich haben wir mehr oder minder reiche Sammlungen solcher Todtenvasen, von den rohesten, härtesten Formen anfangend, bis herauf zu den Mustern vollendeter Formschönheit gesehen.

Was sollten diese Gefäße? Sie enthielten geweihte Gegenstände, welche den geliebten Todten Schutz gewähren sollten gegen feindliche Einflüsse dämonischer Kräfte; sie enthielten Spezereien und Parfümerien, welche den Abgeschiedenen vor der so sehr gefürchteten Fäulniß bewahren sollten.

Dieser Sitte schlossen sich auch die Christen an; sie gaben ihren Todten Gefäße mit Weihwasser, Kohlenbecken mit Weihrauch, geweihtes Oel, die heil. Schrift, ja selbst die heil. Eucharistie mit **).

Keine Stätte der christlichen Welt ist aber so reich an allerlei Gefäßen von Glas, Terracotta, Onyx als die unterirdischen Friedhöfe Roms. Diese Gefäße waren theils Trinkgefäße bei der Feier der heil. Eucharistie und der Agapen, theils Behältnisse für Weihegegenstände, theils Gefäße mit Salben und Wohlgerüchen, theils Gefäße mit Blut, die eigentlichen Blutphiolen.

Diese Blutphiolen hatten verschiedene Gestalt und Größe ***); ein Theil derselben enthielt eine rothe Flüssigkeit, Blut in noch flüssigem Zustande, ein anderer Theil war mit einem rothen Niederschlage bedeckt, das Blut war bereits eingetrocknet. Dieses Blut in noch flüssigem oder in schon eingetrocknetem Zustande soll Martyrerblut gewesen und als charakteristisches Merkmal an den Gräbern derer angebracht worden seyn die für Christus gelitten haben. Diese Ansicht

---

*) Cochet, Sépultures Gauloises. Rouen 1857 p. 340.

**) Le Blant, Le vase de sang p. 31.

***) cf. Bosio, Roma sotteranea p. 197; Aringhi, Roma subterranea I. p. 297; Boldetti, Osservazioni sopra i cimiteri p. 181—213.

[redacted]

wurde durch ein Dekret der Congregatio Rituum et Reliquiarum vom 10. April 1668 bestätigt, und in Folge dessen wurden alle Gebeine derjenigen, an oder in deren Grab man solche Blutfläschchen fand, als Martyrer=Reliquien erhoben und verehrt. Da nicht alle derartigen Gräber Namen trugen, so wurden die Leichen, deren Namen kein Epitaph angab, „getauft", d. h. man gab ihnen einen bestimmten Namen der von den Eigenschaften der Martyrer hergenommen ist. Die 7. Serie der Analecta juris pontificii, Rome 1864, enthält das officielle Verzeichniß dieser Namen. Manche Protestanten können nicht müde werden gegen diese Uebung der Kirche sich zu ereifern und zu spotten, sie vergessen aber ganz, daß man schon in den Zeiten der Urkirche, auf welche man sich doch so gerne beruft, vier Martyrer, deren Namen man nicht kannte, die Quatuor coronati „taufte". Aehnlich verhält es sich mit dem heil. Adauctus.

Gegen das Verfahren der Kirche, unbekannten Blutzeugen Namen, hergenommen von den Eigenschaften der Martyrer, z. B. Adeodatus, Beatus, Gratus, Vincens beizulegen, kann kein Vernünftiger etwas einwenden. Nur das bleibt jedesmal zu constatiren übrig, ob die gefundenen Reliquien auch wirklich solche von Martyrern sind. Ein sicheres Kennzeichen das dieß constatirt, sind nun in der That die Blutfläschchen.

Gegen die Beweiskraft der Blutphiolen als Zeichen des Martyriums erhob sich zuerst der Calvinist Basnage*) mit leidenschaftlicher Animosität, indem er behauptete, der rothe Niederschlag der Gefäße sei nichts Anderes als Weinüberreste von den Agapen. Die römischen Katakombenforscher Bosio, Severano, Aringhi, Boldetti u. a. blieben dabei, daß die Fläschchen wirklich Blut enthielten. Unser großer Landsmann Leibnitz, dessen Ruhm damals die Welt erfüllte, untersuchte auf Wunsch des römischen Epigraphikers

*) Histoire de l'Eglise tom. 2 p. 1035.

[redacted]

Fabretti eines der Fläschchen und fand, daß es Blut enthalte: sanguineam potius materiam esse quam terrestrem seu mineralem *).

Neue Bedenken erhoben Mabillon, Tillemont, Muratori, Marini, Angelo Mai, Bellermann, Raoul Rochette. Manche dieser Bedenken wurden von Lupi, Secchi, Marchi, Cavedoni gehoben. Gleichwohl blieben der Schwierigkeiten noch genug übrig.

Großes Aufsehen erregte eine mit ebenso großer Gelehrsamkeit und schneidender Schärfe als tiefer Religiosität und Ehrfurcht gegen die kirchliche Autorität geschriebene, oben unter Nr. 1 genannte Schrift De phialis rubricatis. Diese im J. 1855 zu Brüssel anonym erschienene Schrift die nie in den Buchhandel kam, und als deren Verfasser sich neuerdings in einem Schreiben an die Redaktion des Bonner Literaturblattes (1868 Nr. 14 Sp. 487) der als Hauptfortsetzer des Bollandistenwerkes hochverdiente P. de Buck erklärte, will nur auf die großen Schwierigkeiten und schwer lösbaren Bedenken aufmerksam machen, welche in dieser Frage sich erheben. Hanc lucubrationem non fuisse susceptam neque typis expressam, ut in omnium versaretur manibus, sed paucissima tantum exemplaria prelo excusa fuisse, cum selectis aliquot viris communicanda: so erklärt der Verfasser in der Vorrede. Die meisten der von de Buck erhobenen Bedenken mögen damals (1855) begründet seyn, aber die christliche Archäologie ist in den dreizehn Jahren seit der Veröffentlichung seines Buches nicht stille gestanden, sie hat vielmehr die meisten der von ihm erhobenen Anstände beseitigt.

Drei Jahre nach V. de Buck gab der berühmte Epigraphiker Edmund Le Blant, Beamter im Finanzministerium zu Paris, ein kleines Schriftchen von nur 38 Seiten unter dem Titel La question du vase de sang heraus. Er behandelt die schwierige Streitfrage der Blutampullen mit all der an

---

*) Fabretti, Inscriptionum antiquarum explicatio VIII. 555.

Passus in den Mar
eine Stelle des chri

Co
Turb.
Moll.
Sicca
Ill
Sulco
Hic p
Gaud
Ple
Ptillar
Sutum
Domi

Daher komme es
ampullen an einem
in Mitte zweier Grä
finden. Dadurch habe
mehrerer Martyrer o
storbene unter den S
Nach dem

orrespondant in Frankreich, der Rambler und die Home and oreign Review in England.

Als so die Streitfrage eine wirklich brennende geworden var, ernannte Pius IX. eine Commission von Cardinälen nd Gelehrten. Diese erwogen und untersuchten die Sache uf's neue, und die Congregatio Rituum et Reliquiarum erlärte durch ein Dekret vom 10. Dezember 1863, daß, wie chon in dem Dekrete vom 10. April 1668 entschieden woren, die Blutphiolen ein sicheres Zeichen des Martyriums eien. Aus diesem letztern Dekrete ergibt sich erstens, daß nan in Rom die gewichtigen gegen die Beweiskraft der Bluthiolen geltend gemachten Argumente wohl gekannt und geürdigt hat, zweitens daß man gleichwohl an dem Dekrete on 1668 resp. an der Beweiskraft der Blutphiolen als Zeichen des Martyriums fest halten zu müssen geglaubt hat. Und der Sekretär der Congregatio Rituum Monsignore Barolini, auf dessen Vortrag hauptsächlich vorstehende Entcheidung getroffen worden, ist einer der ausgezeichnetsten ömischen Archäologen, bekannt durch seine Abhandlungen ber das Cömeterium der heil. Katharina zu Chiusi und ber die Hypogäen des Apronianus, welche er selbst auf der ria latina entdeckt hat.

Im vorigen Jahre erschien ein ziemlich umfangreiches Buch über unsere Streitfrage von dem römischen Presbyter und Custos der Reliquien Archangelus Scognamiglio unter dem Titel De phiala cruenta indicio facti pro Christo nartyrii. Dieses Buch hat seine guten, seine schwachen und eine verkehrten Partien. Als höchst verkehrt müssen wir die eidenschaftlich heftige, geradezu injuriöse Art und Weise beeichnen, wie darin der Brüsseler Anonymus, den Scognamiglio bei nur einiger Belesenheit leicht als den hochverdienten P. de Buck hätte wissen können, behandelt wird. Mag auch de Buck einige der von Lupi, Secchi u. a. schon beseitigten Einwände nochmals vorgebracht haben, mag auch Manches sehr scharf und schneidend gesagt seyn, ein Ketzer und Kirchen-

[redacted]

ihm gewohnten Gründlichkeit, aber als guter Katholik auch avec le sentiment de respect qui a toujours guidé sa (ma) plume. Nach einer kurzen Uebersicht über den Stand der Frage mit Berücksichtigung der Untersuchungen von Fabretti, Marini, Muratori, Mai, Cavedoni, Secchi, Marchi u. a. kommt Le Blant zu folgenden Resultaten. Der rothe Bodensatz der gedachten Gefäße ist Martyrerblut, das die Andacht der Christen gesammelt hatte und das man gleich andern geweihten Gegenständen den Gestorbenen mit in's Grab legte. Le Blant beruft sich zum Erweise seiner Ansicht außer einem Passus in den Martyrakten des heil. Vincentius besonders auf eine Stelle des christlichen Dichters Prudentius*):

Coire toto ex oppido
Turbam fidelem videres
Mollire praefultum torum
Siccare cruda vulnera.
Ille ungularum duplices
Sulcos pererrat osculis!
Hic purpurantem corporis
Gaudet cruorem lambere.
Plerique vestem linteam
Stillante tingunt sanguine
Sutamen ut sacrum suis
Domi reservent posteris.

Daher komme es, daß sich zuweilen zwei oder drei Blutampullen an einem Grabe, oder umgekehrt eine Ampulle sich im Mitte zweier Gräber oder in Mitte ganzer Gallerien befinden. Dadurch habe man den Gestorbenen unter den Schutz mehrerer Martyrer oder umgekehrt zwei oder mehrere Gestorbene unter den Schutz eines Martyrers stellen wollen.

Nach dem Erscheinen der Schriften von de Buck und Le Blant gewann der literarische Streit um die Blutampullen immer größere Ausdehnung, indem die öffentlichen Blätter sich seiner bemächtigten. Gediegene Artikel brachten der

*) Peristeph. V. v. 333.

[redacted]

;orrespondant in Frankreich, der Rambler und die Home and 'oreign Review in England.

Als so die Streitfrage eine wirklich brennende geworden)ar, ernannte Pius IX. eine Commission von Cardinälen nd Gelehrten. Diese erwogen und untersuchten die Sache uf's neue, und die Congregatio Rituum et Reliquiarum er:ärte durch ein Dekret vom 10. Dezember 1863, daß, wie hon in dem Dekrete vom 10. April 1668 entschieden wor:n, die Blutphiolen ein sicheres Zeichen des Martyriums :ien. Aus diesem letztern Dekrete ergibt sich erstens, daß ıan in Rom die gewichtigen gegen die Beweiskraft der Blut- hiolen geltend gemachten Argumente wohl gekannt und ge- ıürdigt hat, zweitens daß man gleichwohl an dem Dekrete on 1668 resp. an der Beweiskraft der Blutphiolen als ;eichen des Martyriums fest halten zu müssen geglaubt hat. ınd der Sekretär der Congregatio Rituum Monsignore Bar- olini, auf dessen Vortrag hauptsächlich vorstehende Ent- heidung getroffen worden, ist einer der ausgezeichnetsten ömischen Archäologen, bekannt durch seine Abhandlungen ber das Cömeterium der heil. Katharina zu Chiusi und ber die Hypogäen des Apronianus, welche er selbst auf der ia latina entdeckt hat.

Im vorigen Jahre erschien ein ziemlich umfangreiches)uch über unsere Streitfrage von dem römischen Presbyter nd Custos der Reliquien Archangelus Scognamiglio ınter dem Titel De phiala cruenta indicio facti pro Christo ıartyrii. Dieses Buch hat seine guten, seine schwachen und :ine verkehrten Partien. Als höchst verkehrt müssen wir die eidenschaftlich heftige, geradezu injuriöse Art und Weise be- eichnen, wie darin der Brüsseler Anonymus, den Scogna- ıiglio bei nur einiger Belesenheit leicht als den hochverdienten '. de Buck hätte wissen können, behandelt wird. Mag auch e Buck einige der von Lupi, Secchi u. a. schon beseitigten Einwände nochmals vorgebracht haben, mag auch Manches ehr scharf und schneidend gesagt seyn, ein Ketzer und Kirchen-

[redacted]

feind ist der gelehrte Jesuit doch darum noch nicht. Mit solcher Schreibweise wie sich ihrer Scognamiglio gegen de Buck bedient, ist weder der Wissenschaft noch der Kirche gedient. Ganz unstichhaltig ist der von Scognamiglio (p. 278 sq.) zu Gunsten der Blutphiolen versuchte Traditions- resp. Präscriptionsbeweis. Denn es ist ausgemachte Thatsache, daß die römischen Katakomben Jahrhunderte lang fast ganz vergessen und verschüttet waren. Scognamiglio selbst gibt zu, daß er sich vom 5. bis 16. Jahrhundert auf Niemand zu Gunsten seines Traditionsbeweises berufen könne. Bosio, der Columbus der Katakomben, weiß von keiner Tradition bezüglich der Blutphiolen, ebenso wenig die folgenden Katakombenforscher Severano, Aringhi, Boldetti u. s. w. Total mißlungen ist der auf vierzig vollen Seiten versuchte Nachweis der Echtheit der von Abbate Crescenzio gefundenen resp. gemachten Inschriften, die zudem von Garrucci S. J. und de Rossi schon längst als Fälschungen erklärt worden waren.

Recht beachtenswerth dagegen ist was Scognamiglio für das höhere Alter des Monogramms mit der crux decussata, dem „schrägen", „überschlagenen" oder Andreaskreuz beibringt. Dieses Monogramm kommt nämlich auf Inschriften vor, die ihr hohes Alter nachweisen durch die heidnische Chiffre D. M. oder D. M. S. = Dis Manibus Sacrum, den unterirdischen Göttern heilig, oder durch ihre große Kürze und Einfachheit oder durch Symbole die fast nur zu den Zeiten der Verfolgungen vorkommen. Dazu kommt, daß de Rossi das Vorkommen besagten Monogrammes schon zu den Zeiten der Verfolgungen höchst wahrscheinlich gemacht hat. De Rossi fand nämlich 1864 in dem Cömeterium des heil. Hermes ein Inschriftenfragment von höchster Wichtigkeit mit gedachtem Monogramm und den Worten XIT GAL. CONSS. Dieser Gallus ist, wie Rossi darthut, der Consul Gallus, der mit seinem Collegen Faustus auf christlichen Inschriften noch einigemal und zwar an zweiter Stelle vorkommt. Ihr Consulat

[redacted]

fällt in das Jahr 298*). Wir können nicht begreifen, wie der fleißige Archäolog Dr. F. X. Kraus dazu kommt, in Nr. 9 des Bonner Literaturblattes 1868 Sp. 300 zu erklären: „nach de Rossis und Le Blants sehr sorgfältigen Untersuchungen ist es aber sehr zweifelhaft, ob das Monogramm schon vor Constantin auf Epitaphien vorkommt: beide betrachten diese Entdeckung als eine der archäologischen Wissenschaft für alle Zeit gesicherte Thatsache.“ Als Le Blant 1858 seine Broschüre schrieb, konnte er das Vorkommen des Monogramms mit „schrägem Kreuz“ als Argument gegen die Blutphiolen als Zeichen des Martyriums geltend machen, seit 1864, seit dem Funde de Rossis kann dieß kein Archäolog mehr.

Recht gut ist von Scognamiglio geschildert die Sorgfalt der ersten Christen im Aufsammeln und Bewahren des Martyrblutes. Gelungen ist der Nachweis, daß man das Blut der Martyrer durchschnittlich mit ihren Gebeinen bestattete, und daß somit das Vorkommen desselben als Anzeichen eines gewaltsamen blutigen Todes zu betrachten ist. Ganz treffend ist endlich die Darlegung, daß die Menge der gefundenen Blutfläschchen recht wohl im Verhältniß stehe zu der wahrscheinlichen Anzahl der Christen Roms und der Martyrer insbesondere.

Durch die Schrift von Scognamiglio ist, trotz ihrer Mängel, die Lösung unserer Streitfrage um ein Beträchtliches gefördert und die Richtigkeit der kirchlichen Praxis wenn auch noch nicht bewiesen, so doch höchst wahrscheinlich gemacht worden. Herr Dr. Fr. X. Kraus, der in einer Recension der Geschichte des Kreuzes und Crucifixes von Münz gesagt hatte: „Von sonstigen Versehen sei bemerkt, daß die in den Katakomben gefundenen Blutfläschchen keineswegs, wie S. 41 steht, das Martyrium der Personen anzeigen, neben deren Grab sie sich befanden, mag dieß auch noch so allgemein angenommen werden“ **) — gesteht in der-

*) Vergl. Münz, Das Monogramm Christi S. 28.

**) Theologisches Literaturblatt 1867 Nr. 22 Sp. 782.

[redacted]

selben Zeitschrift *): „ich bin durch fortgesetzte Untersuchungen zu Gunsten der officiellen Annahme umgestimmt worden: entbehrt letztere auch der Schwierigkeiten nicht, so halte ich sie gegenwärtig doch für die einzig haltbare.“ Münz hatte nämlich in seiner auch in diesen Blättern Bd. 60 S. 874 bis 879 (von Sighart) besprochenen und empfohlenen Schrift im Anschlusse an die beiden Dekrete der Congregatio Rituum et Reliquiarum vom 10. April 1668 und vom 10. Dezember 1863 mit Grund behauptet (S. 41): „Diese Blutfläschchen welche sich in großer Anzahl in den Katakomben vorfinden, deuten an, daß der betreffende Martyrer, an oder in dessen Grab sie angebracht, durch Vergießung seines Blutes gestorben sei.“

Die Resultate unserer Studien über die Blutfläschchen der römischen Katakomben, welche bereits druckfertig vorliegen, werden wir baldigst an einem andern Orte veröffentlichen. In denselben hofft Referent zu zeigen, daß die Congregatio Rituum auch vor dem Forum der Wissenschaft bestehen kann, wenn sie aufrecht hält die Entscheidung, daß die Blutfläschchen der Katakomben ein Zeichen des Martyriums seien, und daß demgemäß die Gebeine derjenigen, an oder in deren Gräbern sie sich finden, als Reliquien der Martyrer in Ehren gehalten werden dürfen. Sind wir auch nach dem heutigen Stande der Wissenschaft noch nicht in der Lage alle Einwände ohne Ausnahme zu beseitigen und alle Bedenken zu heben: so werden wir doch die gewichtigsten der von de Buck, Le Blant und Andern aufgestellten Anstände zu beseitigen im Stande seyn.

---

*) Jahrgang 1868 Nr. 9 Sp. 301.

[redacted]

XLVII.

Zur Philosophie der Geschichte.

Die Entstehung der Völker. Studie aus einer Philosophie der Geschichte in drei Vorlesungen von M. A. Strobl, Doktor der Philosophie. Schaffhausen, Hurter 1868. 8. 95 Seiten.

Es ist in der gegenwärtigen Welt der Wissenschaften kaum ein interessanteres Gebiet anzutreffen, als das der vergleichenden Anatomie und der Physiologie. Die sogenannte Racenfrage, nämlich die Frage ob die gegenwärtige Menschheit von Einem oder von mehreren ursprünglichen Paaren abstamme, hat schon seit einer Reihe von Jahren die Männer des Secirmessers und der Sonde beschäftigt. Auf diesem Boden der „vorurtheilsfreien“ Forschung hofften nämlich die Gelehrten von dem Schlage der französischen Positivisten oder Materialisten siegreich gegen die Lehren des Christenthums vorgehen zu können. M. Littré hat erst jüngst in alle Welt das Geheimniß ausposaunt, die „positive Philosophie“ d. h. zu deutsch der Materialismus habe den Autoritätsglauben der Bibel endgültig beseitigt. In allen Weltgegenden sind Untersuchungen angestellt worden über die Struktur des Skelettes, über Schädelbildung 2c., und viele schätzbaren Materialien wurden zur Lösung der gestellten Frage herbeigeschafft. Und siehe da, die bedeutendsten Anatomen und Physiologen geben

[redacted]

zu, daß gegen den biblischen Bericht der Einheit des Menschengeschlechtes kein Grund vorliege, schon aus dem Grunde weil die Unterschiede der Racen und Völker keine constanten sind, sondern sich kreuzen; und weil die Anatomie wohl über den Zustand der gewordenen Organismen — nicht aber über das Werden derselben Aufschluß bieten könne.

Die Frage über das Entstehen der Racen läßt sich aber von der Frage über Entstehung der Völker gar nicht trennen, aus dem einfachen Grunde weil die Menschen nicht wie Kraut und Rüben auf dem Felde wachsen, sondern in der Wirklichkeit eben nur als Glieder einer Familie, eines Stammes oder eines Volkes vorkommen.

Ueber diese Frage: wie die Völker entstanden, gibt uns der in der literarischen Welt durch mehrere geistreiche Schriften wohlbekannte Verfasser hier eine „Studie“, welche zugleich der Vorläufer eines größeren Werkes ist, das sich der Autor zur eigentlichen Lebensaufgabe gemacht hat, nämlich einer „Philosophie der Geschichte“. Die Frage über die „Völker-Entstehung“ wirft bedeutende Lichter auf die brennende Nationalitätenfrage der Gegenwart. Wenn ich nicht irre, war dieser zeitgemäße Fragepunkt die nächste Veranlassung für die vorliegenden drei Vorlesungen. Daß der Verfasser kein Neuling in diesen Dingen ist, mag wohl aus der Versicherung hervorgehen, daß er seit einem Zeitraum von mehr als dreißig Jahren diese Frage nie völlig aus dem Auge verloren habe. Die Vorlesungen Schellings im Sommer 1837 über Philosophie der Mythologie gaben dazu die erste Anregung. Daß der Standpunkt des Autors den Grundlinien nach noch heute der Schellings ist, läßt er nicht selten durchblicken. Dabei hat er aber die epochemachenden Arbeiten der neuesten Zeit, welche ganz neue Gesichtspunkte bieten, sehr wohl berücksichtigt. So namentlich die bedeutenden Werke über vergleichende Sprachforschung und Philologie von Windischmann, Max Müller, Steinthal, Lazarus, Spiegel, Köppen u. A. In seinen Resultaten stimmt er nicht selten überein

[redacted]

mit dem schönen Werke von Waitz: Anthropologie der Naturvölker; während er mit A. Wuttke in einzelnen Punkten z. B. über das Verhältniß der Naturvölker zu den Culturvölkern in direktem Widerspruche steht, und zwar zu seinem entschiedenen Vortheil. Es fehlt auch nicht an kaustischem Salze, das da und dort auf parallele Zustände des modernen Lebens gestreut ist.

Der Verfasser geht von dem Erfahrungssatze aus, daß jedes der gegenwärtig bestehenden und der schon untergegangenen Völker „eine von einem gemeinsamen Bewußtseyn getragene in sich geschlossene Einheit bildet, und einen bestimmten Charakter und eine bestimmte Weltanschauung hat" (S. 3). „Eben weil es charakteristische Unterschiede sind, welche die Völker zu besonderen in sich geschlossenen Einheiten machen, muß eine andere Ursache vorausgesetzt werden, welche diese Unterschiede erzeugt hat. Daß die Völker aus der Familie entstehen, kann natürlich nicht geläugnet werden; allein die Abstammung und das Familienband sind nur die natürliche physische Voraussetzung wie der Entwicklung der Menschheit überhaupt, ebenso auch der Völker; aus dem bloßen Familienleben aber und der Abstammung können wohl nimmer jene das innere wie äußere Leben charakterisirenden Unterschiede der Völker sich erklären lassen." Das ist der Uebergang auf den eigentlichen Grundgedanken der Schrift. Der Organismus des Völkerlebens in seiner Mannigfaltigkeit und Einheit läßt sich nicht aus dem menschlichen Skelett, aus den Gegenständen des Menschen die man mit der Sonde und dem Messer untersuchen kann, erklären: sondern nur aus der ganzen Natur des Menschen, d. h. dem sittlich-socialen Wesen desselben, wie sich dieses in der Sprache, in der Cultur und der Religion manifestirt. „Wenn bloß durch Erweiterung der Stämme schon Völker entstehen würden, wie Schleiermacher behauptet hat, so müßten die Südsee-Insulaner, die Mongolen, Indianer u. s. w. schon längst zu Völkern geworden seyn. Da aber dieß nicht der Fall, so er-

[redacted]

sieht man, daß nicht das Familienband aus Stämmen Völker mache. Man redet daher in der Regel auch nicht von Beduinen-Völkern und Indianer-Völkern, sondern von derartigen Stämmen und Horden."

Nach einer treffenden Einleitung behandelt die erste Vorlesung den Unterschied der Völker und Stämme in Bezug auf Cultur (S. 9—13), in Bezug auf Sprache (14—45). Der zweiten Vorlesung ist das wichtigste Moment in der Genesis des Völkerlebens, nämlich das religiöse vorbehalten (S. 47—54). Sodann wird noch von der Krisis der Völker-Entstehung (S. 54—81) gehandelt.

Den Unterschied zwischen Völkern und Stämmen skizzirt der Verfasser kurz in folgender Weise: 1) Die Stämme haben es zu keinem eigentlichen individualisirten Culturleben, wie zu keiner Culturentwicklung und daher auch zu keiner Geschichte gebracht, während die Völker im eigentlichen Sinne eben die Cultur- und die eigentlichen historischen Völker sind. 2) Die Stämme haben in ihren Sprachen gleichfalls keine einheitliche, durchgreifende, sie auf Jahrtausende bestimmende Form gefunden, so daß ihre Sprachen ebenso veränderlich und lose wie ihre Wohnsitze sind, während umgekehrt die Völker sämmtlich einen festen bestimmten Wohnsitz haben. 3) Auch die religiöse Weltanschauung der Stämme entbehrt jeder Bestimmtheit und einheitlichen Gestaltung; diese ist daher in stetem Flusse wie ihre Sprachen und Sitze, während die Völker abermals ein festes ausgebildetes religiöses System besitzen. Diese drei Sätze werden nun in concreto an den wirklich bestehenden Exemplaren der beiden Gattungen scharfsinnig nachgewiesen.

Meines Wissens hat kein moderner Denker tiefsinniger und treffender den sachlichen Zusammenhang zwischen Cultus und Cultur nachgewiesen als Franz von Baader. Was Baader angedeutet, finden wir hier empirisch nachgewiesen. Referent ist nicht in der glücklichen Lage ein derartiges philologisches Wissen zu besitzen, um sich ein Urtheil über die

[redacted]

ischen Untersuchungen Dr. Strobls zuzutrauen. Der
gibt hier die bedeutendsten Grundsätze der vergleichen-
rachforschung in präciser Form. Er theilt die Sprachen
adikale oder isolirende, z. B. das Chinesische; b) agglu-
e und c) flektirende oder Formsprachen. Die For-
n Max Müllers, Schleichers und Steinthals haben
s undurchdringliche Dickicht gelichtet, und haben die
von Sprachen auf wenige Sprachstämme reducirt.
nn man früher die Sprache nur als ein Austauschmittel
ischen, eine Art geistiger Münze ansah, so ist das seit
chemachenden Forschungen Wilhelm Humboldts anders
n. Erst seit diesem bahnbrechenden Geiste hat man
gen die Physiologie der Sprache und Sprachen zu
, um die Physiologie und Psychologie der Völker
araus zu erforschen. „Unter allen Aeußerungen", sagt
Humboldt, „an welchen Geist und Charakter eines
erkennbar sind, ist die Sprache das geeignetste, beide
ihre geheimsten Gänge und Falten darzulegen." Es
ig, daß auch in den Ueberresten der Cultur, in den
der Kunst die Individualität und der Charakter des
abgeprägt ist, am deutlichsten aber in der Sprache,
entlichen Plastik des Volksgeistes. Die Philologie
Styls ist zur „Völkerpsychologie" geworden; wie mit
die gleichnamige Zeitschrift von Lazarus und Stein-
esen Gedanken zu ihrem Programm gemacht hat. In
Sinne wollen die gelehrten Erörterungen Dr. Strobls
esen Punkt verstanden werden. Das was Fr. von
l in seinem Buche: „Die Sprache und Weisheit der
(1808) mehr nur als Ahnung ausgesprochen, näm-
nahe Verwandtschaft aller Sprachen von den Ufern
nges bis zu den Gestaden des atlantischen Meeres in
, ein Gedanke den auch J. v. Görres angedeutet —
durch die wirklichen Sprachforscher Benfey, Bopp,
, Schleicher, Max und Markus Müller, Windischmann,
, Haug u. A. fast bis zur Evidenz nachgewiesen worden.

[redacted]

Da die Theorien eines Darwin und Buckle gegenwärtig in so vielen Köpfen spuken, dürfte die Partie über die Krisis der Völkerentstehung S. 55 ff. vielleicht am meisten zu empfehlen seyn. Es ist selbstverständlich, daß wir den Einfluß der geographischen Lage, des Klima's u. s. w. auf den äußern Typus des Volkslebens nicht verkennen dürfen; zur Beantwortung der gegenwärtigen Frage über die Ursache der Völkertrennung reichen alle Hypothesen des Materialismus nicht aus. „Schon der Umstand, sagt der Verfasser mit Recht, daß alle Gaben der Cultur bei den Völkern sich an gewisse religiöse Anschauungen, ja an gewisse Götter knüpfen, welche die Stämme entbehren, dürfte auf den religiösen Ursprung der Völkerkrisis hinweisen. Der nähere Beweis liegt aber in den specifischen Unterschieden der Völker selbst. Während nämlich die Stämme mehr oder weniger gleichartig sind, sind die Völker unter sich durch nichts so sehr unterschieden, als durch ihre Religionen und es ist wahr was Cicero sagt, „jedes Volk hat seine Religion, wir die unsere." Der Inder, obwohl keine Sprache der seinen näher steht als die der Iranier oder Medo-Perser, ist durch die Religion völlig und gegensätzlich von dem letzteren unterschieden ꝛc." (S. 55). „Durch seine religiöse Weltanschauung ist der Inder — Inder, der Perser — Perser! Das gleiche gilt von den Babyloniern, Phöniziern, Aegyptern, Griechen und Römern. Es gibt nichts wodurch sich diese Völker mehr unterscheiden, als durch ihre religiöse Weltanschauung, durch ihre Götter und durch den dadurch bedingten Cultus. Durch das religiöse Moment ist bei jedem derselben das öffentliche wie das Privatleben bis in's Einzelnste bedingt und bestimmt." Daraus folgert der Verfasser: die Völker sind in einer religiösen Krisis entstanden.

Wir verweisen auf die Schrift selber und die gegebene Erklärung der Entstehung des religiösen Pantheismus, Dualismus, Polytheismus, Fetischismus. Wie schon bemerkt, läßt sich der Verfasser vorzüglich in dieser Partie als Schüler

[redacted]

Schellings erkennen, der die Gedanken des Meisters selbstständig zu gestalten weiß. „So erscheinen die Völker als religiöse Gemeinschaften oder Gemeinden, gerettet aus jener Krisis, welcher der größere Theil der Menschheit erlegen ist. Nachdem die ursprüngliche Einheit verloren gegangen, fanden die Völker in ihren besonderen Göttern ihr besonderes einheitliches Bewußtseyn, und gerade die Treue und der Dienst, den sie den wenn auch falschen Göttern erwiesen haben, bewahrte sie vor der Auflösung, welcher der größere Theil der Menschheit verfallen war... Dieser Theil der Menschheit ward im eigentlichen Sinne gottflüchtig, und darum konnte er es auch zu keiner partiellen Einheit bringen, weil er es auch nicht zu einem partiellen gemeinsamen Bewußtseyn gebracht hat. Gottflüchtig und culturflüchtig sind die Horden einer inneren und äußeren Zersetzung verfallen, die noch heute andauert, wie ihr Culturzustand, der Charakter ihrer Sprachen und ihre religiösen Vorstellungen kund thun. Diese Stämme sind mit nichten die Urtypen der Menschheit, wie moderner Aberwitz will, wenn auch das genealogische, die Abstammung — also Stämme im genealogischen Sinne, das Material auch der Völker bilden."

Wir können des Raumes wegen nicht weiter andeuten, welch mächtige, tiefgreifende Wahrheiten gerade für unsere politisch, social und religiös zerrissene Gegenwart im Hintergrunde dieser Vorlesungen stehen. Wie dieselben Principien dem Wesen nach dieselben Wirkungen haben, so wirkt auch in das Getöse der gegenwärtigen Parteien eine doppelte Strömung, das Babel der Völkertrennung und Zersetzung auf der einen — und das Charisma des christlichen Pfingstfestes, der Geist der das Getrennte einigt, durch Liebe den Haß besiegt, auf der andern. Dieß ist die großartige sociale Stellung des Christenthums gegenüber den modernen Zeitfragen. „Die Kirche ist es, in welcher die in Völker getheilte Menschheit diese höhere Einheit thatsächlich gewonnen hat" — und, fügen wir bei, auch für die Gegenwart wieder gewinnen muß.

[redacted]

XLVIII.

Streiflichter auf die Staatsumwälzung in Spanien.

III. Der letzte Kreislauf zwischen den liberalen Parteiführern und politischen Generalen der ältern Generation.

Das lange Kabinet O'Donnells hielt sich noch bis zum März 1863. Als er damals die Regierung der durch tausend Rivalitäten zerrissenen „liberalen Union" niederlegen mußte, da sank das Land abermals in den alten Wirrwarr zurück*). Wer an die Consolidirung der spanischen Zustände durch das Kabinet vom 30. Juni 1858 geglaubt hatte, der sah sich bitter getäuscht. Zwar gelangte der Herzog von Tetuan im Juni 1865 abermals zur Regierung, nachdem in den kurzen zwei Jahren vier Kabinete, jedes nach unzähligen Ministerkrisen, sich abgelöst hatten und das letzte des Marschalls Narvaez unter den bedrohlichsten Umständen gescheitert war. Aber dem hochliberalen Herzog war

---

*) Wir gebrauchen hier die Worte einer ausgezeichneten Abhandlung über Spanien in der „Allg. Zeitung" vom 4., 5., 6. Oktober 1865.

jetzt der Fortschritt schon definitiv über den Kopf gewachsen und mit seinem Unionismus tödtlich verfeindet. Es leuchtete kein Hoffnungsstern mehr in das trostlose Chaos, über dem jetzt die politischen Generale der jüngern Generation wie schaffende Götter zu sitzen vermeinen, man wird sehen mit welchem Erfolg.

Allerdings hatte in den letzten paar Jahren die dem langen Kabinet O'Donnells noch vergönnt waren, die mißliche Wendung der auswärtigen Verhältnisse viel zu seiner Schwächung beigetragen, wenn auch nicht den eigentlichen Sturz herbeigeführt. Der kriegerische Nimbus von Marocco und San Domingo mußte nur allzu schnell wieder erbleichen; anders hätte es schon der grüngelbe Neid Englands nicht gethan. England hatte der Regierung in Madrid die den spanischen Stolz tief verletzende Erklärung abgezwungen: daß sie, welches auch der Ausgang des Krieges mit Marocco seyn würde, denselben nie in einer Weise ausbeuten wolle, welche Spanien eine „die Freiheit der Schifffahrt im Mittelmeer gefährdende Machtstellung" gäbe. So durfte denn das Pfandobjekt Tetuan nicht gegen Tanger ausgetauscht werden und mußte Spanien selbst einen Theil der Kriegskosten dahinten lassen. Auch in Bezug auf Domingo hatte Lord Russel im Parlament bereits eine drohende Sprache geführt. Dem Marschall O'Donnell blieb zwar der Rückzug von der Insel noch erspart; aber es war vorauszusehen was in ein paar Jahren geschehen würde, nachdem der Krieg gegen das verlotterte Negergesindel der Republik Hayti fast eine halbe Milliarde gekostet und der commandirende General — Serrano — den Kampf soeben als definitiv zu Gunsten Spaniens gewendet erklärt hatte.

Während von London aus in solcher Weise gegen O'Donnell als den vermeintlichen Affen der napoleonischen Annexions-Politik intriguirt wurde, sah sich das Kabinet

[redacted]

des Herzogs auch in ein gespanntes Verhältniß zum französischen Imperator versetzt. O'Donnell und sein Minister des Auswärtigen hatten nämlich, letzterer noch dazu in bittern Ausdrücken, das Benehmen Prims bei der mexikanischen Expedition in Schutz genommen. Man hat daher das nachfolgende Ministerium unter dem Marquis von Miraflores um so mehr als eine Creatur der Tuilerien und der alten Königin Christine angesehen, da der neue Ministerpräsident dereinst Page des Königs Joseph gewesen war und jüngst im Senat die Opposition gegen die antibonapartistischen Sprünge Prims angeführt hatte. In Wahrheit verdankte aber das Kabinet O'Donnell seinen Sturz keineswegs auswärtigen Einflüssen, sondern es fiel abermals nur dem Umstande zum Opfer, daß der Patriotismus der andern liberalen Parteien die sich eben nicht an der Regierung befanden, kein Bedenken trug dem Uebelwollen der fremden Mächte mit steigender Wuth in die Hände zu arbeiten.

O'Donnell neigte als Haupt der „liberalen Union" principiell ganz überwiegend nach der fortschrittlichen Seite hin. Als er gleich im Anfang seiner Amtsführung 41 neue Senatoren ernannte, waren darunter nicht weniger als 17 Progressisten, während er schon durch diesen Akt die gemäßigt Liberalen unheilbar vor den Kopf stieß. Auch sonst konnte Niemand dem Ministerium einen Mangel an entschieden liberaler Tendenz vorwerfen. Obgleich aber O'Donnell nicht nur die gesammte Beamtenschaft des Staats sondern auch des Hofes, selbst das Haus des König-Gemahles nicht ausgenommen, gründlich gewechselt hatte, so konnte er doch den gesammten Anhang der liberalen Union unmöglich befriedigen. Die Progressisten kamen zu kurz und sie wendeten sich gegen ihn. Damals war es wo Olozaga, Madoz u. A. zu den Demokraten übergingen und offen anfingen den Thron zu bekämpfen. Es kam der Rückschlag hinzu den das

[redacted]

che Glück der italienischen Revolution nothwendig auf die
twicklung der spanischen Parteien nach links hin aus=
:n mußte. Noch vor Ende des Jahres 1860 erhob sich
Deputirter in den Cortes um für die Demokratie die
erkennung einer „legalen Partei" anzusprechen*). We=
e Monate später erwiderten Olozaga und Madoz die
rwürfe der Minister in öffentlicher Sitzung mit der Gegen=
'lage, daß ja O'Donnell selbst im J. 1854 seine Schilder=
ung eigentlich gegen den Thron der Königin gerichtet habe.
. derselben Debatte zeigte es sich auch ganz klar, wie die
zierung zu den Moderirten stand. Als Narvaez seine
imme mit dem Antrag auf eine Amnestie für die Verur=
ilten von Loja vereinigte, da erhob sich der Minister des
nern und sprach: „Wenn solche Leute eine Amnestie von
s haben wollen, so wäre das für uns Grund genug die
ißregel auch dann zurückzuziehen, wenn wir sie der Kö=
in bereits unterbreitet hätten" **).

So kam es, daß schon bald nach den Vorgängen von
a aus Spanien Berichte ergingen, welche das Kabinet

*) Darauf äußerte der Minister Posada Herrera unter Anderm: „Ich habe während meiner Amtsführung eine Gesellschaft in Madrid entdeckt an welche Dolche vertheilt worden waren, die ohne Zweifel zur Verbreitung solcher Lehren dienen sollten; die Sekretäre dieser Gesellschaft unterzeichneten ihre Aktenstücke mit den Namen Marat und Robespierre, ohne Zweifel um einen Vorgeschmack ihrer wohlwollenden Projekte zu geben." Der Correspondent welcher über diese Kammerscenen und die damit identischen Regungen des jungen Iberismus berichtete (Kreuzzeitung vom 23. Dezember 1860), bemerkt dazu: „Da es den Revolutionsmännern vollkommen an Patriotismus gebricht, so haben wir die Ueberzeugung, daß es ihnen, falls sie nur ihre Absicht erreichten, gleichgültig seyn würde, wenn einige spanischen Provinzen an Frankreich fielen."

**) Ami de la religion vom 24. Dezember 1861. Das genannte Pariser Blatt hatte damals treffliche Berichte aus Spanien.

O'Donnell für gänzlich unterminirt und die Lage des Landes für bedrohter erklärten als selbst während des furchtbaren dynastischen Bürgerkrieges*). Die Königin aber war es nicht die den Herzog verdrängt hatte, als er im März 1863 fiel. O'Donnell behielt nicht nur ihr volles Vertrauen, sondern er blieb auch unter dem neuen Kabinet Generalcommandant von Madrid und Generaldirektor der Guardias civiles. Auch setzte der Nachfolger, Marquis von Miraflores, sein Kabinet keineswegs „reaktionär“ zusammen. Er rekrutirte es vielmehr aus allen Parteien und machte höchst liberale Vorlagen. Für die Fortschrittspartei fielen aber gerade darum nur ein paar Minister-Portefeuille's ab, und da überdieß bei den Neuwahlen welche mit der Geburt des neuen Kabinets zusammentrafen, ungeschickte Maßregelungen der Wahlagitation in's Werk gesetzt waren, so faßte das Gros der Fortschritts- und die ganze Demokraten-Partei den Beschluß sich der Wahlen zu enthalten. Dafür richteten sie jährliche Monstre-Banketts ein, unter dem Vorsitz von Olozaga und Madoz, als eine Art Vorfeier ihres sichern Sieges.

Natürlich konnte das nur ein Parteisieg außerhalb des legalen Weges seyn. Denn in der Wahlenthaltung lag klärlich ausgesprochen, daß die Mittel der gesetzlichen Opposition der Partei nicht mehr genügten, sondern daß dieselbe zur offenen Revolution greifen werde oder vielmehr ipso facto dazu gegriffen habe. Dieser parlamentarische Strike war ein für die ganze Folgezeit entscheidender Schritt und er dauerte — was wohl zu bemerken ist — bis zur jüngsten Katastrophe. Denn auch dem nachfolgenden und letzten Ministerium O'Donnells gelang es nicht die Secession zu

---

*) Allgemeine Zeitung vom 14. September 1861.

[redacted]

bewältigen und das gesetzliche Spiel der Parteien wiederherzustellen, mit andern Worten die Progressisten und Demokraten zur Theilnahme an den Wahlen zu bewegen. Die spanischen Cortes blieben so gewissermaßen ein Rumpfparlament, aber ohne Schuld der Regierung und des Thrones.

Von nun an nahmen denn auch die Dinge ihren raschen Verlauf. Das Kabinet Miraflores bestand kaum neun Monate lang. Der „Unionist" General Jose de la Concha versah in demselben das Portefeuille des Kriegs; eines Tages las Sartorius, der Moderado-Minister von 1854, in öffentlicher Sitzung des Congresses einen Brief Concha's vor, woraus hervorging, daß der Kriegsminister selber bei der Revolution der sogenannten Vicalvaristen den Plan gehabt habe die Königin Isabella und ihre Dynastie zu beseitigen *). Mit diesem Scandal war der Sturz des Ministeriums besiegelt. Seitdem die Königin Isabella auf dem Throne saß, hatte Spanien in dem Ministerium Miraflores zum erstenmal wieder ein Kabinet gesehen dessen Seele und Spitze kein Soldat war.

Auch bei den zwei folgenden Ministerien Arrazola und Mon war dieß der Fall. Unter Mon aber trennten sich auch noch die eigentlichen Führer der liberalen Union von der Regierung, „weil ihre Anhänger bei der Rollenbesetzung nicht genug begünstigt worden waren" **). Die Parteien der äußersten Linken wurden täglich kecker, „Italien" war jetzt förmlich ihr Feldgeschrei; nach einem neuen großen Pro-

*) Eben diesem General Concha und seinem Bruder Manuel Marquis del Duero hat sich wie bekannt die Königin Isabella von San Sebastian aus in ihrer letzten Noth in die Arme geworfen. Kein Wunder, daß die Welt an feigen Verrath von Seite dieser beiden Helden der „liberalen Union" geglaubt hat.

**) Madrider Correspondenz der „Kreuzzeitung" vom 11. August 1864.

gressisten-Bankett vom 2. Mai 1864 wurden General Prim und eine Anzahl seiner nächsten Freunde aus Madrid verbannt. Damit aber war die letzte Kraft des Kabinets Mon erschöpft; am 15. September war wieder der Soldat der Soldaten, Marschall Narvaez, Präsident eines neuen Ministeriums.

Wir haben bis jetzt nur im Vorbeigehen der ungeheuern Schwierigkeit gedacht an welcher sich bis auf diesen Tag die Ministerien aller Parteien vergeblich abarbeiten: nämlich der maßlosen Verwirrung und Zerrüttung der spanischen Finanzen. Der Verkauf aller Kirchen- und Nationalgüter, welcher 1854 beschlossen und namentlich unter dem langen Kabinet O'Donnells energisch durchgeführt worden war, hielt eine Zeit lang vor; aber an eine dauernde Heilung der Finanzschäden durch dieses verzweifelte Mittel war von vornherein nicht zu denken und schon die nächsten Nachfolger O'Donnells standen wieder vor der alten Schwierigkeit. Als nun der letzte Ministerwechsel auch noch mit schweren socialen Nothständen zusammentraf, alle Municipalitäten des Landes bei der Krone gegen die neuen Steuerbeischläge petitionirten und Brodaufläufe bald da bald dort entstanden, da faßte Isabella II. einen hochherzigen Entschluß. Ueberhaupt wütheten in jener Zeit die liberalen Berichterstatter zwar gegen Narvaez, sie gaben aber zu, daß die Königin selbst „durch ihre persönliche Gutmüthigkeit und ihr ungezwungenes Wesen sich die Gunst Aller erwerbe die ihr näher treten"*). Damals nun brachte die Königin drei Viertel ihres ganzen Familiengutes dem Staat zum Opfer, indem sie nur die Bedingung machte daß ihr, da die Güter größtentheils in lie-

*) So selbst die Wiener „Neue Freie Presse" von dazumal, s. Wiener „Vaterland" vom 9. Mai 1865.

[redacted]

genden Gründen bestanden, das zurückbehaltene Viertel in Geld ausbezahlt werden solle. Aber was geschah?

Die radikale Presse überbot sich in hämischen Bekrittelungen des königlichen Aktes und ein Professor der Madrider Universität, eben derselbe Castelar, der jetzt als Reaktivirter eine hervorragende Rolle bei der Demokratie spielt, veröffentlichte ein empörendes Pamphlet über die Schenkung. Er ward abgesetzt, aber dafür mit Ovationen beehrt; es kam zu Zusammenrottungen und Blutvergießen, zur Entsetzung des widerspenstigen Gemeinderaths von Madrid und zu Repressalien gegen die zügellose Presse. Das war die berüchtigte Emeute vom 10. April 1865. In der Kammer selbst wurde der Antrag debattirt von den Ministern Rechenschaft zu verlangen für das vergossene Blut. Sogar ein Anti-Progressist wie Rios Rosas sprach von einer „Kainsthat welcher der Fluch Gottes folgen werde." Im Senat prophezeite Prim — er war auch wieder da! — der Dynastie ziemlich unumwunden ihr Ende, wenn sie sich nicht von den Progressisten wolle retten lassen; „leider sei es aber nur zu bekannt, daß die Rathschläge seiner Partei bei Hofe unwillkommen seien". In derselben Zeit erschien eben auch das Dekret bezüglich des Aufgebens von San Domingo. Die Progressisten hatten bei ihrem Bankett vom 2. Mai diese Maßregel dringend gefordert; jetzt schrieen ihre Blätter unter schwarzem Rande: „wir müssen sterben vor Schande".

Schon damals kamen aus Paris sonderbare Nachrichten, wornach man dort in kürzester Frist eine allgemeine Erhebung in Madrid erwartete, die höchst wahrscheinlich ohne alles Blutvergießen vorübergehen, mit der Abreise der Königin nach Paris beginnen und mit der Proklamation des Königs von Portugal zum Könige von Spanien enden werde. Die Unterhandlungen, hieß es, die schon seit län-

Da die Theorien eines Darwin und Buckle gegenwärtig in so vielen Köpfen spuken, dürfte die Partie über die Krisis der Völkerentstehung S. 55 ff. vielleicht am meisten zu empfehlen seyn. Es ist selbstverständlich, daß wir den Einfluß der geographischen Lage, des Klima's u. s. w. auf den äußeren Typus des Volkslebens nicht verkennen dürfen; zur Beantwortung der gegenwärtigen Frage über die Ursache der Völkertrennung reichen alle Hypothesen des Materialismus nicht aus. „Schon der Umstand, sagt der Verfasser mit Recht, daß alle Gaben der Cultur bei den Völkern sich an gewisse religiöse Anschauungen, ja an gewisse Götter knüpfen, welche die Stämme entbehren, dürfte auf den religiösen Ursprung der Völkerkrisis hinweisen. Der nähere Beweis liegt aber in den specifischen Unterschieden der Völker selbst. Während nämlich die Stämme mehr oder weniger gleichartig sind, sind die Völker unter sich durch nichts so sehr unterschieden, als durch ihre Religionen und es ist wahr was Cicero sagt, „jedes Volk hat seine Religion, wir die unsere.“ Der Inder, obwohl keine Sprache der seinen näher steht als die der Iranier oder Medo-Perser, ist durch die Religion völlig und gegensätzlich von dem letzteren unterschieden ꝛc.“ (S. 55). „Durch seine religiöse Weltanschauung ist der Inder — Inder, der Perser — Perser! Das gleiche gilt von den Babyloniern, Phöniziern, Aegyptern, Griechen und Römern. Es gibt nichts wodurch sich diese Völker mehr unterscheiden, als durch ihre religiöse Weltanschauung, durch ihre Götter und durch den dadurch bedingten Cultus. Durch das religiöse Moment ist bei jedem derselben das öffentliche wie das Privatleben bis in's Einzelnste bedingt und bestimmt.“ Daraus folgert der Verfasser: die Völker sind in einer religiösen Krisis entstanden.

Wir verweisen auf die Schrift selber und die gegebene Erklärung der Entstehung des religiösen Pantheismus, Dualismus, Polytheismus, Fetischismus. Wie schon bemerkt, läßt sich der Verfasser vorzüglich in dieser Partie als Schüler

[redacted]

Schellings erkennen, der die Gedanken des Meisters selbstständig zu gestalten weiß. „So erscheinen die Völker als religiöse Gemeinschaften oder Gemeinden, gerettet aus jener Krisis, welcher der größere Theil der Menschheit erlegen ist. Nachdem die ursprüngliche Einheit verloren gegangen, fanden die Völker in ihren besonderen Göttern ihr besonderes einheitliches Bewußtseyn, und gerade die Treue und der Dienst, den sie den wenn auch falschen Göttern erwiesen haben, bewahrte sie vor der Auflösung, welcher der größere Theil der Menschheit verfallen war... Dieser Theil der Menschheit ward im eigentlichen Sinne gottflüchtig, und darum konnte er es auch zu keiner partiellen Einheit bringen, weil er es auch nicht zu einem partiellen gemeinsamen Bewußtseyn gebracht hat. Gottflüchtig und culturflüchtig sind die Horden einer inneren und äußeren Zersetzung verfallen, die noch heute andauert, wie ihr Culturzustand, der Charakter ihrer Sprachen und ihre religiösen Vorstellungen kund thun. Diese Stämme sind mit nichten die Urtypen der Menschheit, wie moderner Aberwitz will, wenn auch das genealogische, die Abstammung — also Stämme im genealogischen Sinne, das Material auch der Völker bilden."

Wir können des Raumes wegen nicht weiter andeuten, welch mächtige, tiefgreifende Wahrheiten gerade für unsere politisch, social und religiös zerrissene Gegenwart im Hintergrunde dieser Vorlesungen stehen. Wie dieselben Principien dem Wesen nach dieselben Wirkungen haben, so wirkt auch in das Getöse der gegenwärtigen Parteien eine doppelte Strömung, das Babel der Völkertrennung und Zersetzung auf der einen — und das Charisma des christlichen Pfingstfestes, der Geist der das Getrennte einigt, durch Liebe den Haß besiegt, auf der andern. Dieß ist die großartige sociale Stellung des Christenthums gegenüber den modernen Zeitfragen. „Die Kirche ist es, in welcher die in Völker getheilte Menschheit diese höhere Einheit thatsächlich gewonnen hat" — und, fügen wir bei, auch für die Gegenwart wieder gewinnen muß.

schließlich in
wer weiß wa
ruhrbewegu
führt hätte.
O'Donnells,
bereits Spalt

Der Au
Garnisonen v
Nähe des Hof
näher einzugel
mals schon ge
durch Prims l
Volk nahm ga
betheiligten sic
mit leichter M
Lande hinaus
war der Schrec
feindlichen Coll
stellte: alle Ge

rogressistische Senator Corradi den Ausspruch that: die
Bewegung sei antidynastisch, ohne die Dynastie aber würde
as Land in das Chaos der spanisch-amerikanischen Re-
ublikeu hineintaumeln.

Inzwischen artete die Verfolgung Prims in eine wahre
Komödie aus, und es ist nur zu wahrscheinlich, daß O'Donnell
ie Scheinjagd absichtlich veranstaltete um den verbrecherischen
General entschlüpfen zu lassen. Der lebendige Prim konnte
hm als Vorwand und Drohung nach oben und unten nütz-
icher scheinen denn der todte. In der That schlug der Her-
og sofort wieder wie vor vier Jahren den Weg rücksichts-
osester Repressivpolitik ein; er verfolgte jetzt die Fortschritts-
artei mit derselben Energie mit der er soeben noch die
Klerikalen" verfolgt hatte. „Die Regierung legte Gesetz-
ntwürfe über Presse und Vereine vor welche den jubelnden
Beifall nicht nur der Moderado-Presse sondern sogar der
Neukatholiken erregten, in ihrer eigenen Partei dagegen tiefen
Unmuth weckten" *).

Der Belagerungszustand sollte erst nach Annahme dieser
Gesetze aufhören. Der Minister Herrera, der unter der
üngsten Amtsführung des Narvaez einen höchst liberalen
Rückfall erlitten hatte, war jetzt wieder der gefürchtete
Polizeimann wie nach dem Aufstand von Loja. Bermudez
e Castro sprach in den conservativsten Ausdrücken über die
römisch-italienische Frage. Die Mehrheit der Cortes aber
ging unerschütterlich durch Dick und Dünn mit dem Kabinet.
Die Kammer begnügte sich nicht wie die Adresse des Senats
auszusprechen, Spanien werde stets für die legitimen An-
sprüche des heil. Vaters einstehen, sondern sie verhieß der

*) Allg. Zeitung vom 18. Februar 1866.

Inzwischen gi
schaftlichen Lage S
Eisenbahnen deckte
nicht. Dem enorr
O'Donnell schlechte
Militäretat abzumi
Vermehrung. Den
nehmungen nach a
Peru und Chile an.
sich die dominirende
schließlich für ein
jährlich für 3 bis
dazu ein eben so gr
unterbrochen mehrt
steigert? Seit 30
arden aus dem Ver
Theil Kirchengüter)
last mit diesen außer
sie dieselbe seit 18

wird? Diese Frage erfüllt die Denkenden mit höchst melancholischen Betrachtungen"*).

Und vor dieser Frage steht jetzt die siegreiche Revolutionspartei fast unmittelbar. Die eigentlichen Nationalgüter sind bis auf den letzten Rest verschleudert, was von den Gütern der Kirche noch zu rauben und zu verkaufen übrig ist, gibt kaum einen Tropfen auf den glühenden Stein. Was soll also werden? Zu Allem hin dürfte der erste reelle Erfolg des jüngsten Umsturzes nichts Anderes seyn als der drohende Verlust der Insel Cuba, und zwar ein Verlust ohne alle Entschädigung. Mit den „freisinnigen Ideen" Prims und Olozaga's läßt sich Cuba weder erhalten noch regieren. Den Cubanern steht das „Recht der Selbstbestimmung" ebenso gut zu wie den Spaniern, und sollen ihre Neger einmal emancipirt werden, so wird die Insel unter dem Sternenbanner der amerikanischen Union unfraglich besser fahren als unter den fiskalischen Regenten aus dem Mutterlande. Ist aber diese reichste Geldquelle Spaniens einmal versiegt, dann wird der Bankerott unaufhaltsam seyn; und bis dahin könnte die Insel leicht sogar noch ein zehrendes Gut für das Mutterland werden.

Doch kehren wir zurück zu der letzten Regierungs-Periode der „liberalen Union". Am 22. Juni 1866 entstand der zweite Militär-Aufruhr und zwar unter den Artilleristen der Madrider Garnison. Auch dieser Aufstand welcher gleichfalls schon gegen den Thron selber gerichtet war und nicht bloß einen Ministerwechsel zu Gunsten der Fortschrittspartei anstrebte, wurde rasch niedergeschlagen und mittelst erklecklicher Erschießungen abgeschlossen. Aber das

---

*) Allg. Zeitung Außerordentl. Beilage vom 4. März 1866.

der Armee überrasc

„Der neue Ar
der spanischen Din
Geld und von ein
frieden sondern gr
griffen ist. Daß de
fast auf Null zurü
machten eines Dik
nicht verbessert. W
Partei gegen den G
den der Ordnung
seine Macht selbst e
stand die strengsten
anzuwenden, daß de
moralische Ansehen
Rechenschaft zu zieh

Man begreift s
chen die Königin im
Narvaez ihre Zuflu

Charakter angenommen; die Fraktion Cortina welche dieser Entwicklung noch widerstanden, war so viel wie aufgelöst. Prim erließ seine Manifeste aus Paris und London mit steigender Zuversicht; Olozaga, der mit Recht als der gefährlichste Gegner der bestehenden Ordnung galt, trieb sich als „Reiseprediger der iberischen Union“ unausgesetzt in Spanien, Italien und Frankreich herum; es war bekannt, daß er Verbindungen mit den Häuptern der fortgeschrittensten Parteien Europa's unterhielt. Andererseits schloßen sich alle Freunde der Ordnung fester zusammen, Angesichts der drohenden Gefahr eines halb oder ganz republikanischen Umsturzes, und schaarten sich namentlich um den alten Degen Narvaez. Jetzt oder nie mußte das revolutionäre Parteiwesen erstickt werden, oder der Thron war unwiederbringlich verloren. Das war die Lage.

Offenbar fuhr allen Intriganten ein gewaltiger Schreck durch die Glieder. Es wurde das Aeußerste aufgeboten um die Königin zu erschüttern. Selbst ihre Schwester, die Herzogin von Montpensier, trat jetzt aus ihrer klugen Zurückgezogenheit heraus um gegen Narvaez Partei zu nehmen. Gräßliche Berichte über sein „Schreckenssystem“ wurden durch die Presse von ganz Europa verschleißt; die handgreiflichsten Lügen merkte das Publikum nicht*). Uebrigens war es nicht so fast das Regiment des Marschalls selber worüber die gesammten revolutionären Parteien außer sich geriethen, als vielmehr daß Narvaez dießmal nur den Uebergang bilden

*) Z. B.: „Man will die religiösen Orden, die seit 1840 gänzlich verschwunden waren (!), wiederherstellen.“ Vgl. Allg. Zeitung vom 18. August 1866. Selbst dieses Blatt konnte sich jetzt den Tendenzberichten der Propaganda nicht mehr ganz verschließen, s. z. B. Nummer vom 2. November 1866 und vom 20. September 1867.

gerer Zeit zwischen den „Führern des spanischen Volkes“ und dem König von Portugal stattgefunden, seien nämlich jetzt zu Ende geführt. Schon in den nächsten vierzehn Tagen, so wurde Anfangs Mai der „Kölnischen Zeitung“ berichtet, werde Isabella in Paris erwartet. Anstatt dessen trat aber Marschall Narvaez den Rückzug an, und am 21. Juni 1865 stand abermals O'Donnell an der Spitze der Regierung.

Der Herzog hatte die härtesten Bedingungen gestellt. Eine unterrichtete Feder schrieb damals: „Es wird behauptet, O'Donnell habe mit den Progressisten Einverständnisse unterhalten, vor denen die Krone Grund gehabt zu zittern. Es ist gewiß, daß der Radikalismus bedrohlich um sich griff. Der wunderbare Akt durch den in diesem Frühling die Königin auf den größten Theil des Kronvermögens zu Gunsten der Staatskasse verzichtete, sollte den gefürchteten Sturm beschwören. Aber er genügte nicht. Die Krone mußte sich unter den Schutz des mächtigen Generals flüchten“ *).

Man hat nun heute die beste Gelegenheit zu vergleichen was es der Souveränin half, daß sie sich rückhaltlos dem äußersten Liberalismus ergab, um ihrer damals schon geplanten Vertreibung zu entgehen. Der erste Akt des neuen Kabinets war die Anerkennung Italiens, wogegen die Königin sich so lange gesträubt und worauf die revolutionäre Partei mit steigender Erbitterung gedrungen hatte. Der

*) Allg. Zeitung vom 6. Oktober 1865. — Der Verfasser erwähnt gleichfalls von den Fortschritten des iberischen Unions-Planes; er fährt dann fort: „Andere sollen ihre Blicke nach Italien gerichtet haben, noch Andere sich mit dem Plan einer Regentschaft oder einer Diktatur tragen, während die Demokraten unverhüllt die Republik als ihre Losung anerkennen.“ Also damals schon alle Combinationen von heute!

[redacted]

damalige Minister Graf Mensdorff in Wien ließ über den Akt eine Depesche nach Madrid gelangen, worin er unter Andern seine Besorgniß aussprach vor den Folgen einer Nachgiebigkeit gegen die in Europa sich kräftig ausbreitenden Ideen des Umsturzes, „Ideen von denen er fürchte, daß sie in Spanien nur zu sehr verbreitet seien". Diese österreichische Depesche vom 21. Juli 1865 wurde damals sehr bemerkt. Stolz wie ein Spanier antwortete der Minister Bermudez de Castro in einer Depesche vom 3. August. Vergleicht man heute die Sprache dieses Dokuments mit dem Circular das die provisorische Regierung jüngst am 20. Oktober 1868 erlassen hat, und worin der Thron Isabella's als „Gespenst der Halblegitimität" bezeichnet wird, bezeichnet von denselben liberalen Helden die diesen Thron auf Ströme Bluts gegründet hatten*) — dann möchte man allerdings

*) Der Minister spricht in der Depesche vom 3. August 1865 wörtlich wie folgt: „Die Königin Isabella war noch ein Kind in der Wiege, als sie beim Tod ihres Vaters, des Königs Ferdinand VII., ihre Rechte durch einen Usurpator, einen Prinzen der an der Spitze einer fanatischen Partei stand, bestritten sah. Verlassen von fast ganz Europa, gelang es dem spanischen Volk nicht allein die Rechte seiner Herrscherin, sondern auch die Institutionen die ihrem Thron zur Grundlage dienten, zum Siege zu führen. Diese Institutionen in welchen Andere eine Ursache ernster Gefahr zu entdecken glauben, sind es die inmitten der großen Katastrophe von 1848 seine festeste Stütze gewesen sind. Während dieser Epoche, die in ganz Europa so schmerzliche Erinnerungen zurückgelassen hat, ist der Thron der Königin auch nicht einen Augenblick in Gefahr gewesen, und kein persönliches Opfer war nöthig um die monarchischen Institutionen zu retten. Spanien hat diese schreckliche Krisis ruhig durchschritten, und Dank den Institutionen von denen er umgeben war, ist sein Thron inmitten eines Sturmes fest geblieben, der alte Monarchien die sich für unerschütterlich hielten, an den Rand des Abgrunds brachte. Nach der Ansicht der Regierung Ihrer Majestät würden

[redacted]

an einem Volke verzweifeln das sich von solchen Menschen beherrschen lassen muß.

O'Donnell erschöpfte sich sofort in weiteren liberalen Maßregeln: energische Durchführung des Verkaufs der Kirchengüter, Erweiterung des Wahlrechts, Erleichterung der Presse. Dagegen mußte die Königin auf ihre „klerikale Camarilla" verzichten; ein italienischer Prinz kam auf Besuch an den spanischen Hof, der Erzbischof P. Claret ging auf Reisen und die Nonne Patrocinio desgleichen. Das Alles hatte O'Donnell für unbedingt nöthig erklärt, um die Fortschrittspartei wieder zu der Wahlurne und in die Cortes zurückzuführen. Daran mußte dem Minister in der That vor Allem gelegen seyn. Denn die Progressisten hatten nur allzu klug gerechnet, daß sie bloß den gemäßigt Liberalen und den Unionisten den parlamentarischen Kampfplatz allein zu überlassen brauchten, um am sichersten zu bewirken, daß diese Parteien sich vollends zersetzten und in kleinlichen Gegensätzen untereinander aufrieben. Andererseits mußten auf diesem Wege die Progressisten immer mehr dem Radikalismus der Demokratie sich nähern und verfallen. Darum galt es vor Allem die schmollenden Stiefkinder der „liberalen Union" wieder in's parlamentarische Vaterhaus zurückzuführen. Aber gerade hierin schlug die Rechnung O'Donnells fehl.

---

diese Institutionen, die Oesterreich schließlich selbst bei sich eingeführt hat, noch einmal den Thron der Königin triumphiren lassen, wenn neue Gefahren ihn bedrohen sollten. Aber diese Gefahren sind nicht vorhanden, und die Regierung Ihrer Majestät ist sicher, daß die liberale und conservative Politik die sie verfolgt, zu ihrer Beseitigung genügt. Ein ähnliches zur rechten Zeit innegehaltenes Verhalten hätte wahrscheinlich die Souveräne gerettet die vor kurzem noch in Italien regierten."

n Manne nicht an Muth und Einsicht. Ersteren hat
en, indem er sich überhaupt die Aufgabe zutraute,
ılesarbeit zur Reinigung der spanischen Gesellschaft
unverbesserlichen Ruhestiftern fortzusetzen. Und daß
Leute kannte, hat der große Schub bezeugt, den er im
des Jahres mit der vornehmsten Sippe der „politi-
nerale", einschließlich des Herzogspaares von Mont-
vorgenommen hat. Jetzt nachdem die Herren sich voll-
xemaskirt haben, wird Niemand mehr behaupten
daß der Minister Bravo sich in denselben vergriffen
n Unschuldigen wehe gethan habe. Der durch die Mili-
.tion umgestürzte Thron Isabellens ist die unwider-
Rechtfertigung für Gonzalez Bravo. Freilich aber
Wagniß um so größer als er selbst dem Militär-
icht einmal angehörte, sondern als Advokat und
:ſt seine liberale Carriere gemacht hatte.

weit war Spanien allerdings noch nicht. Die poli-
Generale der älteren Generation waren zwar todt,
der jüngern Generation haben bei Cadix ihr Da-
nifestirt. Wie sie nun mit den liberalen, demokra-
und republikanischen Advokaten, Journalisten und
en sich vertragen werden: das ist die nächste spa-
:age.

sich von nun an in die heftigste Opposition gegen den Thron Isabella's geworfen und neuerdings der karlistischen Fahne sich zugewendet haben. Dadurch aber sei den Aposteln der demokratischen Propaganda das Feld erst recht bereitet worden. Daran mag so viel wahr gewesen seyn, daß der entscheidende Akt O'Donnells allerdings eine tiefere Erschütterung im Schooße der Nation bewirkte als es die liberale Wirthschaft in gewohnter Weise sonst noch vermochte. Gingen ja jetzt sogar die Moderados mit dem Plane um sich gleichfalls von den Wahlen zurückzuziehen, um die „liberale Union" ausschließlich in ihrem eigenen Misere ersticken zu lassen. Und wer weiß was geschehen wäre, wenn nicht die erste Aufruhrbewegung Prims eine andere Wendung herbeigeführt hätte. Schlimm stand dazumal es um das Regiment O'Donnells, denn in den eigenen Reihen des Herzogs drohte bereits Spaltung und Desertion.

Der Aufstand begann am 3. Januar 1866 in den Garnisonen von Aranjuez und Ocana, also in der nächsten Nähe des Hofes. Es ist hier nicht der Ort auf das Ereigniß näher einzugehen. So viel ist heute außer Zweifel, daß damals schon geschehen sollte was jetzt geschehen ist, daß aber durch Prims Uebereilung der Losbruch zu früh erfolgte. Das Volk nahm gar keinen Theil wie gewöhnlich, von der Armee betheiligten sich nur ein paar tausend Mann Cavallerie die mit leichter Mühe über die portugiesische Grenze aus dem Lande hinaus gedrängt wurden. Im ersten Moment aber war der Schrecken so groß, daß Narvaez herbeieilte und dem feindlichen Collegen unbedingt seinen Degen zur Verfügung stellte; alle Generale der Moderados folgten diesem Beispiele, obwohl in den Cortes soeben noch der heftigste Kampf des Kabinets gegen die rechte Seite der Kammer getobt hatte; Senat und Congreß sagten der Regierung ihre absolute Unterstützung zu gegen die Revolte. Damals war es wo der

Länder, welche bekanntlich bloß durch eine Personalunion ohne gemeinschaftliche Regierung und ohne gemeinsames Heer mit einander verbunden sind. Daher las man in Deutschland allerwärts die Beschuldigung, unsere Regierung hätte in nicht geringem Maße den brennenden Streit heraufbeschworen. Hat nun vielleicht auch unser König als Großherzog durch seinen Wunsch Luxemburg an Frankreich und Napoleon zu übermachen, das deutsche Nationalgefühl empfindlich verletzt, so haben doch die diplomatischen Schriftstücke in Betreff der Luxemburger Frage späterhin den deutlichen Beweis geliefert, daß unsere Regierung trotz der vielen gehässigen Gerüchte und der falschen Beschuldigungen keine Schuld an jenem gefährlichen Manöver trug. Leider ging Luxemburg den deutschen Landen verloren, ein Verlust welcher unter dem viel geschmähten deutschen Bunde geradezu eine Unmöglichkeit gewesen wäre.

Napoleon, der intellektuelle Urheber der preußischen Annexionspolitik, hatte nun wohl in der eilften Stunde Alles aufgeboten, um den gelehrigen Schüler seiner eigenen Principien von der gefährlichen Bahn abzuführen, und die von ihm veranlaßten Bestimmungen im Prager Frieden bezüglich der deutschen Südstaaten und der Mainlinie, welche für den modernen Cäsar der gefürchtete Rubikon ist, dauernd zu retten. Aber er wagte nicht das entschiedene Jacta est alea seinem früheren Bundesgenossen zuzurufen, der in der Ausführung des Friedensvertrages sich den Schein voller Aufrichtigkeit gibt, während er sich nicht scheute Süddeutschland durch Verträge und Militär-Conventionen an sich zu fesseln. Napoleon, der die Tragweite der preußischen Propaganda in Süddeutschland recht wohl durchschaut, soll nun nach allgemeiner Annahme durch ein Bündniß mit den Staaten zweiten und dritten Ranges sich zu entschädigen suchen, indem er ihre Interessen mit den seinigen verflechten möchte.

Alle kriegslustigen Blätter in Paris besprechen mit Vorliebe diese napoleonische Idee und geben sich dem zuversichtlichen Glauben hin, ein solches Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich könne den Belgiern, den Schweizern und namentlich den Holländern nur erwünscht seyn; bei der noch stets an-

[redacted]

weltlichen Macht des Papstes ausdrücklich den Schutz Spaniens. Bald darauf wurde der Antrag eines Mitglieds debattirt: daß die Anerkennung Italiens mit dem katholischen Charakter Spaniens absolut unverträglich sei, und im Lauf der Debatte versicherte der Minister des Aeußern feierlich: „daß kein Mitglied des Kabinets je die Freiheit des Cultus gewollt habe.“ Das Alles geschah nicht von einer ultramontanen Regierung sondern unter dem Ministerium der „liberalen Union“.

Inzwischen ging es mit der finanziellen und volkswirthschaftlichen Lage Spaniens immer mehr bergab. Selbst die Eisenbahnen deckten zum weitaus größten Theile die Kosten nicht. Dem enorm anwachsenden Deficit zu wehren war O'Donnell schlechterdings nicht der Mann. Anstatt den Militäretat abzumindern drang er fortwährend noch auf Vermehrung. Den unfruchtbaren und kostspieligen Unternehmungen nach außen reihten sich zuletzt noch die gegen Peru und Chile an. Bald nach dem Aufstand Prims stellte sich die dominirende Finanzfrage wie folgt: „Was ergibt sich schließlich für ein Resultat aus diesem Wirthschaften, das jährlich für 3 bis 400 Millionen Nationalgüter verzehrt, dazu ein eben so großes Deficit macht, die Staatsschuld ununterbrochen mehrt und den Nationalreichthum kaum merklich steigert? Seit 30 Jahren hat die Staatskasse viele Milliarden aus dem Verkauf von Nationalgütern“ (zum großen Theil Kirchengüter) „eingenommen; statt aber die Schuldenlast mit diesen außerordentlichen Einkünften zu mindern, hat sie dieselbe seit 1840 von 15,293 Millionen auf 18,970 Millionen vermehrt. Jetzt hat Spanien noch etwa 1300 Millionen aus der gleichen Quelle zu schöpfen; was wird werden, wenn auch diese verbraucht sind, was nach den bisherigen Erfahrungen in drei bis vier Jahren geschehen seyn

[redacted]

wird? Diese Frage erfüllt die Denkenden mit höchst melancholischen Betrachtungen"*).

Und vor dieser Frage steht jetzt die siegreiche Revolutionspartei fast unmittelbar. Die eigentlichen Nationalgüter sind bis auf den letzten Rest verschleudert, was von den Gütern der Kirche noch zu rauben und zu verkaufen übrig ist, gibt kaum einen Tropfen auf den glühenden Stein. Was soll also werden? Zu Allem hin dürfte der erste reelle Erfolg des jüngsten Umsturzes nichts Anderes seyn als der drohende Verlust der Insel Cuba, und zwar ein Verlust ohne alle Entschädigung. Mit den „freisinnigen Ideen" Prims und Olozaga's läßt sich Cuba weder erhalten noch regieren. Den Cubanern steht das „Recht der Selbstbestimmung" ebenso gut zu wie den Spaniern, und sollen ihre Neger einmal emancipirt werden, so wird die Insel unter dem Sternenbanner der amerikanischen Union unfraglich besser fahren als unter den fiskalischen Regenten aus dem Mutterlande. Ist aber diese reichste Geldquelle Spaniens einmal verjiegt, dann wird der Bankerott unaufhaltsam seyn; und bis dahin könnte die Insel leicht sogar noch ein zehrendes Gut für das Mutterland werden.

Doch kehren wir zurück zu der letzten Regierungs-Periode der „liberalen Union". Am 22. Juni 1866 entstand der zweite Militär-Aufruhr und zwar unter den Artilleristen der Madrider Garnison. Auch dieser Aufstand welcher gleichfalls schon gegen den Thron selber gerichtet war und nicht bloß einen Ministerwechsel zu Gunsten der Fortschrittspartei anstrebte, wurde rasch niedergeschlagen und mittelst erklecklicher Erschießungen abgeschlossen. Aber das

---

*) Allg. Zeitung Außerordentl. Beilage vom 4. März 1866.

Ereigniß mußte nothwendig die Stellung O'Donnells auf's tiefste erschüttern. Der Marschall hatte den Glauben an seine Unentbehrlichkeit hauptsächlich dem Umstande zu verdanken, daß er in dem Rufe stand, es könne unter ihm eine Militär-Erhebung nicht stattfinden. Das hatte sich nun zweimal thatsächlich als Irrthum gezeigt; O'Donnell konnte sich nicht mehr vor dem Lande rühmen, daß er das Heer für sich habe, im Gegentheil verrieth sein ganzes Benehmen, daß er von Tag zu Tag von einem allgemeinen Pronunciamento der Armee überrascht zu werden fürchtete.

„Der neue Aufstand" — so schrieb damals ein Kenner der spanischen Dinge — „trifft das Kabinet O'Donnell ohne Geld und von einem Heer umgeben, das nicht nur unzufrieden sondern größtentheils bereits in der Empörung begriffen ist. Daß der Ministerpräsident den Einfluß der Cortes fast auf Null zurückgeführt und sich alle wesentlichen Vollmachten eines Diktators zugelegt, hat offenbar seine Lage nicht verbessert. Während die Erbitterung der revolutionären Partei gegen den Gewalthaber zunahm, wurde es den Freunden der Ordnung immer klarer, daß es dem Manne der seine Macht selbst einer Militärerhebung verdankte, nicht zustand die strengsten Repressivmaßregeln gegen seine Gegner anzuwenden, daß der Sieger von Vicalvaro nicht das nöthige moralische Ansehen hatte, um die Empörer von 1866 zur Rechenschaft zu ziehen" *).

Man begreift somit die drängenden Umstände unter welchen die Königin im Juli 1866 wieder zu einem Kabinet Narvaez ihre Zuflucht nahm. Die Fortschrittspartei hatte nahezu in ihrer Gesammtheit ausgesprochen antidynastischen

*) Allg. Zeitung vom 28. Juni 1866.

[redacted]

harakter angenommen; die Fraktion Cortina welche dieser
ntwicklung noch widerstanden, war so viel wie aufgelöst.
rim erließ seine Manifeste aus Paris und London mit
igender Zuversicht; Olozaga, der mit Recht als der ge-
hrlichste Gegner der bestehenden Ordnung galt, trieb sich
s „Reiseprediger der iberischen Union" unausgesetzt in
panien, Italien und Frankreich herum; es war bekannt,
ß er Verbindungen mit den Häuptern der fortgeschrittensten
rteien Europa's unterhielt. Andererseits schloßen sich alle
eunde der Ordnung fester zusammen, Angesichts der bren-
nden Gefahr eines halb oder ganz republikanischen Um-
rzes, und schaarten sich namentlich um den alten Degen
rvaez. Jetzt oder nie mußte das revolutionäre Parteiwesen
ickt werden, oder der Thron war unwiederbringlich ver-
ren. Das war die Lage.

Offenbar fuhr allen Intriganten ein gewaltiger Schreck
rch die Glieder. Es wurde das Aeußerste aufgeboten um
Königin zu erschüttern. Selbst ihre Schwester, die Her-
zin von Montpensier, trat jetzt aus ihrer klugen Zurück-
zogenheit heraus um gegen Narvaez Partei zu nehmen.
äßliche Berichte über sein „Schreckenssystem" wurden durch
Presse von ganz Europa verschleißt; die handgreiflichsten
gen merkte das Publikum nicht*). Uebrigens war es
ht so fast das Regiment des Marschalls selber worüber
gesammten revolutionären Parteien außer sich geriethen,
vielmehr daß Narvaez dießmal nur den Uebergang bilden

*) Z. B.: „Man will die religiösen Orden, die seit 1840 gänzlich verschwunden waren (!), wiederherstellen." Vgl. Allg. Zeitung vom 18. August 1866. Selbst dieses Blatt konnte sich jetzt den Tendenzberichten der Propaganda nicht mehr ganz verschließen, s. z. B. Nummer vom 2. November 1866 und vom 20. September 1867.

[redacted]

werde zu einem reinen Kabinet der „Absolutisten und Neo-katholiken". Von Zeit zu Zeit wurde daher ein Ministerium aus dem Kreise der Herren Marquis Viluma, Pezuela, Calonge, Arrozuela, Nocedal, Aparist, Claros ꝛc. als unmittelbar bevorstehend angekündigt.

Diese Männer würden freilich der liberalen Bourgeoisie-Wirthschaft ein gründliches Ende gemacht haben und zwar durch Aufhebung des Central-Parlamentarismus zu Gunsten der provinziellen Autonomie mit allen ihren Consequenzen. Aber dieselben Männer wußten auch sehr wohl, daß ihre Zeit und also das Ende der corruptesten Demoralisation in der civilen und militärischen Beamtenschaft Spaniens noch nicht gekommen war*). Nichts destoweniger mußten ihre Namen namentlich auch als Popanz für die liberalen Moderados Dienste thun. Daher mitten unter jenen fortschrittlichen Wuthergüssen wieder die bezeichnende Aeußerung: „Und doch kann es noch kommen, daß dieser Mann (Narvaez) als Revolutionär aus dem Lande geschickt wird und vielleicht nächstens als Leidensgenosse Prims in den Straßen von Paris herumwandelt"**).

In der That hat der Marschall in dieser letzten seiner vielen Regierungsperioden nichts Anderes gethan als den „liberalen Despotismus O'Donnells" mit seinen Leuten fortgesetzt. Er hatte die Kammer aufgelöst und ihre widerspenstigen Mitglieder aus der Stadt gejagt; aber nach einer diktatorischen Regierung von sechs Monaten***) erhielt er von

---

*) Vergl. z. B. die spanische Correspondenz des Brüsseler Catholique vom 27. Juli 1867.

**) Allg. Zeitung vom 2. November 1866.

***) In diese Zeit fällt auch die Aufhebung der Gesetze bezüglich der Municipalräthe und der Provincialdeputationen auf dem Verord-

den neuen Cortes die Indemnität und selbst im Senat wo die Elemente der „liberalen Union" zahlreich waren, bekam er eine schöne Majorität. Die Königin opferte auch ihm wieder ihre „klerikale Camarilla", namentlich die Schwester Patrocinio und Meneses, den Liebling des Königs. Damals hieß es sogar wieder: die große Masse der Bevölkerung zeige ihre tiefe Befriedigung; auch der große Verkehr faßte wieder Vertrauen, wie früher bemerkt, und die materiellen Interessen begannen sich in einem Gefühl der Sicherheit zu wiegen. Folgerichtig erklärt ein Pariser Bericht aus jener Zeit: unter der spanischen Emigration, sowohl den Liberalen als den Progressisten, herrsche das Gefühl der Enttäuschung. „Die Exilirten befürchten, daß jetzt die Annäherung der Demokraten, die in den Mitgliedern der liberalen Union ihre gefährlichsten Gegner sehen, an Narvaez sehr beschleunigt werde"*).

Aber gerade deßhalb und weil das arme Land durchaus

---

nungsweg, vorbehaltlich späterer Verantwortung bei der Kammer. Der Minister ließ anstatt der Hälfte, wie das Gesetz wollte, diese sämmtlichen Vertreter neu wählen. Die „zur vollständigen Durchführung unseres Regierungsplans unerläßliche Maßregel" vertheidigt der Minister im Dekret vom 21. Oktober 1866 mit folgenden charakteristischen Gründen: „Die friedliebenden Leute sind betrübt und halten sich von jeder Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten fern, wenn sie sehen, daß in einer guten Anzahl von Gemeinden die Municipalitätsbeamten nur wegen ihrer auf den Barrikaden oder durch Anzettelung von Aufruhr geleisteten Dienste ernannt worden sind. Der gegenwärtige Stand der öffentlichen Meinung kann nicht länger zugeben, daß sich im Schooße der Municipalitäten viele Leute befinden, die . . . ihren Einfluß und die ihnen durch das Gesetz verliehene Initiative zu andern Zwecken mißbraucht und mehr oder weniger direkt revolutionäre Verschwörungen begünstigt haben."

*) Allg. Zeitung vom 8. Februar 1867.

[redacted]

nicht mehr zum Ausruhen kommen durfte, entstanden im Sommer darauf abermals aufständische Bewegungen in verschiedenen Provinzen, namentlich im August 1867 ein Guerilla-Krieg in den Bergen von Catalonien unter den republikanischen Obersten Baldrich und Escoda, welche heute in Madrid eine große Rolle spielen. Die Partei der Emigration und ihr Anhang in ganz Europa scheint mit großer Zuversicht auf den Erfolg einer allgemeinen Erhebung gerechnet zu haben; das verrieth die jeder Rücksicht baar gewordene Sprache ihrer Organe*). Als aber unter den kräftigen Schlägen der Regierung die Ruhe rasch wieder hergestellt wurde, da stieg der Lärm außerhalb Spanien erst auf's höchste. Die von den Cortes genehmigten Reformen, namentlich auf dem Gebiet des Schulwesens, schütteten Oel in's Feuer, denn sie athmeten nicht den modernen Geist. Allerdings ist es nicht zu läugnen, daß die „Politik des freimüthigen Widerstands gegen die Revolution" (politique de résistance franche à la revolution) wie sich die Königin in ihrer noblen Thronrede vom Dezember 1867 ausdrückte, sich nicht ohne eine Reihe harter Maßregeln gegen unverbesserliche Wühler und Verschwörer machen ließ. Sie bewirkte wenigstens soviel, daß Narvaez (im April 1868) als aktiver Ministerpräsident sterben konnte, meines Wissens der erste Fall der Art im neuen Spanien; und wer weiß wie es geworden wäre, wenn der „eiserne Marschall" noch einige Zeit das Leben gehabt hätte?

Wäre O'Donnell nicht vor seinem feindlichen Collegen aus dem spanischen Jammerthal abberufen worden, so hätte er jetzt vielleicht noch einmal die Zügel ergriffen. So aber übernahm der „Exdemokrat" Gonzalez Bravo, der schon die Seele des letzten Kabinets Narvaez gewesen, dessen Erbschaft. Es

*) S. z. B. Neue Freie Presse vom 27. August 1867.

[redacted]

fehlte dem Manne nicht an Muth und Einsicht. Ersteren hat er bewiesen, indem er sich überhaupt die Aufgabe zutraute, die Herkulesarbeit zur Reinigung der spanischen Gesellschaft von den unverbesserlichen Ruhestiftern fortzusetzen. Und daß er seine Leute kannte, hat der große Schub bezeugt, den er im Sommer des Jahres mit der vornehmsten Sippe der „politischen Generale", einschließlich des Herzogspaares von Montpensier, vorgenommen hat. Jetzt nachdem die Herren sich vollständig demaskirt haben, wird Niemand mehr behaupten wollen, daß der Minister Bravo sich in denselben vergriffen oder einem Unschuldigen wehe gethan habe. Der durch die Militärrevolution umgestürzte Thron Isabellens ist die unwiderlegliche Rechtfertigung für Gonzalez Bravo. Freilich aber war sein Wagniß um so größer als er selbst dem Militärstande nicht einmal angehörte, sondern als Advokat und Journalist seine liberale Carriere gemacht hatte.

Soweit war Spanien allerdings noch nicht. Die politischen Generale der älteren Generation waren zwar todt, aber die der jüngern Generation haben bei Cadix ihr Daseyn manifestirt. Wie sie nun mit den liberalen, demokratischen und republikanischen Advokaten, Journalisten und Professoren sich vertragen werden: das ist die nächste spanische Frage.

XLIX.

Ein holländischer Protest.

Rotterdam den 31. Oktober 1868.

Vor der denkwürdigen Schlacht von Sadowa konnte man unser Land beneiden wegen seiner glücklichen Lage und des friedlichen Verhältnisses dessen sich unsere Regierung den Großmächten gegenüber erfreute. Denn seit den letzten 20 Jahren brauchte unsere Diplomatie Gottlob auf der politischen Bühne Europa's keine bedeutendere Rolle mehr zu spielen. Der unglückselige Krieg von 1866 hat leider auch uns, wie viele andere Völker, aus unserer Ruhe und Zufriedenheit aufgescheucht und über unsern politischen Horizont stark anwachsende Gewitterwolken heraufgeführt, die eine baldige Entladung befürchten lassen.

Die Luxemburger Frage bedrohte bereits unser Volk mit einem unverschuldeten Kriege, dem wahrscheinlich unsere Existenz zum Opfer gefallen wäre. Nach der preußischen Presse schilderte man in Norddeutschland unseren König und demgemäß auf Grund ganz falscher Schlußfolgerungen unsere Regierung als die Veranlasser des Luxemburgischen Streites. Mehrere Blätter verkannten geflissentlich oder ließen gänzlich unberücksichtigt das eigentliche Verhältniß Hollands zu Luxemburg, und identificirten in Folge dessen die Regierung der betreffenden

Länder, welche bekanntlich bloß durch eine Personalunion ohne gemeinschaftliche Regierung und ohne gemeinsames Heer mit einander verbunden sind. Daher las man in Deutschland allerwärts die Beschuldigung, unsere Regierung hätte in nicht geringem Maße den brennenden Streit heraufbeschworen. Hat nun vielleicht auch unser König als Großherzog durch seinen Wunsch Luxemburg an Frankreich und Napoleon zu übermachen, das deutsche Nationalgefühl empfindlich verletzt, so haben doch die diplomatischen Schriftstücke in Betreff der Luxemburger Frage späterhin den deutlichen Beweis geliefert, daß unsere Regierung trotz der vielen gehässigen Gerüchte und der falschen Beschuldigungen keine Schuld an jenem gefährlichen Manöver trug. Leider ging Luxemburg den deutschen Landen verloren, ein Verlust welcher unter dem viel geschmähten deutschen Bunde geradezu eine Unmöglichkeit gewesen wäre.

Napoleon, der intellektuelle Urheber der preußischen Annexionspolitik, hatte nun wohl in der eilften Stunde Alles aufgeboten, um den gelehrigen Schüler seiner eigenen Principien von der gefährlichen Bahn abzuführen, und die von ihm veranlaßten Bestimmungen im Prager Frieden bezüglich der deutschen Südstaaten und der Mainlinie, welche für den modernen Cäsar der gefürchtete Rubikon ist, dauernd zu retten. Aber er wagte nicht das entschiedene Jacta est alea seinem früheren Bundesgenossen zuzurufen, der in der Ausführung des Friedensvertrages sich den Schein voller Aufrichtigkeit gibt, während er sich nicht scheute Süddeutschland durch Verträge und Militär-Conventionen an sich zu fesseln. Napoleon, der die Tragweite der preußischen Propaganda in Süddeutschland recht wohl durchschaut, soll nun nach allgemeiner Annahme durch ein Bündniß mit den Staaten zweiten und dritten Ranges sich zu entschädigen suchen, indem er ihre Interessen mit den seinigen verflechten möchte.

Alle kriegslustigen Blätter in Paris besprechen mit Vorliebe diese napoleonische Idee und geben sich dem zuversichtlichen Glauben hin, ein solches Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich könne den Belgiern, den Schweizern und namentlich den Holländern nur erwünscht seyn; bei der noch stets an-

wachsenden Macht Preußens könnte bloß ein Schutz- und Trutz-Bündniß mit den Franzosen diese Länder von der sie bedrohenden Annexion erretten und Napoleon beabsichtige sonst außer einem unverfänglichen Handelsvertrag in seinem Interesse keine anderweitigen Compensationen. Es wäre mit kurzen Worten ein Liebesdienst aus reiner Gefälligkeit. Daß Nizza und Savoyen uns einen anderen Begriff von der kaiserlichen Machtpolitik hätte beibringen können, daran dachten die guten Pariser nicht.

Natürlicherweise predigt diese Politik in Belgien und Holland tauben Ohren. Dennoch und trotz der wiederholten Dementis hört die Pariser Presse nicht auf das Bündniß namentlich mit Holland als dem baldigen Abschluß nahe darzustellen. Dieses Treiben der französischen Presse erregt hinwieder auf Seite der Gegner große Entrüstung und stachelt die specifisch preußische Partei vorzugsweise gegen die holländische Regierung auf. Der Vorwand scheint aber in Berlin ganz erwünscht zu kommen, wie sich denn nach der Veröffentlichung der Usedom'schen Note von dort Alles erwarten läßt. Denn solche Intriguen und Falschheiten haben sich wahrlich als beispiellos in der deutschen Geschichte gezeigt. So wird also auch unsere Regierung und unser Volk als preußenfeindlich geschildert, als beeile man sich in Holland dem französischen Imperialismus zu huldigen und als baue man darauf seine Hoffnungen in einem eventuellen Kriege.

Es ist in der That hierzulande jedem nur oberflächlichen Kenner der politischen Zustände räthselhaft, wie eine so schiefe Ansicht über unser Verhältniß zu Napoleon fortwährend Eingang finden kann in den preußischen Blättern, wobei die wichtigen Gegengründe gänzlich außer Acht gelassen werden. Sogar katholische Organe sind diesem falschen Glauben zugethan und finden sich bereit die holländische Regierung unbedenklich zu verdächtigen. Ein Lütticher Blatt brachte dieser Tage seinen Lesern die Mittheilung eines angeblich gut unterrichteten Correspondenten im Haag, daß unsere Regierung bereits am 17. vergangenen Monats im Geheimen einen Zoll- und Handelsvertrag mit Frankreich abgeschlossen hätte, und sofort fand diese Zei-

[redacted]

tungsente Aufnahme in den „Kölnischen Blättern", denen man eine vorsichtigere Beurtheilung wohl zugetraut hätte. Die französische Presse, die mit großer Freude einen derartigen Schritt von unserer Regierung begrüßen würde, stellte zwar diesen geheimen Vertrag in Abrede, und obgleich unsere Tagesblätter, die anfangs das Gerücht von dem angeblichen Zoll- und Handelsvertrag wegen der Allen einleuchtenden Unmöglichkeit gänzlich unbeachtet gelassen hatten, späterhin es für nöthig hielten gegenüber dem Geschrei der preußischen Blätter die bestimmtesten Gegenerklärungen abzugeben, so spuckt dennoch immerfort die Tendenzlüge in Norddeutschland herum.

Es ist nicht zu verkennen, daß diese schiefen Ansichten über unsere Politik namentlich bei den Katholiken theilweise ihren Grund haben in den alten und mitunter unbegründeten Vorurtheilen bezüglich des vermeintlichen Deutschenhasses unseres Volkes. Man würde uns mit Recht großer Wagniß zeihen, falls wir unsere Politik in den auswärtigen Fragen der Neuzeit durchweg rechtfertigen wollten; daß wir aber während der letzten zwanzig Jahre den Preußen die geringste Veranlassung zur gerechten Klage gegeben haben sollten, wäre erst noch zu beweisen. Kürzlich wurde der Abbruch der Verhandlungen der Rheinschiffahrts-Commission hauptsächlich der holländischen Regierung zur Last gelegt, als wäre sie nicht geneigt auf Preußens billige Vorschläge einzugehen und als wolle man im Haag Frankreich in diese kitzliche Frage hineinziehen. Der holländische Correspondent der „Indépendance" welcher, wie mich dünkt, vollen Glauben verdient, bemerkte darüber: „Was den Abbruch der Verhandlungen veranlaßt hat, ist der Anspruch Preußens auf das Recht, alle Kunstarbeiten auf der neuen Maas, der Merrede und anderen Flüssen zu genehmigen oder zu verbieten. Die Convention von 1831 enthält keine ähnliche Bestimmung." Daß nun unsere Abgeordneten einen solchen Antrag von der Hand wiesen, war selbstverständlich und stand zu erwarten. Es liegt ja offenbar am meisten in unserm Interesse der Schiffahrt auf dem Rhein und den Wasserläufen desselben keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen, wodurch unsere eigenen commerciellen Verhältnisse den größten Nachtheil

möglichen Concessionen
Die Holländer ha
Nachbaren bezüglich des
mit Frankreich ein besse
ten. Unsere Regierung,
teien unseres Landes sin
cher Weise abhold, weil
sten Widerspruche stünde
wird Jeden vollends übe
eine Kriegs- und Frie
verbietet. Denn der L
Sachsen bloß das Ueber
Autonomie. Nein! ein
jedoch nicht an das ho
deutlich unsere Interessen
Natürlich ist man
fische Annexionspolitik,
über unsrem Lande klar
läßt. Die falschen Besch
delsvertrag, all das Hetze
freundschaft finden ihre

Streben zumuthet, wissen die consequenten Freunde Bismarcks die Lage der Dinge besser zu beurtheilen. Sie werden in einem bevorstehenden Kriege mit Frankreich, falls ihnen das Glück nochmals lächelt, die Annexion Hollands oder die Suprematie über dieses Land anstreben. Durch falsche Darstellung der Thatsachen suchen sie die Stimmung der Deutschen gegen uns zu richten und uns auch auf alle mögliche Weise zu verdächtigen, um die preußischen Geister auf das Kommende vorzubereiten und empfänglich zu machen für die Aneignung fremden Eigenthums von uns.

In der That würde der schreckliche Krieg zwischen Frankreich und Preußen auch uns in die peinlichste Lage versetzen, da in diesem Kampfe aller Wahrscheinlichkeit nach über unsere Existenz die Würfel fallen würden. Wir unterschätzen nicht die Gefahr die unserem Volke sowohl von Seite des französischen Imperialismus als von Seite Bismarcks droht. Eben deßhalb wird unsere Regierung die strengste Neutralität bewahren, und es ist wirklich eine lächerliche Unterstellung, daß sie sich von einem Bündniß mit Napoleon Hoffnungen auf die Sicherstellung der zukünftigen Existenz Hollands vorspiegeln. Unsere Freiheit kann wenn je nur dadurch gerettet werden, daß man sich jeder Einmischung auf's strengste enthält. Tritt dennoch die unerbittliche Wahl entweder welsch oder preußisch an uns heran, so wird man sich nicht für Frankreich entscheiden, sondern eher noch Preußen den Vorzug schenken, wozu uns unsere geographische Lage und unsere Interessen, aber nicht unsere Sympathien nöthigen würden. Dem lieben Deutschland, das man nicht mit dem gewaltthätigen Preußen verwechseln darf, sind unsere Sympathien gewidmet. Jede Beeinträchtigung der deutschen Rechte von Seite Frankreichs und dessen begieriges Streben nach dem Rheine stoßen unter unserm Volke überall auf die größte Entrüstung und die stärkste Verurtheilung.

Mit Recht bedauern die holländischen Katholiken und Conservativen um so tiefer die traurige Stellung, die Preußen in dem bevorstehenden Kriege einzunehmen haben würde. Im Bunde mit dem revolutionären Italien und Spanien, dem despotischen Rußland, begünstigt man in Berlin nach Kräften die

Feinde des Rechtes und der positiven Religion in Europa und geht so naturgemäß selber dem radikalen Strudel entgegen. Preußen wird Italien Concessionen machen müssen, die den Untergang der weltlichen Macht des Papstes und die Ideen Garibaldis und Mazzinis befördern helfen, es wird Rußland freie Hand lassen in Polen und in der Türkei. Und Napoleon, der Urheber all dieses Elends und der einstige Verfechter der revolutionären Prinzipien wird zur Rettung der eignen Existenz gezwungen seyn, die Fahne der guten Sache und des Rechtes zu ergreifen und zu erheben. Welch' eine Ironie des Schicksals — Er wird den Kampf auf Leben und Tod gegen die Revolution und den Despotismus wagen müssen! Oesterreich gedrängt von Rußland und Italien, wird dem traditionellen Feinde die Hand zum Bunde reichen, während England seine abwartende Haltung benützt, um im trüben Wasser zu fischen.

Die traurige Weltlage die Europa in dem bevorstehenden Kriege bedroht, stellt also die Katholiken und die aufrichtigen Conservativen Hollands in die peinlichste Alternative. Endet der Krieg mit dem Siege Frankreichs, so wird zu unserm eignen Schaden jedenfalls eine noch größere Scheidewand zwischen Deutschland und Holland entstehen. Entgehen könnten wir dem Unglück unbedingt nur dann, wenn der Sieg Preußens nicht zugleich den Sieg seiner Helfershelfer und hiermit der verderblichen revolutionären und antisocialen Grundsätze bedeutet, unter welchen für das fieberhaft aufgeregte Europa friedlichen Tage niemals anbrechen werden.

Ihr Ergebener

† †

[redacted]

L.

annes Trithemius als Geschichtschreiber.

ı der Literatur der Neuzeit ist es unstreitig eine er-
: Erscheinung, daß mehr und mehr fast jeder nam-
Mann der Vergangenheit einer Monographie gewür-
ird. Derartige Werke sind kostbare Steine zum Ausbau
,emeinen, profanen und kirchlichen Geschichte. Schon
eser Rücksicht muß man die jüngst von Professor
rnagel in München herausgegebene Monographie
ıs (Trittenheims) freudig begrüßen und dankbar an-
*). Doch auch Tritheim selbst verdiente diese Ehre,
unter den Männern welche den Uebergang aus dem
ılter in die neuere Zeit vermittelten, einer der bedeu-
ı war.

ı 23 Capiteln und auf 245 Seiten entwirft Herr
ıagel ein vollständiges Bild von Tritheims Leben und
. Nach dem Berichte über dessen Geburt in Tritten-
n der Mosel (1462 **) und die wissenschaftliche Aus-
, die er in Trier und Heidelberg durch Celtes, Reuch-

Verlag bei Rietsch und Wölfle in Landshut.
:ritheim wußte, daß er am 1. Februar 30 Minuten über 11 Uhr
Nachts das Licht der Welt erblickte.

lin, Libanius u. a. erhielt, schildert der Verfasser dessen Aufenthalt in Sponheim als Benediktinermönch und Abt. Schon damals verfiel Tritheim in eine Art Bücherwuth und ließ es sein angelegentlichstes Bestreben seyn, durch Bücherabschreiben und Ankäufe die Klosterbibliothek zu bereichern. Den Anfang seiner literarischen Thätigkeit machte er mit ascetischen Schriften und Werken über klösterliche Gegenstände, worunter namentlich seine Unterweisungen über die Einrichtung eines priesterlichen Lebens, der unvollendete Commentar zur Regel Benedikts und der Traktat über das Eigenthum und die Versuchungen der Mönche zu rechnen sind *). Für die Reformation seines Ordens und insbesondere für die Bursfelder Congregation war Tritheim durch Reisen, Visitationen, Schriften, Anreden u. s. w. unermüdet thätig und opferwillig. Von seinen literärgeschichtlichen Werken ist das Buch de scriptoribus ecclesiasticis und der Catalogus illustrium virorum Germaniae am bekanntesten. Die Steganographie oder Geheimschreibekunst, deren erste zwei Bücher im Jahre 1500 erschienen, und die dem Kaiser Maximilian I. a. 1508 gewidmete Polygraphie (Vielschrift) nebst der mystischen Chronologie (von den sieben die Welt regierenden Planetengeistern) zog ihm den Ruf eines Zauberers zu. Den größten Raum nimmt die Darstellung und Beurtheilung der historischen Schriften Tritheims ein, und unter diesen wieder die Sponheimer und Hirschauer Chronik, die Hirschauer Annalen und ein paar Compendien über fränkische Geschichte.

Schon im J. 1505 gerieth Abt Tritheim mit seinen Mönchen in unheilbare Zerwürfnisse, weßhalb er Sponheim für immer verließ und im J. 1507 die eben vakante abteiliche Würde im Schottenkloster St. Jakob zu Würzburg

*) Bei der Besprechung der Schrift „über die Versuchungen“ ist S. 48, wahrscheinlich aus Versehen, das semipelagianische Buch „de ecclesiasticis dogmatibus“ als dem heil. Augustin angehörig aufgeführt.

[redacted]

annahm, nachdem er inzwischen längere Zeit am Hofe des gelehrten Kurfürsten Joachim I. in Berlin sich aufgehalten hatte *). Als Abt des Schottenklosters in Würzburg starb er am 13. Dezember 1516 in einem Alter von noch nicht ganz 55 Jahren. Ein genaues Verzeichniß aller Schriften Tritheims, darunter 45 gedruckte, 33 ungedruckte und 9 unterschobene, bringt die Monographie zum Abschluß.

Ueber Trithcims Charakter äußert sich Hr. Silbernagel in der ehrenvollsten Weise. Tritheim, schreibt er (S. 234), kämpfte wie ein ächter Pythagoräer gegen die Leidenschaften des Zornes, der Feindseligkeit und Ungeduld. Kein Neid, kein Haß, keine Rache kam in seinem Herzen auf... Seinem Gelübde blieb er treu, er war Mönch durch und durch, er war ein Charakter im vollen Sinne des Wortes, und diese Charakterfestigkeit muß um so höher angeschlagen werden, als zu seiner Zeit Abfall und Charakterlosigkeit an der Tagesordnung waren ... O daß doch ihm alle deutschen Aebte und Bischöfe geglichen hätten, dann wäre die Reformation anders ausgefallen!

Gleiche Anerkennung zollt die Monographie den Kenntnissen und überhaupt der Stellung Tritheims zu den Wissenschaften und der gelehrten Welt. Classische Bildung und Sprachkenntniß war ihm in hohem Grade eigen, das Studium der heil. Schrift ging ihm über Alles, in der scholastischen Theologie war er wohlbewandert, obwohl kein Freund derselben **), manche seiner Reden sind wahre Muster, in Pastoralfragen zeigte er einen klaren, praktischen Verstand.

*) Die Monographie unterließ zu erwähnen, daß Tritheim als Begleiter des Kurfürsten sich am 26. April 1506 an der Eröffnungs-Feier der Universität Frankfurt an der Oder betheiligte (chronic. Sponheimens. p. 425).

**) Daß Tritheim der ächten und wahren scholastischen Theologie abgeneigt war oder sie gar als aristotelische Spitzfindigkeit angesehen habe, wie S. 208 und 209 und in der Vorrede angedeutet zu seyn scheint, möchte wohl aus Tritheims Schriften schwer zu erweisen seyn.

[redacted]

Er besaß alle astronomischen Instrumente, welche damals zu haben waren. Für seine mathematischen Kenntnisse zeugen seine Steganographie und Polygraphie; mit Physik und Chemie beschäftigte er sich eifrig, selbst in der Medizin war er kein Fremdling.

So steht denn Tritheim fast nach allen Seiten hin groß da, nur seine Geschichtschreibung wird von dem Monographen im ungünstigsten Lichte dargestellt. Zwar muß man rühmend anerkennen, daß Hr. Silbernagel auf diesen Theil seiner Schrift die meiste Mühe verwendete und mit Bienenfleiß fast jede Zeile der historischen Werke Tritheims studirte, um alle Angaben auf ihre wahre oder vermuthbare Quelle zurückzuführen. Dabei hatte er aber eine sehr üble Meinung von Tritheims Geschichtschreibung bekommen und gewonnen, so daß er sich zu folgenden Urtheilen veranlaßt sah: „Hier sehen wir, wie Tritheim zu Ungunsten der Juden die ächte Quelle verfälscht (S. 177); der Brief Anselms an Wilhelm wird von Tritheim verfälscht gegeben (S. 179); Tritheim scheint diese Briefe (Hildegards) selbst verfaßt (d. h. unterschoben) zu haben (S. 180); Tritheim scheint sogar dergleichen Geistergeschichten erfunden zu haben (S. 181); die Behauptung des Trithemius, er habe den Hunibald in Sponheim zurückgelassen, ist eine Lüge (S. 193); eine totale Fälschung der Geschichte ist, was Tritheim von der Genealogie des Königs Guntram schreibt (S. 197); lauter Erfindungen Tritheims!" (S. 198). Anderswo heißt es: „Trithemius weiß auch, daß er sich mit den ältern Verzeichnissen (der Mainzer Bischöfe) im Widerspruch befinde, und um sich dagegen zu decken, erdichtet er sich eine eigene Auktorität" (S. 203). „Tritheim schob zwischen die einzelnen Excerpte aus den Chroniken seine eigenen Anschauungen, wie sie eben für den vorliegenden Zweck passend waren, hinein und allmählig erhielt er in der Abfassung von Geschichten eine solche Gewandtheit, daß er sogar Geschichte nach eigenem Gutdünken schreiben und somit auch die Geschichte nach jedem beliebigen Zwecke verändern konnte"

[redacted]

(S. 205). „Man wende nicht ein, eine solche Fälschung vertrage sich mit dem Charakter des Trithemius, der die Wahrheit schreiben will, nicht; denn Trithemius versteht das Wort Wahrheit nicht im rein objektiven, sondern in einem bestimmten subjektiven Sinne. Das ist Wahrheit, was der Religion und Kirche frommt, was zur Erbauung dient. Das ist die Tendenz seiner Geschichtschreibung" (S. 162). „Die ganze Abtsreihe und insbesonders der Zusammenhang von Hirschau mit Fulda . . . ist eine Erfindung des Trithemius, zu deren Beglaubigung er seinen Meginfried unterschoben hat. Nehmen wir noch hinzu, daß sich Trithemius für den Zweck seiner Geschichtschreibung auch bei ächten Quellen Fälschungen erlaubt, dann wird wohl Niemand mehr sich auf den Charakter des Trithemius gegen die Annahme einer Geschichtsfälschung berufen wollen" (S. 165). „Welche Annahme kann begründeter seyn als die, daß die ganze (fränkische) Geschichte Hunibalds dem Kopfe des Trithemius selbst entsprungen sei" (S. 194)?

Es frägt sich nun, ob Hr. Dr. Silbernagel nicht doch etwas zu schwarz gesehen habe und ob seine Argumente ganz solid seien. Wir wollen näher zuschauen.

Trithemius schreibt in der Vorrede zu seinen Hirschauer Annalen: „Zwei Gebote bestehen für den Geschichtschreiber, wovon das erste ihn verpflichtet überall in jedem Berichte die Wahrheit unverletzt zu bewahren. Ich bekenne, daß ich diesem Gebote Genüge leisten wolle und könne; denn sowohl die Mönchsprofeß, als auch der christliche Glaube zwingen mich die Lüge zu verabscheuen, und weisen mich an ein Freund der Wahrheit zu seyn, weil ein Mund welcher lügt, die Seele tödtet, und der Geschichtschreiber welcher Lügen mit dem Wahren vermischt, die Geschichte verkehrt (oder eine Schande für sie ist)." Wie reimt sich das zu Dr. Silbernagels Klagen, Verdächtigungen und Verurtheilungen? Die Monographie selbst gibt S. 202 die merkwürdige Stelle wieder: „Diesen (Meginfriedischen Katalog der Mainzer Bischöfe)

[redacted]

muß ich vorausschicken, damit nicht einstens ein Leser mich der Lüge oder des Widerspruches mit den Mainzer Schriften beschuldigt, oder daß ich ohne einen sichern Autor von der Meinung Anderer abgewichen sei; denn ein Thor wäre, der einen so soliden Schriftsteller wie Meginfried übergehen und den Schriften ungewisser Neuerer folgen würde" (S. 202). Ist solche Sprache nicht Heuchelei und Bosheit zugleich, wenn eben dieser solide Meginfried sammt seiner Geschichte ein erdichtetes Fabrikat des Trithemius wäre? Doch lassen wir die eigenen Versicherungen des Angeklagten auf sich beruhen.

Hr. Silbernagel behauptet S. 177 und 178, Tritheim habe für die Jahre 1185 bis 1236 Vieles aus den annales Argentinenses geschöpft, jedoch zu Ungunsten der Juden etwas Erdichtetes hinzugefügt; auch habe er bei Benützung der historia Bohemica des Aeneas Sylvius aus eigenem Kopfe ein Malefizium als vorgefallen beigemischt und erzählt. Ist das gewiß? Hr. Silbernagel selbst behauptet, daß Tritheim nur Vieles, aber nicht Alles, aus den Annalen nahm. Sonach ist immerhin die Annahme zulässig, daß Tritheim beim Niederschreiben der Fuldaer Judenverfolgung (1236) auch noch eine andere Quelle, mochte sie auch autoritätslos seyn, vor sich hatte und benützte, zumal er, wie auch Hr. Silbernagel S. 176 bemerkt, seine Quelle nicht nennt und also nicht sagt, daß er den Vorfall mit den Juden auch nur theilweise, geschweige ganz den Straßburger Annalen entlehne. Von dem benachbarten Fulda, dem Orte der Begebenheit, konnte er leicht andere Nachrichten oder Quellen haben, nichts davon zu sagen, daß in der Nähe Fuldas wahrscheinlich eine eigene Ueberlieferung im Munde des Volkes lebte, deren sich Tritheim bedienen mochte. Aehnlich dürfte es sich in Bezug auf das im Hussitenkriege angeblich vorgefallene Malefizium verhalten. Warum mußte des Aeneas Sylvius böhmische Geschichte die ausschließliche Quelle seyn? Tritheim verneint dieses sogar ausdrücklich und schützt sich gegen Verdächtigung

[redacted]

indem er schreibt: causam seu verius opinionem causae, *quam a senioribus accepimus dudum, qui fuerant fugarum participes* simul et metus, breviter dicemus" (annal Hirs. II. 367).

Die Monographie gibt S. 179 an, Tritheim habe den Brief des heil. Anselm an Wilhelm von Hirschau verfälscht, indem er Einiges über die Reise Anselms nach Hirschau einstreue, während Anselm in seinem Briefe nur den Wunsch ausdrücke mit Wilhelm zu sprechen. Ist dem also? Wer die betreffende Stelle der Hirschauer Annalen nachliest, findet alsbald, daß Tritheim nicht seine Erzählungen über Anselms Reise in den Brief einmischt, sondern die Reise vorher (I. 158) aus anderer, vielleicht unzuverlässiger, mündlichen oder schriftlichen Quelle mit seinen eigenen Worten erzählt, und dann erst auf der nächsten Seite (I. 159) den Text des Briefes wörtlich, rein und unverfälscht gibt und abdrucken läßt.

S. 180 wird die Vermuthung ausgesprochen, Tritheim habe vielleicht den Brief des Hirschauer Convents an Hildegard und deren Antwort selbst verfaßt, d. h. erdichtet. Herr Silbernagel stützt diesen Verdacht darauf, daß er unter den Briefen Hildegards keinen Brief des Hirschauer Convents an sie und keine Antwort von ihr an den Convent findet. Ist das ein solider Grund zur Verdächtigung? Wenn Hr. Silbernagel nicht fand was er suchte, so ist das ein Beweis, wie leicht ein Schriftsteller etwas übersehen kann und wie unbillig es ist, deßhalb schon Andere einer Fälschung oder Erdichtung zu zeihen. Die fraglichen zwei Briefe finden sich in D. Martene's ampliss. collect. II. 1013 *), woraus sie auch Ludwig Clarus entlehnt und verdeutscht in seine „Briefe der heil. Hildegard" (1. Thl. S. 103 und 2. Thl. S. 148, 149) aufgenommen hat. Der von Martene benützte Codex gehörte dem Kloster Hemenrode an.

---

*) cf. Migne, Patrolog. lat. T. 197 col. 282.

Tritheim soll Geistergeschichten erfunden haben. Dieser Vorwurf wird S. 181 damit gerechtfertiget, daß z. B. von der Erscheinung des im J. 1354 verstorbenen Grafen Walram von Sponheim in der Sponheimer Chronik geschwiegen, in den Annalen aber davon gesprochen werde. Hat dieses negative Argument irgend ein Gewicht? Schwerlich; denn ein Schriftsteller hat nicht Ursache oder die Pflicht bei jeder Gelegenheit Alles zu sagen, was er weiß, er erfährt gar oft erst später was er zuvor nicht wußte, oder nimmt einen Mangel wahr der ihm früher entgangen. Wäre der Fall umgekehrt, d. h. hätte Tritheim an beiden Orten das Nämliche erzählt, so würde ihn wahrscheinlich der Vorwurf treffen, daß er eine ungemessene Vorliebe für Geistergeschichten hatte, weil er bei jeder Gelegenheit solche Vorfälle wiederhole. Stünde endlich die Sache so, daß er zuerst in der Sponheimer Chronik jene Erscheinung erwähnt, in den spätern Annalen aber übergangen hätte, weil eine zweimalige Erzählung ihm überflüssig vorgekommen wäre, so würden die modernen Kritiker, wie sie nun einmal sind, ohne Zweifel sagen, dieses Uebergehen der Geistergeschichte sei ein offenbarer Beweis, daß die Erscheinung von ihm erdichtet worden sei, weil er sich in den Annalen nicht mehr davon zu reden getraute.

Eines historischen Verstoßes und einer Oberflächlichkeit im Arbeiten wird Tritheim S. 186 bezüchtiget, in sofern er ad ann. 1321 das Bayerland zehn Jahre statt zehn Wochen lang verheeren lasse. Ist dieser Tadel gegründet? Der Context der betreffenden Stelle (annales Hirs. II. 148) gibt zu erkennen, daß Tritheim den gesammten Kampf zwischen Ludwig dem Bayer und Friedrich dem Schönen im Auge habe und als einen zehnjährigen (1315 — 1325) bezeichne; denn es heißt: „A. 1321 Fridericus et Leupoldus duces *rursus* coeperunt devastare bavariam ... Australes in villis praeter munitiones nihil integrum reliquerunt; *nam illo in tempore* (also nicht im J. 1321 allein) per continuos X annos magna

[redacted]

bavariam calamitas *oppresserat propter eam quae fuit inter Ludovicum et Fridericum pro regno contentionem.*"

Im Hirschauer Chronikon sagt Tritheim, daß Abt Rudolf im Monate März 925 gestorben sei, daß aber der Geschichtschreiber Meginfried den Todestag nicht notirt habe. In den Annalen dagegen „ruft er den Meginfried als Zeugen an", daß Rudolf am 22. Tage des Monats März gestorben sei. Daraus schließt Dr. Silbernagel auf absichtliche Fälschung (S. 163). Was soll man dazu sagen? Zuvörderst ist's nicht richtig, daß Tritheim in den Annalen den Meginfried als Zeugen des Todestages anruft; er scheint vielmehr die Gewißheit des bestimmten Tages anderswoher erfahren zu haben, was um so glaubwürdiger ist, als in dem Chronikon der Tod Rudolfs unter Berufung auf Meginfried in das J. 925, in den Annalen aber, wo keine Berufung auf Meginfried stattfindet, in das J. 926 gesetzt ist, also eine andere Quelle vorgelegen zu haben scheint. Der Monograph freilich behauptet und wendet ein (S. 161), Alles was sich bis zum Anfange des eilften Jahrhunderts auf Hirschau Bezügliches in den Annalen finde, sei nach der eigenen Angabe des Trithemius aus der Fuldaer Klostergeschichte des Meginfried geschöpft. Doch diese Behauptung ist irrig; denn Tritheim sagt sowohl an der citirten Stelle (I. 153) und in der Vorrede der Annalen, als auch im Hirschauer Chronikon (ad ann. 1010 p. 46), daß er den Meginfried vielfach benützt habe, also nicht ausschließlich*). Wollte man aber auch die angedeuteten Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten unberücksichtiget lassen, so bleibt zweitens immer noch die Vermuthung übrig, daß ein Gedächtnißfehler oder

*) Auctorum vero, de quibus auxilium habui, ista sunt nomina: Meginfridus, Widekindus, Regino, . . . Meginfridus ex cujus chronici opere hactenus *non parvum adminiculum* habuimus ... Ex cujus viri laboribus *multa* me fateor in hoc opere nostro de Hirsaugiensi historia necessario commiscuisse.

[redacted]

Unachtsamkeit oder Nachlässigkeit oder Aehnliches die Ursache der sich widersprechenden Angaben war.

Beim J. 975 berichtet Tritheim in den Annalen (I. 118), daß nach dem Zeugnisse des Meginfried der Scholastikus Werenbald von Hirschau zum Bischofe von Speyer nach Otgers Tod gewählt worden sei, die Wahl aber abgelehnt habe. Früher schon hatte Tritheim beim J. 965 (ann. I. 109) zwar ebenfalls Otgers Tod erwähnt, aber Werenbalds Wahl und Ablehnung nicht berührt. Dieser Umstand bestärkt Herrn Dr. Silbernagel in dem Verdachte, daß Tritheim Fälschungen vorgenommen habe. Wiegt dieser Grund schwer? Gewiß nicht; denn nichts hindert in diesem Falle wieder ein bloßes Vergessen oder Uebersehen anzunehmen, oder aber zu vermuthen, daß der Annalist ebendeßhalb das erstemal nichts erwähnen wollte, weil er wußte daß später ohnehin ein passender Anlaß sich ergeben werde. Es galt sonst der Spruch: Wer schweigt, stimmt zu. Soll etwa hier in Bezug auf Tritheim das Verhältniß umgekehrt und gesagt werden: Wer redet, widerspricht (demjenigen was er früher nicht gesagt hat)?

Zum Beweise, daß Tritheim seine Quellen fälschte, nach Belieben änderte und dergl., beruft sich die Monographie (S. 163, 164) auf den Widerspruch, in welchen der Abt selbst mit seinen Angaben von den Schriften so vieler gelehrten Mönche im 9. und 10. Jahrhundert geräth, wenn er in seinem Werke de viris illustr. O. S. B. schreibt, daß von den Schriftstellern die zu Widukinds Zeit in Fulda, Corvei und Hersfeld blühten, nur die Werke weniger zu seiner Kenntniß gekommen seien. Ist diese Beweisführung stichhaltig und ist insbesondere der Schluß von dem Widerspruche, in welchem eine Stelle mit einer andern Stelle des nämlichen Autors steht, auf absichtliche Fälschung, Täuschung und unredlichen Gebrauch der Quellen logisch richtig? Was den vorliegenden Punkt betrifft, so wurde das Werk de viris illustr. schon in den ersten neunziger Jahren verfaßt, daher

[redacted]

es möglich und wahrscheinlich ist, daß in der Folgezeit noch viele Handschriften dem Trithemius zugänglich wurden, die ihm a. 1490 noch mangelten und seine Klagen veranlaßten. Sodann dürfte auch der scharfsinnigste Verstand nicht einsehen, wie denn darin ein Widerspruch liegen könne, daß Tritheim einerseits recht viele Schriftsteller citirt und nennt, und andererseits doch mit Bedauern versichert, es seien nur die Werke weniger in seine Hände gekommen. Die Ausdrücke „Viele" und „Wenige" sind relative Begriffe, die man höher und niedriger ansetzen kann. Der Wissensdrang Tritheims hielt die große Anzahl derer die er kannte und besaß, für gering im Vergleich mit denen die er nicht hatte, aber zu haben wünschte. Seine Klage über Mangel an Quellen hindert uns nicht, diejenigen Schriften welche er wirklich kannte, besaß, benützte und citirte, als relativ viele anzusehen, obgleich sie ihm wenige zu seyn schienen.

Ließe sich endlich ein Widerspruch gar nicht abläugnen, so wäre die Folgerung des Monographen doch nicht statthaft. Es könnten namhafte Autoren selbst aus der Neuzeit angeführt werden, welche sich in einem und demselben Bande eines ihrer Werke unverzeihliche Widersprüche zu Schulden kommen lassen. Man hat sie deßhalb wohl der Nachlässigkeit, Unachtsamkeit oder Unkenntniß, mitunter auch der Leichtfertigkeit und Kritiklosigkeit beschuldiget, aber Niemand dachte an Unredlichkeit, absichtliche Fälschung, unlautere Tendenzen. Vielleicht ist Herrn Silbernagel selbst etwas Menschliches, das einem Widerspruche nicht ganz unähnlich sieht, begegnet, wenn er S. 162 behauptet, das Werk de illustr. viris sei erst a. 1507 entstanden, während er S. 74 berichtet hatte, es habe schon 1492 und 1493 seine Vollendung erhalten. Diese zwei Angaben sind doch auch nicht ganz leicht zu vereinbaren. Wahrscheinlich ließ sich der Verfasser durch den im J. 1507 an Rogerius Sycamber geschriebenen Brief Tritheims täuschen*),

*) epist. famil. lib. 2 p. 563. epist. 51.

worin allerdings gesagt wird, daß die genannte Schrift noch nicht gedruckt und veröffentlicht sei, aber nicht, daß sie erst damals verfaßt oder vollendet wurde. Freilich konnte Herr Silbernagel an der fraglichen Stelle das J. 1507 recht gut zu Ungunsten Tritheims verwenden; allein der Widerspruch liegt zu klar am Tage*). Gleichwohl ist Niemand berechtigt, auf Herrn Silbernagel wegen solcher Versehen oder Widersprüche den Verdacht einer Fälschung zu werfen.

Die größte und schwerste Beschuldigung geht dahin, daß Tritheim nicht nur den Namen des Chronisten Meginfried und dessen ganzes Geschichtswerk, also die Hauptquelle seiner Hirschauer Annalen, ganz und gar erfunden und unterschoben, sondern auch den fränkischen Geschichtschreiber Hunibald, Tritheims vorzüglichste Quelle für seine Compendien der fränkischen Geschichte, selbst geschmiedet habe. Aber für eine so enorme Anklage werden doch die Beweise in der Monographie schlagend seyn? Es wird sich zeigen.

Einer der Beweise lautet: Niemand außer Tritheim

Abfassung des Werkes de viris illustr. den Meginfried kennen müssen; denn er habe dieses Werk erst 1507 verfaßt und bereits in der Hirschauer Chronik vor dem J. 1505 den Meginfried benützt (S. 160, 162). Indeß haben wir die Angabe des J. 1507 in Bezug auf die Entstehung des Werkes de viris illustr. bereits als irrig bezeichnet. Die Monographie selbst setzt S. 74 die Vollendung des Werkes in's J. 1493; dasselbe thut das Sponheimer Chronikon (edit. Freher. S. 403), und in der Vorrede die dem Werke de viris illustr. vorausgeht, nennt sich Tritheim (S. 17) einen Abt von Sponheim, was er a. 1507 sicher nicht mehr war.

Uebrigens ist das Schweigen Tritheims hinsichtlich der Existenz Meginfrieds nicht einmal absolut; denn abgesehen von seinen Annalen und der Hirschauer Chronik redet er von ihm in mehreren seiner Briefe an Aebte und Bischöfe, was Hr. Silbernagel S. 161 zugesteht. Man kann vermuthen, daß Tritheim längst im Sinne hatte den Meginfried nachzutragen, sobald das Werk de viris illustr. einmal dem Drucke übergeben würde. Geschah dieses nicht mehr zu Tritheims Lebzeiten, wie die Monographie (S. 80) voraussetzt, so unterblieb auch die Eintragung des Meginfried und Anderer. Von Tritheims Klugheit und Vorsicht läßt sich zudem erwarten, daß er sicherlich schon deßhalb, um nicht entdeckt zu werden, seinen Meginfried in die Werke de scriptoribus eccles. und de viris illustr. O. S. B. wenigstens nachträglich gesetzt hätte, falls es ihm um Betrug zu thun gewesen wäre. Die Sachlage bliebe sich ganz gleich auch für den Fall, daß Meginfried in jenen beiden Schriften vorkäme; man würde eben sagen, Tritheim habe sie eingeschmuggelt, um die Mit- und Nachwelt zu täuschen und seine Erdichtung zu verhüllen. Herr Dr. Ruland beleuchtet im Bonner „theol. Literaturblatt" (Nr. 21 und 22 l. Js.) das Ungenügende dieses vom Schweigen hergenommenen Argumentes durch ein paar überraschende Thatsachen. Tritheim, sagt er, gebrauchte als Quelle auch den Richer, von dessen Geschichte aber bis zum Jahre

[redacted]

1833 Niemand etwas wußte. Seit der Auffindung desselben kann man nicht mehr sagen, daß Tritheim ihn erdichtet habe.

Tritheim, heißt es ferner in der Monographie (S. 161), widerspricht sich in Bezug auf die Existenz Meginfrieds selbst, da er im Hirschauer Chronikon seinen Gewährsmann um das Jahr 1010 als noch blühend anführe, in den Annalen aber seinen Tod auf den 16. Juli des genannten Jahres 1010 ansetze. Ist dieses Argument solid? Schon oben wurde darauf aufmerksam gemacht, daß der Widerspruch zwischen zwei Schriften oder Stellen desselben Verfassers nicht an und für sich schon berechtige oder nöthige, anzunehmen, daß der Verfasser mit Absicht und Bewußtseyn habe erdichten, unterschieben, fälschen und dadurch betrügen wollen, sondern nur dazu, daß man ihn der Unachtsamkeit und Nachlässigkeit oder des Mangels an kritischem Scharfsinne zeihe. Die Vermuthung des Betruges ergibt sich hier um so weniger, als sich die Möglichkeit denken läßt, daß Tritheim selbst durch eine von Andern unterschobene Quelle, die er leichtgläubig sich aneignete, hintergangen worden sei. Wer zu betrügen beabsichtiget, bemüht sich am meisten Widersprüche zu vermeiden, um sich nicht zu verrathen. Unterließ Tritheim diese Vorsicht, so möchte das eher für seine Redlichkeit und Einfalt zeugen, als für das Gegentheil.

Indeß kann in dem gegebenen Falle auch von einem Widerspruche gar nicht die Rede seyn. Tritheim sagt an der einen Stelle, am 16. Juli 1010 sei der Mönch Meginfried von Fulda gestorben. An einer andern Stelle schreibt er unter der allgemeinen Rubrik oder Ueberschrift des J. 1010, in diesen Zeiten sei auch der Mönch Meginfried von Fulda berühmt gewesen und habe wie eine Rose unter den Dornen einen hellen Schimmer verbreitet (clarus emicuit). Offenbar wird durch diese zweite Angabe die erste nicht ausgeschlossen; denn Meginfried konnte noch im J. 1010 sterben und es blieb doch wahr, daß er damals blühte. In den Ausdruck „his temporibus", dessen sich Tritheim bedient, ist

natürlich die ganze vorhergehende Lebenszeit mit einbegriffen. Eben weil Meginfried im J. 1010 starb, konnte Tritheim dieses Jahr als das passendste erwählen, um desselben rühmend zu gedenken, wenn auch aus was immer für einem Grunde die ausdrückliche Erwähnung seines Todes unterlassen wurde.

Die Beweisführung hinsichtlich des von Tritheim angeblich intendirten Betrugs in Erdichtung seiner Hauptquelle ist eigentlich hiemit schon zu Ende. Nur eine Stelle kommt noch in Betracht, wo Hr. Silbernagel behauptet (S. 162), Tritheim selbst habe seiner geschichtlichen Wahrheitsliebe das Urtheil gesprochen, indem er in seinem Werke de scriptoribus ecclesiast. sein Bedauern über die Veröffentlichung einer Schrift ausdrückt, welche Laurentius Valla gegen die Aechtheit der sogenannten Constantinischen Schenkungsurkunde verfaßt hatte. Was soll man zu solchen Argumenten sagen? Tritheim hielt sich eben von der Falschheit der Beweise Valla's überzeugt und konnte also ohne Nachtheil für seinen Ruf und Charakter die Herausgabe eines Buches beklagen, das nach seinem subjektiven Dafürhalten mit grundlosen Argumenten angefüllt war. Doch selbst für den Fall, daß er Valla's Gründe als stichhaltig erkannt hätte, wäre man noch nicht genöthiget sein Bedauern einzig auf Mangel an Wahrheitsliebe zurückzuführen, da sich auch andere Ursachen denken lassen. In neuerer Zeit z. B. haben viele Leute die Besprechung derselben Constantinischen Schenkungsurkunde in den bekannten „Papstfabeln“ bedauert und mißbilliget. Geschah dieß aus Scheu vor der Wahrheit? Gewiß nicht; denn die Erdichtung des fraglichen Dokumentes wird von diesen Personen wie von der ganzen Welt zugestanden. Sie wurden also von andern und vielleicht ganz achtungswerthen Motiven geleitet. Quod hi et hae, cur non et ego (Trithemius)?

Das Verfahren, welches die Monographie einhält, um die Erdichtung Hunibalds und seiner fränkischen Geschichte zu constatiren, ist im Wesentlichen und Ganzen dasselbe wie

hinsichtlich Meginfrieds, weßhalb denn auch S. 190 — 192 auf Meginfried zurückverwiesen wird. Selbstverständlich könnte und müßte ich daher im Allgemeinen auch die nämlichen Einwendungen machen und so ziemlich dieselben Antworten wiederholen. Das scheint uns unnöthig zu seyn. Dr. Ruland citirt a. a. O. einen Brief Freyers an Markus Velser in Augsburg, worin es heißt: Percuperem scire, an Hunibaldus Wastaldusque de francorum origine ibi sint M. S., unde suam epitomen Trithemius exscripsit, *quos certe quidem memoria patrum diversis in locis extitisse integros certum est* (Bonner theolog. Literaturblatt 1868 Nr. 22 Sp. 770. cf. Ziegelbauer III. 301, 329.)

Es begreift sich, daß das Gesagte nicht dazu dient, den Meginfried oder Hunibald irgendwie zu rehabilitiren, sondern nur zu zeigen, mit welch' schwachen Gründen dargethan werden will, daß Tritheim selbst und kein anderer die fraglichen Werke erdichtet und unterschoben haben könne und müsse, also des Betruges schuldig sei.

Um ein allseitiges Urtheil über die recensirte Monographie Silbernagels zu ermöglichen, füge ich einige charakteristische Stellen und eigenthümliche Bemerkungen bei, die sich im Buche zerstreut finden. In einem Briefe schreibt Tritheim über die Pluralität der Benefizien Folgendes: „Die päpstliche Dispensation entschuldigt nur, wenn sie gerecht*) erlangt ist. Gegen den Papst darf ich meinen Mund nicht aufthun gemäß der Schrift: Die Götter verkleinere nicht. Nur zwei Gründe gibt es für diese Dispensation, nämlich Nothwendigkeit oder größerer Nutzen der Kirche.“ Hr. Silbernagel, welcher die gesperrt gedruckten Worte über die Unverletzlichkeit des Papstes selbst unterstrichen hat und auch S. 84 die Worte Tritheims, daß Gott nicht Alles gefalle was durch den Papst auf

*) Tritheim sagt eigentlich nicht „juste impetrata“, sondern „*rationabiliter* impetrata“.

[redacted]

Erben geschehe, mit durchschossenen Lettern drucken ließ, macht S. 29 den Beisatz: „Trithemius scheint also mehr Rechtsgefühl besessen zu haben, als unsere ultramontanen Kanonisten, welche auch eine ungerechte Dispensation für giltig erklären, weil das Recht mit der Moral nichts zu thun habe. Ein Recht ohne Moral, welch' ein Unsinn"*)! — Einer Klage Tritheims, daß literarische Werke mehr nach dem Namen des Autors, als nach dem Inhalte geschätzt werden, zollt der Monograph (S. 77) mit den Worten Beifall: „Eine vortreffliche Bemerkung, die auch für unsere Zeit gilt. Werden z. B. nicht die Broschüren der Bischöfe Ketteler von Mainz und Dupanloup von Orleans, mögen sie auch manchmal noch so seicht seyn, von den Parteiblättern über Gebühr gepriesen?" — Auf S. 83 liest man die Notiz: „Auch zu Tritheims Zeiten gab es, wie in unsern Tagen noch, Leute welche der Ansicht waren, daß es für Geistliche genug sei, wenn sie nur den Katechismus wissen." — Seite 104 heißt es: „Es hat sich dadurch (d. h. durch die Einreihung der Steganographie Tritheims in das Verzeichniß der verbotenen Bücher) die Index-Congregation gerade keine Lorbeern erworben." — Der Bericht über die Einweisung deutscher Mönche in das Würzburger Schottenkloster wird (S. 118) mit der Anmerkung versehen, daß man in jüngster Zeit mit dem Schottenkloster in Regensburg ganz anders verfahren sei, indem man in selbes nicht neue Mönche, etwa Benediktiner einführte, sondern es einfach aufhob. — Ein tadelndes Urtheil über Tritheim als Historiker S. 182 lautet also: „Die Tendenz seiner Geschichtschreibung bringt es mit

*) Tritheim spricht sich über die objektive Giltigkeit oder Ungiltigkeit, insoferne es sich um den dispensirenden Oberen handelt, nicht aus, sondern sagt nur, daß das dispensirte Subjekt sich ohne Sünde der Dispensation nicht bedienen könne, wenn es zur Erlangung der Dispensation Gründe vorgebracht hat, welche nicht bestehen oder nicht wahr sind (Tu autem sine causa dispensationem petisti, qui necessitate non premeris, nec utilitate dilataris).

[redacted]

sich, daß Trithemius in den Streitigkeiten zwischen Papst und Kaiser stets dem Ersteren zugethan ist. Obedienz ist es ja, was er den Mönchen immer und immer an's Herz legt, wie hätte er zugeben können dem Oberhaupt der Kirche widerspenstig zu seyn. Darum tadelt er auch den Sigebert von Gemblours, daß er den Kaisern Heinrich IV. und V. gegen den Papst angehangen habe." — Eine Digression über Tritheims Anschauungen vom römischen Kaiserthum endet Seite 184 mit dem Ausrufe: „O hätte doch Ludwig der Bayer seinen unsinnigen Römerzug nicht unternommen, sondern seine Hausmacht gegenüber dem perfiden Oesterreich vergrößert*), welch' großartige Rolle würde nicht mein Vaterland, das jetzige arme Bayerland, in Deutschland gespielt haben"**)!

Als Glied des Benediktinerordens darf der Referent schließlich wohl noch auf einige einschlägige Mißverständnisse oder Versehen hindeuten. Tritheim wird S. 26 der Inconsequenz beschuldiget, weil er, der Eiferer für klerikale Zucht, trotz Clausur und Bursfelder Congregation eine Magd im Hause hatte. Allein in Wirklichkeit ist noch jetzt die Wohnung mancher Aebte, wie die der Aebte der Bursfelder Congregation, außer dem Bereiche der Clausur und

---

*) Etwa durch Annexion?

**) Bei diesem Anlasse soll Tritheim gegen eine unrichtige Darstellung der Gesinnungen die er in Betreff des römischen Kaiserthums und Kaisertitels hegte, in Schutz genommen werden. Die Monographie hebt allerdings S. 184 das deutschpatriotische Gefühl Tritheims nach Gebühr hervor; sie fügt aber bei, Tritheim habe mit richtigem Blicke erkannt, daß der römische Kaisertitel viel zu kostspielig und auch nachtheilig für das Reich war. Allein Tritheim äußert kein Wort welches verriethe, daß er den römischen Kaisertitel oder die römische Kaiserwürde geringschätzte oder sie als solche für schädlich und dem deutschen Reiche nachtheilig hielt. Er zürnt an der angezogenen Stelle nur gegen Italien und die Italiener, welche fast jeden Römerzug so verderblich für die Kaiser und die Deutschen gemacht hätten.

von dieser geschieden, so daß Tritheim nicht innerhalb der Clausur eine Magd hatte. An einem andern Orte (S. 32) ist es als eine Bestimmung der Regel des heil. Benedikt bezeichnet, daß an Feiertagen nach der Non die heilige Schrift gelesen werde. In der heiligen Regel findet sich aber keine Anordnung, welche die Lesung gerade nach der Non und zwar ausdrücklich aus der heiligen Schrift vorschreibt. Im 48. Cap. heißt es einfach: „dominico die lectioni vacent omnes.“ Wenn es endlich S. 45 heißt, daß nach der Regel Benedikts der Abt nicht seiner Ansicht folgen darf, falls der versammelte Convent anderer Meinung ist, so kann aus dem dritten Capitel der Regel (de adhibendis ad consilium fratribus) das Gegentheil als richtig dargethan werden, indem der heil. Benedikt schreibt: „magis in abbatis pendeat arbitrio, ut quod salubrius esse judicaverit ei cuncti obediant.“

P. R. M.

LI.

Aktenmäßige Beleuchtung der Wirren in der Diöcese Rottenburg.

Die neuesten Vorkommnisse in der Diöcese Rottenburg bilden fast ein stehendes Thema in den Tagesblättern nicht bloß Württembergs, sondern auch großentheils Deutschlands, und es sind hierüber mitunter die abenteuerlichsten Dinge in Umlauf gesetzt worden. Die Aufregung in Volk und Klerus unserer Diöcese über eine vorgebliche Denunciation „von Seite einer im Klerus und Adel Württembergs vertretenen Partei“ beim heil. Stuhle und die Anregung der

[redacted]

Coadjutorfrage seitens des heil. Stuhles bei der württembergischen Regierung (Nr. 195 des „Deutschen Volksblatts" in Stuttgart) ist eine tiefgehende, und die Erbitterung gegen die Urheber des päpstlichen Einschreitens bei vielen eine große. Bei dem Gewirr der bis jetzt in's Publikum gebrachten Nachrichten über die Sache ist es im Interesse der Wahrheit und einer richtigen Beurtheilung des bei uns dieser Tage Geschehenen unerläßlich, die Thatsachen, soweit sie sich bis jetzt schon enthüllen, den Lesern in möglichster Objektivität vorzuführen.

Am 3. März dieses Jahres tagte unter dem Vorsitz des Grafen von Rechberg in Biberach eine vom dortigen Pius-Vereine angeregte Katholikenversammlung zu Gunsten der weltlichen Herrschaft des heil. Vaters, zahlreich vom Klerus, Adel und Volke Württembergs besucht. Ueber die Vorbereitung zu dieser Versammlung schreibt ein Mitglied des Biberacher Piusvereins in einem zweiten Einladungsschreiben an einen hervorragenden Geistlichen unter Anderm: „Von etwa 70 abgesandten Einladungsschreiben sind bis jetzt 51 beantwortet worden. Weitaus die Mehrzahl der Antworten spricht sich für, und nur etwa 6 gegen eine Versammlung aus. Gegen eine Versammlung sprach sich Professor Birkler für sich und zugleich im Namen seiner Collegen und des Ehinger Piusvereins aus. Nach Einführung des Michaelsvereins*) sei eine Katholikenversammlung kein Bedürfniß mehr, auch dürfte es „„loyal erscheinen, mit der bereits erfolgten Kundgebung des bischöfl. Ordinariats in keine öffentliche Concurrenz zu treten."" Vergangene Woche ließ der hochw. Herr Bischof hieher mittheilen, es sei sein Wunsch, daß die vom Piusverein in Biberach beabsichtigte Versammlung nicht stattfinde, dieselbe sei — in der Voraussetzung daß die Geistlichkeit den Michaelsverein hinlänglich fördere — jetzt kein Bedürfniß mehr. Prof. v. Hefele ist aus den gleichen Gründen dagegen und meint, man möge das durch Unterlassung der Versammlung ersparte Geld dem heil. Vater opfern. Wenn dessenungeachtet eine Versammlung stattfinden werde, so glaube er,

*) Der St. Michaels-Verein war unter Mittheilung der Statuten durch Ord. Erl. v. 20. Dez. 1867 empfohlen.

[redacted]

daß ein Herr aus Tübingen dabei erscheinen werde. Die beiden Seminarvorstände schreiben, daß einer von ihnen der Versammlung anwohnen werde: „„hinsichtlich der eigentlichen Versammlung werden sie sich erst nach Maßgabe ihres durch die Vorversammlung bedingten Urtheils entscheiden."" Schließlich antwortete das bischöfl. Ordinariat, an das vom hiesigen Herrn Dekan eine Einladung ergangen war, in folgender Weise: „„Wir begrüßen alle aus den kirchlichfreien Gefühlen der Gläubigen für den heil. Vater entspringenden Bestrebungen demselben in seinen Nothständen beizustehen, sei es durch Gebet und Beisteuer oder sei es durch kräftig männliche Bezeugung der heil. Rechte, welche in der Person des Statthalters Gottes und seinem heil. Stuhle in unerhörter Weise bekämpft und verletzt werden. Nachdem wir in diesem Sinne das Gebet der Gläubigen und ihre milden Gaben in neuester Zeit angerufen haben, werden weitere Kundgebungen Sache der freien Ausführung der Diöcesanen seyn, womit sich weniger vertragen würde, wenn das bischöfl. Ordinariat in amtlicher Weise einen Abgeordneten aus seiner Mitte entsenden und Zeit und Ort einer beabsichtigten Katholikenversammlung bestimmen würde."" Aus vorstehender ziemlich getreuer Darstellung sehen Ew. Hochwürden den gegenwärtigen Stand der Sache." Datirt ist der Brief vom 29. Januar.

Aus dem Angeführten geht klar hervor, wie man von den berührten Seiten zur beabsichtigten Katholikenversammlung zum voraus sich stellte. Da indeß besonders auch der katholische Adel Württembergs, wie Graf v. Bissingen in der Versammlung selbst betonte, das Zustandekommen der Versammlung als eine Ehrensache der Katholiken Württembergs betrachtete, so erschienen dabei nach einem kurz erst vor der Versammlung gefaßten Beschluß nicht bloß ein, sondern drei Mitglieder der kath.-theolog. Fakultät in Tübingen: die beiden Senioren v. Kuhn und v. Hefele und Convikstdirektor Dr. Ruckgaber. In der Vorversammlung bei Berathung der Adresse an den heil. Vater entspann sich nun eine Debatte über einige Ausdrücke des durch Oberjustizrath v. Wiest vorgelegten Entwurfs betreffs der politischen souveränen Stellung und äußern Macht des Papstes, indem der Entwurf hierüber besagte, daß diese „vernichtet"

[redacted]

sei. Die Herren Dr. Schwarz und Dr. Uhl beantragten Streichung oder Aenderung des letztern Ausdrucks, weil er eine historische, besonders in diesem Aktenstücke ungeeignete Unrichtigkeit enthalte; sie drangen aber nicht durch, indem der Einbringer des Entwurfs und die beiden Professoren v. Kuhn und v. Hefele auf diesem Ausdrucke beharrten. Im Privatgespräch wie in der Vorversammlung wurde betont, daß die beantragte Aenderung im Interesse der widerspruchslosen Annahme der Adresse in der Plenarversammlung hätte angenommen werden sollen. Ueber Nacht wurde die Aenderung wirklich in der Weise vorgenommen, so daß nun in der Adresse von der souveränen politischen Stellung des Papstes gesagt war, sie sei „tief erschüttert“, und von seiner äußern Macht, sie sei „unzureichend“. So wurde die vortreffliche Adresse, bündig und voll der wärmsten Sympathie für den heil. Vater und für Aufrechthaltung seiner weltlichen Herrschaft, in der Plenarversammlung ohne jegliche Einrede mit Begeisterung auf-, und einstimmig angenommen. Wir erwähnen diesen an sich unbedeutenden Vorfall in der Vorversammlung weil, wie aus Anderm so auch aus diesem Vorfall Subregens Höfer, der seitens des Priesterseminars in Rottenburg erschienen war, einen minder günstigen Eindruck aus der Katholikenversammlung mitnahm, und zur Vertheidigung einiger Auslassungen in Privatkreisen von Geistlichen über Prof. Kuhn und Convіktdirektor Ruckgaber darauf hinwies: ohne den obigen Antrag des Dr. Schwarz wäre es auf der Versammlung zu Uneinigkeiten gekommen, während Prof. Dr. Himpel dem Ordinariate gegenüber in seiner später zu besprechenden, anläßlich dieser Katholikenversammlung entsponnenen Klagsache mit Höfer unrichtig erwiderte: der Antrag des Dr. Schwarz sei durchgefallen und die Adresse in ihrer ersten Formulirung unisono angenommen worden.

Da die Adresse an den heil. Vater und die auf der Versammlung gehaltenen Reden seiner Zeit in der Presse veröffentlicht wurden, haben wir als Augen- und Ohrenzeuge nur noch darauf aufmerksam zu machen, daß die Rede des Convіktsdirektors Ruckgaber, die in der Presse in einigen Punkten nicht ganz wortgetreu mitgetheilt worden zu seyn scheint, durch besondere

[redacted]

Betonung der geistlichen Gewalt des Papstes, die allein die Verheißung der beständigen Fortdauer habe, vielfach den guten Eindruck nicht machte, welcher ihr in der württembergischen katholischen Presse zugeschrieben wurde, während die Reden der Senioren der Fakultät v. Kuhn und v. Hefele allseitige begeisterte Zustimmung hervorriefen.

Bald nach der Biberacher Katholikenversammlung, ja in einer auf der Versammlung selbst verlesenen Zuschrift vom Schwarzwald wurden wieder Stimmen laut, daß man wie in Oberschwaben, so auch noch an einigen anderen Theilen Württembergs weitere Versammlungen halten sollte. Dieß gab dem Herrn Prof. Himpel in Tübingen Veranlassung zu folgender Expektoration in Nr. 69 vom 21. März des in Stuttgart erscheinenden „Deutschen Volkblattes", redigirt von Dr. Uhl, die wir hier vollständig mittheilen müssen, weil durch sie eine schon seit Jahren bestehende Differenz zwischen der theologischen Fakultät sammt Convikt in Tübingen und dem Priesterseminar in Rottenburg an die Oeffentlichkeit gezogen worden, und sie die nächste äußere Veranlassung ward, daß der päpstliche Nuntius in München Informationen über die Vorgänge und Zustände in der Diöcese Rottenburg einzog. Der Artikel lautet wie folgt:

„x.—n. Vom Neckar, 18. März. Aus mehrfachen öffentlichen Kundgebungen des In- und Auslandes glaubte man entnehmen zu dürfen, daß die jüngst in Biberach abgehaltene Katholikenversammlung allgemeine Befriedigung im eigenen Lager hervorgerufen und namentlich die Reden der beiden Senioren der theologischen Fakultät den ungetheilten Beifall der anwesenden jüngern und ältern Geistlichen und Laien sich erworben haben. Daß die beiden bejahrten Herren und Zierden der katholischen Wissenschaft die Mühe der Reise zu schlechter Jahreszeit nicht scheuten, erschien der sie lebhaft beglückwünschenden Versammlung als Bürgschaft dafür, daß aufrichtige Theilnahme für den hochwichtigen Gegenstand und die mit ihm zusammenhängenden Interessen, denen die Versammlung galt, sie zu derselben geführt habe. Standen sie dieser doch um so besser an, als sie schon vor nahezu drei Decennien eine würdigere Stellung der katholischen Kirche im engern und weitern Vater-

[redacted]

land inauguriren halfen, durch Wort und Schrift ihrer Kirche zu dienen beflissen waren und ernstem und mannhaftem Kampf mit den Gegnern nie ausgewichen sind. Unsere Meinung von einmüthiger Anerkennung der Leistungen der Versammlung findet sich aber getäuscht und das schöne Fest sollte nicht ohne grellen Nachton bleiben. Es scheint in der That, daß die allen andern wohlthuende Gegenwart von Vertretern der kirchlichen Wissenschaft einzelnen Generalpächtern der Kirchlichkeit (nicht der theolog. Wissenschaft) wie ein Dorn in's liebevolle Auge stach. Wir vernehmen als völlig zuverlässig, daß in der Anstalt, welcher die absolvirten Theologen zu praktischer Vorbildung für ihren hohen Beruf übergeben sind, und die nur ehrenhaft und ersprießlich wirkt, wenn sie auf dem von gewissenhaften Lehrern gelegten Grunde selbstlos weiter baut, die Nothwendigkeit der Abhaltung einer neuen Versammlung vorzugsweise dadurch motivirt wird, weil mehrfach die in Biberach gehaltenen Reden kalt und interesselos gewesen und theilnahmslos gelassen hätten. Ganz besonders erhält die lebhaft akklamirte Rede Kuhn's solche und noch schmeichelhaftere Prädikate, ohne Zweifel um die künftigen Geistlichen der antiquirten Pietäts- und Dankbarkeitspflicht zu entwöhnen, und, im Gehorsam gegen die fanatische Tagesparole einiger theologischen Sikarier, bei Zeiten zu der urtheilslosen Meute hinüberzuzwingen, die einem gegen Kuhn losgebrochenen Buschklepper sekundirt und giftige Wortverdrehung und Calumnie als edle Waffen anstaunt. Wir wissen aber auch, daß solches Vorgehen nur ein Glied in der Kette von Versuchen ist, zunächst den Senior der im Ausland hochverehrten Fakultät zu diskreditiren. Wir verstehen das Mitleiden und die Großmuth, vielleicht auch ein wenig die stille Verachtung, womit er und Mitbetheiligte auf jene herabschauen mögen, denen sie im Heimathland die wohnliche Stätte bereiten halfen, welche nun in ihren besten und bewährtesten Einrichtungen von Leuten, die ihnen nahezu alles verdanken, beschmutzt wird, beschmutzt mit einem Eifer der Verblendung, als handle es sich um das gottgefälligste Werk. Wir bitten aber zu bedenken, daß der achäische Heerführer gegen den die rüstigsten Kämpfer lästernden Thersites ein stets belobtes Verfahren einschlug. Es drängt uns aber mit

vielen aus dem Klerikalstand, die mit blutendem Herzen rathlos der wüthenden Befehdung der Kirche durch den äußern Feind und dem noch gefährlichern Parteihader innerhalb derselben zusehen, einem unverantwortlichen Mißbrauch einflußreicher amtlicher Stellung in der lautersten Absicht einmal entgegenzutreten, und den Mangel an Wahrheitssinn, erleuchteter Einsicht und Pietät, wie er sich in den gerügten Auslassungen kundgibt, und auch in die eben von ihren Lehrern entlassenen jungen Theologen eingepflanzt werden soll, an den verdienten Pranger zu heften. Wir werden nimmermehr durch geistliche Falschmünzerei, scheelsüchtige Befehdung solcher die weiter und schärfer blicken als die unberufenen Tadler, engbrüstige Verketzerung derer die vielleicht auf andern Wegen und durch andere Mittel, welche ihnen die reiche Mannigfaltigkeit der göttlichen Gnade verliehen hat, demselben hohen Zwecke dienen, und durch pharisäische Verläugnung der libertas in dubiis und caritas in omnibus unsern zahlreichen Feinden zu imponiren vermögen. Solches Gebahren ruft den Spott der Feinde wach und heftet dem würdelosen Parteitreiben die hippokratischen Züge an, die dem scharfsinnigen Haß des Gegners unmöglich lange verborgen bleiben können."

Zum Thatsächlichen des vorstehenden Artikels muß zunächst bemerkt werden, daß der Wunsch nach neuen Katholikenversammlungen in Württemberg durch Stimmen in der Presse schon vor dem Erscheinen dieser Expektoration dadurch motivirt wurde, daß auch die Katholiken anderer Landestheile von der gleichen Begeisterung für die gerechte Sache des heil. Vaters angefacht würden wie die in Biberach anwesenden (Deutsches Volksblatt vom 11. und 20. März). Daß von dem zu Biberach anwesenden Subregens des Priesterseminars zwar nicht in amtlichem, aber doch in privatem Verkehr allerdings ziemlich ungünstig über die Rede des Conviktdirektors Ruckgaber, nicht aber über die der beiden Senioren, und in andern vertraulichen Kreisen von Geistlichen auch über die ganze Haltung der Tübinger bei dieser Versammlung hart geurtheilt wurde, ist eine, wie wir hören, auch von dessen Freunden bedauerte Thatsache. Aber nicht durch die Haltung der Tübinger auf der Versammlung, sondern durch ihre schon oben berührte Haltung vor der Ver-

[redacted]

sammlung „vorzugsweise" wurde die Nothwendigkeit einer neuen Katholikenversammlung von dem Genannten „motivirt". Denn daß sie bis noch ganz kurz vor Abhaltung dieser Versammlung unumwunden gegen eine Katholikenversammlung zu diesem speciellen Zwecke sich ausgesprochen, noch in der Vorversammlung die Behauptung in der abzusendenden Adresse von der bereits eingetretenen „Vernichtung" der politischen Stellung und äußern Macht des Papstes festhielten, auf der Versammlung aber (Ausgaber freilich weniger) so begeisterte Reden im Sinne des Zwecks der Versammlung hielten: dieß war auch für Andere überraschend, so daß einer der beiden Rottenburger Domcapitularen sich der Bemerkung nicht enthalten konnte: „aber die gehen heute in's Zeug." Damit soll aber die Aufrichtigkeit ihrer Begeisterung nicht im mindesten angetastet werden; denn man kann ja allmählig für etwas begeistert werden, wofür man es anfangs nicht war.

Die vorwurfsvolle und leidenschaftliche Sprache des Anonymus gegen die Vorstände des Priesterseminars in Nr. 69 des Deutschen Volksblattes erregte nun leichtbegreiflich Aufsehen und bei den einen Erbitterung, bei den andern Freude. Theils kannte, theils vermuthete man als Verfasser des Artikels den Professor Dr. Himpel, und sah wohl ein, daß der Hauptangriff darin nicht dem noch jungen, erst seit einem halben Jahre am Priester-Seminar angestellten Subregens, sondern dem seit mehr als 20 Jahren an dieser Anstalt wirkenden Regens Dr. Mast gelte, was auch in vielen Zuschriften an letztern und an die Redaktion des Deutschen Volksblattes ausgesprochen wurde. In einer öffentlichen Erklärung im Volksblatt vom 28. März dankte nun Dr. Mast für die zahlreichen Zuschriften an ihn mit der Bemerkung, er werde sich durch jenen „Schmähartikel" in Erfüllung seiner Pflichten nicht beirren lassen. Der Anonymus, dießmal „aus dem Kochergrund" sich signalisirend, erklärte im Volksblatt vom 2. April: „Der Artikel in Nr. 69 hatte es keineswegs auf den Herrn Regens abgesehen"; und daß „jeder Ehrenmann über das bekannte Gebahren längst schlüssig geworden" sei. Nun wies Subregens Höser in einer Erklärung des Volksblattes vom 4. April die Anschuldigung zurück, daß er vor den Alumnen

[redacted]

über die Biberacher Versammlung und ihr Zustandekommen etwas Ungünstiges geurtheilt, gibt aber zu, daß er im Kreise von Geistlichen über eine dort gehaltene Rede minder günstiges Urtheil gefällt habe. Als nun Prof. Himpel ihn im Volksblatt vom 8. April der Unwahrheit seiner dießbezüglichen Erklärung bezichtigte, wandte sich Subregens Höfer mit einer Beschwerde gegen Prof. Himpel an das Ordinariat. In eben angeführter Erklärung bekannte sich nämlich Prof. Himpel „auf Wunsch der Redaktion" als Verfasser des fraglichen Artikels in Nr. 69 und hielt die dort gemachten Auslassungen gegen das Seminar aufrecht, indem er sie durch „bekannte Tübinger Vorgänge" bestätigt wissen wollte.

Ehe wir von diesen „bekannten Tübinger Vorgängen" reden, müssen wir im Interesse der objektiven Darstellung noch darauf aufmerksam machen, daß die Redaktion des „Deutschen Volksblatts" am 29. März bezüglich der Mitautorschaft des berührten Artikels 69 sagt: „Unrichtig ist eine in mehreren Zuschriften laut gewordene Voraussetzung, als ob der Artikel vom Neckar mehrere Autoren habe oder, wenn auch zunächst von einem verfaßt, von andern gebilligt worden sei. Die Redaktion ist in der Lage auf's bestimmteste erklären zu können, daß auch diese Annahme grundlos ist, und daß insbesondere kein einziger von denjenigen Herren welche in Biberach anwesend und thätig waren, mit diesem Artikel in irgendeiner direkten oder indirekten Beziehung stehe oder ihn gebilligt habe." In Nr. 241 vom 16. Oktober sagt aber dieselbe Redaktion hierüber: „Dieses Frühjahr nahm das Volksblatt wieder einen Artikel von der Tübinger Seite auf, der ihm als Gesinnungsausdruck dieser ganzen Seite, nicht bloß des Einsenders unterbreitet wurde"; und dem Mergentheimer Landcapitel, das unterm 1. April dem Redakteur ihre Mißbilligung über die Veröffentlichung des besagten Artikels ausgesprochen, schrieb derselbe Redakteur zurück: „Als eingesendet von der Fakultät konnte ich ihn nicht zurückweisen, auch nicht so ändern, daß er sein originelles Himpel'sches Gepräge verlor. Hätte ich freilich gewußt, daß Himpel nur zur Sache, nicht zu der Form die Zustimmung der Fakultät hatte, so hätte ich ihn nicht aufgenommen.

[redacted]

Bin ich aber dafür verantwortlich, daß mir nicht die ganze Wahrheit geschrieben wurde? Himpel schrieb, der Artikel solle einer förmlichen Klage vorangehen — immer per „Wir". Ich mußte also annehmen, daß die ganz Fakultät hinter dem Artikel steht; darin bestärkte mich ein Brief von Hefele, der einen Tag später eintraf und den Artikel moderirt wünschte, was an einigen Stellen nachträglich geschah. Konnte ich einen Artikel abweisen, der mir als Votum der Fakultät bezeichnet wurde"*)?

Die von Himpel berührten „bekannten Tübinger Vorgänge", welche unmittelbar vor der Biberacher Katholikenversammlung ihren Anfang nahmen und in der Denunciationssache wieder Berührungspunkte finden, sind folgende: Am 6. Februar wurde im theologischen Convikt eine Disputation der Zöglinge über dogmatische Thesen gehalten. Der Repetent Mühling hatte zu diesem Zwecke unter andern auch, nach vorausgängiger wiederholter Rücksprache mit Herrn Prof. v. Kuhn, eine dem Collegheften genannten Professors wörtlich entnommene und seit 1866 im Collegheften stehende These**) aufgestellt, von welcher der Conviktsdirektor ihm vor der Disputation vorwarf, er habe eine Schäzler'sche These aufgestellt; er (Conviktsdirektor) halte es für seine heiligste Pflicht, auch den Schein einer Differenz

*) Welche Zusammenstimmung in diesen Redaktionsaussagen herrscht, findet der Leser selbst heraus.

**) Diese These lautete: „Wenn Albertus Pighius aus cap. 7 und can. der sess. 6 des Trib. folgerte, daß das Concil die Imputation der Verdienste Christi von dem Begriff der Rechtfertigung nicht ausschließen, sondern nur noch ein anderes Moment, nämlich das der innern Heiligung mit in diesen Begriff aufgenommen wissen wolle, so tritt Bellarmin dieser Auffassung unter Berufung auf die trident. Bestimmung: unicam causam formalem justificationis esse justitiam, sc. Dei, nobis infusam et inhaerentem — mit Recht entgegen" Wir bemerken zu dieser im Collegheften Kuhn's wörtlich stehenden These nur, daß Albertus Pighius am 24. Dez. 1543 zu Utrecht starb, die 6. Sitzung des Concils von Trient aber erst am 13. Januar 1547 gehalten wurde, daher Albertus Pighius unmöglich aus dieser wie überhaupt aus irgendwelcher Sitzung des erst 1545 begonnenen Trienter Concils eine Folgerung ziehen konnte.

[redacted]

an der hiesigen Schule vor den Zöglingen zu vermeiden. Auf Wunsch des Direktors wurde die These etwas anders formulirt und kam in dieser Formulirung zur Disputation. Obwohl nun Kuhn seine volle Zufriedenheit mit der Disputation, und namentlich auch bezüglich dieser These, noch am Schluß der Disputation äußerte, indem der Repetent sein Bedauern ausdrückte, wenn diese These oder ihre Diskussion etwa einen mißlichen Eindruck hinterlassen würde, so erklärte der Conviktsdirektor gleichwohl zwei Tage darauf dem Repetent Mühling: sie beide könnten bei ihrer verschiedenen Richtung nicht mehr länger zusammenwirken; Mühling habe möglichst bald um eine Pfarrei zu competiren oder um ein Reisestipendium einzukommen, sonst werde er (Direktor) auf seine Entfernung antragen. Der Repetent erbat sich Bedenkzeit und erwiderte am 16. Februar, er könne auf den einen oder andern Vorschlag des Direktors nicht eingehen; Direktor möge sich mit seiner Klage an's Ordinariat wenden, was dieser denn auch that. Aus den mündlichen Vorhalten des Direktors gegen Mühling bei dieser Gelegenheit, wie z. B. wegen Besuchung des katholischen Lesevereins, der katholischen Studentenverbindung Guestphalia, der Zusammenkünfte mit katholischen Bürgern, nahm Repetent Sporer Veranlassung, sich vom Direktor über sein Verhältniß zu ihm gleichfalls Aufklärung zu erbitten. Das Resultat hievon ersieht man aus dem Schlusse der Eingabe an das bischöfl. Ordinariat, zu welcher sich Sporer in Folge der Besprechung mit dem Convikts-Direktor veranlaßt fand. Derselbe lautet: „Als mir aber vollends aus der genannten Unterredung mit dem Herrn Direktor am 11. Februar die Bedingungen klar geworden waren, unter denen der Unterzeichnete noch fernerhin im Wilhelmsstifte „„wirken"" dürfe, und die auf nichts Geringeres hinauslaufen als darauf, daß er seine bisherigen Ueberzeugungen und Anschauungen, die angeblich auf Inspiration des Herrn Regens" (Dr. Mast am Seminar) „beruhen, aufzugeben und darnach auch in jenen Punkten, in denen er mit Mühling durch seine selbstständige Stellung dem Direktor gegenüber sich angeblich verfehlte, in Zukunft nun sich zu fügen habe, so hatte er eben damit die volle Ueberzeugung gewonnen, daß sein längeres Verbleiben im

[redacted]

Hause nur auf Kosten seines Gewissens und seiner Ueberzeugungen möglich wäre, und er bittet daher inständig das hochw. bischöfl. Ordinariat ihn aus dieser seiner Stellung, für die unter solchen Umständen auch seine körperlichen Kräfte nicht lange mehr gewachsen wären, zu befreien und ihm eine anderweitige Verwendung im Kirchendienst zu geben."

Daß ihre Beurtheilung der Zustände im Convikt auf Inspirationen des Regens Mast beruhe, wiesen beide Repetenten sowohl den Fakultätsmitgliedern gegenüber als auch beim bischöfl. Ordinariate entschieden zurück. Sie theilten die von ihnen selbst wahrgenommenen Vorkommnisse und Anschauungen am theologischen Convikt in einer gemeinsamen Eingabe unterm 25. Februar dem bischöfl. Ordinariate mit, welche zur Orientirung der Leser hier im Auszuge folgen möge.

Den Zustand des Hauses fassen sie dahin zusammen: „Wenn wir beide ältesten Repetenten des Hauses, von denen der eine über 5 Jahre, der andere 4½ Jahr in seinem Amte thätig ist, auf den Zustand der Anstalt zurückschauen, wie wir ihn bei unserm Eintritt angetroffen, und ihn zusammenhalten mit der Gegenwart, so müssen wir sagen, daß die Disciplin des Hauses in wesentlichen Punkten gelitten hat, wohin vor allem die Praxis betreffs des Wirthshausbesuchs der Zöglinge gehört. Mag man die Gestattung außerordentlicher Ausgänge (in's Wirthshaus) nun als Liberalität des Direktors gegen die Zöglinge, oder als eine Art Belohnung für das Wohlverhalten derselben, oder als ein Mittel ansehen dieselben lenksam zu machen und zu erhalten: es erscheint uns nach allen Seiten gleich bedenklich, weil das rechte Maß dabei sicher überschritten worden ist." Es sei eine Reihe außerordentlicher*) Wirthshausausgänge gestattet worden, wenigstens wöchentlich einer theils von 1 theils von 2 Stunden. Die Zeit für die vorgeschriebenen Repetitionen der Collegien und, wie der Repetent für Musik

*) Ordentliche oder regelmäßige Wirthshausausgänge sind statutengemäß an allen Sonn- und kirchlichen Feiertagen von nach der Vesper bis 7, Sommers 8 Uhr, und an allen Donnerstagen und akademischen Feiertagen von 4—7, resp. 5—8 Uhr.

[redacted]

) öfter beklagt habe, auch für Gesangübungen sei dadurch den :petenten sehr erschwert. Doch mehr noch als die Häufigkeit isse die Dauer mancher außerordentlichen Wirthshausausgänge : das Studium und die Sitten der Zöglinge von üblem Ein- ß seyn. Hieher gehören die sogenannten Semestral-Reuni- :en, d. i. gemeinschaftlicher Wirthshausbesuch des ganzen Con- :ts, welche ohne Ausnahme von halb 7 Uhr bis gegen 12 Uhr itternachts dauerten, deren Schluß die bessern Zöglinge nicht gewartet und welche sie „privilegirte Saufereien" genannt tten. Von fast gleicher Dauer seien auch andere Gelegenheits- irthshausausgänge, wie am Namenstag des Direktors, am Syl- sterabend, nach jedem im Konviktssaal gegen Semesterschluß haltenen Concerte, und für die Sänger auch am Cäcilienfeste. inn wird die Betheiligung der Konviktoren an dem städtischen ratoriumverein*) beklagt, dessen Produktionen und nicht

---

*) Man hat die Mitgliedschaft der Konviktoren an diesem Verein als etwas Unschuldiges darzustellen gesucht, den Zusammenhang ihres Gesangs unmittelbar vor der protestantischen Predigt mit dieser in Abrede gestellt, ebenso die zwei Fälle durch ein „soll nur einmal" auf einen reducirt (Deutsches Volksblatt Nr. 236). Allein mag letzteres, wie auch die Angabe daß es ohne Vorwissen des Direktors geschehen, sich wie immer verhalten: Thatsache ist, daß früher einzelnen Konviktoren auf ihr Ansuchen das Anwohnen bei einzelnen öffentlichen Produktionen (gegen entrée) gestattet worden, nicht aber, daß sie selbst aktive Mitglieder dieses großentheils aus jungen Damen bestehenden gemischten Gesangvereins werden durften, wie dieß derzeit, auch nach Aufstellung eines eigenen Musikrepetenten, der Fall ist. Daß überhaupt katholische Theologen in der angeführten Weise in der protestantischen Kirche mitwirken, und es sei es mit oder ohne Vorwissen des Direktors, über sich bringen können, wie vorgekommen, die Trauung einer protestantischen Professorstochter (Qu......) mit einem protestantischen Pastor durch ihren Gesang in der protestantischen Stiftskirche in Tübingen zu verherrlichen, und eine gemeinschaftliche Exkursion mit diesem gemischten Oratoriumverein nach Reutlingen zu machen, um dabei als Cölibatärausschuß zu fungiren — dieß sind, wenn auch vereinzelte, so doch immerhin nicht gerade erbauliche Erscheinungen an einer katholisch-theologischen Bildungsanstalt.

selten auch Proben spät Abends stattfinden, von welchen die dabei betheiligten Zöglinge gewöhnlich erst zwischen 10 und 11 Uhr nach Hause zurückkehren. Damit stehe im Zusammenhang, daß Convikторen zweimal am Sylvesterabend in der protestantischen Kirche die Predigt mit ihrem Gesang eingeleitet hätten. Für die Concerte seien vom Musikrepetenten, einem Priester, mitunter geradezu erotische Lieder mit den Zöglingen eingeübt worden, und zwar ohne Mißbilligung des bei den Concerten anwesenden Direktors, so daß die selber darüber ungehaltenen Sänger den Musikrepetenten daran erinnert hätten, sie seien Theologen. Auch gehe es an allgemeinen Communiontagen des Abends nach dem Wirthshausbesuche häufig noch tumultuarischer im Hause zu als nach solchen Wirthshausbesuchen an andern Tagen. Ihre Eingabe schließen die beiden Repetenten mit der für gehörige Würdigung des gegen Dr. Mast geführten Prozesses nicht unwichtigen Bemerkung: „Endlich können wir dem hochw. bischöfl. Ordinariate unsere Bedenken auch darüber nicht vorenthalten, daß wir aus den oben genannten Verhandlungen auf Seiten des Direktors einen principiellen Gegensatz gegen den Vorstand des Priesterseminars in Rottenburg wahrnehmen mußten. Wir beide wurden über das Verhältniß diesem Herrn gegenüber wiederholt inquirirt, und wiewohl wir nur auf Grund eigenster Erfahrung und Ueberzeugung geurtheilt und gehandelt zu haben versichern mußten, so wurden dennoch unsere Grundsätze und Anschauungen auf Berathung mit ihm zurückgeführt. Wir können nicht ohne ernstliche Besorgnisse an die Folgen jener hiemit zu Tage getretenen Differenz denken."

Hierauf nun wurde mit Semesterschluß gegen Ende März Repetent Mühling ohne Motivirung auf eine Pfarrverweserei, Repetent Sporer auf eine Kaplaneiverweserei „auf seine Bitte" versetzt. Gelegenheit zur Verantwortung gegen die über sie vorgebrachten Klagepunkte des Direktors, die ihnen, mit Ausnahme des einzigen bezüglich einer im Interesse des Papstes am sogenannten Triduum gehaltenen Predigt des Repetent Mühling, unbekannt blieben, wurde ihnen nicht gegeben; wohl aber wurden ihre wissenschaftlichen Leistungen von der theolog. Fakultät beim Ordinariate anerkannt, besonders die des Repetent Mühling,

[redacted]

der schon etlichemal vor einem für ein nicht obligatorisches Colleg immerhin zahlreichen Auditorium philosophische Vorlesungen gehalten und solche auch für das kommende Semester öffentlich angekündigt hatte.

Bei ihrer Aufwartung beim hochw. Bischofe vor ihrem Abgange von Tübingen bemerkte ihnen der hochwürdigste Herr: er habe selbst schon vielfach über die Mißstände des Convikts klagen gehört; ihre Entfernung sei übrigens nicht als Maßregelung betrachtet worden; auch habe man dem Direktor einen „Riffel" zugeschickt und ihn auf die bischöflichen Statuten verwiesen, deßgleichen ihm aufgegeben, alle Monate mit den Repetenten des Wilhelmsstifts eine Conferenz zu halten, worüber ein Repetent das Protokoll zu führen und die etwaigen Beschwerden der Repetenten über Leitung des Hauses oder Behandlung ihrer Person darin zu verzeichnen habe, zur Vorlage bei dem bischöflichen Ordinariat.

Dieß die von Prof. Himpel in seiner oben bemerkten Erklärung berührten „bekannten Tübinger Vorgänge" *).

Nachdem nun die Redaktion des „Deutschen Volksblatts" eine kurze Correspondenz zu Gunsten des angegriffenen Seminars gebracht und die Veröffentlichung weiterer Artikel für und gegen nicht zuzulassen erklärt hatte, betrat ein Theil des Klerus den Weg der Adressen an den Bischof, um seine Entrüstung über den Himpel'schen Angriff auszudrücken. Unter dem 9. April reichte das Landcapitel Mergentheim eine von 22 Capitelsgeistlichen unterzeichnete Adresse ein (nur zwei Geistliche betheiligten sich nicht daran), welche die gegen einen Theil des

*) Bei Beginn des Sommersemesters wurden die zurückbleibenden Repetenten durch Ordinariatsreceß vom 6. Mai ermahnt, „einmüthigen Geistes mit dem Direktor zusammenzuwirken", insbesondere Repetent Buß „nicht die Wege Mühling's und Sporer's zu gehen, sondern sich von unberechtigten Einflüssen fern zu halten." In den Herbstferien wurde übrigens dieser Repetent, „dessen Talent man nicht unterschätzen wolle" (im angeführten Ordinariatsreceß) auf ein ödes Vikariat versetzt. Von den insinuirten monatlichen Conferenzen wurde im ganzen Sommersemester keine gehalten.

[redacted]

Klerus, besonders gegen Dr. Mast geschleuderten Vorwürfe im fraglichen Artikel zurückweist und mit folgendem Passus schließt: „Die ehrerbietigst Unterzeichneten sind der festesten Ueberzeugung, daß die Grundsätze, welche Regens Mast den Alumnen einzuprägen sucht, durchaus kirchlich sind; sie können darum den Vorwurf, daß derselbe auf den von gewissenhaften Lehrern der Theologie zu Tübingen gelegten Grundlagen nicht selbstlos weiter baue, wenn dieß die kirchlichen sind, nicht begreifen. Nie und nimmer kann es die Aufgabe eines Priesterseminars seyn, selbstlose Diener einer Schule, sondern nur die Diener der Kirche zu bilden. Das allgemeine Urtheil, sicherlich nicht bloß der Kleriker, sondern auch der Laien, erkennt in diesem taktlosen Angriff das Bestreben, den Regens Mast als den Mann öffentlich zu denunciren der, weil seine Stellung verkennend, ja dieselbe mißbrauchend, nur zum Schaden der Diöcese in derselben ferner belassen werden könnte. Die klare Erkenntniß des sehr großen Segens, welcher der Diöcese gerade durch diesen schmählich angegriffenen Priester geworden ist, veranlaßt die ehrerbietigst Unterzeichneten ihrerseits vor Euerer Bischöflichen Gnaden die Hoffnung auszudrücken, diesem hochverdienten Manne gegenüber so muthwilligen Angriffen gebührende Satisfaktion, deren bester Theil für denselben das fortdauernde Vertrauen seines Bischofs seyn wird, zukommen zu lassen".

Diesem Schritte des Mergentheimer Landcapitels wollten sich weitere anschließen. So war eine Adresse in gleichem Sinne von dem Capitel Amrichshausen schon unterzeichnet und sollte durch den Dekan eben an den hochw. Bischof abgeschickt werden, als das „Deutsche Volksblatt" vom 30. April an der Spitze folgende Bekanntmachung brachte:

„Die Redaktion ist ermächtigt, nachstehenden Erlaß des bischöflichen Ordinariats an das Dekanat Mergentheim vom 28. April d. Js. zur weiteren Kenntniß zu bringen": (Der Erlaß referirt den Inhalt der Mergentheimer Adresse; dann wird im Erlaß fortgefahren): „Wir würdigen vollkommen die gute Meinung, von welcher sich die Exhibenten leiten ließen, haben aber zu bemerken, daß dieselbe sich nicht zur klaren Erkenntniß des Schicklichen und Zulässigen erhoben hat. Bei der verant-

[redacted]

wortungsvollen Stellung, welche der Bischof vor Gott und der heiligen Kirche hat, kann es Diöcesangeistlichen unmöglich zustehen, nach der einen oder andern Richtung sich in die Beziehungen hineinzustellen, welche zwischen dem Bischof und einem ihm unterstellten Diener obzuwalten haben. Wir würden dieser in der kirchlichen Ordnung begründeten Auffassung*) einen besondern Ausdruck zu geben nicht für nothwendig erachtet haben, wenn es sich nur um die vorliegende Adresse fragte und wir nicht vielmehr von verschiedenen Seiten her auf das zuverlässigste zu vernehmen gehabt hätten, daß von der dortseitigen Gegend aus Versuche gemacht werden, andere Landcapitel zur Einreichung ähnlicher Adressen zu bestimmen. Aus diesem Grunde geben wir die vorgelegte Adresse wieder zurück." Damit war die Adressenbewegung sistirt.

In diese Zeit der Absendung und Wiederzurückstellung der Mergentheimer Adresse fällt ein Besuch des Ministers des Kirchen- und Schulwesens beim Bischofe in Rottenburg bei Gelegenheit seiner Anwesenheit daselbst. Minister v. Golther soll dabei die Differenz zwischen Tübingen und Seminar und die darüber entstandene Aufregung im Klerus beklagt und den Wunsch nach möglicher Beseitigung dieses Zwiespalts ausgedrückt haben.

Eine einläßliche Entgegnung auf den Angriffsartikel in Nr. 69 hatte das „Deutsche Volksblatt" aus dem Grunde nicht aufgenommen, weil nicht dieses politische Blatt der geeignete Tummelplatz für die in ihm angeregte Frage sei, sondern das unter derselben Redaktion erscheinende Katholische Kirchenblatt. Vor der Zurückstellung der Mergentheimer Adresse wurde neben andern dort nicht aufgenommenen Correspondenzen auch folgende eingesendet, die wir hier mit Ermächtigung des unterzeichneten Correspondenten wörtlich mittheilen, weil sie einen Beitrag zur Aufklärung der Situation liefert. Die Correspondenz lautet:

---

*) In der sogenannten Denunciationssache scheint „diese in der kirchlichen Ordnung begründete Auffassung" cessirt zu haben, als man auf Adressen drang, durch welche die Diöcesanen „sich zwischen die Beziehungen hineinzustellen" suchten, „welche hier zwischen dem Papst und einem ihm unterstellten Bischof obzuwalten haben."

[redacted]

„Das Auftreten des Herrn Professor Himpel in Nr. 69 und 84 des Deutschen Volksblattes gegen das Priesterseminar in Rottenburg nöthigt den Unterzeichneten zu Folgendem: Herr Prof. Himpel sagt in seiner Erklärung Nr. 79 des Deutschen Volksblattes, der Artikel in Nr. 69 habe es keineswegs auf den Herrn Regens abgesehen, nennt aber in seiner Erklärung Nr. 84 die beanstandete Beurtheilung der auf der Biberacher Katholiken-Versammlung von den Senioren der Fakultät gehaltenen Reden, wie auch in Nr. 69, „ein Glied in einer Kette von Versuchen zu bekannten Zwecken", nämlich „zunächst den Senior der im Ausland hochverehrten Fakultät zu diskreditiren", und „hält, selbst wenn es sich mit der Darstellung des Herrn Subregens Höfer richtig verhalte, die Kette aufrecht, um die es ihm allein zu thun ist, und adressirt sämmtliche Aussagen seines Entrüstungsartikels an dieselbe", an den Herrn Regens aber nur, „wenn sich dieser getroffen fühle" (Nr. 79). Hält man nun die in Nr. 69 gemachten Auslassungen, besonders die Betonung „der Kette von Versuchen zu bekannten Zwecken", die dort behauptete Tendenz der Anstalt, deren Vorsteher der Herr Regens ist, mit obiger Behauptung in Nr. 79, er habe es keineswegs auf den Hrn. Regens abgesehen, und mit den unten noch anzuführenden Thatsachen zusammen, so muß man freilich dem Herrn Prof. Himpel es überlassen, sie miteinander in Einklang zu bringen."

„In Nr. 69 des Deutschen Volksblattes spricht Herr Prof. Himpel von einer „fanatischen Tagesparole einiger theologischen Sikarier", von einer „urtheilslosen Meute, die einem gegen Kuhn losgebrochenen Buschklepper sekundirt und giftige Wortverdrehung und Calumnie als edle Waffen anstaunt", von einer „engbrüstigen Verketzerung und geistlichen Falschmünzerei" u. s w. Wer der zwischen Herrn Prof. v. Kuhn und dem † Professor Clemens und dann v. Schäzler geführten, einige Zeit auch in den Histor.-polit. Blättern fortgesponnenen Polemik mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, dem kann es nicht mehr zweifelhaft seyn, daß Herr Prof. Himpel unter den eben angeführten Benennungen nur die der theologischen Richtung des Herrn Prof. v. Kuhn von genannten Seiten widerfahrene Be-

[redacted]

urtheilung und die dieser Beurtheilung zwar nicht in allen, aber doch in manchen Punkten zutheilgewordenen Beipflichtung versteht. Bekanntlich hat bei dem Erscheinen dieser Beurtheilung ein Theil unseres Diöcesanklerus es für eine Pflicht der Pietät und Dankbarkeit gehalten, in Adressen an Herrn Prof. von Kuhn darüber seine Entrüstung auszusprechen, ein anderer Theil nicht, darunter auch die damaligen Seminarsvorstände, zu welch letztern auch der Unterzeichnete als Repetent zählte. Der Unterzeichnete hielt nämlich dafür, daß fragliche theologische Richtung und deren erschienene Beurtheilung nicht zur Abstimmung in Adressen sich eigne, sondern daß diese Sache eine Frage der Wissenschaft und der kirchlichen Auktorität zugleich sei; und er sprach dieß auch unverholen aus. Obwohl nun diese Adressen-Bewegung schon bei Beginn des Jahres 1864 begann und im Laufe des nämlichen Jahres in's Stocken gerieth, wurde doch erst nach den Herbstferien 1865 die bei Sr. bischöfl. Gnaden indeß von „sehr ansehnlichen und glaubwürdigen Männern“ angebrachte Denunciation dem Unterzeichneten insinuirt: er habe in Briefen von solchen Adressen abgemahnt unter dem Vorgeben, „man werde es denen welche für Kuhn in Adressen sich erklären in Rottenburg übel vermerken“, wodurch die Auktorität des hochw. Bischofs und des bischöfl. Ordinariats mißbraucht worden sei. Von welchen Männern diese Denunciation herkam, weiß der hochw. Bischof; dem Unterzeichneten ist es übrigens nicht zweifelhaft, daß sie aus dem Lager der Freunde des Herrn Prof. v. Kuhn ausging. Auch einige Correspondenzen in diesem Blatte (Nr. 24 und 26 von 1865) und im „Mainzer Journal“, welche die Nichtbeiziehung des Herrn Regens zum königl. Gabelfrühstück bei Gelegenheit der damaligen Anwesenheit J. J. K. K. Majestäten in Rottenburg (wo auch das Seminar vom Könige besucht wurde) betrafen und in einigen Kreisen böses Blut machten, wurden dem Unterzeichneten, mitunter auch dem Seminar überhaupt, vielfach zur Last gelegt. Es wurde dem Unterzeichneten insinuirt, sich vom Seminar zu entfernen auf eine von ihm zu suchende, damals gerade erledigte Patronatspfarrei. Die formelle Desavouirung der erhobenen Anschuldigungen auf Priesterehre vermochte jedoch Se.

[redacted]

bischöfliche Gnaden, über den streitenden Parteien stehend, vom Vollzug dieses kirchenregimentlichen Einschreitens gegen Unterzeichneten abzustehen*). Diskretion und Rücksicht auf die an obiger Denunciation Betheiligten hielten damals wie bisher den Unterzeichneten zurück, öffentliche Desavouirung obiger Bezichte herbeizuführen. Nachdem aber das Verhältniß des Seminars zur katholisch-theologischen Anstalt in Tübingen in geschehener Weise in die Oeffentlichkeit gebracht worden, mit dem Vorwurf gegen das Seminar oder gegen die Anhänger einer von Herrn Prof. v. Kuhns theologischer Richtung abweichenden Richtung, daß bei ihnen eine „pharisäische Verläugnung der libertas in dubiis und der caritas in omnibus" statthabe; nachdem Unterzeichneter da und dort Zweifeln an der Wahrheit seiner dießbezüglichen Erklärungen begegnen mußte, und auch in Nr. 54 des Deutschen Volksblattes ähnliche Beanstandung der formellen Erklärung eines Andern liest, so handelt er nur im Interesse der Wahrheit und trägt eine alte Ehrenschuld ab, indem er hier jeden Priester der Diöcese, der etwa hiezu in der Lage seyn sollte, ersucht, er möge auf Priesterehre öffentlich in diesem Blatt mit Namensangabe bezeugen, daß er vom Unterzeichneten mündlich oder schriftlich dieß oder Gleichbedeutendes vernommen habe: „man werde es denen welche für Kuhn in Adressen sich erklären, in Rottenburg übel vermerken", in obigem Sinne. Zugleich bittet er die verehrliche Redaktion dieses Blattes bezeugen zu wollen, daß die oben berührten Correspondenzen weder vom Unterzeichneten noch überhaupt aus dem Seminar waren. Dabei kann nicht unerwähnt bleiben, daß von Mitgliedern der katholisch-theologischen Fakultät in Tübingen im engsten Zusammenhang mit obiger erfundenen Denunciation Sr. bischöflichen Gnaden geklagt, und auch nachher von Zeit zu Zeit in die Ohren geraunt wurde: der Herr Regens verketzere und diskreditire den Herrn Prof. v. Kuhn; überhaupt wurde über Impietät und Undankbarkeit gegen Lehrer rc. geklagt. Damit stimmt nun ganz

---

*) Der hochw. Bischof hat vor einem Jahre diesen Repetenten nach einer zehnjährigen Wirksamkeit im Seminar mit der unten genannten Pfarrei ehrenvoll bedacht.

[redacted]

ch das in Nr. 69 des Deutschen Volksblattes Gesagte zu- nmen, daß nämlich „die Anstalt (das Seminar) nur ehren- ft und ersprießlich wirkt, wenn sie auf dem von gewissenhaften hrern gelegten Grunde selbstlos weiter baut", wo auch von Verketzerung" der schärfer Blickenden und mit reicher Mannig- tigkeit der göttlichen Gnade Beglückten die Rede ist. Dieß nn doch vermöge der in gleichem Athemzuge angezogenen li- rtas in dubiis und der seither von den Tübingern hochgehal- ien Fahne der „freien Wissenschaft" nicht so gemeint seyn, ob in einem bischöflichen Seminar nicht auch andere be- hrte und von der Kirche tolerirte theologische Meinungen rften vorgetragen werden, auch wenn sie mit den von noch so wissenhaften Lehrern an einer Staatsanstalt vorgetragenen nicht rmoniren, zumal die Gewissenhaftigkeit eines Lehrers wohl von ner persönlichen Redlichkeit, nicht aber in gleichem Maße auch n einer unantastbaren Richtigkeit seiner vorgetragenen Lehren irgschaft leistet. Adoptirt man aber solche andere Meinungen d'zieht sie vor, wie dieß wirklich in manchen Punkten im eminar der Fall ist*), wenigstens vom Unterzeichneten ge- ehen ist, so ist doch dieß noch keine „Verketzerung" der hrer, welche andere, von der Kirche nicht censurirte oder re- obirte Meinungen für die richtigeren erklären; selbst dann ist noch keine Verketzerung, wenn man die gegentheilige Mei- ng als eine der kirchlichen Lehre widersprechende bekämpft, bei aber das formale Moment der Häresie, nämlich die

*) Daß übrigens dabei eine namentliche oder direkte Bekämpfung Kuhn's nicht wohl stattgefunden hat, wie der Vorwurf der Tübinger lautet und die Differenzpunkte der einander gegenüberstehenden Auffassungen möglichst schonend für Kuhn hervorgehoben worden seyn müssen, ersieht man schon daraus daß, wie dem Verfasser aus dem Amrichshauser Capitel brieflich mitgetheilt worden, jüngere Geistliche, frühere Zöglinge Dr. Mast's, in der beabsichtigten Adresse an den hochw. Bischof bezeugen wollten, sie hätten nie wahrgenommen, daß der Regens den Prof. v. Kuhn bekämpfe; Kuhn sei im Colleg nie von ihm genannt worden.

Anm. des Verfassers.

[redacted]

Wissentlichkeit des Irrthums bei der Person, ganz außer Spiel läßt oder geradezu negirt. Daß gegen letztern Punkt gefehlt worden, dafür haben diejenigen den Beweis zu liefern, welche so schwerwiegende Vorwürfe gegen den Herrn Regens und seine Gesinnungsgenossen erheben, um so mehr da die Parole der Beschuldigenden „caritas in omnibus“ ist. Ebenso ist es noch nicht „kirchlich-revolutionärer Wahnsinn“ (Nr. 84 des Deutschen Volksblattes), wenn man rein kirchlichen theologischen Anstalten den Vorzug gibt vor den staatlichen theologischen Anstalten und die allmälige Realisirung dieser „Ideale“ anstrebt, wenn auch wegen Mangels der materiellen Mittel, die seiner Zeit der Staat an sich gezogen, diese Realisirung noch nicht vor der Thüre steht; sonst müßte man dem heil. Vater und allen welche unsere nunmehr gescheiterte Convention*) vertheidigten, worin ausdrücklich die bischöflichen oder rein kirchlichen theologischen Bildungsanstalten als zuerstrebende stipulirt sind, auch kirchlich-revolutionären Wahnsinn zuschreiben; denn an die vorgeblich beabsichtigte „Zerstörung“ der bei uns vorhandenen theologischen Bildungsanstalten und deren Leistungen glaubt Herr Prof. Himpel doch selber nicht ernstlich: soviel bonsens ist ihm zuzutrauen, daß ihm diese Phrase nur eine Hyperbel ist. Wenn aber die Existenz der Stellung von Männern, welche nun einmal nicht durch Dick und Dünn gehen mit der an der Tübinger katholisch-theologischen Anstalt vertretenen Richtung, in dargestellter Weise bedroht, auch ihr persönlicher Charakter von nunmehr offen bekannter Seite in der Weise angegriffen wird, wie

---

*) Mit welchem Wirrwarr gewisse Blätter ihr Lesepublikum in dieser Sache bedienen, ersieht man aus der „Kölner Zeitung“ vom 6. Sept. d. Js., welche also schreibt: „Die württembergische Regierung hat mit dem römischen Stuhle am 8. April 1857 ein Concordat geschlossen. Ich erwähne diese Thatsache um das Fundament für die rechtliche Beurtheilung eines Streits festzustellen, welcher von der ultramontanen Partei eben provocirt ist“ — als ob dieses Concordat noch zu Recht bestände, und nicht vielmehr ein einseitig vom Staate gemachtes Kirchengesetz an dessen Stelle getreten wäre.

Anm. des Verf.

[redacted]

n Nr. 69 des Deutschen Volksblattes geschehen (ob, wie ver-
autet, bei der neulichen Entfernung zweier Repetenten aus dem
Tübinger Convikte auch ihre theologische Richtung vorherrschend
ntscheidend war, muß den dabei Betheiligten zur Beantwortung
berlassen werden): dann erscheint als der allein zum wahren
frieden führende Weg die Herbeiführung einer Ent-
cheidung durch eine in theologischen Sachen compe-
ente Seite, der sich jede der streitenden Parteien zu
unterwerfen hat, möge diese Entscheidung wie immer aus-
allen. Bis diese bereits nachgesuchte Entscheidung vom
eil. Stuhle, welcher bekanntlich nicht vorschnell urtheilt, in
iester theologischen Frage kommt, müssen sich eben beide theolo-
ische Richtungen in unserer Diöcese wie bisher miteinander ver-
ragen und dürfte der statusquo vor dem Erscheinen dieser com-
etenten Entscheidung wohl unverändert bleiben, was immer für
Einflüsse sich auch geltend machen mögen."

„Unterwaldhausen den 16. April 1868. Pfarrer Kolb."

Dr. Uhl, Redakteur auch des „Katholischen Kirchenblatts für
ie Diöcese Rottenburg", sandte vorstehende Correspondenz an den
ochw. Bischof nach Rottenburg, von wo sie auch den betreffen-
en Tübinger Kreisen zur Kenntniß kam, und schickte sie dann
em oben genannten Abgeber auf dessen vorgängigen Wunsch im
Falle der Richtaufnahme im Kirchenblatt nach Verfluß von 14
Tagen wieder zurück, mit der Motivirung daß, da der Streit
zwischen Tübingen und Rottenburg (Seminar) mit der Klage
Höfer's beim Ordinariate in das Stadium amtlicher Untersuchung
und Entscheidung, die ja auch in Rom angesucht worden, ge-
reten sei, er sich entschlossen habe die publicistische Polemik in
einen Blättern abzuschließen. Gleichwohl brachte er erst nach
weitern 14 Tagen im Kirchenblatt vom 17. Mai nur den letzten,
die bereits nachgesuchte Entscheidung beim heil. Stuhle betreffen-
den Satz, obwohl, wie wir wissen, der genannte Correspondent
ausdrücklich entweder um wörtliche Aufnahme der ganzen Corre-
spondenz, oder um Nichtveröffentlichung irgendwelchen Theiles
derselben gebeten hatte. Wie aber die Einsendung auf Anfrage
bei berührtem Kreise unterdrückt worden, so scheint auch nach-
träglich der bezeichnete Passus aus ihr nach dem Sinne des-

selben Kreises veröffentlicht worden zu seyn, um durch das Bekanntwerden bloß der nachgesuchten Entscheidung in Rom, ohne allen weitern Zusammenhang, die öffentliche Meinung zu Gunsten der Tübinger umzustimmen; denn bekanntlich wird, wie vielfach im übrigen Deutschland, so auch in der Diöcese Rottenburg die Anrufung Roms als ein Eintrag der „deutschen Freiheit und Wissenschaft" ziemlich perhorrescirt.

Anfangs hatte nämlich der hochwürdige Bischof die Auslassungen des Prof. Himpel in Nr. 69 des Deutschen Volksblattes bedauert und seinen persönlichen Wunsch nach Schweigen in den Blättern ausgesprochen, was Prof. Himpel in seiner Erklärung vom 8. April im Volksblatt mit den Worten andeutet: „Aus dringenden Gründen legen wir und die zahlreichen Streitgenossen im Land, die uns zur Seite getreten sind, uns vorerst Schweigen auf." Nachdem der Herr Bischof aber aus obiger Correspondenz, wie auch aus umlaufenden übrigens falschen Gerüchten, die aus dem Convikte entfernten Repetenten Mühling und Sporer hätten sich an den heil. Stuhl gewendet, in Erfahrung gebracht hatte, daß eine Entscheidung in Rom nachgesucht worden, sprach er dem Prof. Himpel bei seiner Anwesenheit in Tübingen Ausgangs April seine Zufriedenheit aus, „daß er (mit seinem Artikel) das odium der Diöcese auf sich genommen habe." Prof. Himpel, in dieser günstigen Situation, gewann es über sich am 26. April seine Aeußerung über die Beschwerde des Subregens Höfer an das bischöfl. Ordinariat in einem Ton abzugeben, den die Leser aus der sogleich zu machenden Mittheilung des Aktenstücks von selbst entdecken werden. Am 28. April aber, wo auch die Mergentheimer Adresse zurückgestellt wurde, erging unter dem nämlichen Datum ein bischöfl. Ordinariatserlaß an den Hrn. Regens des Seminars Dr. Mast, in welchem dieser bezüglich einer gerüchtweise nach Rom abgegangenen „Bittschrift" inquirirt wird. Bevor wir aber auf die Himpel-Höfer'sche Sache, in welche auch Regens Mast hineingezogen wurde, näher eingehen, müssen wir die Leser über die in der oben mitgetheilten Correspondenz des Pfarrers Kolb berührte Nachsuchung einer Entscheidung beim heil. Stuhle aufklären, soweit dieß bis jetzt öffentliches Geheimniß geworden ist.

[redacted]

Nach zuverlässigen Nachrichten ist im Frühjahr 1866 eine Zusammenstellung einiger anstößig erscheinender Lehrsätze des Herrn Prof. v. Kuhn, ausgehoben aus seinen gedruckten Schriften, wie auch dessen sämmtliche bis dahin erschienenen Schriften, in Rom beim heil. Stuhl angelangt, mit dem Ersuchen um Entscheidung darüber, ob die speciell bezeichneten Lehrpunkte, wie sie sich in den Schriften Kuhn's finden, sicher gelehrt werden können und ob die von Kuhn bekämpften wirklich zu verwerfen seien. Ob Regens Dr. Mast an diesem Schritt in Rom indirekt oder direkt betheiligt ist, sind wir nicht in der Lage positiv anzugeben. Wenn nicht alle Nachrichten trügen, ist der heilige Stuhl auf die Prüfung der Lehre Kuhn's eingegangen, will aber die Entscheidung dem allgemeinen Concil vorbehalten. Das Gerücht hievon hatte sich an deutschen katholisch-theologischen Fakultäten und auch bei mehreren bischöflichen Stühlen schon vor dem vorjährigen Centenarium der heil. Apostelfürsten verbreitet, und scheint vor dieser Zeit auch zu den Ohren der Tübinger Fakultät gekommen zu seyn. Der von einer Seite der zum Centenarium in Rom anwesenden Bischöfe und Theologen, wie berichtet worden, gemachte Versuch, die noch im Stadium der Vorfragen befindliche Untersuchung zur Sistirung zu bringen, scheint den Nachrichten zufolge gescheitert zu seyn. Wir müssen es daher der Zukunft überlassen, ob und welche Entscheidung in dieser rein theologischen Frage vom heil. Stuhle gegeben wird. Hier ist es uns nur darum zu thun hervorzuheben, daß nach der oben mitgetheilten Correspondenz des Pfarrers Kolb, der damals noch Repetent am Seminar war, zu schließen das Gerücht und die ausgesprochene Vermuthung der Tübinger, Regens Mast sei wenn nicht Haupt-, so doch Miturheber der Denunciation Kuhn's in Rom, der Wahrscheinlichkeit nicht entbehrt. Was uns aber über den Inhalt dieser Denunciation mitgetheilt und verbürgt wird, ist dieß, daß er über das rein theologische Gebiet nicht hinausgeht, und daß die Bitte um Entscheidung in dieser rein theologischen Frage mit der durch die so lebhaft geführte Debatte entstandenen Aufregung der Geister in den theologischen Kreisen Deutschlands, und mit der itio in partes des Rottenburger Diöcesanklerus motivirt ist. Dieß

[redacted]

mußte zum Verständniß sowohl des unmittelbar nun Folgenden, als auch des Verfahrens gegen Regens Mast und überhaupt unserer ganzen Diöcesanfrage, welche eine in geglättetes Staats-Kirchenthum gehüllte theologische und als Ausläufer hievon erziehliche Frage ist, nebenbei bemerkt werden.

Es ist daher in dieser Denunciation weder vom Bischofe, noch vom Domcapitel, noch von den Convikten, noch von den sittlich-religiösen Zuständen im Klerus und Volk die Rede, wie in der angeblichen spätern. Wäre etwa Regens Mast wirklich daran betheiligt, so würde dieß zwar nicht dem Geschmack der Tübinger und des Ordinariats und mancher der „centrifugalen Richtung" Huldigender entsprechen; allein als Verbrechen könnte die Anrufung des „in der kirchlichen Ordnung begründeten" competenten Forums, zumal angesichts der dargelegten Situation in der er sich befand, ihm nicht angerechnet werden außer es gälte der Satz: Tübingen hat gesprochen, die Sache ist entschieden. Auch wären, wenn Mast wirklich daran betheiligt wäre, seine abgegebenen Antworten an das bischöfl. Ordinariat und seine öffentlichen Erklärungen im Deutschen Volksblatt vollkommen der Wahrheit getreu, da er auf diesen Punkt gar nicht ausdrücklich inquirirt worden zu seyn scheint, wie auch das bischöfl. Ordinariat in seiner „aktenmäßigen Darlegung" vom 12. September sagt: „Auch dieß ergibt sich aus dem Angeführten, daß von dem bischöfl. Ordinariate bei den dießmal über das Verhalten des Dr. Mast gepflogenen Erwägungen jede Frage über theologische und kirchliche Richtung, sowie über die demselben zur Last gelegten Bestrebungen auf Schwächung des Ansehens der katholisch-theologischen Fakultät ausgeschlossen worden ist."

Die Aeußerung des Prof. Himpel über die beim bischöfl. Ordinariat erhobene Beschwerde Höfer's lautet nun wie folgt: „Tübingen den 26. April 1868. Das hohe Rescript vom 21. d. Mts. betreffend die Beschwerde des Subregens Höfer über einen in Nr. 69 des Volksblattes von mir veröffentlichten Artikel kommt einem von mir selbst gehegten Wunsche entgegen, und gibt mir Anlaß zu einer schriftlichen Darlegung, aus welcher, wie ich mit Zuversicht hoffe, die vollständige Berechtigung

[redacted]

d Loyalität der dort gegen Hrn. Höfer vorgebrachten Beschul-
ungen sich ergeben wird. Ich ergreife daher dankbar die mir
otene Veranlassung und suche dem mir kundgegebenen Wunsche
hohen Ordinariats in Folgendem zu genügen."

„Seit Jahren mit der Taktik einer Partei bekannt, welche
en und verdeckt gegen die Erziehungs- und Bildungsanstalten
serer Diöcese vorgeht, weil sie ihr nicht vollkommen kirchlich
cheinen, und mit der Angriffsweise sowie ihrer Bekämpfung
hrend achtjähriger Leitung des Convikts in Ehingen vertraut
worden, wo die Partei mir in Zeitungsartikeln und verkörpert
einzelnen ihr damals zugehörigen Repetenten entgegentrat,
folgte ich diesen Kampf, der so frühe mein höchstes persön-
es Interesse wachrief und mich zu Gegenwehr nöthigte, auch
r in Tübingen mit aufmerksamem Auge. Richteten sich die
men Angriffe in den 50ger Jahren auf die niedern Convikte
t den Gymnasien als wehrlose Positionen, so änderte sich seit
hreren Jahren der Plan in etwas, indem sich nun vorzugs-
ise die Fakultät als solche und insbesondere in ihren ältesten
rtretern denselben ausgesetzt sah. Dieß kam wohl daher, weil
Angreifer sich für stärker und zahlreicher geworden hielten
d die Zeitströmung und gewisse Vorkommnisse auf wissenschaft-
theologischem Gebiet ihnen günstig erachteten. Es konnte
n einem durch frühe mißliebige Erfahrung geschärften Blicke
ht entgehen, daß seit letztem Herbst eine gesteigerte Gegen-
rkung gegen Fakultät und Wilhelmsstift vom Seminar als
n Brennpunkt der genannten Aktion ausgehe. Zeuge dafür
, wie mir vorkam, wie plötzlich geänderte Benehmen Müh-
gs und besonders Sporers, von denen jener als alter Ehinger
gling mich früher öfter besucht hatte, und wie bekannt, sich
Convikt auf eigene Füße zu etabliren suchte, der andere die
n sonst natürliche Heiterkeit verlor und in unserer Gesell-
aft, die er nur noch sehr selten besuchte, mit saurer und ver-
sener Miene die unschuldigsten Reden und Scherzworte auf-
hm und verfolgte. Die Sache sollte sich bald klären. Die bei-
Herrn wanderten noch häufiger als früher in's Seminar,
sie besonders mit dem neuen Subregens Zusammenkunft und
th pflogen und, soweit es noch geschehen konnte, ihren Eifer

gegen vermeintlich weniger kirchliche Dinge und Personen steigerten und entzündeten. Aus dieser Zeit, etwa der Mitte des vorigen Winters, rühren mündliche und schriftliche Aeußerungen Sporers über Mitglieder der Fakultät, die, weil sie, lediglich in Gesellschaft und privat, in seiner Gegenwart den Syllabus nicht vollständig in allen seinen Theilen billigten*), von ihm frivole Kameraden genannt wurden. Eine Antheilnahme Höfer's an dieser Injurie kann ich natürlich nicht nachweisen, ich lege auch kein Gewicht darauf, so wenig als darauf, daß er sie selbstverständlich billigte: genug, daß sie den Geist charakterisirt, dessen sich damals die Vertrautesten Höfers beflissen. Den zuverlässigen Ueberbringer der dießfallsigen Angaben wäre ich bereit zu nennen."

„Als Akte feindseliger Rücksichtslosigkeit des Hrn. Subregens gegen die Fakultät bezeichne ich sodann, daß er (und auch der Repetent) jeden Anstandsbesuch bei den Mitgliedern derselben unterließ und auf von befreundeter Seite an ihn gerichtete Mahnung erwiderte: ich habe in Tübingen nichts zu schaffen, sowie, daß er auf der Reise nach Biberach und in Biberach selbst auch den äußern Anstand gegen die beiden Senioren der Fakultät völlig und in verletzender Weise außer Acht setzte. Fehlten etwa noch weitere Daten zu einer begründeten Schlußnahme, so boten sie sich sofort in dem Benehmen des Repetenten Buß, über welches Prof. Hefele mir schreibt: „Buß hat sich auf der Reise nach Biberach und in Biberach stets ganz auffällig unfreundlich gegen die beiden hiesigen Professoren und gegen den Konviktsdirektor benommen und als er am andern Tage nach seiner Rückkehr von Biberach zu mir kam, um als Repetent der Kirchengeschichte mich in etwas zu consultiren, hielt ich ihm sein Benehmen als sehr unfreundlich und feindselig vor. Er erwiderte: Ich hätte mich selbst für einen Ueberläufer halten müssen, wenn ich an-

*) von uns unterstrichen, um die Leser auf dieses spontane Geständniß eines Professors der Theologie vor dem bischöfl. Ordinariat in amtlichem Schreiben aufmerksam zu machen. Dieses Geständniß ist übrigens ein möglichst milder Ausdruck der dem Syllabus widerfahrenen Beurtheilung in genanntem Kreise. Anm. d. Verf.

[redacted]

ers gehandelt hätte. Ich entgegnete: aber wenn Sie durch Sprechen mit mir ein Ueberläufer werden, wie können Sie denn etzt zu mir kommen? Buß erwiderte: Ja nicht Ihrethalben habe ch mich fern gehalten, sondern wegen des Conviktsdirektors und es Präfekten im Martinihaus! Ich sagte Buß weiter: ich Hefele) bin in Biberach von einem befreundeten Geistlichen gefragt worden, ob denn das wirklich ein Tübinger Repetent sei und ob er denn in Todfeindschaft mit mir stehe." Soweit Hefele. Es ist klar, daß die Anwesenheit Höfers diesen fanatischen Jammermann festbannte und ihm selbst rohes Betragen vorzeichnete, wie er auch ohne Zweifel das Echo desselben ist, wenn er sich äußerte: Nach 15 bis 20 Jahren ist doch unsere Partei die herrschende, denn bis dorthin sind die ältern fast alle weggestorben. Fernere Daten boten sich in der eben auch damals gemachten Angabe des talentvollen und ruhig beobachtenden jur. stud. Lauter, daß er öfter im Seminar gewesen, wo eben jetzt einige gute Freunde sich befinden, aber noch nie einen Kurs so fanatisirt gefunden habe, wie den gegenwärtigen und zwar rühre dieß vorzugsweise von dem neuen Subregens her*). Ich füge hier parenthetisch, damit dem Hrn. Regens die Ehre nicht zu stark durch Hrn. Höfer geschmälert werde, sowie zur Charakterisirung des Vorgehens im Seminar bei, daß theol. stud Köpler IV. C. in den Ferien mir sagte, einzelne Seminaristen hätten für Hrn. Kuhn und seine Lehre gegen das Anbringen des Hrn. Regens standgehalten, am längsten Stir, der aber auch in einem Predigtvortrag, wo er einen Kuhn'schen Ausdruck über den Glauben gebrauchte, mündlich gemaßregelt worden sei). Neben diesen Erfahrungen lief gegen Ende des letzten Semesters die Angelegenheit der beiden nun ausgetretenen Repetenten, in der ich Anfangs für Mühlings Verbleiben mir Mühe gab, weil mir die Abberufung eines Repetenten, außer

*) Nach ganz zuverlässigen Nachrichten war der hier angeführte Zeuge bis dahin einmal in Rottenburg während jenes Semesters, kam aber in das Seminar zu den Alumnen gar nicht hinein, ganz abgesehen davon, wie man sich auf die Beurtheilung des Geistes eines Priesterseminars seitens eines studiosus juris berufen mag.

im klaren Nothfall, im Hinblick auf einen gleichen ältern Vorgang von bedenklicher Tragweite erschien, und weil ich das Uebel nicht an den Ausläufern, sondern an der Wurzel, im Seminar, gefaßt wissen wollte. Später habe ich mich überzeugt, daß Mühling nicht mehr im Convikte verbleiben konnte. Endlich wurden uns die bekannten Aeußerungen Höfers über die Biberacher Versammlung überbracht — über den Direktor sagte er: er hätte ihm nur mögen in's Gesicht schlagen — und steigerte unsern Unwillen zu gerechtester Entrüstung. Man meinte, es sei keine Ehre mehr einer Fakultät anzugehören, die immerfort in solcher und ähnlicher Weise ungestraft mißhandelt werden dürfe. Der bekannte Artikel, den ich nun schrieb, befreite mich und andere von einer geradezu unerträglichen Spannung und hat, wie natürlich den gesteigerten Haß der Parteiführer, so noch mehr Sympathien in weitern Kreisen hervorgerufen, die ich am Schluß noch kurz berühren werde, und die namentlich im Oberland sich dahin äußern, es möge nun einmal zum wenigsten auf einen durch das Seminar einzuhaltenden modus vivendi gedrungen werden. Dem Artikel merkte man natürlich eine tiefere Erregtheit an, denn ohne solche und die gehäuften Ursachen derselben wäre er ungeschrieben geblieben. Die gebrauchten Ausdrücke sind nicht ohne Vorbedacht gewählt und ich halte sie durchaus unverkürzt in allen ihren Theilen aufrecht. Ein Ohrenzeuge in Rottenburg, Herr Dr. Ilg, welcher anfangs, nachdem er Höfers Erklärung gelesen, sich zu ihm begeben und ihm vorhalten wollte, wie er sich erdreisten könne, solche Unwahrheiten in die Oeffentlichkeit zu geben, ist bereit zu bekräftigen, daß Hr. Höfer gegen seinen Widerspruch wiederholt die Rede Kuhn's als unächten Ausdruck kirchlichen Bewußtseyns charakterisirte und weitere Versammlungen für nothwendig erklärte, weil jenes auf der in Biberach gehaltenen durchaus nicht zum richtigen Ausdruck gekommen. Erst auf neuen Versammlungen werde man sehen, wie ganz anders es sich aussprechen werde; natürlich doch nur dann, wenn keine Vertretung der Fakultät sich dabei befindet, die eo ipso eine Schwächung und Fälschung des katholischen Bewußtseyns mit sich führt. Ilg, dessen Anschauungen in dieser Sache die übrigen Rottenburger Kleriker, namentlich Frick und Beron,

[redacted]

die das Seminar am genauesten kennen, theilen, bezeugt ferner, daß Hr. Höfer auch vor einzelnen Seminaristen so gesprochen, und behauptet, einzeln befragt, müßten die Seminaristen der Wahrheit gegen Hrn. Höfer Zeugniß geben*). Letzterer soll den unhaltbaren Unterschied machen, was er nicht vom Katheder, sondern nur im Privatumgang mit Alumnen vorbringe, sei nicht amtlich — im allerstriktesten Sinne nicht, das ist wahr, aber der Sache nach wirkt es weit tiefer und erfolgreicher, als wenn er vom Katheder solches spräche**); denn letztern Falles würde er Beweise brauchen, um sich nicht lächerlich zu machen, diese fehlen ihm aber gänzlich. Es ist ihm also, ich sage nicht moralisch, sondern materiell schlechterdings unmöglich vom Katheder so zu sprechen, wenn er den ganzen bescheidenen Umfang seiner Einsicht und die Natur der Dinge nur ein wenig zu Rathe zieht, und daß er es vom Katheder nie offen gethan, ist für ihn gar kein Verdienst. Im Privatumgang braucht er nur dreist — wenn auch grundlos zu sprechen; es bleibt immer was hangen. Allein es ist noch weit Aergeres bezeugt durch denselben jungen Mann festen Charakters in Rottenburg: Hr. Höfer führt natürlich ebenfalls wieder nicht ex cathedra, aber um so häufiger im Privatumgang die Rede im Munde: Herr v. Kuhn sei eben vom katholischen Grund und Boden abgekommen, er lehre nicht mehr katholisch. Man halte nun die von mir gebrauchten Ausdrücke dagegen und urtheile, ob sie für solche geistige Denunciation und verläumderische Bezichtigungen auch nur annähernd erschöpfend seien, ob ein solches Gebahren eines Seminarvorstandes, das die wissenschaftliche Lebensarbeit eines der bedeutendsten Theologen,

*) Der Verfasser dieses befragte einen ihm nahestehenden neugeweihten Priester (Seminaristen), ob denn Höfer wirklich wenn auch privatim, gegen Alumnen sich ungünstig, besonders gegen Kuhn und Hefele, geäußert habe, worauf er zur Antwort erhielt: dieß sei durchaus nicht der Fall gewesen, und alle Seminaristen ohne Ausnahme hätten dieß auch bezeugt, wenn sie aufgefordert worden wären, allein man habe kein Zeugniß von ihnen verlangt.

**) Gilt dieß dem Hrn. Professor etwa nicht auch bezüglich der oben berührten Mißbilligung des Syllabus?

dessen Schüler die Alumnen sammt ihren Vorständen sämmtlich sind, für im Grunde verfehlt, anrüchig und verdammenswerth erklärt, durch einen unverantwortlichen Mißbrauch und andere von mir gebrauchte Bezeichnungen noch nicht viel zu schonend von mir dargestellt sei und nicht noch viel stärkere Ausdrücke verdiene, die ich mit Bedacht vermieden habe; ob in den Augen dieser Frommen Pietät und christliche Liebe noch viel mehr als Ammenmärchen gelten?"

„Bedenkliche Auswüchse (wenn der Ausdruck in diesem Schriftstück erlaubt wäre, würde ich sagen: die Flegeljahre) der Kirchlichkeit sollte Hr. Höfer für sein Alter und seine Stellung längst hinter sich haben. Im nun verflossenen Halbjahr hat er sich aber leider noch vollauf in denselben und in noch Schlimmerem bewegt, und man muß, ganz abgesehen von ganz positiven Nachrichten, hierüber befürchten, daß das daraus fließende Benehmen in dem ihm unterstehenden Kreise ansteckend gewirkt hat, um so mehr als durch die gern gehegte Selbsttäuschung, daß es sich um Förderung kirchlicher Interessen, um ächt kirchliche Gesinnung und Frömmigkeit handle, das Wachsthum der in obiger Weise in die jungen, noch lang nicht fertigen Charaktere gelegten ungesunden Keime einen noch rapideren Verlauf gewinnt."

„Nach dem Gesagten stände mir wohl noch die Berechtigung zu, die in der Charfreitagsnummer im Volksblatt von dem zarten Gemüthe des Herrn Subregens gegen mich publicirte Klage öffentlich wieder zurückzuweisen und das wohlverdiente Gericht der moralischen Vernichtung an ihm zu vollziehen. Indeß genügt mir vorläufig vollkommen, vor dem hochw. Ordinariat die ganze Angelegenheit, wie ich glaube, hinlänglich in's Klare gestellt zu haben. Es ist nun gewiß unzweifelhaft, wer denn eigentlich durch fortgesetzte Angriffe den guten Ruf und die Wirksamkeit eines Priesters, zugleich aber auch eines hochansehnlichen Theologen und damit den einer ganzen Fakultät, soweit an ihm war, beeinträchtigen und vernichten wollte."

„Ich glaube nun ruhig abwarten zu können, daß das Geeignete vom hochw. bischöflichen Ordinariat werde verfügt werden. Ich erlaube mir nur noch zu bemerken, daß mein Noth-

[redacted]

schrei ein vielfach freundliches Echo gefunden hat, sehr viele mir günstige Artikel und einfache Zustimmungen an das Volksblatt, mündliche und schriftliche Zustimmungen an mich und in den Ferien an Prof. Hefele eingegangen sind. Es wäre mir nicht bange, eine große Anzahl von solchen hervorzurufen, eben deßhalb bange ich auch nicht im geringsten davor, wenn das Seminar für sich und durch die ihm eigenthümlichen Mittel einen solchen Zuzug von Adressen organisiren sollte. Sie müßten sich schon durch ihr zu spätes Zustandekommen als erbeten und künstlich gemacht ausweisen. Ich citire nur drei mir signifikant scheinende Stellen aus Briefen."

„Der Pfarrer von Warthausen schrieb unter dem 2. April an Rektor Allgayer, den er anfangs für den Verfasser hielt: Es war ganz an der Zeit, daß dieser Alp einmal von dem Herzen genommen wurde. Ich habe es auch der Redaktion des Volksblattes erklärt. Dieses schleichende Gift hat viel mehr geschadet, als jene Hochwächter nur ahnen, denn ihr Gebahren ließ die Gutgesinnten nur brach liegen, die zuletzt, weil sie mit Thatsachen rechnen, doch wieder tausend Fehler der Zeloten gutmachen müssen. Kurz: der Artikel hat eingeschlagen. Das beweist die neumodische Danksagung Mast's, bei der mit incommensurablen, möglicher Weise imaginären Größen gerechnet ist. Je unschuldiger scheinbar, desto mehr schaut der Fuß heraus. Eine Sichtung ist nothwendig und wie ich glaube im kirchlichen Interesse; das minirende Element muß entlarvt werden. Wir da oben haben das Jahre lang gefühlt, darum Dank und Zustimmung! Die ganze Galle besteht darin, die Herren von Tübingen hätten gar nicht kommen sollen, damit die andern ihr Ausbleiben zum Vorwurf hätten machen können in Biberach. Kurz es gilt: wie die Fakultät es macht, ist uns nicht recht. Es werden in letzterer Zeit mehrere Zustimmungen vom Oberland bei Uhl eingekommen seyn."

„Prof. Dr. Ott von Rottweil schreibt an mich unterm 1. April: Der Zustand, in dem wir leben, ist ein heilloser und Hülfe kaum abzusehen. Daß der Kampf nicht bloß der Fakultät gilt, sondern auch den Gymnasien, ist meine vollste Ueberzeugung; ich habe es in eigener Person schon hinlänglich erfahren;

[redacted]

ist ja doch Repetent Kunhäuser, sonst ein tüchtiger Herr, einer der bornirtesten Mast-Fanatiker und leider scheint sein Collega Halder sich mehr und mehr von ihm anstecken zu lassen. Die fanatische Verranntheit greift epidemisch um sich und hiezu scheint namentlich die feine asketische Anweisung, die Frömmigkeit sich nicht durch die Wissenschaft ankränkeln zu lassen, bei den jungen H.H. Clericis von ungeheurer Wirkung zu seyn. Es ist nun abzuwarten, ob sich noch ein Anlaß bietet, in dieser wahrhaft brennenden Frage die Feder zum Streit zu ergreifen, gegebenen Falls werde ich dieß nicht unterlassen."

„Aehnlich erklärten sich.... *)."

„Diese wenigen Stellen, denen eine lange Reihe ähnlicher Aeußerungen von Geistlichen verschiedenen Alters angefügt werden könnte, werden unsere Ansicht, daß durch die Jahre lang unermüdet fortgesetzte Thätigkeit des Seminars gegen Tübingen u. s. w. in der That ein Zwiespalt eingerissen ist, und wir uns vielleicht schon auf einer schiefen Ebene befinden, als die unumstößlich richtige erhärten, von der so ziemlich das ganze Land überzeugt ist. Sie scheinen zugleich jene minirende Aktion des Seminars als zur schwer ausrottbaren Gewohnheitssünde geworden und Herrn Höfer als Nebenperson dabei zu betrachten. Damit bin ich vollständig einverstanden. Ich theile auch unmaßgeblich die Ansicht Vieler hierüber daß, wenn nicht gegen diese unausgesetzte und schon zu lang andauernde Aktion eine ernste Gegenwirkung geschieht, zu fürchten seyn wird, daß die von Buß in Aussicht gestellte Prospektion, die oben berührt wurde, und freilich andern Leuten ihren Ursprung verdankt, sich vielleicht verwirklichen werde."

„Die Fakultät beauftragt mich schließlich mit der Erklärung, daß es nicht bloß meine private Ueberzeugung, sondern ebenso festeste Ueberzeugung sämmtlicher Mitglieder derselben und des Konviktsdirektors ist, daß vom Seminar eine perpetuirliche feind-

*) Die weiter hier folgenden Namen glauben wir, als zur Sache und für das größere Publikum nicht unbedingt geboten, weglassen zu müssen.

Anmerk. der Redaktion.

[redacted]

selige Aktion gegen Tübingen (Fakultät und Convikt) ausgehe.

Ehrerbietigst

Prof. Himpel."

Wir haben das ganze Himpel'sche Schriftstück wörtlich mitgetheilt, um die Leser der Histor.-polit. Blätter über die durch die sogenannte aus der Diöcese Rottenburg ausgegangene Denunciation und angeregte Coadjutorfrage verhüllte quaestio facti zu orientiren. Die von den Tübingern verlangte „ernstliche Gegenwirkung" ist bekanntlich erfolgt: alle früheren Seminars-Vorstände, Regens, Subregens, Repetent, sind nun entfernt, und an ihre Stelle getreue Anhänger der Tübinger Schule getreten. Wir müssen aber den Faden der weitern Abspinnung unserer Diöcesanfrage wieder aufnehmen.

(Schluß folgt.)

LII.

Die Ideale und ihre wahre Verwirklichung.

Ein Wort zum Verständniß der deutschen Classiker von J. Kleutgen. Frankfurt 1868.

Die Sündfluth des neunzehnten Jahrhunderts — wir meinen damit das papierne Diluvium der Gegenwart — steigt noch immer; und es ist leider nicht zu verhindern, daß in dem vielen trüben Wasser der Presse nicht manch eine Perle verloren gehe, wenn sie nicht zu rechter Zeit aus dem Wogenschwall und Schlamm gerettet und geborgen wird. Dieser Gedanke überkam uns auf's neue, als wir die fünfte dießjährige Broschüre des Frankfurter Broschüren-Vereines lasen: „Die Ideale und ihre wahre Verwirklichung" von

[redacted]

Kleutgen. Wir halten es für eine Pflicht, auf diese gediegene kleine Schrift aufmerksam zu machen: und dieß um so mehr, weil dieselbe nicht nur als einzelne Nummer einer Broschürensammlung leichter übersehen wird, sondern auch weil sie in der anspruchslosen Einfachheit ihrer Form, welche einen wahren goldenen Inhalt birgt, Gefahr läuft unterschätzt zu werden. Gerade in letzterer Beziehung ist uns durch diese kleine Schrift etwas so recht klar geworden, was sich in der aufgeregten, sich überstürzenden Gegenwart allzu schnell vergißt. Wir gleichen in der Lektüre dem Gastronomen an überfüllter Tafel, welcher Hautgout und Schaumwein verlangt. Gesunde gediegene Kost mundet nicht mehr recht.

Ueberrascht hat es uns für den ersten Augenblick, den berühmten Verfasser der „Theologie und Philosophie der Vorzeit" auf einem andern Gebiete, dem der Poesie und Aesthetik, und selbst gewissermaßen der Politik wiederzufinden. Denn auch von dem Ideale der bürgerlichen Freiheit wird gehandelt. Aber bald überzeugten wir uns, daß der gelehrte Jesuite auf diesen Gebieten nicht minder gründlich bewandert sei, als auf den dogmatischen und metaphysischen. Ja uns bedünkt, als habe er mit den wenigen Zeilen dieses kleinen platonischen Dialoges nicht minder Bahn gebrochen, als er es ohne Zweifel mit jenem großen Werke gethan hat, welches nun einmal Epoche macht, wenn dieß auch natürlich von vielen in der Epoche Lebenden nicht will anerkannt werden.

Wer die Gegenwart unbefangen und aufmerksam studirt hat, wird alsbald zugestehen, daß Kleutgen hier einen der wundesten Flecke, namentlich unserer deutschen „Culturentwickelung", berührt, aber auch als kundiger Arzt das rechte Heilmittel angezeigt hat. Nicht geringen Antheil an der heutigen kolossalen Verwirrung der Geister trägt der begeisterte Cultus, welche man der modernen schönen Literatur und namentlich bei uns den deutschen Classikern widmet. Diese Verwirrung ist so groß, daß man bis auf den heutigen

[redacted]

Tag sich vielfach, selbst bei dem besten Willen noch nicht über den unlösbaren Widerspruch klar ist, in welche diese Literatur ihren Haupterzeugnissen nach nicht nur gegen die christliche Lebensauffassung, sondern sogar gegen die sittliche Weltordnung überhaupt getreten ist. Vom ästhetischen Standpunkte aus bleibt es danach unsere Aufgabe, der Formschönheit unserer Classiker allwegs gerecht zu werden, und darzulegen, daß wir, was immerhin in der Darstellung vollendet und meisterhaft ist, ebenso gut an der modernen wie an der antiken Poesie würdigen und dabei, hier wie dort, mit aller Erkenntlichkeit jeden wahren Gedanken, welcher uns in so vollendeter Form entgegentritt, annehmen und auch zu verwerthen wissen. Ebenso entschieden — und weit entschiedener als dieß bisher geschehen ist — werden wir aber, als ernste Aesthetiker, offen und rückhaltslos die falschen Principien jener literarischen Heroen und die in denselben enthaltenen Widersprüche gegen die natürliche und übernatürliche Wahrheit an's Licht ziehen und unermüdlich darauf hinweisen müssen, daß die höchsten Ideale aller Kunst innerhalb des Christenthumes liegen, und nur dort zu suchen sind. Vom praktischen und namentlich vom pädagogischen Standpunkte aus haben wir sodann, mehr als bis jetzt, die ernste Wahrheit zum Gemeingute zu machen, daß unsere Classiker weitaus der Mehrzahl nach völlig außerhalb dem Christenthume stehen, und selbst demselben feindlich, sonach auch ganz dazu angethan sind, namentlich bei der Jugend einen unheilvollen Gegensatz zwischen den Wahrheiten des Glaubens und den Schönheiten der Poesie zu entwickeln, welcher gewöhnlich zum Nachtheile der religiösen Ueberzeugung ausschlägt, und einen trostlosen und oft nur zu gefährlichen Zwiespalt für das ganze Leben nach sich zieht. Daraus ergibt sich dann von selbst die Lösung der Frage, in welchem Maße und in welcher Weise der Jugend unsere Classiker in die Hände zu geben sind.

Zur Klärung dieser Fragen hat Kleutgen in seiner

[redacted]

Schrift offenbar einen höchst dankenswerthen Beitrag geliefert, namentlich auch dadurch daß er zeigt, in welcher Weise hier voranzugehen sei, und daß es gründlicher Sachkenntniß bedürfe, um hierin ein ernstes und maßvolles Wort mitsprechen zu können. Eigentlich hat sich der Verfasser die Aufgabe etwas weiter und allgemeiner gesteckt. Den Idealen der Kunst, der Liebe und der Freiheit stellt er die modernen Idole dieser drei irdischen Güter gegenüber. Aber nichts desto weniger glauben wir doch, daß wir dem verehrten Autor vor Allem dafür Dank haben müssen, daß er in solcher Weise die Frage nach der Bedeutung der deutschen Classiker für uns auf's neue angeregt hat.

Um das falsche Kunstideal zu beleuchten, bespricht Kleutgen in eingehenderer Weise jenes bekannte didaktische Gedicht Schillers „die Künstler", worin in der That alle die modernen Kunstidole, wo immer sie aufgetaucht seyn mögen, in der Titanenmanier unsers großen Schwaben, wie im Urtypus, vorgebildet sind. Alle ästhetische Abgötterei und der ganze Cultus des Genies, wie ihn die Epigonen aufgebracht haben, ist zwergenhaft gegen dieses riesenhafte Original-Nebelbild, welches uns der Dichter in seinen unnachahmlich schwunghaften Versen vorzuzaubern versteht. Kleutgen aber versteht es seinerseits trefflich die blendenden Lichter des Feuerwerkes bei Seite zu stellen, und uns mit dem trostlosen philosophischen Gerüste der Dichtung in seiner ganzen Unhaltbarkeit bekannt zu machen. Wie wohl befähigt und berechtigt aber der Verfasser ist, in dieser Weise Kritik an einem der beiden Dioskuren am literarischen Himmel Deutschlands zu üben, dafür liefern die kernigen und geistreichen Gedanken den Beweis, welche das Wechselgespräch dieser kleinen Schrift so anziehend und lehrreich machen. Es sei uns vergönnt, zum Schlusse Einiges als Beleg dafür anzuführen.

„Aber woher denn erklärst du es" — lautet die Frage — „daß wir bei den Classikern des Alterthumes jene Anschauung

[redacted]

des Lebens, welche man die ideale nennt, fast ganz und gar vermissen? Wohl wissen sie uns ein Hirtenleben, wie es die Wirklichkeit nicht bietet, zu schildern, und führen uns mit lieblichen Dichtungen in's goldene Zeitalter zurück; wohl besingen sie das Glück der Liebe, und reden begeistert von Vaterland und Freiheit, aber von der Erhebung zu dem rein Geistigen, dem Ueberirdischen und Göttlichen findest du kaum hie und da eine Spur. Welche Gesinnungen leiht Homer seinen Helden? Plato allerdings macht eine Ausnahme; aber sind seine Gedanken, auch nur jene von der Liebe, in die Dichtkunst übergegangen? Haben auch nur der edle Sophokles und der zart empfindende Virgil sie wiedergegeben? Woher also in so manchen unserer Dichter, trotz jener Entfremdung vom Christenthum, ein so starker und vorherrschender Aufschwung zu dem wahrhaft Idealen?"

Und die Antwort lautet: – „weil sie zwar dem christlichen Glauben und Leben, aber darum noch nicht den Ideen des Christenthums entfremdet waren. Sie versprachen sich das Höhere, welches nur die christliche Religion, die es zuerst dem Menschen enthüllt hat, geben kann, von menschlichen Bestrebungen, oder gar von menschlichen Leidenschaften."

„Es läßt sich nicht läugnen" — heißt es an einer anderen Stelle mit Bezug auf die eben gegebene — „daß wir bei manchem unserer Dichter einen Aufschwung des Gedankens und eine Tiefe der Empfindung wahrnehmen, den wir bei den classischen Griechen und Römern vergebens suchen würden; aber mit großem Mißbehagen vermissen wir bei ihnen jene Klarheit und Bestimmtheit, jene weise Besonnenheit, welche die Meister des Alterthumes in keiner Bewegung des Gemüthes verlassen. Woher dieß, wenn nicht daher, weil jene unsere Dichter, wie du vorher sagtest, die christlichen Ideen zwar überkommen haben, aber den Ursprung und Gehalt derselben nicht anerkennen? Es ist deßhalb in ihnen ein Bedürfniß nach Höherem, als wir im classischen Alterthume finden; aber sie können dasselbe nicht erfassen, nicht zu ihrem geistigen Besitzthum machen. Denn weil sie durch Glaube und Liebe im Christenthum nicht leben, so gelangen sie nie zu einer ächt christlichen Erkenntniß und Empfindung. So geschieht es, daß sie nicht nur der Wahrheit

[redacted]

Irrthum, dem Heiligen Unheiliges beimengen, sondern auch unstät umherfahren, nicht sowohl von Anschauungen als von Ahnungen getragen, bald sich in's Ungeheuerliche verlieren, bald in ekle Empfindelei versinken. Wie ist es aber möglich, daß aus einem Innern, das der klaren Erkenntniß und der gesunden Empfindung gebricht, die reineren Formen des Schönen hervorgehen? Wenn der Anstand das Kleid der Tugend ist, so werden sich auch die Formen, in welchen der Geist was in ihm ist ausdrückt, nach seiner Beschaffenheit gestalten". — „Die christliche Kunst kann nur dadurch zu ihrer Vollendung reifen, daß die christlichen Ideen, die ohne Zweifel über alles was das Alterthum bietet hoch erhaben sind, nichtsdestoweniger mit jener Natürlichkeit und Bestimmtheit, mit jener weisen Mäßigung bei aller Kraft, und jener stillen Ruhe bei aller Bewegung, welche wir in den Alten bewundern, dargestellt werden."

Treffenderes ist kaum über unsere Classiker gesagt und kaum Tieferes über die Schwäche der formalen Schönheit bei der christlichen Kunst aufgestellt worden. Wir wünschen deßwegen der kleinen lehrreichen Schrift recht viele Leser mit recht vielem Nachdenken. Im christlichen Hause aber sollten die Eltern die „Ideale", glänzend eingebunden in der nahenden heiligen Zeit nicht unter dem Weihnachtsbaume oder bei der Krippe fehlen lassen. Denn für die Jugend beiderlei Geschlechts, namentlich für diejenige welche sich schon anschickt den väterlichen Herd zu verlassen und den eigenen zu gründen, enthält die Schrift Kleutgen's viele Worte welche zum Compaß dienen können auf den Irrfahrten durch das Leben.

M.

[redacted]

LIII.

Spiegelbilder aus den französischen Tages-ereignissen.

Unsere Regierung hat die Genugthuung sich wiederum eines neuen und großen Erfolgs rühmen zu können: die Bourbonen in Spanien existiren nicht mehr, und diejenigen welche dort jetzt an der Spitze stehen, verkünden die nämlichen Principien der Volkssouverainetät, des allgemeinen Stimmrechts und der Selbstbestimmung der Völker, durch welche Napoleon III. ein so ungemein großer Mann geworden ist . . . . . *).

*) Der Einsender begründet seine Ansicht noch weiter, daß der spanische Umsturz das indirekte Werk des französischen Imperators sei. Er betont die Thatsache, daß seit Jahren die spanischen Flüchtlinge und Verschwörer ihr ungestörtes Wesen in Paris getrieben, ja mit ihren Spitzen sogar in hohen und amtlichen Kreisen verkehrt hätten. Er erinnert sodann an die Aeußerung der Londoner Daily News: daß die ganze Revolution in Spanien das Werk der Freimaurer sei, deren es allein in Madrid 20,000 gebe und die vollkommen hinreichten um die ganze Bevölkerung zu beherrschen. Nun aber sei die spanische Freimaurerei ihrem Ursprung nach ein Zweig der französischen und stehe mit letzterer noch immer im engsten Zusammenhang. Dabei dürfe man nicht vergessen, daß die gerade jetzt in gewaltigem Aufschwung begriffene Loge in Frankreich seit einigen

[redacted]

Anstatt von den 1866er Ereignissen, bei denen das Doppelspiel der französischen Regierung Süddeutschland und Oesterreich gegenüber so schlagend zu Tage trat, etwas zu lernen, scheint man sich in Süddeutschland gerade seit dieser Zeit den gewagtesten Hoffnungen auf Frankreich hinzugeben. Wenigstens läßt die Sprache mancher dortigen Blätter dieß vermuthen. Meiner bescheidenen Ansicht nach gibt es aber nichts Bedenklicheres. Die napoleonische Politik ist durchaus revolutionär, also dem Christenthum, den monarchischen und Volkstraditionen entschieden entgegen; dazu wie jede französische Politik seit drei Jahrhunderten ebenso entschieden deutschfeindlich. Napoleon hat die Rheinfrage — Rheinbundfrage mitinbegriffen — ebensowenig aus den Augen verloren als sein Oheim, wie denn nie ein französischer Monarch diese Frage aus den Augen verlieren kann. Ein siegreicher Feldzug Frankreichs gegen Preußen würde mit ganz unbezwingbarer Nothwendigkeit den Verlust des linken Rheinufers, die Vernichtung Deutschlands und die Herstellung einer französischen Oberherrlichkeit südlich vom Main zur Folge haben. Wem dieß gefällt, der wird auch den bonapartistischen Gallikanismus und dessen Ausbreitung über Deutschland mit in den Kauf nehmen; Napoleon würde gerade durch seine Erfolge in Oesterreich, Spanien und Deutschland zur völligen Durchführung seiner antikirchlichen Tendenz den dazu nöthigen Anhalt erringen. Umsonst hat er den Papst nicht so völlig isolirt wie er es seit Jahren fertig gebracht.

Hievon abgesehen aber ist die von Süddeutschen auf Napoleon gesetzte Hoffnung um so thörichter, als nach mensch-

---

Jahren eine amtliche Anstalt sei, deren Großmeister vom Staatsoberhaupt ernannt werde. Das Interesse des Imperators aber an dem spanischen Umsturz liege in dessen hinterlistiger Politik gegen Rom. Es wird hier genügen diese Andeutungen weiterer Erwägung anheimzustellen.

Anm. d. Red.

[redacted]

lichem Ermessen Napoleon nicht wohl darauf zählen kann Preußen so zu besiegen, daß er ihm den Frieden um jeden Preis wird diktiren können. Trotz der in materieller und organisatorischer Hinsicht ganz vorzüglichen Thätigkeit des jetzigen Kriegsministers Niel hat das französische Heer noch verschiedene wichtige Mängel welche, obwohl weniger offenkundig, dennoch dessen Aussichten auf Erfolg ziemlich herabstimmen müssen. Obwohl ich schon früher auf diese Umstände hingewiesen, muß ich dießmal wiederum darauf zurückkommen um besonders einen Umstand hervorzuheben, den ich bisher noch nicht berührt, der aber ungemein wichtig ist. Napoleon hat nämlich außer dem Avancement nach dem Dienstalter auch das Vorrücken nach Verdienst oder nach Wahl (avancement au choix) in seinem Heere eingeführt. Es sollte dadurch ein außerordentlicher Wetteifer unter den Offizieren hervorgerufen und somit ein erhöhtes Streben nach wissenschaftlicher Ausbildung und Auszeichnung auf dem Schlachtfelde hervorgebracht werden. Dieß fehlte auch nicht; die niedern Offiziere besonders thaten ihr möglichstes sowohl auf dem Schlachtfelde als auf den Exerzierplätzen und in wissenschaftlichen Arbeiten. Die Obersten und Generäle wurden beauftragt über die außerordentlichen Leistungen Bericht zu erstatten und die durch außerordentliches Avancement auszuzeichnenden Offiziere vorzuschlagen. Bei jeder Beförderung waren stets einige dieser außerordentlichen Avancements dabei, die dann stets an der Spitze der Promotionslisten aufgeführt werden. Ein eigentlicher öffentlicher Conkurs unter den Offizieren kann aber begreiflicherweise nicht stattfinden, und deßhalb bleibt es völlig dem Urtheil oder vielmehr dem Wohlwollen der Obersten und Generäle überlassen, welche Offiziere sie in Vorschlag bringen wollen. Dieselben sind in ihrer Wahl durchaus keiner Controle unterworfen, und können sich daher die verschiedensten Einflüsse geltend machen.

Dieß ist nun auch in der That der Fall, und zwar in

[redacted]

der ausgedehntesten Weise. Das **avancement au choix** ist von seiner Einführung an durchaus Sache der Gunst, der Intrigue und Protektion geworden. Die wirklichen Leistungen, welche auf diese Weise belohnt werden sollten, sind fast noch mehr in den Hintergrund gedrängt worden; heute sucht kein Offizier mehr sich auszuzeichnen sondern einzig und allein nur sich Protektion zu verschaffen, durch die allein er zu seinem Ziele zu kommen hofft. Auf welchen Wegen aber die Protektionen erworben werden, kann man sich leicht vorstellen, wenn man weiß wie sehr im französischen Heere die Moral gesunken ist. Der Einfluß der Maitressen macht sich in allen Stufen der militärischen Hierarchie geltend und was das Traurigste ist, derselbe entscheidet auch gar oft über das **avancement au choix** eines Offiziers, der kein anderes Verdienst hat, als durch die Dirne eines Obersten, Generals oder selbst irgend eines hohen Staatsbeamten empfohlen zu seyn. Letzthin sagte mir ein Offizier in der Provinz: „Die H .... der großen Welt in Paris machen das Avancement, wir hier in der Provinz können gar nichts dagegen; Verdienst zählt nicht.“ So erklärt es sich auch, warum gerade die Offiziere der Regimenter die stets in Frankreich geblieben und schon lange keinen Feldzug mehr mitgemacht, am leichtesten vorwärts kommen.

Das **avancement au choix** hat deßhalb dem französischen Heere ganz ungemein geschadet und das Offizierkorps geradezu demoralisirt. Gegenwärtig wo die Wirkungen davon nach etwa fünfzehnjährigem Bestehen sich überall bethätigen, herrscht eine allgemeine Unzufriedenheit unter den Offizieren der niederen Grade, welche sich sämmtlich in ihren durch das System hochgespannten Hoffnungen getäuscht sehen. Der Eifer ist vielfach erloschen und hat dem offensten Widerwillen und Unmuth Platz gemacht. Heute sind diese Männer Napoleon weniger ergeben als vor fünfzehn Jahren. Die höhern Offiziers- und die Generals-Stellen aber sind, wie man sich unter diesen Umständen leicht denken kann, nur zu häufig mit Leuten

[redacted]

besetzt deren einziges Verdienst eben in der Protektion besteht welche sie auf den Schild gehoben. Im italienischen Feldzug war bekanntlich schon die obere Leitung des französischen Heeres sehr mangelhaft und außer der unvergleichlichen Tapferkeit der Soldaten waren es nur einige besonders glückliche Umstände welche den Sieg zu Gunsten der Franzosen entschieden. Wären damals die Oesterreicher nur so gut geführt gewesen, wie sie es in Böhmen unter Benedek waren, so hätte die Sache eine ganz andere Wendung genommen. Rechnet man dazu, daß der französische Soldat durch die neue Bewaffnung seine eigenthümliche Force verloren hat, so wird wohl jeder zugestehen, daß Preußen in einem Kriege mit Frankreich mindestens ebenso viel Aussicht auf Erfolg hat als der Gegner. Deßhalb kommt es mir auch täglich bedenklicher vor, wenn ich höre, wie voll steigender Zuversicht gewisse süddeutsche Blätter Preußen mit dem französischen Chassepot bedrohen. Die Leute könnten sich gewaltig täuschen.

Und was würde, außer den politischen Folgen und Grenzveränderungen, der Sieg Frankreichs anders für Deutschland bringen als seine cäsaristische Corruption? Die wirthschaftliche Corruption, die schnöde Ausbeutung des französischen Volkes durch eine Bande mit der Regierung verbundener und von dieser mit Orden und Ehrenstellen bedachter Industrieritter habe ich schon früher zu schildern versucht. Die Corruption des Heeres ist offenkundig, ebenso diejenige des Beamtenstandes, bei dem sich ebenfalls die Einflüsse der Maitressenwirthschaft und der Prostitution allseitig geltend machen, so daß vor Kurzem ein wohlangesehener richterlicher Beamter zu einem jüngern Standesgenossen sagen konnte: „Ihre Laufbahn ist gesichert, es kann Ihnen nicht fehlen, daß Sie vorwärts kommen, Sie haben ja eine schöne junge Frau!“

Thatsache ist nun freilich, daß seit dem Kaiserreich, Dank dem Falloux'schen Gesetze, die religiösen Unterrichtsanstalten sich ungemein vermehrt haben und Hoffnung auf bessere Zeiten geben. Daß aber dem gegenüber die Regier-

Gedanken auf eine
Religion lenken konn
als sie den Namen G
Beifall als der Sol
mens dem Minister
anthat, den ihm zug
So etwas ist
und konnte auch nu
Regierungsschulen n
lichkeitsmoral und
derne Weltanschauun
ward. In den Re
Reformation und de
gelehrt, die „moderne
der modernen Geschic
wird systematisch den
ist mehr heilig für
denen Duruy u. A.
Credit Mobilier sei ei
Dank dieser Erziehu

politischen und antikirchlichen Leidenschaften der verdorbenen Jugend schmeicheln und Vorschub leisten. Die unsittlichsten und gefährlichsten Schriften werden in den Classenzimmern von den Zöglingen der Regierungsschulen laut vorgelesen; die so streng verpönte „Lanterne“, in welcher jede Zeile ein Angriff auf die Regierung und auf jede höhere Idee ist, wird vor oder nach der Classe vorgetragen: die Professoren wissen und sehen es, da sie aber nichts dagegen können, ziehen sie vor sich anzustellen, als bemerkten sie die Sache gar nicht.

Doch lassen wir einen Zeugen aus dem gegnerischen Lager auftreten. Ein neues revolutionäres Blatt, der Gaulois, beschreibt das Betragen einiger Collégiens bei der Beerdigung eines jungen Mädchens. Man vergegenwärtige sich dabei die so durchaus christliche Ehrfurcht des Pariser Volkes für die Todten, um die Tiefe der Verdorbenheit dieser von der Regierung erzogenen Jugend zu beurtheilen. Die Leiche des Mädchens ist mit Blumen, brennenden Kerzen, Cruzifix und andern christlichen Abzeichen umgeben; eine andächtige Versammlung umgibt dieselbe. Der „Gaulois“ erzählt nun wörtlich (die Scene spielt unter der Hausflur, fast auf der Straße, man erwartet den Leichenwagen der jeden Augenblick kommen soll):

„Ein jeder entblößte sein Haupt vor diesem Opfer, vor diesem Schmerz. Zwei Collégiens (in ihrer Uniform) bleiben im Vorbeigehen stehen. Der jüngere macht Miene (dem allgemeinen Gebrauch gemäß) seine Kopfbedeckung abzuziehen, aber der andere hält seine Hand zurück, indem er sagt: „Willst du dies Gerippe begrüßen, Dummkopf?“ Der junge Bengel schämt sich seines guten Willens und, um das Verbrochene wieder gut zu machen, platzt er mit einer groben Gemeinheit heraus. Offenbar lag es ihm am Herzen die Achtung seines Genossen dadurch wieder zu gewinnen.“

„Ich betrachtete diesen nichtswürdigen fünfzehnjährigen Mentor, mit seiner blassen Gesichtsfarbe, mit seinen schwächlichen Gliedern, und der Cigarre im Munde, der den schönen Muth gehabt eine Leiche so zu beschimpfen, und das Herz blutete mir als ich dachte, daß diesem ungesunden Keim die Zukunft gehört. Dieser Jungen gibt es Millionen, welche in dem Alter wo ihre Väter Fangens oder Ball spielten, mit übersättigter Verachtung von den „Dirnen“ sprechen, sich ein Ge-

[redacted]

schäft daraus machen an nichts zu glauben, und welche auf jede Weise bemüht sind sich als frühreife, abgelebte Burschen geltend zu machen; im Grunde genommen, haben sie sich freilich nur die Laster der Erwachsenen angeeignet. Sie selbst darf man aber nicht verdammen, denn wir (Erwachsene) allein sind vor Gott für diese verkehrten Gewissen verantwortlich. Wir haben uns eingebildet ungestraft mit Allem umspringen zu können was ehrwürdig und achtungswerth ist; wir haben alle Grundsätze unterwühlt, wir haben alles Heilige lächerlich und uns darüber lustig gemacht, dasselbe auf jede Weise verspottet und mit Fratzen behangen. Wir haben es lustig und angenehm gefunden alles zu läugnen und als unvorsichtige Zerstörer haben wir alles Ueberlieferte niedergeworfen, ehe wir uns ein schützendes Obdach für den folgenden Tag geschaffen. Der Tod ist die Thüre des Nichtigen. Wir haben dieses Asyl verschlossen, das uns ehemals als eine Zufluchtsstätte erschien; wer wird uns jetzt eine solche bieten? Auf dieser Erde haben wir alles lächerlich gemacht, den Himmel haben wir abgeschafft; wer wird uns nun trösten? Das Gericht Gottes besteht nicht mehr für uns, wir haben unendliche Leiden zu bestehen, denn die Güter der Erde sind nur für den Stärksten, Geschicktesten und Rücksichtslosesten. Wir, die Schwachen und Unterdrückten, wir zählten früher auf Gott; wer wird uns aber jetzt entgelten und rächen? Unsere Söhne werden uns fluchen und wir werden es geduldig hinnehmen müssen, denn wir haben ihnen alles genommen was sie stützen und trösten konnte. Sie werden schlimmer, nichtswürdiger seyn als wir. Wahrlich! Könnten wir früh genug sterben, um diese von uns angerichtete Verderbtheit nicht mehr in ihrer vollen Entfaltung zu sehen!"

So spricht eines der fortgeschrittensten Blätter, ein Organ derjenigen Partei welche die gottlosen Regierungsschulen als ihr Palladium vertheidigt und die armen Katholiken als Staatsverbrecher auf das bitterste verfolgt, weil dieselben sich unterstanden haben diese Schulen nicht vortrefflich zu finden, ja sogar um die Erlaubniß eingekommen sind sich eigene Hochschulen aus eigenen Mitteln zu gründen. Die durch Duruy in die Regierungsschulen verpflanzten „modernen Principien" schaffen eine Generation, die kaum noch durch Blut und Eisen wird im Zaume gehalten und verhindert werden können sich selbst aufzufressen. Nur das Bewußtseyn, daß noch ein Gott im Himmel ist der alles lenkt, kann uns einige Beruhigung für die Zukunft bieten. Denn

[redacted]

unsere religiösen höhern Anstalten zählen trotz alles Aufschwungs nur erst ein Drittel so viel Schüler als die Regierungsschulen und dabei sind fast alle daraus hervorgehenden jungen Leute fast systematisch von allen Beamtungen in der Verwaltung und im Heere ausgeschlossen.

Die sich mehrenden öffentlichen Versammlungen bekunden in erschreckender Weise die allgemeine Verbreitung welche der rabiateste Socialismus, verbunden mit einem unglaublichen radikalpolitischen und antireligiösen Fanatismus, in den letzten Jahren gewonnen hat. Zuerst von liberalen Bourgeois zu ihren Zwecken organisirt, sind diese Versammlungen den Gründern schon längst so über den Kopf gewachsen, daß sie sich selbst zu fürchten anfangen und alle möglichen Mittel versuchen, das drohende radikale Gespenst zu beschwören. Die Versammlungen sollten sich weder mit Politik noch mit Religion beschäftigen und dennoch habe ich kaum je Versammlungen gesehen, wo Alles so durchaus einen politischen und religiösen, d. h. ausgesprochen antireligiösen Charakter hatte. Schon die sofort eingeführte Regel sich gegenseitig nur mit Citoyen, anstatt mit Monsieur, anzureden, bezeugt zur Genüge die radikale Richtung. Die zur Diskussion gebrachten Gegenstände, als Frauenarbeit und Frauenemancipation, Heirath und Ehescheidung, außer der Ehe geborene Kinder, wirthschaftliches Genossenschaftswesen und Aehnliches, sind alle derart gewählt, daß ein fortwährendes Anstreifen und Hindeuten auf Politik und Religion möglich, ja unvermeidlich wird. Der geringere Arbeitslohn der Frauen wurde als eine Folge der religiösen und politischen Vorurtheile gegen die Gleichberechtigung der Frauen dargestellt, diese Ungleichheit aber als ein durch die religiöse und politische Sklaverei der Gesellschaft bedingtes Verbrechen erklärt. Die Ehescheidung wird als natürliches Recht reklamirt das nur durch die politische und religiöse Knechtschaft der Menschheit entwunden worden sei, die Wiedererringung dieses Rechts als eine freiheitliche Errungenschaft, als eine unerläßliche Forderung der politischen Wiedergeburt hinge-

[redacted]

stellt. Die unbedingte Gleichheit der Geschlechter im öffentlichen Leben wurde als Bedingung des Weltfriedens und Weltglückes gepriesen. Die gesetzlichen Nachtheile der „außer der Ehe geborenen Kinder“ sind ein durch die Vorurtheile einer barbarischen Vergangenheit verübtes Verbrechen; dem allein maßgebenden Naturrecht zufolge kann es keinen Unterschied zwischen ehelichen und unehelichen Kindern, zwischen Concubinat und Ehe geben. Die magere Entwickelung des Genossenschaftswesens, die geringen Erfolge der desfallsigen Versuche wurden frischweg der Priesterschaft und der durch dieselbe gepflegten Unwissenheit in die Schuhe geschoben. Staat, Kirche und Capital wurden als Mitverschworne gegen das öffentliche Wohl dem allgemeinen Hasse preisgegeben. Das Eigenthum ist als das personificirte Unrecht, als Diebstahl an der Gesellschaft gebrandmarkt, dessen Abschaffung erste Bedingung des Fortschritts. Als ein von den logischen Socialisten in die Enge getriebener Bourgeois-Oeconomist sich dahin verstieg das Eigenthum als eine göttliche Institution, als göttlichen Ursprungs zu bezeichnen, war es als wenn die zweitausend Anwesenden plötzlich zu lebendigen Teufeln geworden wären. Es entstand ein solcher Lärm, ein so rasendes Toben, daß es unmöglich wurde irgend welche Ordnung herzustellen. Der Redner mußte sich von der Bühne flüchten, der Vorsitzende konnte sich trotz aller angewandten Mittel nicht mehr verständlich machen. Es blieb nichts übrig als die Versammlung zu schließen, was unter unbeschreiblichem Tumult und Rasen der Menge geschah. Aehnliche Auftritte wurden durch die Worte Monarchie, charité ꝛc. hervorgerufen.

Man schaudert bei dem bloßen Anblick einer solchen Versammlung von fortgeschrittenen Volks-Wütherichen. Wilde Menschenfresser aus dem Innern Afrika's würden sich jedenfalls besser betragen als die vorgeblichen Culturmenschen welche bei der bloßen Andeutung einer höhern Weltordnung, bei dem geringsten für die jetzigen Zustände sprechenden Wort sofort rasender werden als der Stier, dem man ein rothes Tuch vorhält. Dagegen erregt jedes gegen Gott und die be-

stehende gesellschaftliche und politische Ordnung gerichtete Wort, jede auf Verhöhnung alles Geheiligten und Ehrwürdigen berechnete Anspielung sofort einen wahrhaft gewitterartigen Beifallsturm, der durch Brüllen und Gestikuliren den Saal erdröhnen macht. Wenn man hier das „Volk" bei solcher Thätigkeit beobachtet, dann muß man sich wirklich überzeugen, daß die sogenannten modernen Principien zu nichts anderem führen als zu einer Barbarei und fanatischen Zügellosigkeit, wie sie die Welt noch kaum gesehen haben dürfte. Die sehr liberalen Veranstalter selbst müssen sich gestehen, daß eine neue Revolution alle vorhergehenden Umwälzungen an Schauderhaftigkeit übertreffen würde.

Was thun aber Angesichts des Uebels eben dieselben Liberalen in den zahllosen ihnen zu Gebote stehenden Tagesblättern? Nun, sie fahren fort das „Volk aufzuklären", indem sie ihre Angriffe und Verläumdungen gegen die Kirche womöglich verdoppeln und den letzten Rest von religiöser Gesinnung noch mehr aus dem Herzen ihrer Leser auszutilgen suchen. Sie getrauen sich noch nicht einmal dem „süßen Pöbel" gegenüber den leisesten Tadel auszusprechen, sie entschuldigen sich förmlich wenn sie sagen müssen, daß sich das „Volk" doch etwas ungebührlich aufgeführt. Gegenüber der sie zu verschlingen drohenden Bewegung hat die liberale Presse jegliche Kraft des Widerstandes schon im voraus eingebüßt. Sie hat nur noch Muth die Kirche zu verfolgen, deren Schutzlosigkeit ihr bekannt ist. Für's Uebrige lassen sich unsere Volksmänner und Preßhelden das auf Kosten ihrer andächtigen Zuhörer erbeutete Vermögen wohl schmecken und gehen zur Abwechslung zu den Hoffesten und kleinen vertrauten Gesellschaften der Kaiserin oder der Prinzen. Guéroult, Direktor der Opinion nationale, weiland Havin, Direktor des Siècle — beides bekanntlich die verbreitetsten Blätter der liberalen Bourgeoisie — Emil von Girardin, Direktor der liberalen Liberté, Darimon, der demokratische Deputirte von Paris: sie sind oder waren ständige Gäste der Tuilerien und gehören sogar zu den Bevorzugten des Hofes.

[redacted]

Regierung und Opposition scheinen darin einig zu seyn, daß sie sich auf Kosten des armen Volkes wohl seyn lassen, sonst aber alles gehen lassen wie es geht. Après nous le déluge.

Die Regierung selbst hat Wichtigeres zu thun als der Epidemie der Gottlosigkeit und Uncultur zu steuern. Ganz ebenso wie die mit ihr verbundene liberale Presse hat auch sie keine wichtigere Sorge als den von der Kirche drohenden Gefahren zu begegnen. Die große Besorgniß der kaiserlichen Regierung dreht sich um das bevorstehende Concil. Ein von der Regierung vorzüglich begünstigter Priester, Msgr. Maret, der vom Kaiser für den Bischofsitz von Vannes vorgeschlagen, vom Papst aber zurückgewiesen und zum Bischof in partibus ernannt wurde, Mitglied des kaiserlichen Capitels von St. Denis und Rektor der Sorbonne, arbeitet im Auftrage der Regierung an einem größern Werke über die Concilien, worin er nach den Mittheilungen inspirirter Blätter den bekannten gallikanischen Satz, daß das Concilium über dem Papste stehe, geschichtlich nachweisen will. Diese Ansichten sollen dann von ihm selbst und siebzehn andern Erzbischöfen und Bischöfen (als solche bezeichnet man u. A. die von Paris, Rheims, Avignon, Chalons, Verdun, Marseille, Vannes) auf dem Concil vertreten werden und so eine eingreifendere Wirkung der Kirchenversammlung vereiteln. Selbstverständlich zählt man auch auf Parteigänger unter den nichtfranzösischen Prälaten und Priestern. Fast noch mehr aber zählt man darauf die Commissäre der weltlichen Regierungen für sich zu haben. Denn daß die französische Regierung sich bei dem Concil wird vertreten lassen, dieß ist außer Zweifel; sie thut es gerade ihres speciellen Zweckes halber.

Ein von der Regierung in dem Ungehorsam gegen seinen Vorgesetzten, den Cardinal-Erzbischof von Lyon, bestärkter Priester, der Pfarrer Valin, hat ein Sendschreiben an „seine Brüder im Priesterthume" veröffentlicht, um sie zum Widerstande gegen die unbeschränkte Amtsgewalt der Bischöfe aufzufordern. Er entwirft darin ein abschreckendes, freilich etwas gar zu phantastisches Gemälde von der „Rechtlosigkeit des nie-

[redacted]

dern Klerus", welches jedenfalls einen vollgiltigen Beweis von der sehr regen Einbildungs- und schöpferischen Erfindungskraft des Verfassers gibt. Die antikirchliche und die Regierungspresse greifen das Machwerk begierig auf, um den Fall zu ihrem Kampfe gegen die Uebergriffe der Kirche und des Papstes zu verwerthen. Da die „Willkür der Bischöfe" an Rom und dem Ultramontanismus ihre Hauptstütze haben soll, so muß natürlich Hr. Valin gegen diese Mächte auf's schärfste in's Zeug gehen. Er stellt demnach folgende, den alten Gallikanismus noch um einiges überbietende Sätze auf: 1) Der Papst ist für sich allein nicht unfehlbar, selbst nicht wenn er ex cathedra spricht, sofern ihm die Kirche nicht zu seinen Lehren beistimmt. 2) Dem Papste steht weder mittelbar noch unmittelbar irgendwelche Gewalt über die weltliche Macht der Könige zu. 3) Das allgemeine Concil steht über dem Papste und ist allein unfehlbar.

Der Streit des Hrn. Valin mit seinem Oberhirten ist durch die in bester kanonischer Form und mit allen entsprechenden Rücksichten erfolgte Einführung der römischen Liturgie in die Lyoner Erzdiöcese veranlaßt. So sehr auch ein bedeutender Theil der Priester an der Lyoner Liturgie hielt, so beeilten sich doch die meisten der Maßregel nachzukommen; nur wenige widersetzten sich und wurden selbstverständlich von der Regierung unterstützt. Valin ist so ziemlich der einzige der in seinem Widerstande beharrte. Jedoch ist der Mann erst in Folge der Veröffentlichung des gedachten Sendschreibens seiner Pfarrstelle enthoben worden. Die Regierung aber handhabt ihn in seinem Amt, indem die Stelle zu den wenigen regierungsseitig als Pfarreien anerkannten zählt, mit denen die Unabsetzbarkeit verbunden ist.

Da wir vor der Eröffnung der Kammern stehen, so muß ich auch melden, daß namentlich in den Provinzen eine stattliche Zahl Petitionen an den Senat unterzeichnet werden, um die völlige Unterrichtsfreiheit zu erlangen. Selbstverständlich unterstützen alle katholischen Blätter diese Forderung. Die Unterrichtsfreiheit ist eben das letzte und einzige

[redacted]

Mittel, durch welches es den französischen Katholiken einigermaßen möglich wird ihre Kinder christlich zu erziehen und vor der durch die Universität verbreiteten moralischen Seuche zu bewahren. Das Monopol welches die hohe Schule noch vielfach genießt, hindert eben nur das Aufkommen katholischer Schulen und die Verbreitung katholischer Lehren, während es dem Unchristenthum zu gute kommt und die antireligiösen Grundsätze selbst katholischen Kreisen aufdringt. Unsern Gegnern kann die völlige Lehr- und Lernfreiheit keinen neuen Wirkungskreis öffnen, dieselbe nimmt ihnen keine Fessel ab, da ja für sie schon längst jegliche Beschränkung der Lehrfreiheit gefallen ist. Die „Ehe zwischen Staat und Kirche bezüglich der Schule" ist hier schon längst zu einer Ehe zwischen Staat und Unchristenthum geworden. Für die Katholiken bleibt also nichts anderes übrig als völlig auf eigenen Füßen zu stehen, wozu sie natürlich den gesetzlichen Boden der wirklichen Lehr- und Lernfreiheit gewinnen müssen. Bei uns sind eben die Dinge schon so weit gekommen, wie sie in Bayern und Oesterreich erst kommen werden, wenn die neuen liberalen Gesetze mit allen ihren Consequenzen durchgeführt seyn werden. Auch in Frankreich hat man sich lange gegen die Schulfreiheit gesträubt, aber schließlich ist kein anderes Mittel übrig geblieben, um wenigstens doch noch einen Theil der Jugend zu retten.

Wie schwer wir hier zu kämpfen haben, aber auch stets auf Alles gefaßt sind, zeigt das Beispiel von Lille. Der Gemeinderath dieser Stadt beschloß mit 13 Stimmen gegen 9 die Entschädigung der 32 Schulbrüder welche acht Schulen besorgten, von 700 Franken per Kopf auf 510 Franken herabzusetzen, wenn nicht jeder derselben binnen kurzer Zeit das Staatsexamen der weltlichen Lehrer ablege. Der Obere der Brüder welcher sehr wohl einsah, daß hier eben nur der erste Schritt zu einem Kampfe gethan sei, der unbedingt mit Ausweisung der Brüder aus den städtischen Schulen enden werde, machte einen Vorschlag zur Verständigung. Als aber dieser abgewiesen wurde, kündigte er sofort für alle Brüder auf.

[redacted]

Die Stadt war nun in Verlegenheit die nöthige Zahl weltlicher Lehrer in so kurzer Zeit zu beschaffen. Der Präfekt aber kam ihr zu Hülfe, indem er die Abgangsprüfung der Normalschule einige Monate früher halten ließ und auf diese Weise eine Zahl unausgebildeter junger Leute mit Lehrerzeugnissen versah. Die Katholiken indeß, nachdem sie eine von etwa 8000 Familienvätern unterschriebene Protestation an den Gemeinderath gerichtet, blieben nicht müssig, sondern forderten sofort die Zurückgabe zweier der Stadt unter der Bedingung geschenkten Häuser, daß darin Brüderschulen unterhalten würden. Selbstverständlich mußten die Stadtbehörden die Häuser herausgeben. Eine von den Katholiken sofort in's Werk gesetzte allgemeine Subscription lieferte reichliche Mittel, der Erzbischof von Cambrai gab einen Theil des ihm in Lille als Absteigequartier dienenden Hauses her, andere Katholiken boten Räumlichkeiten zu billigen Preisen oder ganz umsonst an, und heute, etwa fünf Monate nach dem berührten Gemeinderathsbeschlusse, stehen acht durch die freiwilligen Leistungen der Katholiken unterhaltene Brüderschulen in voller Thätigkeit. Dagegen sind die von der Stadt mit so vielen Kosten hergerichteten weltlichen Schulen brachgelegt worden und die neugebackenen Gemeindeschullehrer können spazieren gehen. Zahlreiche Arbeiterfamilien zahlen lieber einen Beitrag zur katholischen Schulkasse, als daß sie die unentgeltlichen Gemeindeschulen benutzen.

In Lothringen, namentlich im Bisthum Metz, haben sich die Katholiken ebenfalls über die Wirthschaft der Präfekten und der ihnen als willenlose Werkzeuge dienenden Gemeindebehörden zu beklagen. Dieselben arbeiten nämlich mit allen Mitteln an der Ausrottung der deutschen Sprache, welche dort von ungefähr 400,000 Einwohnern gesprochen wird, wovon die größere Hälfte auf das Bisthum Metz kommt. Die durchaus von der Regierung abhängigen Schullehrer haben die deutsche Sprache so sehr aus der Schule verbannt, daß die Pfarrer um den Religionsunterricht ertheilen zu können, genöthigt sind vorher die Kinder deutsch lesen zu lehren. Kürzlich sind aber Pfarrer welche dieß thaten, auf Befehl

[redacted]

der Unterpräfekten aus den Schulen gewiesen worden und mußten ihren Religionsunterricht in der Kirche oder sonstigen Räumen, sogar in den Scheunen halten. Die Präfekten wollen durchaus haben, daß die Pfarrer den Religionsunterricht französisch ertheilen, was die Pfarrer nie thun können, indem die Kinder eben nur deutsch verstehen. Sogar in den zahlreichen kleinen Städten sprechen immer noch alle deutsch, so daß Predigt und Katechisation in manchen ausschließlich nur in deutscher Sprache gehalten werden können. Schon während der vorigen Session wurde dem Senat eine von dem kaiserlichen (weltlichen) Schulinspektor von Metz abgefaßte und von den fünf Gemeinderathsmitgliedern des ganz deutschen Ortes Mallingen unterzeichnete Petition überreicht, worin die Geistlichkeit angeklagt wurde den französisch sprechenden Kindern deutschen Religionsunterricht aufzubringen, wodurch es diesen Kindern unmöglich gemacht werde ihre Religion kennen zu lernen. Der Senat sprach sich natürlich im Sinne der Bittsteller aus und überwies die Petition der Regierung zur Berücksichtigung. Für die jetzige Session werden mehrere Petitionen derart durch die Diener der Regierung und deren Creaturen, die Maire's, verbreitet, welche letztern gewöhnlich selbst nicht französisch verstehen, aber zu unterschreiben bereit sind, sobald man ihnen sagt, die Regierung verlange es. Man will dadurch der von der deutschen Geistlichkeit des Metzer Bisthums mit ausdrücklicher Ermunterung des Oberhirten verbreiteten Petition an den Kaiser zuvorkommen, worin um genügende Berücksichtigung der deutschen Sprache in Elementarschulen gebeten wird. Der Kampf zwischen der für das heiligste Volksrecht eintretenden Geistlichkeit und den despotischen Centralisationsorganen der Regierung, der seit langem unter der Asche glimmte, ist nun vollständig ausgebrochen und droht ernstere Folgen zu haben. Das Volk steht meistens ganz entschieden auf Seiten der Geistlichkeit. In mehreren Gemeinden herrscht eine bittere Stimmung gegen die Regierung, was für diese Gegenden etwas ganz unerhörtes ist und unter Umständen bedenkliche Folgen haben kann.

[redacted]

In Algier hat die Regierung andere Mittel gefunden, um die Ausbreitung des Christenthums und die katholische Erziehung zu hindern. Vor der Festigkeit des Erzbischofs, der von der Gesammtheit der öffentlichen Meinung unterstützt wurde, war sie zwar gezwungen zurückzuweichen und einige Zugeständnisse zu machen. Dafür hat sie aber die Stipendien der in der erzbischöflichen höhern Unterrichtsanstalt befindlichen Zöglinge und die sonstigen Zuschüsse gestrichen. Um dieser Anstalt das Bestehen schwer zu machen, hat das Unterrichtsministerium besondere Bahnzüge zwischen Blidah und Algier einrichten lassen, durch welche die Zöglinge der erstern Stadt zum Besuch des kaiserlichen Lyceums in Algier unentgeltlich befördert werden und dazu noch, wie der Minister ausdrücklich in dem betreffenden Aktenstück bemerkt, in den Wagen rauchen dürfen. Durch solche Maßregeln ist der Erzbischof zwar genöthigt worden den Preis der Pension seiner Anstalt in Algier etwas zu erhöhen; dagegen hat er aber auch, Dank den ihm von Frankreich zufließenden Unterstützungen, ein neues von einer Priestercongregation geleitetes Collegium gründen können. Sieben Institute von Ordensleuten geleitet, sind schon unter den Kabylen eingerichtet, welche dieselben verlangt haben. Die Kabylen, Abkömmlinge der von den Arabern bezwungenen Christen, haben außer vielen christlichen Ueberlieferungen auch eine sehr unabhängige Gemeindeverfassung bewahrt. Für die an die französischen Besitzungen streifenden Stämme der Tuarek und des Sudan, bei denen sich ebenfalls bemerkenswerthe christliche Gebräuche und Ueberlieferungen erhalten haben, ist ein eigenes apostolisches Vicariat errichtet, dessen Verwaltung durch den Papst dem Erzbischof von Algier übertragen worden. Eine erste Station soll nächstens dort errichtet werden, eben so ein Seminar zur Ausbildung von Missionären, das aber wohl innerhalb der französischen Besitzungen seinen Platz finden dürfte. So ist es überhaupt eine ganz merkwürdige Thatsache, daß gerade der so sehr verfolgte, von allen weltlichen Mächten verlassene, ja verrathene Pius IX.

[redacted]

so ungemein Vieles thut um die im Laufe der Zeiten verloren gegangenen Länder und Völker wieder zur Kirche zurückzuführen. Ganz Amerika, Europa bis nach dem Nordpol hinauf, Asien bis nach Japan hinüber, schließlich auch Afrika und Australien zeugen von dieser Thatsache.

Die französische Regierung dagegen zeigt einen ungewöhnlichen Eifer für die Ausbreitung der geheimen Gesellschaften, namentlich der Freimaurerei. Man wird sich erinnern, daß sie früher den Marschall Magnan zum Großmeister der französischen Logen ernannt hatte. Magnan war vorher gar nicht Mitglied der Sekte gewesen und hat dieselbe sicher auch nie gründlich gekannt; unter seiner Leitung hat sich denn auch die Loge nicht besonders ausbreiten können. Sein Nachfolger aber, der ebenfalls von der Regierung eingesetzte General Mellinet, ist viel besser bewandert und eifriger; er weiß den Beistand der Regierung gehörig auszunutzen. So erklärt es sich warum seit mehreren Jahren die Zahl der Freimaurer und ihrer Logen ganz ungewöhnlich zugenommen hat. Bloß im Jahre 1867 sind 32 neue Logen eröffnet worden, im laufenden Jahr dürfte die Zahl noch bedeutend größer seyn. Dabei darf man nicht vergessen, daß in Frankreich (ebenso wie in Belgien) die Loge nicht mehr eine exclusive Gesellschaft ist, in welcher allein die vermögenden Classen sich vereinigen. Tausende von bessergestellten Arbeitern, jungen Leuten, Studenten, Handwerkern und kleinen Fabrikanten gehören jetzt dem Orden an und tragen seine Grundsätze in das eigentliche Volk hinein. Daraus erklären sich auch die oben erwähnten Erscheinungen bei den öffentlichen Versammlungen in Paris.

Es ist wie gesagt ganz erstaunlich und überraschend, mit welch unerhörtem Gleichmuth die Bourgeois-Blätter — außer den katholischen Zeitschriften gehört fast unsere ganze Presse zu dieser Kategorie — die socialistischen und communistischen Lehren und Kundgebungen hinnehmen. Theilweise haben sie sich selber diesem Standpunkte genähert; theilweise fürchten sie sich dem von ihnen gehätschelten Pöbel mit ernster

[redacted]

Sprache entgegen zu treten; theilweise dürfte es ihnen auch an tüchtigen Gründen fehlen. Die Bourgeoisie steht rathlos vor dem Ungeheuer das vor ihr sich erhebt und sie zu verschlingen droht. Denn sie selber hat das Monstrum großgezogen. Man möchte glauben, sie bereite sich vor der Aufforderung des Buchbinders Varlin nachzukommen und nächstens den Socialisten den Scepter der Herrschaft abzutreten. Die Mittel zur Vertheidigung welche die Rüstkammer des vulgären Liberalismus bietet, sind völlig unzureichend und nehmen sich neben den Angriffswaffen des Socialismus ungefähr so aus wie das Zündnadelgewehr gegen Pfeil und Bogen. Sich aber dahin zu wenden, woher allein die Hilfe kommen kann, dazu fehlt es der modernen Bourgeoisie an Muth, an Einsicht, an Selbstverläugnung. Mancher Bourgeois, ja die meisten werden sich zwar auf dem Sterbebette zu Christus bekehren, einzelne mögen auch vorher es thun, aber die Masse wird bei Lebzeiten in ihrer feindlichen Stellung zur Kirche verharren und so als Stand zu Grunde gehen.

Wir haben ein weiteres Beispiel vor Augen von der Auflösung die das Zeitalter der Bourgeoisie ergriffen hat. Hier in Paris haben sich nämlich die Schriftsteller in zwei Gesellschaften zusammengethan, die Société de gens de lettres und die Société des auteurs dramatiques, wovon die erstere bei weitem die zahlreichste und wichtigste ist. Beide Gesellschaften stehen in naher Verbindung, da viele Personen Mitglieder beider sind und beide nur einen Zweck haben, nämlich die Wahrung der materiellen Interessen, d. h. die Ausbeutung der literarischen und dramatischen Arbeiten ihrer Mitglieder. Selbstverständlich betrachten sich letztere sämmtlich als Lehrmeister und Sittenspiegel des Volkes; wenigstens erheben sie dergleichen Ansprüche in ihren Arbeiten. Man ist also berechtigt zu erwarten, daß sich die Versammlungen dieser Volksbildner durch gesittetes Betragen und alle gesellschaftlichen Tugenden auszeichnen. Dem ist aber durchaus nicht so. Kein Verein hält Versammlungen bei denen sich die meisten Theilnehmer so durchaus unwürdig betragen als dieß in den

[redacted]

Versammlungen der Société des gens de lettres an der Tagesordnung ist. Die nichtswürdigsten Personenfragen und neidischen Zänkereien füllen ihre Congresse regelmäßig aus und erhitzen die Theilnehmer so sehr, daß sie nicht selten in Thätlichkeiten übergehen. Man schimpft sich gegenseitig auf die gemeinste Weise, beohrfeigt und prügelt sich in bester Form. Zerrissene und beschmutzte Kleider, mißhandelte Hüte, blaue oder gar blutige Male am Körper kommen stets mit einigen der Mitglieder aus der Zusammenkunft nach Hause. Eine Versammlung von Lumpensammlern würde sich mindestens ebenso anständig betragen als die in der Glorie ihrer modernsten Bildung strahlenden Mitglieder des Pariser Schriftstellervereins, welche dabei noch die Schamlosigkeit haben alle die schmählichen Auftritte in ihren Versammlungen mit größter Pünktlichkeit in den Tagesblättern zu erzählen.

Das Bezeichnendste bei der ganzen Einrichtung ist, daß der Zweck dieser Gesellschaft ein rein materieller und durchaus keine moralische Bedingung an den Eintritt gebunden ist. Es genügt Schriftsteller zu seyn, d. h. eine gewisse Zahl Bogen veröffentlicht zu haben um aufgenommen zu werden. Von welcher Beschaffenheit der Inhalt ist, darauf kommt es gar nicht an. Hauptsache ist nur, daß die Leistungen des Aufzunehmenden sich zur geschäftlichen Ausbeutung eignen; und so beherrscht diese Gesellschaft so ziemlich den ganzen literarischen Markt Frankreichs. Selbstverständlich besteht dieselbe fast nur aus Leuten liberalster Sorte und deßhalb ist sie auch um so mehr eine Anstalt zur gegenseitigen Lobhudelei. Als geschlossene Körperschaft den Verlegern und Theaterdirektoren gegenüberstehend, kann sie Bedingungen auferlegen und durch ihre Agenten gewaltigen Druck ausüben. Unter einander unterstützen sich die Mitglieder, indem sie sich gegenseitig als talentvolle Schriftsteller anpreisen und so ihren Werken Eingang und Erfolg verschaffen. Der Verein ist also weiter nichts als eine Anstalt zur Ausbeutung des Publikums. Jeder höhere Zweck ist derselben fremd.

Auch in allem Uebrigen bethätigt die Gesellschaft eine

[redacted]

entsprechende Niedrigkeit der Gesinnung. Obwohl ihre Mitglieder, Dank dem durch die Gesellschaft eingeführten System, sich eines bedeutenden Einkommens erfreuen, so läßt sie sich dennoch ein jährliches Almosen von 10,000 Franken durch die Regierung geben. Außerdem hat sie sich das Recht errungen alljährlich zwei ihrer Mitglieder zu Rittern der Ehrenlegion vorzuschlagen. Zwei Ritter jährlich war aber doch viel zu wenig für die zahlreiche Gesellschaft deren Mitglieder sämmtlich das unabweisbare Bedürfniß des rothen Bändchens tief empfinden und von ihrem persönlichen Verdienst die höchste Meinung haben. Die Unbefriedigten von welchen Manche auch wegen ihrer politischen Stellung das Bändchen nicht wohl annehmen konnten, waren natürlich neidisch auf die Glücklicheren und um ihrer Mißgunst einige Genugthuung zu verschaffen, brachten sie es endlich dahin bei einer Neuwahl den ganzen Vorstand mit ihren Leuten zu besetzen. Jetzt sollte, so hieß es, die Regierungsunterstützung zurückgewiesen und keine Candidaten zur Ehrenlegion mehr vorgeschlagen werden. Nichtsdestoweniger aber ließ man kurz darauf das fällige Semester der Unterstützung erheben, und um noch gründlicher den Charakter der Bettelhaftigkeit zu bethätigen, heckte man den Plan einer großen Lotterie aus, durch welche der Kasse baare 800,000 Franken auf Kosten des leichtgläubigen Publikums zugeführt werden sollten. Eine unterthänigste Petition an die Kaiserin sollte die dazu erforderliche Regierungserlaubniß erwirken. Dabei entstand nun der höchst denkwürdige Streit, ob man sich in der Unterschrift des Ausdruckes serviteurs oder sujets bedienen solle. Die Mehrheit der Gesellschaft entschied, daß es freien Männern nicht gezieme Unterthanen (sujets) zu seyn, das sei mit deren Würde unverträglich. Der Ausdruck Diener (serviteurs) wurde vorgezogen und ist übrigens auch der einzig passende für die Gesellschaft. Was soll man aber davon denken, daß eine solche Gesellschaft von Menschen, denen jedes Gefühl für sittliche Würde und für die höheren Aufgaben der Menschheit abhanden gekommen, die öffentliche

[redacted]

Meinung beherrscht und dem Volk täglich ihre vergifteten Lehren durch Wort und Beispiel beibringt.

Gerade jetzt sind auf literarischem Gebiete die beunruhigendsten Erscheinungen hervorzuheben. Vor allem die Rochefort'sche „Laterne" und verschiedene andere Novitäten der gefährlichsten Sorte, z. B. der Réveil, la Démocratie, le Courrier de l'Intérieur und schließlich der Barbare, für den selbst Robespierre noch viel zu gemäßigt ist. In seiner Probenummer bezeichnete der „Barbar" den Schreckensmann als verbissenen Rückschrittler, der nur den alten Cultus durch den neuen Cultus des höchsten Wesens ersetzt und so die alte Tyrannei in eine neue Form gebracht habe. Ein anderes Blatt, la Cigale, welches sich als Organ der internationalen Arbeiterverbindung ausgibt, skizzirt sein Programm in folgender Weise, wobei wir übrigens die schlimmsten Sätze nur durch Punkte andeuten, da es uns unmöglich wäre eine solche Sprache vor Christenmenschen in ihrer ganzen schauderhaften Rohheit vorzulegen.

„Das Ziel der internationalen Arbeiter-Association sowie jeglichen socialistischen Vereins ist die Beseitigung des Schmarotzers und des Paria..... Gibt es aber einen Schmarotzer der mit demjenigen (Priester) verglichen werden kann der mittelst der Lüge dem Armen und der Wittwe ihren Heller entreißt? Wo aber gibt es einen elenderen Paria als der christliche Paria?..... Gott und Christus, diese Vorsehung der Bourgeoisie, sind zu jeder Zeit die Schutzmauern des Capitals und die erbittertsten Feinde der arbeitenden Classe gewesen. Gott und Christus sind schuld daran, daß das Volk bis jetzt noch in der Leibeigenschaft schmachtet. Indem man demselben lügenhafte Hoffnungen und phantastische Paradiese vorspiegelte, hat man das Volk bewogen alle Leiden der Erde nicht nur ohne Widerstand sondern sogar mit Freude auf sich zu nehmen.... Nur erst wenn alle Religionen weggefegt, alle sowohl christlichen als sonstigen religiösen Begriffe bis auf die letzte Spur ausgetilgt seyn werden, können wir das politische und socialistische Ideal erreichen welches wir anstreben. Mag Jesus sein Reich des Himmels behalten, diesen Köder des Proletariers..... Wir glauben nur an die Menschheit, dieses tausendjährige Opfer der Religion. Wir würden alle unsere Pflichten verrathen, wollten wir auch nur einen Augenblick innehalten in der Verfolgung der Ungeheuer, welche die Menschheit gefoltert haben.... Dieß sind die von den

[redacted]

letzten Congreß in Brüssel verkündeten Principien. Krieg gegen Gott und Christus, Krieg den Despoten des Himmels und der Erde! Dieß ist der Schlachtruf des großen Kreuzzuges."

Wir sehen hier wiederum jene einseitige Verurtheilung des Christenthums an welche uns der Liberalismus, d. h. die Bourgeoisie gewöhnt hat. Kein vernünftiger Mensch würde wohl je das Christenthum anklagen, der Bourgeoisie Vorschub geleistet oder sich mit derselben verbunden zu haben. Ist es doch Thatsache, daß überall der durch die Bourgeoisie vertretene vulgäre Liberalismus es gewesen der den erbittertsten Kampf gegen die Kirche aufgenommen hat. Und nun muß ein einziger Umstand, das christliche Gebot von der Achtung des Eigenthums, welches auch der Bourgeoisie zu gute kam, dazu herhalten um dem Christenthum den unerbittlichsten Krieg anzukündigen. Es beweist dieß zweierlei: erstens daß trotz allem und allem der Socialismus die Bourgeoisie noch nicht direkt anzugreifen wagt; und zweitens daß das Christenthum doch immer noch als die einzige feste Bürgschaft der gesellschaftlichen Ordnung, die beste dem Besitz gebotene Sicherheit erscheint.

Eine besondere Erwähnung verdient die Rochefort'sche Lanterne, die berüchtigte Wochenschrift, in Form einer kleinen Broschüre zu dem für den Straßenverkauf so bedeutenden Preis von 40 Centimen. Das Büchlein war gerade nicht mit vielem Geiste geschrieben, sondern zeichnete sich nur durch eine einzige Eigenschaft aus, nämlich durch einen alles Maß überschreitenden verbissenen Haß gegen die Regierung und alles Bestehende, namentlich auch gegen die Religion. Die Kritik der „Laterne" ist die reinste Negation ohne jegliche positiven Grundsätze. Einen wirklich gebildeten, oder nur halbwegs an vernünftiges Denken gewöhnten Menschen mußte das Ding im höchsten Grade anwidern. Ich spare sicher den Tadel der kaiserlichen Regierung nicht, deren Parteigänger ich nimmermehr seyn kann, aber gegen so maßloße Angriffe, gegen solchen Schmutz und solches Gift des Hasses, wie es hier allwöchentlich dem Volke geboten wurde, mußte sich mein Innerstes

[redacted]

empören. Sicher bin ich nicht der Einzige der diese Empfindung hatte. Welches Licht wirft es aber nicht auf die herrschende Stimmung, wenn ein solch nichtsnutziges Machwerk trotz seines hohen Preises zu 100 bis über 120,000 Exemplaren in ganz Frankreich verkauft und, als dessen Fortsetzung unterdrückt ward, dasselbe durch ein wohlorganisirtes, freilich höchst gefahrvolles Schmuggelsystem dennoch fast in der gleichen Auflage in ganz Frankreich verbreitet wird? Ja, es geschehen Zeichen und Wunder vor aller Augen, aber gerade diejenigen welche sehen sollten, scheinen stockblind zu seyn.

Ebenso bedenklich ist der ganz ungewöhnliche Erfolg zweier anderer literarischen Unternehmungen, welche freilich einen größern innern Werth haben. Hr. Tenot, Redakteur des Siècle, hat eine Geschichte des Staatsstreiches herausgegeben, worin alle Einzelheiten dieser merkwürdigen Umgestaltung der Geschicke Frankreichs in breiter Ausführlichkeit gegeben sind. Das Werk wird mit einem wahren Heißhunger verschlungen. Natürlich kommen Napoleon III. und seine Helfer dabei sehr schlecht weg. Der ungewöhnliche Erfolg des Buches ist deßhalb eines der bedenklichsten Zeichen; durch dasselbe wird dem zweiten Kaiserreich sozusagen der Boden unter den Füßen weggezogen.

Das zweite Werk dieser Art ist die Schrift des Grafen von Houssonville: l'Eglise et le premier Empire, die zugleich in Auszügen in der Revue des Deux-Mondes erscheint und deren Erfolg als ein Ereigniß angesehen werden muß. Obwohl keineswegs zu Gunsten der Kirche abgefaßt, stellen sich sowohl der Verfasser als seine Leser und Kritiker ganz unwillkürlich auf Seite des von Napoleon I. mit dem Aufgebote aller Gewalt, List und Verschmitztheit verfolgten Oberhauptes der Kirche, des Papstes der Alles mit wahrhaft engelmäßiger Geduld und Sanftmuth erträgt, seinem Verfolger nie zürnt und trotz aller Drangsale und Demüthigungen seiner Würde und seinen Rechten nicht das Geringste vergibt. Der gleichgiltigste Leser wird unwillkürlich von der

[redacted]

Größe Pius' VII. hingerissen und nimmt Partei gegen Napoleon I. Die kleinliche Verfolgungssucht des letztern läßt ihn als eine durchaus niedrige Seele erscheinen. Verstieg sich doch der gewaltige Herrscher dazu den gefangenen Papst in Savona förmlich mit Spionen zu umgeben, ihn seines Sekretärs zu berauben, ihm nur unter Anwesenheit von Gendarmerieoffizieren Besuche zu gestatten, dessen Zimmer und Kleider des Nachts oder während eines Spazierganges bis in die kleinsten und verborgensten Winkel durchstöbern zu lassen, dem Papste seinen Fischerring abzunehmen! Wenn man die Aengstlichkeit sieht, mit der sich Napoleon I. fast täglich mit dem in engster Gefangenschaft gehaltenen Papst beschäftigt, so muß man unwillkürlich von der Größe und Macht des aller äußern Hilfsmittel beraubten Papstthums überzeugt werden, an welcher sich die Kräfte des gewaltigsten modernen Eroberers unmächtig zersplitterten. Durch diese durchaus auf amtlichen — freilich aber in der durch Napoleon III. veranstalteten Ausgabe der Correspondenz seines Onkels fehlenden — Aktenstücken beruhende Geschichtsarbeit werden wir Katholiken von der Solidarität gründlich befreit, die uns in den Augen Vieler mit dem Kaiserthum verbindet. Das Kaiserthum aber erhält dadurch in den Augen aller Denkenden einen gewaltigen Schlag. Graf Houssonville und die Revue des Deux-Mondes, die sich so ziemlich auf jeder Seite als Gegner der Kirche manifestiren, mögen dieß hauptsächlich bezweckt haben.

Mit welchen Mitteln unsere Schriftsteller fortwährend an der Volksbildung durch das Theater arbeiten, können Sie am besten aus dem Inhalt eines Stückes (Ou l'on va) ersehen, welches von der Kritik als ein anständiges und sittliches bezeichnet wird und ziemlichen Erfolg hat. Das Drama führt einen verheiratheten Mann vor, der zugleich in sehr vertrautem Umgange mit einer andern Weibsperson lebt und derselben die Ehe versprochen hat, sobald seine gegenwärtige Frau einmal gestorben wäre. Das saubere Paar spekulirt also auf den Tod einer ehrlichen Frau und diese widerliche

[redacted]

Situation verlängert sich ungemein, sie bestimmt den Charakter des Stückes. Endlich stirbt die arme Frau, nun will aber der Liebhaber sein Versprechen nicht halten. Der Bruder der Concubine unternimmt es die „Ehre“ seiner Schwester dadurch zu rächen, daß er sich, ohne erkannt zu seyn, in das Haus des Wittwers einschleicht und dessen Tochter verführt, um sie dann ihrem Schicksale zu überlassen. Dieß gelingt vollkommen, nur mit dem Nebenumstand, daß der Verführer aus Ehrenrache sich ernsthaft in sein Opfer verliebt. Schließlich löst sich Alles in Wohlgefallen auf: der Wittwer heirathet sein früheres Kebsweib, während der Bruder der letztern die Tochter des Wittwers heirathet. Und das nennt man ein Stück moralischen Inhalts? werden Sie ausrufen. Freilich, so ist's; denn wäre das Stück von der Kritik nicht mit dieser Eigenschaft bezeichnet worden, so wäre es jedenfalls so nichtswürdig, daß es mir unmöglich würde den Inhalt anzugeben. Dabei ist dieß sittliche Stück von einer Dame!

Obwohl sich die wirthschaftliche Lage etwas gebessert hat, so stecken wir noch bis über die Ohren im schmählichsten Finanzschwindel, über welchen übrigens tagtäglich mehr Licht verbreitet wird. So berechnete man, daß im Jahre 1866 auf dem französischen Markt an 1300 Millionen neue Werthpapiere abgesetzt wurden; dagegen verloren in demselben Jahre die namhaftesten älteren Werthpapiere durch Rückgang der Curse 1100 Millionen von ihrem Werth. Im Jahre 1867 betrug die Ausgabe neuer Werthpapiere 1000 Millionen, der Verlust dagegen 1150 Millionen. In zwei Jahren hat das Volk 2300 Millionen erspart und den finanziellen Unternehmungen anvertraut, dafür aber 2350 Millionen durch eben diese Spekulationen verloren. Dank unserem volkswirthschaftlichen Fortschritt erübrigt das Volk also jährlich 1000 bis 1200 Millionen welche es aber nicht behält, sondern durchaus nur den Börsenmännern, den Geldleuten in die Tasche fließen läßt. Die Geldherrschaft kann also nicht schlagender charakterisirt werden, als durch diese

[redacted]

einfachen Ziffern. Trotzdem hört die unverschämteste Ausbeutung durchaus nicht auf. So hat noch dieser Tage die italienisch-jüdische Tabakgesellschaft ihre sämmtlichen Obligationen, zusammen für mehr als 500 Millionen, ganz hübsch an den Mann gebracht, obgleich mehrere Blätter den höchst bedenklichen Charakter dieses Papiers ausdrücklich nachgewiesen haben. Die Gesellschaft brauchte nur einige hunderttausend Franken aufzuwenden um die Sache in den verbreitetsten Zeitungen wiederholt auf pomphafte Weise anzukündigen, und das Publikum drängte sich in ihre Geschäftsstuben.

Setzen wir unsere Geldstatistik fort, so finden wir, daß Frankreich etwa drei tausend Millionen baares Geld besitzt. Dafür muß aber das Volk alljährlich zwei tausend Millionen Abgaben bezahlen. Zählt man dazu die 1200 Millionen welche der Börsenschwindel jährlich den Franzosen aus den Taschen nimmt, so kommen 3200 Millionen heraus, also 200 Millionen mehr als die Gesammtsumme alles Baargeldes beträgt. Rechnen wir dazu noch die Gerichtskosten, Gemeinde- und Departementalabgaben, das Zuviel der an die übertheuerten Bahnen gezahlten Fahr- und Frachtpreise, dann ergibt sich eine Summe welche nicht weit von 5000 Millionen entfernt seyn kann und auf jeden Kopf der Bevölkerung etwa 140 Franken ausmacht. Wie vielmal aber müssen besagte 3000 Millionen baares Geld das Jahr über durch verschiedene Hände gehen, d. h. erarbeitet und verdient werden, um neben diesen 5000 Mill. auch noch die Lebensbedürfnisse der 38 Millionen Franzosen zu bezahlen? Wie nun aber, wenn, wie dieß seit Sadowa der Fall ist, fortwährend 1200 bis 1300 Millionen baares Geld allein in den Kellern der Bank liegen, also außer Umlauf sind?

Schon diese Ziffern werden Ihnen zur Genüge beweisen, daß die für die letzte Anleihe gezeichneten 15,000 Millionen durchaus nichts als Schwindel gewesen sind. Die französische Bank allein hatte, natürlich auf Veranlassung der Regierung, für 6000 Millionen gezeichnet, natürlich unter dem Vorbehalt gar nichts nehmen zu dürfen. Ebenso mußten

[redacted]

alle unter dem Einfluß der Regierung stehenden großen Finanz- und Eisenbahn-Gesellschaften entsprechende Zeichnungen machen. Und so kam es denn, daß das verlangte Anlehen zwar etliche dreißigmal durch die Zeichnungen gedeckt, dabei aber durchaus nicht untergebracht war. Deßhalb fiel es auch bedeutend im Curse. Die Regierung nöthigte die Bank für vierzig Millionen des Papiers auf eigene Rechnung zu nehmen, was für die Bank und überhaupt für die französischen Geldverhältnisse eines Tags gefährlich werden kann. Denn bis heute hat die Bank für 253½ Mill. Frc. Staatspapiere auf diese Weise kaufen müssen, während ihr eigenes Capital nur 182½ Million beträgt. Es könnte deßhalb eines schönen Tages mit dem französischen Papiergeld ebenso gehen wie mit dem österreichischen, italienischen rc. Höchst bemerkenswerth ist auch, daß seit Monaten alle Mittel angewandt werden sowohl die Staats- als sonstigen Werthpapiere, Aktien und Obligationen bei einem möglichst hohen Curs zu halten. Regierung und Spekulanten, die ja hier im Einverständniß handeln, machen alle Anstrengungen in dieser Richtung und erreichen auch ihren Zweck, nämlich alle in ihrem Besitz befindlichen Papiere zu möglichst hohen Preisen an den Mann zu bringen und so für die kommenden Ereignisse gesichert zu seyn. Tritt dann die unvermeidliche politische und wirthschaftliche Krisis ein, dann werden die Werthpapiere nur noch Papierwerthe seyn; das Publikum aber hat den Schaden davon und die Macher sind wieder um einige tausend Millionen reicher geworden.

Es sind nun freilich auch einige erfreulichere Thatsachen zu erwähnen. In Folge der Arbeitseinstellungen der letzten Jahre sind verschiedene Organisationen in's Leben getreten, welche unter der Aufsicht einer einsichtsvollen politischen Behörde sich zu einer sehr befriedigenden Umgestaltung der wirthschaftlichen und socialpolitischen Verhältnisse der arbeitenden Stände herausbilden könnten. Mehrere Gewerke haben sogenannte Syndikate begründet, deren Aufgabe ist entweder die Interessen der Arbeitnehmer gegenüber den Arbeitgebern oder die

[redacted]

Interessen der letztern gegenüber den erstern zu vertreten. Jedes Gewerk oder Zunft hat also zwei Syndikate, welche je von den Arbeitnehmern oder den Arbeitgebern gewählt sind und so die Interessen beider Theile vertreten, alle zwischen Meistern und Gesellen entstehenden Streitigkeiten schlichten. Die Arbeitseinstellungen sollen dadurch vermieden und sonstige Verbesserungen durch gewerbliche Fachschulen, Produktivgenossenschaften, gegenseitige Unterstützungsgesellschaften, Sparkassen unter Theilnahme der Syndikate angestrebt werden. Die Syndikate würden somit die Mittelpunkte aller handwerklich-socialen Bestrebungen werden. Freilich sind die Arbeitersyndikate jetzt noch etwas von socialistischen Ideen behaftet und ohne gesetzliche Anerkennung. Würde ihnen aber die letztere zu Theil und überhaupt das wirklich Gute ihrer Bestrebungen gefördert werden, so wäre die Gefahr leicht zu beseitigen. Denn im Grunde genommen ist der größere Theil der Arbeiter durchaus noch nicht so den socialistischen Ideen ergeben, daß nicht eine Verständigung und Einlenkung in die Pfade einer ruhigen Entwickelung der wirthschaftlichen Verhältnisse möglich wäre. Bei den Arbeitern ist es heute wie sonst bei der Bourgeoisie: der kleinere aber rührigere Theil ist von den fortgeschrittensten, utopistischen Ideen bis zum Fanatismus erfüllt und bethätigt sein Daseyn durch unaufhörliche Wühlereien. Diese werden aber den ruhigern Theil der Arbeiter nur deßhalb mit sich fortziehen, weil kein irgendwie befriedigendes Gegengewicht entgegengesetzt wird.

Die letzten Festtage haben wiederum die fortschreitende Entwicklung des religiösen Lebens sowohl in Paris als in den Provinzen bekundet. Selten sind wohl Allerheiligen und Allerseelen erbaulicher begangen worden als dieses Jahr. Gefüllte Kirchen, hunderte, ja tausende von Communikanten bei jeder heil. Messe, Nachmittags mindestens drei Viertel der Erwachsenen von ganz Paris auf den drei großen Kirchhöfen, in deren ganzer Umgebung alle Straßen gedrückt voll Menschen waren. Trotz dieses unermeßlichen Andrangs aber keine Störung, keine Unordnung; überall Anstand, Ernst

[redacted]

und religiöse Andacht. An Allerheiligen ist Paris nur katholisch.

Die Gegner der Regierung wußten dieß zu benützen. Auf dem Kirchhofe Montmartre, an dem Grabe des bei dem Staatsstreich am 3. Dezember 1851 auf den Barrikaden, wo er den Widerstand gegen Napoleon III. leiten wollte, gefallenen Volksvertreters Baudin sammelten sich die Unzufriedenen, legten Kränze nieder, stellten eine Art Ehrenwache auf, hefteten bezeichnende Inschriften an und hielten Reden. Aehnliches geschah bei dem Grabdenkmal Cavaignacs. Die Polizei hatte Takt genug sich nicht darein zu mischen, was sonst sicher zu ernstern Vorfällen geführt hätte. Nach den Festtagen aber eröffneten zwei radikale Blätter, Avenir national und Réveil öffentliche Zeichnungen zu einem Denkmal für Baudin. Die Gerichte schritten ein mit der Anklage wegen „verbrecherischer Umtriebe gegen die Regierung“, die Nummern mit den Subscriptionslisten wurden confiscirt. Der unmittelbare Erfolg davon war daß sofort mindestens zwanzig Blätter in Paris und in den Provinzen erfolgreiche Sammlungen zu demselben Zweck veranstalteten. In den Sammellisten aber findet man die bedeutendsten Namen aus allen Parteien, so u. A. auch den des legitimistischen Deputirten und Wortführers Berryer. Die Subscription Baudin ist deßhalb plötzlich zu einem folgenschweren Ereignisse geworden, denn sie ist ihrem Charakter nach nichts mehr und nichts weniger als eine entschiedene Protestation gegen den Ursprung und Bestand des Kaiserreiches. Die Regierung scheint unschlüssig vor der plötzlichen und so großartige Verhältnisse annehmenden Kundgebung. Man spricht von wichtigen Ministersitzungen, außerordentlichen Maßregeln, neuem Staatsstreich — Leute aber welche die 1848er Ereignisse hier mitgemacht, sind einstimmig darüber, daß die jetzigen Stimmungen und Kundgebungen ganz an das Jahr 1847 erinnern. Für meine Person kann ich nur sagen, daß mir all dieses bedenklicher vorkommt als was ich je in Paris erlebt habe.

[redacted]

LIV.

Civilisation und Christenthum.

Culturhistorische Fragmente.

II. Civilisation und Unglaube.

„Wenn der Unglaube in einem Zeitalter das Uebergewicht gewinnt", sagt ähnlich wie Göthe, H. Ch. Oersted*), „geht dieses seinem Verderben entgegen. Die Sittlichkeit wird untergraben, alles Heilige verhöhnt und gering geachtet; alle geheimen Bande welche Familie und Staat zusammenhalten, werden aufgelöst. Wenn die geistigen Kräfte ihn nicht zu heben vermögen, findet er sein Ende durch große Umwälzungen und Wiedergeburten der Gesellschaft, welche solche Geburtswehen mit sich führen, daß sie als ungeheure Strafgerichte über die Ausartungen angesehen werden können." Diese letzte Civilisationsfrucht hat am ausgeprägtesten jener Baum des Unglaubens getragen, der im 16. Jahrhundert in Italien aufgewachsen, von da seine Pfropfreiser in die andern Länder verschickt, im 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts von den englischen und französischen Deisten und Atheisten begossen und gepflegt, in der zweiten Hälfte in vollster Blüthe gestanden, am Ende gereift, durch den Gewittersturm der Revolution umgestürzt, aber nicht entwurzelt wurde.

*) Der Geist in der Natur. Deutsch von Kannegießer (Leipzig 1853).

[redacted]

Er ist deßhalb wieder ausgeschlagen, nicht mehr zwar als ein so kräftiger Baum wie das erstemal, aber in weit mehr wenn auch matteren Schößlingen den Acker der christlichen Civilisation überwuchernd und Verderben drohend. Wir wollen deßhalb gerade dieser Entwickelung eine besondere Aufmerksamkeit schenken.

Den Standpunkt des „Ver rongeur" halten auch wir mit E. Stephinsky (Trierer Gymnasialprogramm 1866) und seinem Recensenten im Theolog. Literaturblatt für einen mehr oder minder überwundenen; wir sind mit dem großen Bischof von Orleans noch heute ebenso Freunde der Classiker, wie es Clemens Alexandrinus und Hieronymus waren. Ja wir glauben mit dem Genannten, daß der heutige christliche Apologet das antike Heidenthum zur Bekämpfung des modernen als geschichtliche Waffe benutzen kann, und werden nach diesem Grundsatze in unsern Fragmenten verfahren. Man hätte im 16. Jahrhundert die Lüderlichkeit an den italienischen Höfen wohl auch ohne Classiker ebenso gut haben können, wie wir im 19. den Unglauben der Zeitungsschreiber ohne Classiker haben. Denn es ist nicht sowohl ein griechisch-römischer, als vielmehr ein orientalischer Knoblauchsgeruch, den diese modernste Civilisationsblüthe verbreitet. Es sind unsere Anbeter der Materie nicht von Homer, Sophokles oder Plato, nicht von Virgil, Cicero oder Tacitus dazu verführt worden, wie der angeführte Recensent richtig bemerkt. Immerhin jedoch ist die sogenannte Renaissance ein wichtiger Faktor in dem Zersetzungsprocesse der christlichen Civilisation geworden. Und merkwürdig bleibt es, wie mit dem Sinken des christlichen Glaubens der Reihe nach alle Erscheinungen heidnischer Cultur und Culturverfalles zum Vorschein kamen, bis sie, wie ähnlich einstens beim Untergange der römischen Republik, in dem Cultus der Isis, euphemistisch Göttin der Vernunft genannt, einen Höhe- und Wendepunkt erreichten. Es mag als harmlose Spielerei gelten und hat die Bedeutung wohl nicht welche die Gaumisten solchen Dingen beilegen, wenn Ficinus in Flo-

[redacted]

renz seine Zuhörer „Brüder in Plato" anredet, oder die Schüler des Pomponius Lätus in Rom auf ihre christlichen Taufnamen verzichteten und sich Kallimachus, Glaukus oder Asklepiades nannten; es mag der ersten überschäumenden Begeisterung zu Gute gehalten werden, wenn dieser Pomponius in der Hauptstadt der Christenheit dem Romulus Altäre baut, die Priester bei dem Einzuge des aufgefundenen Laokoon in Reihen aufgestellt das Haupt entblößten; wenn Sannazar von der heiligen Jungfrau als der alma parens, von dem Weihwasser als lustralibus undis redet. Unter diesen harmlosen Spielereien und unter der schönen Form sogen jedoch die Gebildeten das Gift lüsterner Epicuräer-Tendenzen ein.

Von Italien drang die Corruption zunächst und besonders nach Frankreich. Unter dem vierzehnten Ludwig war das Zeitalter des Augustus wieder aufgelebt; Horaz und Mäcen, Virgil und Terenz umstanden ihn unter den Gestalten von Boileau und Colbert, Racine und Moliere, die Nymphen und Faune waren wieder auferstanden, und schwirrten in den Gärten von Versailles umher; die ganze Mythologie wurde, in Dresden im wörtlichen Sinne des Wortes, in lebenden Bildern dargestellt, und verbreitete die tiefste Corruption. Die Schriftsteller großer Völker, sagt der Herausgeber Bouterweck's, sind die „Affen statt die Rivalen der großen classischen Muster" geworden, die Literatur, nachdem sie aufgehört religiös und national, damit natürlich und populär zu seyn, hat das Talent zur Rolle des Copisten erniedrigt, und ist am Ende geschmacklos geworden. Dieselbe Geschmacklosigkeit zeigte sich in der Kunst, dem bekannten Zopfstyle, und selbst in der Kleidung, in welcher Wolfgang Menzel sogar etwas Dämonisches findet. „Nie hat der barbarischste Wilde", bemerkt er, „den von Gott geschaffenen edlen Menschenleib durch Uebertünchung und lächerliche Ausschmückung so entstellt, als es damals von den gebildeten Classen geschah. Es liegt etwas Dämonisches darin. Systematische Verhäßlichung des Menschen ein ganzes Jahrhundert hin-

durch ist ebenso von welthistorischer Bedeutung, wie es die systematische Verschönerung in der Baukunst, Malerei und den Trachten des Mittelalters war." Das französische Königthum ließ sich alles das, diese Abrichtung der Menschen zur Denkweise des römischen Kaiser- und griechischen Alexanderthums, die Anlegung des Theaters zu einer monarchischen Vergötterungsschule u. dgl. sehr wohl gefallen. In heidnischem Boden wurzelt der Despotismus Ludwigs XIV.; in ihm gedeiht ebenso aber auch die Revolution. Die Begeisterung für Phillis und Phryne geht auf andere Personen, von Catilina's Mätresse auf diesen selber über.

Ehe wir den weitern Verfall der Civilisation betrachten, sei ein wenn auch sehr flüchtiger Blick auf die wahrhaft epidemische Ausbreitung des Unglaubens geworfen; denn mit dem Sinken des Glaubens hat das der Civilisation gleichen Schritt gehalten. Schon im zweiten und dritten Decennium nahm bekanntlich die sogenannte Freigeisterei in Holland, Deutschland, hauptsächlich in England überhand, wurde in Frankreich die Religionsverachtung selbst beim Volke zur Modesache. Die Erbauungsbücher wurden verdrängt; die geoffenbarte Religion als zu streng, beschwerlich und allmählig als lächerlich bezeichnet. Die aus Polen vertriebenen Socinianer fanden Aufnahme in Rudow und Anderswalde, in Holland und Siebenbürgen; die Deisten verwarfen Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele. Bolingbroke glaubte noch an einen Gott der die Welt nach physikalischen Gesetzen regiere, erklärte aber schon die heiligen Geschichtsbücher für Thorheit, alles Bemühen der Weltweisen von Plato bis Leibnitz für närrische Verwegenheit. Die Naturalisten Toland, Collin und Tindal errichteten jenes Zeughaus des Unglaubens, aus dem so viele ihrer Epigonen sich die Waffen geholt. Dem Thomas Woolston ist die Geschichte Jesu eine artige Sittenfabel, dem Thomas Morgan die Bibel ein Werk von Ränken, Lügen und Betrügereien, ein Inbegriff ruchloser Thaten, abgeschmackter Lehren und Gesetze. Nach Frankreich kam dieser

[redacted]

.nglaube durch Spedition holländischer Krämer; denn Bayle, lericus, St. Glain u. a. begossen und pflegten nur, was Spinoza gesäet. Er besonders hat jenen unermeßlichen Ab- ıll von dem christlichen Glauben verbreitet, an dem auch lt-Niederland bald hinsiechte. Als diese Republik, welche lbst noch de la Mettrie's „homme machine" durch Henkers- and verbrennen ließ, auf tiefem religiösen Ernste und stren- en Sitten beruhte, setzte sie einem Ludwig XIV. Schranken, erfügte über Spanien, beförderte die folgenreiche Umwäl- ıng in England, war geziert durch den Schmuck der Wissen- haften. Was hat sie für die Civilisation gethan, nachdem e den Todeskeim des Unglaubens in sich aufgenommen? achdem der niederländische Arzt Bernard von Mandeville in inem Werke „Von den Bienen" gefunden, daß die Lehre esu das Laster hege? Man kam immer weiter. Dem be- ınnten Peter Bayle ist der Manichäismus gründlicher als ıs Christenthum; dem Vorleser Friedrichs II., J. B. de oyer, Julian der größte Mann des Alterthums. Ein zweiter orleser desselben Königs, Offrey de la Mettrie, dem selbst riedrich die Grabschrift setzte: „petit philosophe, mediocre médecin, mais grand fou", betrachtet den Menschen als Materie, Pflanze, Thier, dessen höchstes Gut die Wollust sei. ugend und Laster sind ihm ein leerer Schall von Worten, er Weise fürchtet nichts als den Henker. Den Schlußstein ı dem Gebäude des Unglaubens, zu dem die Genannten nur nzelne Bruchstücke geliefert, bildet die Encyklopädie, jener ekannte Bund von sogenannten Philosophen; und zum Zei- hen, was für Civilisationsblüthen diese Pflanze triebe, schloß ch unmittelbar an ihn der Bund der Oeconomisten an. Die- lben verlangten ein rein thierisches Leben von dem Men- hen, öffentliche Begattung, Leder aus Menschenhaut (zu Meudon wurde in der That eine derartige Fabrik angelegt), bereitung eines Oeles aus dem menschlichen Cadaver, Spei- ıng der Gefangenen mit menschlichem Leichenfleisch u. s. w. s erschien eine Fluth von Schriften, von denen Mercier

[redacted]

sagt: „gebt eine Feder in die Klauen des Satans oder irgend eines menschenfeindlichen Genius, er wird es nicht leicht ärger machen.“ Die Lehren des Unglaubens fanden Eingang in alle Stände und Geschlechter. Der Abbé Barruel liefert ein Verzeichniß von Fürsten welche den gottlosen Bund unterstützten, von dem Bruder du Luc (Friedrich II.) und Katharina II. an, bis zu Friedrich dem Landgrafen von Hessen-Kassel herab. Selbst die Weiber blieben von der Ansteckung nicht frei: die Herzogin von Anville, die Marquise Sillery und andere ließen sich in die Mysterien der neuen Weisheit ebenso einweihen, wie die Frauen von Condorcet, Necker, Staël, Rolland und Dubeffant bis zu den Damen der Halle herab. Auch deutsche Fürstinen fehlten nicht, so Caroline von Anhalt-Zerbst und die berüchtigte Wilhelmine Markgräfin von Baireuth, bekannt unter dem Namen Schwester Guillemette. Der Klerus lieferte damals einen „Anacreon des Tempels“ in dem Abbé Chanlieu, einen „Lucian des Episcopates“ in Peter Camus; und Bernis, der spätere Cardinal, war der Verfasser der Liebesbriefe der Pompadour an den König. Sogar das Mönchthum lieferte sein Contingent in den Benediktinern Clemencet, Pernetti, Le Maire und andern. Der Unglaube wurde wahrhaft epidemisch, das Christenthum anfangs lächerlich gemacht, dann gehaßt, verfolgt, und zuletzt bekanntlich abgeschafft.

Mit der Abschaffung des Christenthums und der Einführung eines heidnischen Cultus waren merkwürdigerweise auch die heidnischen Culturzustände zur Stelle. Man mißt, um mit Harmlosem zu beginnen, nach Kilometer und wiegt nach Kilogramm; ein Morgen Land wird eine Hectare; man errichtet ein Athenäum, Odeon, Hippodrom. Junge Vestalinen sollen auf dem Altare der Freiheit ein ewiges Feuer unterhalten; der eine will die olympischen Spiele einführen, der andere die Spartanersuppe, St. Just alle Franzosen in die Tuchkittel der Lacedämonier kleiden; Carrier verlangt, die Jugend solle beständig die Kohlenpfanne Scävola's, den Tod

[redacted]

Cicero's und das Schwert Cato's vor Augen haben. Auf Cato und Cicero folgt Brutus, und der Nationalconvent erklärt, es sollten die Gemeinden nur mehr aus Brutussen und Publicola's bestehen. Da konnten denn auch die Tiberius und Nero nicht ausbleiben. Schon der Prinzregent von Orleans gab wie der sächsische August das Beispiel von Caligula's Blutschande, und der Adel zu Versailles glich vollkommen den römischen Senatorenfamilien zur Zeit Nero's. Wollust und Grausamkeit, den innigen Zusammenhang von Cultus und Cultur bestätigend, charakterisirt die Priester des Isiscultus zur Zeit der Revolution in Paris noch ebenso wie einige Jahrtausende früher das vorderasiatische oder punische Heidenthum, welches besonders den Cultus dieser großen Mutter pflegte. Nachdem noch Rabant St. Etienne verlangt hatte, daß der Staat nach den Vorschriften der Spartaner oder Kretenser schon des Menschen in der Wiege sich bemächtigen müsse; nachdem Ehescheidung, Unterrichtsmonopol und andere lykurgischen Einrichtungen getroffen waren: folgte auf diese griechische die römische Cultur, auf griechisches Beamtenthum römisches Cäsarenthum und Säbelregiment. Und damit auch die eigentliche charakteristische Blüthe heidnischer Civilisation, die Sklaverei nicht fehle, so wurden ganze Völker, darunter und zuerst die „große Nation“, die Sklavenheerde eines Despoten.

Aehnliche Civilisationsblüthen wie in Frankreich, wenn sie auch nicht zur ausgebildeten Frucht vollständig heidnischer Culturzustände heranreiften, brachte der Unglaube auch in den andern Ländern Europa's hervor. Wir haben oben einige Häupter aus der englischen Deistenschule genannt; sie richteten jedoch nicht soviel Unheil als ihre Genossen in Frankreich und Deutschland an, weil sie an dem Glauben des Volkes und selbst der Aristokratie einen kräftigen Widerstand fanden. Die Culturblüthe welche der in das classische Gewand gekleidete Unglaube in England getrieben, war wie auch anderwärts die Roccocoperiode; ihr literarischer Reprä-

[redacted]

sentant der bekannte Dichter Pope. Gätschenberger*), obgleich er in dem englischen Deismus noch wissenschaftliche Tiefe findet, charakterisirt diese Periode doch ganz gut, wenn er u. a. sagt: „Kraft, Originalität, Phantasie mußten sich in die Zwangsjacke einschnüren, beschneiden lassen, bis sie verkrüppelten, wie die Bäume unter der kunstgerechten Scheere. Das Große, Gigantische haßte jene Zeit; Shakespeare schien ihr ein betrunkener Wilder... Edlen Thematen begegnen wir bis zu Thomson nicht mehr, so wenig wie einem neuen Bilde der äußeren Natur. Dagegen nimmt sich Pope den Raub einer Locke, wie sein Boileau die Wegnahme eines Chorpultes, zum Vorwurfe. Man schmeichelte nebenbei als Höfling seinen Parteihäuptern, verherrlichte Marlborough's Geliebte, oder wärmte alten mythologischen Kram wieder auf." Nachdem noch Johnson demselben Geschmacke gehuldigt, schnitt England am ersten den classischen Zopf wieder ab, schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Thomsons „Jahreszeiten", von Haller und Kleist, der „Londoner Kaufmann", von Lessing nachgeahmt; der bekannte „Vicar of Wakefield", „die heilige Poesie der Hebräer" von Lowth, Macpherson's Ossian und anderes geben Zeugniß davon. Und was hat die englische Literatur vor tieferem Verfalle bewahrt? Die zwei Elemente: Religion und Volksthum. England blieb dem germanischen Mittelalter näher als Frankreich, und erhielt die Landeskirche als eine mit dem Staate innig verbundene Anstalt noch lange in vollem Ansehen.

Von Frankreich kam der Unglaube unter der Aegide eines Aranda und Pombal, würdige Gesellen Choiseuls, nach Spanien und Portugal, und sein kalter Hauch knickte auch hier die Blüthen christlicher Civilisation. Zu welcher Erbärmlichkeit ist nicht unter diesem Hauche das letztgenannte Land herabgesunken! Zufrieden und wohlhabend unter Joseph Manuel, verarmte es in Folge des unglückseligen Absperrungs-

*) Geschichte der englischen Literatur. Wien 1863.

[redacted]

systems und Anbaues fremder Produkte, und wurde namentlich der Kaufmannsstand gänzlich ruinirt. Früher so volksthümlicher Institute sich erfreuend, führte der ingrimmige Jesuitenfeind ein Spionir- und Verfolgungssystem ein, dem über neuntausend Opfer fallen mußten; einen Schul- und Studiendespotismus, der seines gleichen vergeblich sucht. In dem sonst so ruhm- und thatenreichen Lande auf einmal statt der hochherzigsten Aufopferung ein maßloser Egoismus; statt des unbeugsamsten Heldenmuthes weichliche Feigheit; statt eines großartigen Unternehmungsgeistes niedrige Intriguensucht; statt eines Sängers der Lusiade die Pasquillanten Parisot, Ibagnez und anderes literarisches Ungeziefer. Das „gläubigste" Königreich ist von dem Tage an da Pombal die christlichen Traditionen wegwarf, in den Augen der Welt verächtlich, seine Colonien durch Unordnung und Schwäche sprichwörtlich geworden; die Wolke welche über dem Vaterlande de Britto's und Lainez' hing, warf ihre Schatten bis auf die wasserlosen Wüsten Afrika's. Wie das Christenthum auch die wildesten Völker zu civilisiren versteht, dafür werden wir in einem folgenden Fragmente einige Beispiele anführen; wie im Gegensatze dazu der Unglaube civilisirt, das heißt zur Barbarei zurückführt, dafür mögen gerade diese portugiesischen und spanischen Colonien als Beweise gelten. Ein anglikanischer Schriftsteller*) sagt darüber: „Pombal entfernte diejenigen, welche sich uneigennützig bemühten die Veredlung und das Glück der Indianer zu fördern; er setzte Menschen an ihre Stelle die das Amt nur aus Gewinnsucht übernahmen; und dem Processe der Civilisation wurde plötzlich und für immer Einhalt geboten. Schon nach fünfundzwanzig Jahren lag die prächtigste Colonie welche Portugal jemals besessen, in Ruinen. Verfall und Verwüstung waren dem Wohlstande gefolgt, der zur Zeit der Missionäre geherrscht

---

*) Southey, an verschiedenen Stellen in Marshall's schönem Buche „die Missionen" angeführt.

[redacted]

hatte; die Häuser eingestürzt, die Felder mit Wald überwachsen, die Marktplätze mit Gras bedeckt, die Kalköfen, Töpfereien, Calicofabriken in Trümmer." Aehnlich wie diesem portugiesischen Uruguai erging es dem spanischen Paraguai. „Was ist aus ihm geworden", fragt der genannte Schriftsteller, „unter Aranda's hungrigen Spitzbuben, sonst auch Administratoren oder Civilgouverneure genannt? Sie sollten die Reduktionen von der Tyrannei der Jesuiten reinigen, und die Künste welche diese eingeführt, wurden vernachlässigt und vergessen, die Gärten lagen wüste, die Webstühle zerfielen in Stücke; Epidemien, zur Zeit der Missionäre unbekannt, weil durch strenge der Gesundheit dienende Anordnungen fern gehalten, wurden einheimisch; und die Indianer, in ihren Krankheiten sonst von den Jesuiten gepflegt, starben nun wie die Thiere des Feldes; vierhundert Städte waren bis zum Jahre 1835 zu Grunde gegangen, von hunderttausend Einwohnern keine tausend Seelen mehr übrig; das Volk wurde lasterhaft und elend, und hatte die Alternative, entweder zu bleiben und als Sklaven behandelt zu werden, oder in die Wälder zu fliehen und es wieder als Wilde zu versuchen." Das ist von den vielen Bildern nur eins, welche mit der Unterschrift sich aufrollen ließen: Civilisation des Unglaubens in der neuen Welt. Kehren wir jedoch nach diesem kurzen Ausfluge zur alten zurück.

In Deutschland verband sich mit dem Humanismus zuerst die Reformation, und hat ihm schon viel zu viel christlichen Glauben zum Opfer gebracht. Was sie mit seiner Hülfe der alten Kirche abgerungen, hat sie später zehnfach an den Unglauben verloren. Den souveränitätssüchtigen Territorialherrn kam die Renaissance ebenso erwünscht wie den Medicäern; denn eine Jugend, an altrömische Unterthanentreue und Sklavengefühle gewöhnt, mußte bald die Erinnerungen an deutsche Freiheit verlieren. Das Gesindel an den Höfen und ihren Vorzimmern lebte nach den lüstern-heidnischen Grundsätzen, auch ohne sie in den Classikern zu

[redacted]

studiren. Dazu kam der kalte Nord des philosophischen Unglaubens, welcher vollends knickte was von christlicher Civilisation der glühende Hauch südepicuräischer Sinnlichkeit noch nicht versengt hatte. So war der Verfall des christlich germanischen Volkes unvermeidlich und er wäre noch tiefer gewesen, wenn das Heidenthum nicht einen immer noch kräftigen Widerstand gefunden hätte an dem deutschen Volke. Es waren freilich nur wenige Volksstämme noch, die für Religion und Vaterland kämpften in dem Jahre in welchem die „Wahlverwandtschaften" erschienen; und das waren außer Hannoveranern und Braunschweigern die katholischen Tyroler. Der religiöse und politische Verfall mußte natürlich auch in Literatur und Kunst sich zeigen; und er zeigte sich, mag man immerhin die Dichter dieser Periode „deutsche Classiker" nennen. In ihrer weitaus überwiegenden Mehrzahl, so ungefähr charakterisirt sie Wolfgang Menzel*), haben sie das gesunde deutsche Mannesgefühl, die sittliche Kraft und das christliche Bewußtseyn geschwächt, den heidnischen Gelüsten beredte Worte und eine falsche Begeisterung geliehen, und dem Epicuräismus der Höfe geschmeichelt. Ihre gepriesene Humanität war selbst bei den bedeutenderen nur eine Emancipation des Fleisches auf Kosten der Moral, eine Beschönigung der sogenannten lieben Natur, eine poetische Rechtfertigung menschlicher Schwächen und Unarten. Was von stoischem Stolze und andern classischen Tugenden sich bei ihnen findet, sind bloße philosophische Sentenzen und Phrasen." Der sogenannte Vater der deutschen Dichtkunst, um nur den einen oder andern zu nennen, war nichts als ein Nachahmer französischer Vorbilder. Man kann ihm, nach dem plastischen Ausdrucke eines Literarhistorikers, keinen höhern Werth beilegen, als den Perückenmachern, Friseuren und Putzmacherinen welche gleichfalls Pariser Moden in deutsche Städte einführten;

---

*) Literaturblatt 1856, Nr. 42.

[redacted]

denn von der ächten Antike, wie sie z. B. Winkelmann aufgefaßt, hatte er keine Ahnung. So recht als Repräsentant der Zeit kann Kotzebue gelten, denn er ist Creatur und Schöpfer derselben, sagt Görres*). „Zu ihren Füßen hat er gesessen, und sie horchend zu den seinigen; in seinen Dichtungen und sonstigen Werken ist der Rahm ihres hohlen jämmerlichen Treibens abgeschöpft, und sie dagegen hat ihre größten Staatsaktionen mit seinen Phrasen ausgestattet; all ihre Armuth hat sie in ihn zusammengelegt, und er hinwiederum hat ihr aus den Ringen und Ohrgehängen die sie ihm dargebracht, das goldene Kalb gegossen das sie im Leben und seinem Spiegel, auf der Bühne, umtanzte." Und welches ist die Civilisation, die er repräsentirt? Er hat es schamlos und principienmäßig sich zur Aufgabe gemacht, sagt Eichendorff, alle sittlichen Mächte des Lebens, der Religion, Ehre, Vaterlandsliebe als altmodische Träumereien zur Zielscheibe frivolen Witzes öffentlich an den Pranger zu stellen, und dafür einen glatten weltmännischen Nihilismus als das allein Verständige zur Herrschaft zu bringen. Er wußte die schlummernden Sünden und Schwachheiten der Nation gegen ihre Tugenden aufzurufen, einzig durch die perfide Escamotage, womit er diese lächerlich und jene liebenswürdig darstellte, den Unglauben durch aufgeblasenes Weltbürgerthum, Diebstahl durch zärtliche Familiensorge, Lüderlichkeit durch ein sogenanntes gutes Herz, gefallene Mädchen durch leichtfertige Thränen gar preiswürdig zu Ehren brachte. Und einen solchen Mann schämte sich Deutschland nicht zu seinem Theater-Könige auszurufen.

Wie mit den schönen, verhält es sich ähnlich mit den andern Wissenschaften in diesem Jahrhundert. Was es wirklich geleistet, war nur ein Einsammeln jener Früchte, welche die Jahrhunderte des Glaubens gesäet und gepflegt hatten.

---

*) „Kotzebue und was ihn gemordet", in der Zeitschrift „die Wage" von Börne. Frankfurt 1819.

[redacted]

Die Fortschritte in den sogenannten exakten Wissenschaften beruhten auf den Forschungen eines Baco, Newton, Kepler, und das waren religiös-gläubige Männer; selbst die gerühmte Philosophie stand auf den Schultern von Descartes. Diese Philosophie des Unglaubens war zudem nur ein Uebergang. Niemand huldigt ihr mehr. Die einen haben sich wieder nach rechts zu den Principien des christlichen Glaubens, die andern nach links zu dem vollends heidnischen Materialismus gewendet. Ja sie ist fast zum Spotte geworden; ihre Nachzügler gelten längst nicht mehr wie ehedem für „starke Geister", man sagt wieder mit dem alten Seneca: philosophi natio credula.

Was das Jahrhundert im Capitel des Aberglaubens geleistet, werden wir in einem der nächsten Fragmente sehen. Allmählig wird man ebenso aufhören dieses Jahrhundert des Unglaubens das aufgeklärte zu nennen, wie man allmählig aufhört das Mittelalter die finstere Zeit zu nennen. Schon die Zeitgenossen fingen in ihren hervorragendsten Geistern an der Vortrefflichkeit ihres Jahrhunderts zu zweifeln an. Wir erinnern nur an Schiller. „Der verachtende Blick", sagt er *), „den wir auf die Periode des Mittelalters zu werfen gewohnt sind, verräth weniger den rühmlichen Stolz der sich fühlenden Stärke, als den kleinlichen Triumph der Schwäche, die durch einen ohnmächtigen Spott die Beschämung rächt welche das höhere Verdienst ihr abnöthigte. Was wir auch vor jenen finsteren Jahrhunderten voraus haben mögen, so ist es höchstens nur ein vortheilhafter Tausch, auf den wir allenfalls ein Recht haben könnten stolz zu seyn. Der Vorzug hellerer Begriffe, besiegter Vorurtheile, gemäßigterer Leidenschaften, freierer Gesinnungen — wenn wir ihn wirklich zu erweisen im Stande sind — kostet uns das wichtige Opfer praktischer Tugend. Dieselbe Cultur welche in unserm Gehirn das Feuer

*) Vorrede zu einer Geschichte des Malteserordens nach Vertot.

[redacted]

eines fanatischen Eifers auslöschte, hat zugleich die Gluth der Begeisterung in unsern Herzen erstickt, den Schwung der Gesinnungen gelähmt, die thatenreifende Energie des Charakters vernichtet.“ Ein Jahrhundert, dem Dinge wie die genannten fehlen, kann unmöglich die Blüthezeit der Civilisation bezeichnen. Das 18. Jahrhundert war ein Jahrhundert der Aufklärung, aber einer Aufklärung bei der, wie ein geistreicher Mann gesagt, der Teufel die Kerze gehalten.

LV.

Aktenmäßige Beleuchtung der Wirren in der Diöcese Rottenburg.

II.

Vor Allem haben wir hier zu bemerken, daß wir Anstand genommen hätten die Aeußerung oder Anklageschrift des Hrn. Prof. Himpel zu veröffentlichen, wenn nicht schon Bruchstücke wörtlich in der „Aktenmäßigen Darlegung über das Verhalten des Hrn. Regens Dr. Mast in der Denunciationssache. Rottenburg, im bischöfl. Ordinariat, den 12. September 1868“ — amtlich an die hochwürdige Geistlichkeit des Bisthums Rottenburg zugeschickt — veröffentlicht worden wären. Die Veröffentlichung wurde in officiöser Weise im Deutschen Volksblatt angekündigt, und durch dieselbe „Aktenmäßige Darlegung“ sind auch Theile aus der Verantwortung des Hrn. Regens Mast diesem und damit auch anderem Publikum mitgetheilt worden. Unter solchen Umständen haben wir weder ein formelles noch materielles Bedenken getragen, im Interesse der objektiven Darlegung des Sachverhalts diese Dinge zur weitern Publicität zu bringen.

[redacted]

Am 28. April, sogleich nach Einlauf der Himpel'schen Aeußerung, forderte das bischöfl. Ordinariat den Regens Mast auf, über die damals in Umlauf gekommenen Gerüchte daß die Seminarsvorsteher eine Bittschrift betreffend kirchliche Verhältnisse der Diöcese Rottenburg an den heil. Stuhl nach Rom gesendet haben sollten, sich zu äußern; und am 1. Mai wurde ihm die Beschwerde der Fakultät, „daß vom Seminar eine perpetuirliche feindselige Aktion gegen Tübingen (Fakultät und Convikt) ausgehe", mit dem Anfügen mitgetheilt, sich darüber pflichtmäßig gegen die bischöfliche Stelle auszusprechen *). Am 21. Mai gab Dr. Mast betreffs letzteren Punktes einfach die Erklärung ab, daß diese Ueberzeugung (der Fakultätsmitglieder) eine unbegründete sei; und bezüglich des andern Punkts schon am 3. Mai, daß eine solche Bittschrift von den Seminarsvorstehern nicht eingegeben worden, und daß die dießbezüglichen Gerüchte unrichtig seien; er wisse von einer solchen Bittschrift nichts. Das bischöfl. Ordinariat begnügte sich aber mit ersterer Erklärung nicht, sondern machte dem Regens Mast unterm 26. Mai die Eröffnung: „Der Beibericht des Herrn Regens antwortet nur auf die Ueberzeugung der Fakultät, nicht aber auf die des Conviktsdirektors. Nach vorliegenden amtlichen Berichten beklagt nun aber dieser und die Conviktscommission, daß die früheren Repetenten Mühling und Sporer vornämlich unter der Einwirkung des Hrn. Regens gestanden seien, und wir werden dringend gebeten, fremdartigen störenden Einflüssen auf die Repetenten und das Wilhelmsstift zu steuern. Da es uns in der verantwortungsvollen Stellung welche wir vor Gott und der Kirche haben, eine sehr angelegentliche Sache ist, in die obschwebende Streitsache zum Heil und Nutzen der Diöcese eine Beilegung zu bringen, diese aber von einer Klarstellung der wirklichen Verhältnisse bedingt ist, so erwarten wir von dem Hrn. Regens in den sämmtlichen obigen Beziehungen in thunlichster Bälde eingehende Aeußerung." Hierauf antwortete Hr. Regens Mast am 10. Juni: „Was mein Verhältniß zum Convikt und dessen Vorstand betrifft, wollte ich in meiner

*) Aktenmäßige Darlegung ꝛc. S. 4 und 5.

[redacted]

Eingabe vom 21. Mai dasselbe keineswegs ausgeschlossen wissen, wenn ich erklärte, daß ich von einer perpetuirlichen feindseligen Aktion gegen Tübingen nichts wisse. Ich wiederhole nun hiemit ausdrücklich, daß ich mich einer solchen auch gegen das Convikt und den Direktor nicht bewußt bin. Was hätte ich für einen Grund dazu?" Dann legt er seine Anschauungen über klerikale Erziehung in tridentinischen Instituten als das objektiv und absolut Bessere dar, und erklärt es „als eine durchaus unberechtigte Unterstellung, wenn aus genannten Anschauungen der Schluß gezogen wird, daß man deßwegen consequent den Convikten den Untergang wünschen müsse. Wie oft muß man sich mit dem relativ Besseren begnügen, wenn aus irgend welchen Gründen das absolut Bessere nicht erreichbar ist? Dieß war der Standpunkt der Convention „quamdiu Seminarium ad normam Concilii Tridentini *desiderabitur* et Convictus publici aerarii maxime sumptibus sustentati existunt" — ich kenne keinen andern, und von ihm aus wünsche ich den Convikten von Herzen allen Segen und das beste Gedeihen" *).

Ohne uns hier auf eine Kritik des ganzen Verfahrens einzulassen, müssen wir Einen Punkt wenigstens hervorheben: In der verantwortlichen Stellung vor Gott und der Kirche verlangt das bischöfl. Ordinariat unterm 26. Mai „Klarstellung der wirklichen Verhältnisse zur Beilegung der obschwebenden Streitsache zum Heil und Nutzen der Diöcese"; und wie diese Beilegung geschehen kann, ist unmittelbar vorher gesagt, daß das Ordinariat nämlich „dringend gebeten werde, fremdartigen störenden Einflüssen auf die Repetenten und das Wilhelmsstift zu steuern." Nun aber hatte das Ordinariat durch Receß vom 6. Mai bei Beginn des Sommersemesters an die Repetenten am Wilhelmsstift bereits diesen Einflüssen gesteuert, indem darin die Repetenten, wie schon gemeldet, ermahnt werden, „einmüthigen Geistes mit dem Direktor zusammenzuwirken", und besonders noch Repetent Buß, „nicht die Wege Mühling's und Sporer's zu gehen, sondern sich von unberechtigten Einflüssen

*) Aktenmäßige Darlegung S. 4.

[redacted]

fern zu halten." Waren denn schon damals dem bischöflichen Ordinariate „die wirklichen Verhältnisse klar gestellt"? oder hat es ohne diese Klarstellung diesen in der Ueberzeugung der Conviktscommission und des Direktors vorhandenen unberechtigten Einflüssen amtlich gesteuert, daß es nachträglich so feierlich unter Hinweis auf die „verantwortungsvolle Stellung vor Gott und der Kirche" den Regens Mast über seinen fraglichen Einfluß inquirirt, um ihm zu steuern?

Wir haben diesen Punkt betont, um einerseits die in der ganzen Situation gelegenen Gründe anzudeuten, warum Herr Regens Mast dem bischöfl. Ordinariate gegenüber bei den dießbezüglichen Inquisitionen eine reservirte und den Tübinger Anklagen gegenüber eine nur streng defensive Haltung beobachtete; und um andererseits den Satz in der „Aktenmäßigen Darlegung" ꝛc. S. 3 zu würdigen: „So ist es dem Bischof vorbehalten geblieben, seitens des heil. Stuhles gewissermaßen die erste Kunde bezüglich der in Rede stehenden Erfahrungen seines eigenen Regens zu erhalten."

Der päpstliche Nuntius in München lenkte nämlich auf den oben mitgetheilten Artikel Nr. 69 des Deutschen Volksblattes und die Entfernung der zwei Repetenten vom Tübinger Convikte seine Aufmerksamkeit, und hatte von den in der Eingabe der Repetenten bezeichneten, von ihnen wahrgenommenen Mißständen am Convikte Kunde erhalten; wie es denn seine Stellung mit sich bringt nicht bloß über die kirchlichen Vorgänge Bayerns, in dessen Hauptstadt er residirt, sondern auch der andern außerösterreichischen Länder sich auf dem Laufenden zu erhalten. Daher zog er bei mehreren ihm zuverlässig erscheinenden Geistlichen vertrauliche Informationen über die Vorgänge und Zustände der klerikalen Bildung und Erziehung am theologischen Convikt in Tübingen ein, um sie nach Rom zu berichten. So unterm 11. April auch bei Hrn. Regens Mast. Diese Aufforderung zu einem Bericht über den Zustand am Convikte motivirte der Nuntius mit der Bemerkung, daß er solche Dinge über dieses Institut höre, die „jeden Katholiken, wenn sie gegründet wären, mit Schmerz erfüllen müßten." Regens Mast berichtete nun an den Nuntius theils was er von zuver-

[redacted]

lässiger Seite über verschiedene Vorgänge daselbst wußte, theils seine eigenen an den vom Convikt in's Seminar übergetretenen Zöglingen gemachten Erfahrungen. Das Resultat hievon faßt er dahin zusammen, daß der dortige Conviktsdirektor einen „praktisch liberalen Standpunkt der Erziehungsweise" einhalte, „und auch den Grundsätzen nach liberal sei, weßwegen sein Verbleiben in dieser Stellung der Diöcese zum Schaden gereiche"*). Dabei verhehlte er dem Nuntius nicht, daß das Ordinariat dem Conviktsdirektor strengere Weisungen habe zugehen lassen. Als er nun vom Ordinariat unterm 28. April zur Aeußerung über eine gerüchtweise an den heil. Stuhl von den Seminarsvorständen eingereichte Bittschrift aufgefordert wurde, wandte er sich sogleich an den Nuntius mit der Frage, ob denn seine berichtliche Eingabe als eine Bittschrift angesehen werden könne und er so bejahend antworten müßte. Der Nuntius antwortete ihm: Si vis, respondere potes negative ad propositam Tibi interrogationem. *Revera enim falsum est, quod asseritur.* — In casu extremo potes, si Tibi placeat, referre, quomodo totum hoc negotium se habuerit: quomodo videlicet *ego prior Te interrogaverim*, et Tu juxta conscientiae Tuae judicium mihi responsum dedisti"**). Regens Mast gab nun auf die ihm vorgelegte Frage mit gutem Gewissen am 21. Mai eine verneinende Antwort an's bischöfl. Ordinariat, wie bereits gemeldet, und erachtete „den äußersten Fall" noch nicht gekommen, um dem Ordinariat von der vertraulichen Anfrage des Nuntius und seiner Mittheilung an diesen Eröffnung zu machen. „Ich entschloß mich", sagt er später am 2. September selber dem Ordinariate gegenüber, „zum Ersteren in der festen Ueberzeugung, so keinen Fehler zu begehen, um so mehr, da ich erstaunt war in einer Sache inquirirt zu werden, in welcher ich von einem unveräußerlichen Rechte eines jeden Katholiken Gebrauch machend gehandelt, ja sogar einer Pflicht genügt habe, indem ich einer ausdrücklichen

*) Aktenmäßige Darlegung S. 2.

**) A. a. O. S. 3.

[redacted]

Aufforderung des Repräsentanten des heiligen Stuhles nachgekommen bin."

Wenn auch Regens Mast über einzelne Zustände und Vorgänge im Convikt nicht amtlich und schriftlich, wie ihm vom Ordinariate zum Vorwurf gemacht wird, bisher berichtet hatte, so hatte er doch dann und wann in gelegentlichen Unterredungen mit dem Bischof und einzelnen Ordinariatsmitgliedern mündlich den einen und andern Punkt berührt, so weit es ohne den Vorwurf eines unbefugten Einmischens in Sachen die ihn nichts angehen, und eines Eingriffs in die unmittelbare bischöfliche Oberaufsicht über das Convikt, zulässig war. Er hatte auch in seinen Berichten über die Zöglinge des Seminars die hervortretenden Gebrechen an den einzelnen immer pflichtgetreu namhaft gemacht, wodurch es dem bischöfl. Ordinariate doch nahe gelegt war selber über die Ursachen der bezeichneten Dispositionen, mit welchen manche Zöglinge vom Convikt in's Priesterseminar übertraten, genauer sich zu informiren, wenn es nicht schon etwa wußte, daß dazu viel auch das liberale Erziehungssystem im Convikte beitrug. Als Vorstand des Seminars hatte er offenbar nicht die Pflicht, über das Convikt amtlich zu berichten; eine solche Pflicht hatte er nur im allgemeinen wie jeder andere, der von fraglichen Uebelständen Kenntniß hat; und nachdem die Repetenten dieser Pflicht nachgekommen, aber minder günstig dabei aufgenommen worden, so lag bei diesem Thatbestand der Dinge auch die allgemeinere Pflicht für Regens Mast um so weniger vor, als ihm eben in Bezug auf das Auftreten dieser Repetenten ein „fremdartiger störender Einfluß" zur Last gelegt und er auf diesen Einfluß inquirirt wurde. Mit welchem Rechte konnte ihm nun die Verantwortung der von den Repetenten gemachten und dem Ordinariate mitgetheilten Wahrnehmungen zugeschoben werden?

Wenn der Herr Regens die allgemeinere Pflicht, auf die Mißstände der klerikalen Erziehung am Convikt direkt aufmerksam zu machen, dem bischöfl. Ordinariate gegenüber anerkannte (a. a. O. S. 5), so hatte er doch, wie man sieht und wie er selber dem Ordinariate erklärt, „auf der andern Seite gute Gründe sich zurückzuhalten, weil eben die Opportunität auch da wo

liberale Erziehung u
Vorstandes zurück; d
so manchem Studen
und daß, wenn man
das argue, obsecra,
legen seyn ließe, ei
nicht erzielt werden
bemerkt, aus Auffo
richtet. Als nun das
chen am 25. August
Denunciation, und u
Zustände der Convikte
am 1. September zur
Denunciation auf
des Erlasses abzugebe
seines Priesterworts
klären, ob er in irge
oder intellektuell und
des Bischofs, über un
vikte in Ehingen, Ro
ciationen betheiligt se

hielt und solche namentlich schon zur Zeit unseres Erlasses vom 28. April d. Js. erhalten hatte" (a. a. O. S. 2).

Darauf gab Regens Mast am 2. September die Antwort: „Hochwürdigstem bischöflichen Ordinariat beehre ich mich hiemit das h. Dekret vom 1. d. Mts. wie befohlen sogleich zu beantworten — der Wahrheit gemäß und in Kraft der fides sacerdotalis. Was von Anderen, sei es in oder außer dem Lande, gegen die Amtsführung des Bischofs, über unsern Diöcesan-Klerus und die Convikte in Ehingen, Rottweil und Tübingen entweder beim heil. Stuhl unmittelbar oder bei der Nuntiatur denuncirt seyn mag, davon hat der Unterzeichnete nie Kenntniß gehabt und hat noch in diesem Augenblicke keine Kenntniß davon, konnte es deßwegen weder billigen noch mißbilligen, und muß jegliche Art von Betheiligung daran läugnen. Dagegen weiß er, was er selbst gethan hat, und trägt keinen Anstand alles offen zu sagen. Unter dem Datum vom 11. April erhielt er ein Schreiben von dem ihm vorher ganz unbekannten Nuntius, das ihn aufforderte, über den Stand des Convikts zu Tübingen zu berichten." Er sagt dann das hierüber schon Mitgetheilte, wie er ganz in dem Sinne berichtet habe, in welchem er später aus Anlaß seiner Vertheidigung gegen die Ruckgaber'schen Aufstellungen dem Ordinariate unterm 22. August seine Eingabe gemacht habe, und fügt dem bei: „Dieß ist die Hauptsache und der Kern meines Briefes gewesen; von den niedern Convikten sagte ich sehr wenig und nur ganz vorübergehend. Auf die Amtsführung des Bischofs bin ich nicht eingegangen, und habe auch keine Urtheile über den Diöcesanklerus abgegeben. Dieses Schreiben schickte ich vor dem 28. April ab. Als nun durch das Dekret vom 28. (April) die Aufforderung an die Seminarvorstände erging, sich zu äußern, ob sie keine Bittschrift an den heil. Stuhl abgesandt hätten, wandte ich mich an den Nuntius mit der Frage, ob denn meine Eingabe als eine Bittschrift angesehen werden könne und ich so bejahend antworten müßte." Dann theilt er die oben schon angeführte Antwort des Nuntius mit, daß und warum er verneinend antworten, und „im äußersten Fall" die vertrauliche Anfrage des Nuntius und die abgegebene Antwort darauf dem Ordinariat eröffnen könne.

[redacted]

Pflichten zu erfüllen sind, nicht unberücksichtigt gelassen werden darf." „Diese schien nun aber, sagt er weiter, gekommen zu seyn, als ich den Ruckgaber'schen Aufstellungen erwidern mußte." In der hier berührten Erwiderung vom 22. August auf die Anschuldigungen des Conviktsdirektors Ruckgaber über feindselige Haltung und störende Einflüsse des Regens Mast legte letzterer offen dem Ordinariat die an manchen Zöglingen beobachteten unklerikalischen Eigenschaften dar: Räsonnirgeist, gewissen Mangel kindlicher Ergebenheit und Unterwürfigkeit der kirchlichen Autorität gegenüber, Genußsucht ꝛc., und führt sie auch auf die liberale Erziehung und die liberalen Grundsätze des Convikts-Vorstandes zurück; daß es „große Mühe und Arbeit koste, aus so manchem Studenten einen ordentlichen Alumnus zu machen, und daß, wenn man nicht in den ersten Monaten Tag für Tag das argue, obsecra, insta opportune et importune sich angelegen seyn ließe, eine genügende Disposition zu den Weihen nicht erzielt werden könnte." In diesem Sinne hatte er, wie bemerkt, aus Aufforderung auch dem Nuntius im April berichtet. Als nun das bischöfl. Ordinariat vom Nuntius in München am 25. August einzelne Beschwerdepunkte der sogenannten Denunciation, und unter diesen auch über die eben geschilderten Zustände der Conviktserziehung erhalten, forderte es den Regens am 1. September zur Aeußerung wegen Betheiligung an der Denunciation auf, die er binnen 24 Stunden nach Empfang des Erlasses abzugeben habe: er habe sich „unter Verpfändung seines Priesterworts und seiner Priesterehre schriftlich zu erklären, ob er in irgendwelcher Weise, direkt oder indirekt, aktiv oder intellektuell und moralisch an den wider die Amtsführung des Bischofs, über unsern Diöcesanklerus und die über die Convikte in Ehingen, Rottweil und Tübingen angebrachten Denunciationen betheiligt sei; ob er von den, wie es nach mehreren Anzeichen scheint, schon vom vorigen Herbst her sich datirenden Vorbereitungen hiezu Kenntniß hatte, oder ihnen irgendwie beihalf, ob er, da die Denunciationen wirklich ausgeführt und angebracht wurden, von deren Inhalt Kenntniß hatte, sie billigte oder sonstwie hiebei sich betheiligte; ob er endlich wenigstens, nachdem sie angebracht waren, von deren Existenz sichere Kenntniß er-

[redacted]

hielt und solche namentlich schon zur Zeit unseres Erlasses vom 28. April d. Js. erhalten hatte" (a. a. O. S. 2).

Darauf gab Regens Mast am 2. September die Antwort: „Hochwürdigstem bischöflichen Ordinariat beehre ich mich hiemit das h. Dekret vom 1. d. Mts. wie befohlen sogleich zu beantworten — der Wahrheit gemäß und in Kraft der fides sacerdotalis. Was von Anderen, sei es in oder außer dem Lande, gegen die Amtsführung des Bischofs, über unsern Diöcesan-Klerus und die Convikte in Ehingen, Rottweil und Tübingen entweder beim heil. Stuhl unmittelbar oder bei der Nuntiatur denuncirt seyn mag, davon hat der Unterzeichnete nie Kenntniß gehabt und hat noch in diesem Augenblicke keine Kenntniß davon, konnte es deßwegen weder billigen noch mißbilligen, und muß jegliche Art von Betheiligung daran läugnen. Dagegen weiß er, was er selbst gethan hat, und trägt keinen Anstand alles offen zu sagen. Unter dem Datum vom 11. April erhielt er ein Schreiben von dem ihm vorher ganz unbekannten Nuntius, das ihn aufforderte, über den Stand des Convikts zu Tübingen zu berichten." Er sagt dann das hierüber schon Mitgetheilte, wie er ganz in dem Sinne berichtet habe, in welchem er später aus Anlaß seiner Vertheidigung gegen die Ruckgaber'schen Aufstellungen dem Ordinariate unterm 22. August seine Eingabe gemacht habe, und fügt dem bei: „Dieß ist die Hauptsache und der Kern meines Briefes gewesen; von den niedern Convikten sagte ich sehr wenig und nur ganz vorübergehend. Auf die Amtsführung des Bischofs bin ich nicht eingegangen, und habe auch keine Urtheile über den Diöcesanklerus abgegeben. Dieses Schreiben schickte ich vor dem 28. April ab. Als nun durch das Dekret vom 28. (April) die Aufforderung an die Seminarvorstände erging, sich zu äußern, ob sie keine Bittschrift an den heil. Stuhl abgesandt hätten, wandte ich mich an den Nuntius mit der Frage, ob denn meine Eingabe als eine Bittschrift angesehen werden könne und ich so bejahend antworten müßte." Dann theilt er die oben schon angeführte Antwort des Nuntius mit, daß und warum er verneinend antworten, und „im äußersten Fall" die vertrauliche Anfrage des Nuntius und die abgegebene Antwort darauf dem Ordinariat eröffnen könne.

[redacted]

Als diesen „äußersten Fall“ erkannte Regens Mast die vorhin mitgetheilte, alle möglichen Arten einer Betheiligung an der sogenannten Denunciation einbegreifende Inquisition des Ordinariats, um dem Ordinariate gegenüber von dieser vertraulichen Anfrage des Nuntius Gebrauch zu machen, nachdem er den wesentlichen Inhalt seiner Antwort an den Nuntius dem bischöfl. Ordinariat am 22. August in seiner Vertheidigung gegen die Anklagen des Conviktsdirektors bereits mitgetheilt hatte.

Dieß der Sachverhalt und die zeitliche Aufeinanderfolge der hier in Betracht kommenden Thatsachen. Aus dem Bisherigen aber erhellt: 1) daß Regens Dr. Mast die sogenannte Denunciation über die Amtsführung des Bischofs und den Diöcesanklerus beim heil. Stuhl oder der Nuntiatur in München nicht angebracht oder überhaupt sich daran betheiligt hat; bezüglich des Convikts in Tübingen hat er nur nach Pflicht und Gewissen dem Nuntius geantwortet; 2) daß er vorher schon, ehe das Ordinariat vom Nuntius die einzelnen Beschwerdepunkte der sogenannten Denunciation erhielt, auch dem Ordinariat das Gleiche über die Conviktserziehung und die liberalen Grundsätze des dortigen Direktors äußerte, was er dem Nuntius hierüber mitgetheilt hatte; 3) daß er auf die Inquisitionspunkte, wie sie an ihn herantraten, jedesmal wahrheitsgemäß geantwortet, ohne über ihren Inhalt hinauszugehen, weil er zu dieser Zurückhaltung seine guten Gründe hatte, und eine eigentliche Pflicht die Fragepunkte zu überschreiten und die Fragepunkte als Anlaß zu weiteren Auslassungen zu benützen, wie ihm das Ordinariat nachträglich eine solche Pflicht zuschob, nicht vorlag; und endlich 4) daß er zwar dem Ordinariat gegenüber eine Pflicht — wohl bloß im schon bezeichneten weitern und allgemeinen Sinne, nicht als eigentliche Amtspflicht in seiner Stellung eines Vorstandes des Seminars — anerkannte, das bischöfl. Ordinariat auf die für die Zöglinge und damit auch für die Diöcese nachtheilige Erziehungsweise am Convikt direkt aufmerksam zu machen, aber hiezu den rechten Zeitpunkt abwarten wollte. Letzteres sagt er (S. 5 der Akt. Darl.) selbst dem Ordinariate am 4. September, wegen dieser Unterlassung befragt, also: „Viel früher hätte ich mich auch nicht dazu ent-

[redacted]

schließen mögen; denn zu einem solchen Schritt entschließt man sich denn doch nicht ohne ganz klar und ausgemacht vorliegende Pflicht, die erst eintritt, wenn man ganz fest in seiner Ueberzeugung geworden, alles reiflichst erwogen, über das thatsächliche Fundament der Sache glaubt in's Reine gekommen zu seyn. Herr Ruckgaber ist auch nicht solange im Amt, daß die Hoffnung, er könnte eine andere Bahn einschlagen, als abgeschnitten zu betrachten wäre. Ich wußte ja auch, daß jährliche Visitation seines Instituts stattfand, und hatte deßhalb um so mehr Grund nicht rasch und voreilig zu handeln. So kam es daß, wenn ich auch allerdings früher schon mehrmals einen starken Impuls fühlte mich offen auszusprechen, ich doch auf der andern Seite gute Gründe zu haben glaubte mich zurückzuhalten, weil eben die Opportunität auch da wo Pflichten zu erfüllen sind, nicht unberücksichtigt gelassen werden darf.“ Etwas vorher sagt er darüber: „In diesem Jahre hätte ich mich jedenfalls im Schlußbericht darüber ausgesprochen, zumal nach den Vorkommnissen mit Mühling und Sporer.“

Das bischöfliche Ordinariat erblickte in dieser Unterlassung eine Pflichtwidrigkeit gegen den Bischof und zählt die Anlässe auf, bei welchen der Regens der fraglichen Pflicht hätte nachkommen können, nämlich die Inquisitionen über andere, wenn auch gerade nicht ganz disparate, so doch einschlägige Punkte; und bezeichnete als äußersten Zeitpunkt dieser Pflichterfüllung besonders den Moment, wo Regens Mast der apostolischen Nuntiatur hierüber berichtete. Wir haben die Gründe, warum Regens Mast noch zurückhielt, schon gehört. Hier muß nur noch darauf hingewiesen werden, daß zwischen dem vom bischöfl. Ordinariate bezeichneten Zeitpunkt und der wirklichen Darlegung der Sache beim Ordinariat seitens des Regens, welche Darlegung stattfand ehe das Ordinariat vom Nuntius die fraglichen Beschwerden über das Convikt erfuhr, kaum vier Monate inzwischen liegen, eine Zwischenzeit die in einer solchen Frage, zumal während des Studiensemesters oder Jahrescursus, sicherlich von ganz verschwindendem Belang ist. Angesichts dieses aus der „Aktenmäßigen Darlegung“ xc. dargestellten Thatbestandes macht nun in demselben amtlichen Aktenstücke das bischöfl.

[redacted]

Ordinariat dem Regens Mast den Vorwurf: „So ist es dem Bischof vorbehalten geblieben, seitens des heil. Stuhles gewissermaßen die erste Kunde bezüglich der in Rede stehenden Erfahrungen seines eigenen Regens zu erhalten“ (S. 3). Und dann S. 5 bezüglich seiner oben mitgetheilten Anfrage beim Nuntius und der Antwort des letztern sagt das Ordinariat: „Unverkennbar ging die persönliche Ansicht des dießfalls von Dr. Mast befragten hochwürdigsten apostolischen Nuntius dahin, daß er gegen seinen Bischof in durchaus loyaler Weise sich aussprechen möge. Dr. Mast folgte der Ansicht welche, wie gleichfalls unverkennbar, er selbst gewissermaßen zu seiner Salvirung der apostolischen Nuntiatur zur Gutheißung unterstellt hatte, und so ließ ihn die „Opportunität“ das casuistische Kunststück vollbringen, daß er in einem Zuge formelle Wahrheit und materielle Lüge aussprach — und dieses gegenüber seinem Bischofe.“

Bezüglich der ungünstigen Aeußerung des Regens Mast an die Nuntiatur in München über das Tübinger Convikt und seiner Aeußerung an's bischöfl. Ordinariat vom 10. Juni darüber bemerkt das amtliche Aktenstück: „Derselbe Mann, abermals auf „„Opportunität““ sich stellend und abermals seine Fertigkeit in casuistischen Spitzfindigkeiten und mentalen Reservationen zur Anwendung bringend, gab in seiner Aeußerung ein gewisses unparteiisches Wohlwollen gegen das Tübinger Convikt zu erkennen und wünschte ihm von Herzen allen Segen und das beste Gedeihen. Aber daß Segen und Gedeihen nach seiner Ansicht ganz wesentlich von einem Systems- und Direktorswechsel bedingt sei, wie er im April der apostolischen Nuntiatur insinuirt hatte, davon machte er im Juni seinem eigenen Bischofe gegenüber auch nicht die leiseste Andeutung“ (S. 6). Die Wahrheit aber ist, daß Regens Mast in seiner Verantwortung wegen angeblicher „perpetuirlicher feindseliger Aktion gegen das Convikt“ diesen Vorwurf als unbegründet zurückweist; und das konnte er, auch wenn er das Convikt nach andern Grundsätzen geleitet wünschte, außer man finde in verschiedenen Grundsätzen über klerikale Erziehungsweise durchaus eine „Feindseligkeit“; ist aber diese Annahme eine nothwendige?

Sodann ist die Wahrheit, daß Regens Mast in fraglicher Verantwortung im Juni ausdrücklich die Unterstellung als eine

[redacted]

unberechtigte erklärt, wenn man aus den von ihm dargelegten Anschauungen über klerikale Erziehung in tridentinischen Instituten den Schluß zieht, daß man deßwegen den Convikten consequent den Untergang wünschen müsse (wie nämlich Prof. Himpel in einer seiner Erklärungen im Volksblatt vorwarf); und daß er sodann „vom Standpunkte der Convention aus" den Convikten allen Segen und das beste Gedeihen wünschte. Nach den Vorgängen mit den Repetenten Mühling und Sporer, und nach dem Inhalte der Beschwerdepunkte gegen die er sich im Juni zu verantworten hatte, hatte Hr. Mast zwar Anlaß, aber offenbar keine Verpflichtung diesen Systemswechsel beim Ordinariat zu beantragen, da er ja wußte, daß die rechtmäßige höhere Kirchenbehörde dieser Sache schon ihre Aufmerksamkeit zugewendet hatte. Wenn er nun gleichwohl „seinem ersten und nächsten Kirchenobern, dem Bischofe" gegenüber im August, noch ehe von der Nuntiatur dem bischöfl. Ordinariate dießbezügliche Mittheilung gemacht worden, aus Anlaß der Vertheidigung gegen den Conviktsdirektor offen und direkt auf den, wie er in seinem Gewissen glaubte, nothwendigen Systems- und Direktorswechsel hinwies, ohne übrigens der vertraulichen Anfrage des Nuntius rc. zu erwähnen, so hat er damit unter den gegebenen Umständen in den Augen aller Unbefangenen ohne Zweifel ebenso diskret gegen den Vertreter des heil. Stuhles, wie loyal gegen seinen Bischof gehandelt; und der Vorwurf „casuistischer Spitzfindigkeiten und mentaler Reservationen", sowie der Vereinigung „formeller Wahrheit und materieller Lüge" miteinander ist ein unberechtigter und unverdienter; und es ist zu beklagen, daß er deßhalb des Vertrauens seines Bischofs für unwürdig erklärt worden, weil er „in fortgesetzter Weise pflichtwidrig dem Bischof und seiner Curie die thatsächliche Wahrheit vorzuenthalten, beziehungsweise über sie zu täuschen gesucht" haben soll, und daß er deßhalb seiner 20jährigen Leitung des Priesterseminars entsetzt worden ist. Es kann sich also nur darum handeln, ob Regens Mast in seiner Auffassung und Beurtheilung der Conviktserziehung in Tübingen Unwahrheit berichtet habe: und dieß scheint, neben dem Umstand daß er wenigstens nicht gleichzeitig mit seinem Bericht an den Nuntius auch dem Bischofe berichtete, der Haupt-

beweggrund seiner Amtsentsetzung und Versetzung auf eine magere, von Protestanten umschlossene Pfarrei gewesen zu seyn. Denn das Ordinariat sagt ja in seiner „Darlegung“, es „sei weit entfernt dem ꝛc. Dr. Mast die Thatsache als solche, daß er an die apostolische Nuntiatur auf deren Aufforderung über das Convikt in Tübingen und, wie es scheint, ganz von sich aus, zugleich über die niedern Convikte in Ehingen und Rottweil Bericht erstattete, übel zu deuten.“ „Ueberhaupt ist es nicht Sache des bischöfl. Ordinariats den Diöcesanen, gehören sie dem Klerikal- oder dem Laienstande an, das Recht zur Denunciation irgendwie zu bestreiten; nur verlangt es, daß die in den kanonischen Satzungen gestellten Forderungen hiebei eingehalten werden. Zu diesen gehört unter andern auch, daß die Denunciation nicht eine Calumnie sei. Ob und in wieweit nun der gedachte Bericht gegenständliche Wahrheit enthalte, wird durch die von dem bischöfl. Ordinariat getroffenen Einleitungen herausgestellt werden“ (S. 6).

Somit wäre hier wenigstens indirekt der Bericht des Hrn. Regens über die Conviktszustände eine Calumnie genannt, dabei aber die Frage, ob der Bericht gegenständliche Wahrheit enthalte, erst noch vom Resultat der durch das bischöfl. Ordinariat zu machenden Untersuchung abhängig gemacht. Es scheint also dem Ordinariat so ziemlich zum voraus schon ausgemacht zu seyn, daß fraglicher Bericht der gegenständlichen Wahrheit entbehre; denn nur so läßt sich die gedachte Redewendung erklären. Aber wozu dann noch eine Untersuchung dieser Conviktszustände durch das bischöfl. Ordinariat? Und falls die Untersuchung die berichteten Uebelstände wirklich herausstellen würde, der Hr. Regens Mast also im Wesentlichen richtig geurtheilt und berichtet hätte, wozu ihn schon vor dieser Untersuchung, ich will nicht sagen des bischöflichen Vertrauens für unwürdig und verlustig erklären und ihn des Amtes entsetzen, sondern ihn öffentlich und amtlich dem ganzen Diöcesanklerus als Lügner, Betrüger und Calumnianten darstellen? Denn daß die Stellung des Seminar-Vorstehers eine Vertrauensstelle ist und der Bischof einen Mann der, ob nun mit Recht oder Unrecht, sein Vertrauen nicht mehr besitzt, von dieser Stelle entferne, ist allerdings der bestehenden

[redacted]

Kirchendisciplin gemäß, und der Bischof ist hierin bloß seinem Gewissen und Gott Rechenschaft schuldig. Daß aber diese Entfernung mit öffentlicher Entehrung eines Mannes geschehen der zwanzig Jahre lang das Vertrauen des Bischofs und auch des Domcapitels besaß, so daß letzteres ihn noch im Herbst 1866 auf die Wahlliste zu einem Kanonikat setzte, auf welcher er allerdings von der Regierung die Exclusiva erhielt; eines Mannes der wohl der Hälfte des Diöcesanklerus die Seminarsbildung und die unmittelbare Vorbereitung zum Priesterthum gab und die Achtung in dem Grade genoß, daß am 10. August 1866 aus Anlaß seines 25jährigen Priesterjubiläums nicht weniger als 405 Priester in einer Adresse*) ihm ihre besondere Hochachtung und Dankbarkeit darbrachten, weil er von jeher offen die kirchliche Klerikalbildung nach Kräften anstrebte — daß die Entehrung eines solchen Mannes geschah, ehe die Untersuchung über die gegenständliche Wahrheit seines fraglichen Berichts laut Bekenntniß des Ordinariats abgeschlossen war, davon nicht zu reden, daß der heil. Stuhl dieser Frage sich bereits bemächtigt hatte: dieß hat bei einem großen Theil des Diöcesanklerus um so größere Ueberraschung hervorgerufen, je mehr sich unterdessen der Schleier der ganzen sogenannten Denunciation gelüftet hat, und je mehr sich die Ueberzeugung Bahn bricht, es sei in Hrn. Regens Dr. Mast nicht so fast die Person, als vielmehr der Vertreter des Princips autonomer kirchlicher Klerikalbildung getroffen worden im Gegensatz zu einer staatlich bevormundeten liberalen.

Eben dieser Umstand hat uns bewogen, die Ehrenrettung dieses Mannes, der nun den heil. Stuhl angerufen, weil er in dieser Art seiner Maßregelung die genannte principielle Frage getroffen sah, einläßlicher zu behandeln, als es ohne diesen Umstand, zumal in diesen Blättern, geschehen wäre. Wie sehr wir aber zu einer solchen Anschauung berechtigt sind, erhellt aus den

*) Die Gratulanten danken hier dem „presbytero doctrina et pietate insigni, viro in laboribus pro salute animarum indefesso, praemerito plurimorum nostrae Dioeceseos clericorum educatori.“

[redacted]

die Kirche vor lauter Liebe ersticken würden. Wie aber bisher der Romanismus in Deutschland sich gezeigt hat, geht er unzweifelhaft auf rücksichtslose Herrschaft aus und ist dabei in den Mitteln nicht sehr wählerisch. Er hätte es sich daher selbst zuzuschreiben, wenn er zuletzt der nämlichen Rücksichtslosigkeit begegnete. Eine lang und stetig zurückgedrängte Opposition müßte zuletzt nur um so schärfer auskommen, wenn man nicht nachließe, Gefühle der Liebe und Achtung auf gefährliche Proben zu stellen und durch beständige Provokationen zu vergiften und zu untergraben. Die Versuche, wie sie besonders von Mainz ausgehen, aber in Rottenburg im Seminar mehrfach adoptirt scheinen, den heil. Stuhl zu drängen in kirchlichen Dingen und Einrichtungen, die je nach Herkommen, Gewohnheit und Ueberlieferung freierer Uebung unterstehen, die von einer Partei ihm vorgelegte Ansicht als die seinige zu erklären und damit ein absolute entscheidendes Urtheil für die eine und gegen die andere Partei zu provociren, halte ich für unrechte Kampfweise und für gefährlich: sie müßte, wäre die Curie nicht klug und vorsichtig gegen ihre sie compromittirenden Freunde, zuletzt einen Kampf entzünden, dessen Folgen nicht zu berechnen wären und leichtlich den mühsamen Aufbau der letzten vierzig Jahre auf's äußerste gefährden könnten. Ueberhaupt spielt man in dieser Sache und in andern ähnlichen unbedacht mit dem Feuer, vergißt gänzlich die Mittel durch welche die Kirche in Deutschland emporgekommen ist, verabschiedet dieselben wohl gar mit Fußtritten und hält sich dafür mit fanatischer Ausschließlichkeit an den äußerlichen Mechanismus einer officiellen Kirchlichkeit und die vielfach kleinlichen Mittel und Triebfedern, die derselbe in Bewegung setzt, Mittel die, wenn es gelingt sie an Stelle ernster Studien und tüchtiger Arbeit zu setzen, in weniger als einem Menschenalter die Kirche in Deutschland hinter den Anfang dieses Jahrhunderts zurückwerfen und die Katholiken noch mehr als bisher zum Ausbeutungsmaterial für die andere Confession (und Nichtconfession) machen. Die stets und für immer fertigen Menschen, wie sie die jetzigen Seminarien bilden, die in ihrer „Kirchlichkeit" den absoluten Maßstab für alle Dinge dieser Welt haben, die zu begreifen und für die Kirche nutzbar

[redacted]

u machen Andere sich Schweiß kosten lassen, verfallen, da die venigsten derselben Energie und religiöse Genialität besitzen, in er Masse, wenn es gut geht, nach und nach dem Schlendrian md drängen, da zuletzt nur Trägheit, unverstandene Formel, Materialisirung der Religion und Haß gegen geistige Arbeit in hnen restiren, die bessern Elemente der Laienschaft zur Kirche inaus die sie kaum erst wieder aufzusuchen begonnen haben, achdem ihnen in Folge der Bemühungen der katholischen Wissenschaft gezeigt worden, daß sie die verschrieene stationäre Verummungsanstalt nicht sei. Italien, Spanien, Portugal, früher und jetzt zum Theil wieder) Frankreich, von den katholischen ländern der neuen Welt nicht zu reden, mit ihren geistlichen Heeren, der santa canaglia P. Roh's, sind für alle die nicht absichtlich die Augen schließen, nicht sprechende, sondern geradezu chreiende Belege hiefür. Dem Hafen solcher klerikaler Zustände teuerte man aber, ohne es vielleicht zu wollen, auch bei uns nit allen Segeln entgegen. Jammerschade, daß Mast niemals arauf gekommen ist die praktische Ausgestaltung seiner Ideale urch eine Reise und genaue Beobachtungen in Italien, dem Eldorado eines unnützen Pfaffenthums (wieder P. R.), der Maurerei, Atheisterei und Ruchlosigkeit in allen Sorten zu constatiren. Im bessern Fall, meinte ich aber, gehe es so; denn ene Mittelchen halten bei Vielen gegen eigentliches Versinken n den Schlamm durchaus nicht länger vor, als eine in freieren Formen sich bewegende Erziehung und Anschauung. Wie sollte ie es auch? Die Leidenschaft wacht nicht selten früher wieder uf, als der gewaltsam eingeschläferte Geist, der dann nicht mehr die Kraft besitzt, jene in ihr Bett zurückzuleiten*). Wir können nun einmal das französische geistige Uniformiren, das Ideal französischer Bischöfe, die auch richtig eine rothhosige Wache

---

*) Wachen die Leidenschaften bei einer „in freieren Formen sich bewegenden Erziehung und Anschauung" nicht wieder auf? oder werden sie durch eine solche gänzlich für immer verbannt? Und welche Mittel bietet diese dagegen, wenn die Leidenschaften, wie es bei ihr kaum anders seyn kann, nie gehörig in Schranken gehalten werden? Anm. des Verfassers.

vor ihrem Palais zu stehen haben, daß der Klerus auf ihr Wort in Reih und Glied marschire, nicht brauchen: deutscher Geist und deutsche Art werden das immer wieder von sich stoßen."

„Glaube Herr Regens ja nicht, daß Eigenliebe oder noch was Anderes bei mir im Spiel sei. Es ist das Interesse an der Sache, das ich nehme, und der Umstand, daß ich selbst acht Jahre ein Erziehungshaus geleitet und frühe auf größern Reisen romanische Zustände kennen gelernt, mag ihm dieß bestätigen. Wenn nicht so viel an ihm wäre, würde man sich nicht so viel mit ihm zu schaffen machen. Da er sich aber zum keineswegs immer billigen, gemäßigten und ruhig prüfenden Richter in so vielen Dingen aufgeworfen hat, vielleicht nach 1. Kor. 6, 2*), so mußte er sich gefallen lassen, daß das Gericht auch einmal über ihn erging. Er faßt den ganzen Streit mit jenem Vorwurf viel zu oberflächlich. Von Eigenliebe ist freilich niemand frei, deßhalb sollte auch niemand sie dem andern vorhalten. Nein, der Strauß mußte einmal aufgenommen werden, nachdem Herr Regens sich zum unbedingten Verfechter des Romanismus in Erziehung und Wissenschaft gemacht, und man auf der andern Seite dieses System in seiner rücksichtslosen Durchführung für ein grundverderbliches, namentlich für deutsche Zustände, ansieht**). Hat es doch selbst in seiner Heimathsstätte sich schlecht erprobt. Mast ist aber durchaus nicht immer dieser einseitigen Richtung gewesen: erst seitdem das unbedingt centripetale Streben in der Kirche in Deutschland gewisse Kreise mit blinder Hast und Leidenschaft erfüllt hat, hat er sich scheint's widerstandslos mit fortreißen lassen, in der Meinung, daß dadurch rasch große Resultate erzielt werden können. Dieß

---

*) Dem Leser setzen wir die citirte Stelle hier bei: „Wisset ihr nicht, daß die Heiligen diese Welt richten werden? Und wenn durch euch die Welt gerichtet wird, seid ihr nicht würdig, die geringsten Dinge zu richten?"

**) von uns unterstrichen; ebenso das Folgende.

Anm. d. Verf.

[redacted]

ist aber eine große Selbsttäuschung. Könnte er auf sie und auf alles was mit ihr zusammenhängt verzichten, so wäre wohl wieder miteinander auszukommen; wenn nicht, so wird der leidige Streit wieder einmal ausbrechen. Möge er aber nur nicht glauben, daß ich ihm persönlich Haß nachtrage. Das auf die Spitze getriebene System hasse ich: soweit jener aber um des von ihm vertretenen und von mir verurtheilten Systems halber auch gegen ihn vorhanden seyn mochte, ist er im Eifer des Streites geschmolzen. Ebensowenig aber hege ich Furcht, und sollte man genöthigt seyn, wieder einmal vorzugehen, so würde ich ihm zu zeigen bestrebt seyn, daß ich wenn auch ohne Furcht, so nicht wieder ohne Haß gegen die Person zu streiten vermag.“ So Hr. Prof. Dr. Himpel.

Diese Dinge gingen der im August an die große Glocke gehängten Denunciation voran; und nun glaubte man in Folge der oben dargestellten Inquisition im Regens Dr. Mast den inländischen Denuncianten im Klerus entdeckt zu haben, auf den sich denn auch, wie wir gesehen, der Unmuth über die sogenannte Denunciation ablud. Die anfangs vorgeschobene Person des Hrn. Subregens Höfer trat, wie dieß auch ausdrücklich in der Himpel'schen Beschwerdeschrift vorgemerkt ist, als „Nebenperson“ in den Hintergrund, obwohl derselbe nach einem bekannten Sprichwort mit dem Regens das gleiche Schicksal der Versetzung auf eine ähnliche Pfarrei theilen mußte. Es würde zu weit führen und zur Sache, um die es sich hier handelt, nicht viel beitragen auf die Details dieses Verfahrens gegen Subregens Höfer einzugehen. Wir führen hierüber nur noch an, daß gegenüber dem Vorwurf des Mainzer Journals: „der Streit (zwischen Höfer und Himpel) verschwand aus der Oeffentlichkeit, ohne daß er einen officiellen oder anderweitigen Abschluß erlangt hätte“, laut Ordinariatserklärung (Nr. 241 des Deutschen Volksblattes) „die Entscheidung in der Klagesache des Subregens Höfer gegen Prof. Himpel am 28. September erfolgt und sofort den Betheiligten zugestellt worden ist“, die Versetzung desselben aber gleichzeitig mit der des Hrn. Regens Mast schon am 13. September gemeldet wurde und am 17. September im Staatsanzeiger für Württemberg erschien, also

[redacted]

vor dem officiellen Abschluß der Klagesache selbst. Im Folgenden haben wir noch zum Schluß die eigentliche sog. Denunciationssache zu besprechen.

(Schluß folgt*).

LVI.

Zur dramatischen Poesie.

Sebastian. Martyrertragödie in fünf Aufzügen von Emilie Ringseis. Freiburg, Herder 1868.

Das Heldenzeitalter des Christenthums, die Epoche der Verfolgungen ist, wie alle Heroenzeit, von jeher eine Lieblingsstätte der Poesie gewesen, und von Prudentius an bis auf Wiseman hat jener große Glorien- und Palmenzug der Martyrer begabte Köpfe und fromme Gemüther zu dichterischen Schöpfungen begeistert. Die Hymnenpoesie und das epische Seitengebiet der Romanzen und Legenden ist dadurch am meisten bereichert worden, auch noch in unserer Zeit. Nachdem nun seit Wisemans glücklichem Vorgang der christliche Roman der Schilderung jener wunderbaren Morgenzeit der Kirchengeschichte sich zugewendet, konnte es nicht fehlen, daß auch das Drama diesen Fußstapfen folgte, die seit den lateinischen Schultragödien wenig mehr betreten worden

*) In Bezug auf eine Hrn. Dr. Uhl betreffende Angabe in der ersten Abtheilung vorstehender Artikel ist eine Berichtigung eingelaufen. Wir werden diese, und was sonst etwa noch kommt, am Schlusse dieser Artikel den Umständen angemessen veröffentlichen.

Anm. d. Red.

[redacted]

/

waren. Der Dichterin der „Veronika" und der „Sibylle von Tibur" lag dieser Weg an sich schon nahe. Nachdem sie die Zeit des göttlichen Stifters selbst dramatisch dargestellt hatte, war es nur der naturgemäß und chronologisch nächste Schritt, nun auch die Zeit der ersten Blutzeugen des Christenthums in einem ähnlichen Gemälde zu gestalten. Dieses Gemälde liegt hier vor und heißt Sebastian, und man darf gleich sagen, daß sich diese Martyrertragödie den besten poetischen Schöpfungen an die Seite stellt, welche überhaupt jene Heroenzeit der Kirche verherrlichen.

Das Drama könnte auch Marcus Cälius heißen; so scheint es wenigstens beim ersten Ansehen. Denn der im gewöhnlichen Sinn tragische Charakter ist fast ebenso sehr, wo nicht mehr als Sebastian, der Patrizier Marcus Cälius. Sebastian steht von Anfang auf der Höhe, in sich fertig, und verändert sich nicht mehr; wie ein lichter Held, dessen Seele halb schon in andern Gefilden athmet, schreitet er an uns vorüber, vom Palast des Kaisers in die Katakomben, von den Gefängnissen der christlichen Freunde in den eigenen Tod. Anders Marcus der edle Patriziersohn. Als heimlicher Christ in's Gefängniß geschleppt, hat er in Gemeinschaft mit seinem jüngern Bruder Marcellin die schwersten innern Kämpfe und Versuchungen zu bestehen; denn zuerst erscheint seine noch heidnische Mutter Marcella, und beschwört die Söhne auf den Knien, sich ihr zu erhalten; dann kommt des Marcus geliebte Gattin Claudia, um ihn mit den leidenschaftlichsten Ergüssen und allen Sophismen der Liebe zu bestürmen, und bringt ihn wirklich durch das Versprechen, selbst Christin werden zu wollen wenn er dießmal noch sich rette, zum Wanken, bis zuletzt die Erscheinung Sebastians jene wunderbare Wirkung übt, welche die Glaubensstandhaftigkeit des Marcus wieder bestärkt und ihn muthig dem sichern Tod entgegen gehen läßt. So wird Sebastian der geistige Vater dieses Blutzeugen, und hier ist es nun ein ächt dramatischer Griff der Dichterin, daß sie die von der Verzweiflung erfaßte

[redacted]

Gattin des sterbenden Marcus zur Anklägerin Sebastians werden läßt, wodurch eine wirklich tragische Verwicklung herbeigeführt wird. Dadurch ist in Wahrheit Sebastian zum Hauptträger der Handlung geworden, und sonach auch mit gutem Grund zum Namensträger der Tragödie erkoren.

Die Dichtung selbst birgt große poetische Schönheiten. Die Martyrertragödie ist wieder mit der dramatischen Kraft, der gedankenvollen Sprache und jener classischen Einfachheit in den Mitteln ausgeführt, wie wir sie nun bereits bei Dichtungen vorauszusetzen gewohnt sind, welche den Namen Emilie Ringseis an der Stirne tragen.

Der Gang der dramatischen Handlung ist folgender. Die beiden Brüder Cälius, Marcus und Marcellinus, haben eben im Garten ihres Hauses zu Rom ihren Freund Sebastian als Gast beabschiedet, als sie von den nach Christen spionirenden Häschern erfaßt und nach dem Gefängniß abgeführt werden. Hier findet sie Sebastian wieder, der in allen Werken der Charitas unermüdlich thätige Hauptmann der kaiserlichen Leibwache, „der Heiden Liebling und der Christen Trost“; und jenes eigenthümliche Bild christlicher Bruderliebe und Bekennerfreude entfaltet sich, das die alte Welt Roms wie ein Räthsel anstaunt. Trefflich ist hiebei der Kerkermeister Nikostratus gezeichnet, ein ergötzliches Exemplar von polterndem Diensteifer und geldgieriger Bestechlichkeit. Die Exposition dieser Dinge erfüllt den ersten Aufzug. Der zweite zeigt uns dann zunächst den Kaiser Diokletian in Unterredung mit seinem heidnischen Priester, der aus Gründen der Staatspolitik zur Verfolgung hetzt. Die Schilderung des Christenthums aus dem haßtriefenden Munde des Heidenpriesters und dessen Gegenüberstellung gegen die altrömische Anschauung — die Welt des Christen gegen die Welt des Heiden — ist von kräftiger Eigenthümlichkeit. Der Kaiser selbst wird nicht in abschreckender Despotengestalt, sondern mit menschlich ansprechenden Eigenschaften gezeichnet, als jener Cäsar der, wie Laktantius sagt, so lange mit dem

[redacted]

größten Glück regierte, als er seine Hände nicht mit dem Blute der Gerechten befleckte. Er ahnt, daß sein Hauptmann der Leibwache Christ sei, aber er will es nicht wissen, und gibt dieß Sebastian warnend zu erkennen:

„So du ein Christ, wie mich bedünken sollte —
Still, keine Antwort! — laß es mich nicht wissen!
Ich bin dir wohlgeneigt; doch hüte dich
Vor meinem Zorn! Laß nimmer mich es wissen!"

Eine lebensvolle Scene eröffnet sich sodann im Gefängniß, bei Marcus und Marcellin. Die Mutter Marcella, die ehrwürdige Matrone die mit dem Stolz einer Gracchenmutter bis dahin auf ihre Kinder geblickt, sucht voll Herzensjammer die in Ketten liegenden Söhne auf, und beschwört sie, besonders den jugendlichen Marcellin, der noch halb Knabe, sich dem Leben und den Eltern zu erhalten, und wirft sich zuletzt vor diesem flehend auf die Knie. Gar rührend lautet die Rede des Jünglings, der seinen Glauben vertheidigt und zugleich die Mutter trösten will, so daß die Mutter unmuthig in die Worte ausbricht:

„Bitter könnt ich seyn
Mit einem Sohn, der mir das Herz durchbohrt
Und lächelnd spricht: Blick nicht so traurig, Mutter!"

So muß sie denn endlich ohne Erfolg und ohne Hoffnung von dannen gehen, und scheidet mit den aus der Legende entnommenen Worten:

„Ihr Götter, was für eine Zeit ist dieß,
Da blüh'nde Jugend, sich den Tod erkürend,
Hülfloses Alter einsam leben läßt!"

Der dritte Aufzug, der auf dem Gerichtsplatz spielt, ist ganz dem Sohne der Marcella gewidmet, und die Scene zwischen Marcus und seiner jungen blühenden Gattin Claudia, die alle Hülfsmittel erfinderischer Liebe erschöpft, um ihn umzustimmen, um wenigstens einen Aufschub des Gerichtes zu erzielen, ist ein Muster dramatischer Steigerung. Sie

[redacted]

gipfelt darin, daß Claudia ihren Gatten wirklich für den Augenblick zum Wanken bringt, indem sie Christin zu werden verspricht wenn er zum Scheine opfere, und dadurch bei dem Präfekten wenigstens einen Tag Bedenkzeit erwirkt. Auch die Art wie Claudia, die Heidin, vor dem Gericht das Thun und Leben ihres Mannes lobend schildert, ist eine schöne indirekte Schutzrede auf das Christenthum, und als solche ein anderes Seitenstück zu der frühern Rede des heidnischen Priesters.

Der vierte Aufzug gehört ebenso ungetheilt dem Triumphe Sebastians. Mitten in der Finsterniß der quälenden Zweifel des Marcus, der um das Seelenheil der Seinen bangend: „wenn sie verloren gingen!" mit sich selber ringt — tritt wie ein Cherub die lichte Erscheinung des christlichen Hauptmanns in den Kerker, und sein mildes Wort voll Erleuchtung, sein gotterfülltes Wesen, die Macht seiner ganzen durchgeistigten Persönlichkeit führt zur Entscheidung. Marcus hat sich selbst wieder gefunden, und entschlossen folgt er dem Schergen zum Blutgericht und sichern Tod: „Wie Weizenkorn sei ich zermalmt zu tausendfachem Staub!" So nimmt er von dem Leben Abschied, und so wird Sebastian der geistige Urheber dieses allen irdischen Glückseligkeiten abgerungenen Martyriums.

Ebendarum wird aber auch Claudia, die enttäuschte und von Rache und Liebeswahnsinn fortgerissene Gattin, die öffentliche Anklägerin Sebastians. Wie eine grimmige Eumenide tritt sie vor den Kaiser, der sie widerwillig anhört, aber durch das Gewicht der Anklage sich gezwungen sieht, seinen Hauptmann zur Rechenschaft zu fordern. Sebastian ist unsichtbarer Augen- und Ohrenzeuge dieser auf der Straße vor sich gehenden Klagescene; er könnte entrinnen, denn er ist reisefertig; er aber bleibt, zur Rechenschaft bereit, und nachdem er die letzte Nacht dazu benützt der wehklagenden Marcella wie der in trauervoller Bestürzung befangenen Claudia mit sanften weisen Worten den Trost des Christen zuzusprechen,

[redacted]

der in die Nacht ihres Grams den Strahl der Hoffnung senkt: steht er am frühen Morgen vor dem Kaiser, um freudig sich als Christen zu bekennen, und aus Diokletians Munde das Todesurtheil zu empfangen, das sofort vollzogen werden soll. Noch eine letzte Probe für den christlichen Triumphator: die Soldaten der Leibgarde murren über das Bluturtheil und wollen ihren geliebten Hauptmann retten. Da ist er's selber, der seinen treuen Soldaten die Mannszucht in's Gedächtniß ruft und sie an die Pflicht des Gehorsams mahnt. Indem sie traurig abziehen und den nubischen Bogenschützen das Feld überlassen, die eben mit ihren Pfeilen sich bereit machen, fällt der Vorhang unter den Worten Sebastians: „Ihr Schützen tretet an, jetzt bin ich euer!"

Diese kurze Skizze zeichnet nur den Hauptverlauf der Handlung, ohne des Details der wohlgeordneten Neben- und Volksscenen Erwähnung zu thun, welche der dramatischen Lebendigkeit des Ganzen trefflich zu statten kommen. Die Wahl der handelnden Personen ist so getroffen, daß sich aus ihren Gesinnungen und Stellungen ein recht anschauliches Zeitbild zusammensetzt. Dieß und die feine bestimmte Charakteristik, der belebte Dialog und der ganze Aufbau der in schöner Steigerung fortschreitenden Handlung machen die Dichtung zu einem durchaus lebensfähigen Drama, das wohl verdiente nicht ein bloßes Buchdrama zu bleiben, sondern auch zur öffentlichen Darstellung zu gelangen.

In einem sehr lesenswerthen Vorwort erhebt die Verfasserin selbst diese Frage, die Frage der Aufführbarkeit. Sie prüft mit bühnenkundigem Blick abwägend die Gründe für und wider — Zeitstimmung und Geschmack des Publikums, der geistliche Stoff, die Erfordernisse bühnengerechter Einrichtung — und nimmt entschieden und mit geistreicher Beredsamkeit auch für geistliche und heilige Gegenstände das Recht in Anspruch, auf den Brettern die die Welt bedeuten, zur Aufführung gebracht zu werden. Man weiß, wie sehr über diesen Punkt sich die Ansichten gegenüber stehen, und Referent

[redacted]

selber bekennt, daß seine Bedenken, zumal Angesichts des allgemein zugestandenen und beklagten Verfalls des Theaters, nicht alle gehoben sind. Aber wie man sich auch im Uebrigen zu der Frage stelle, immerhin wäre die Sache eines ehrlichen Versuches werth, und ein Bühnenvorstand, der das Theater wirklich noch als eine Kunstanstalt betrachtet — und von einer solchen nur kann hier die Rede seyn — würde sich und seinem Kunstideale sicher nichts vergeben, wenn er ausnahmsweise und zu besonders passender Zeit auch dem geistlichen Drama den Zutritt öffnete. Wie viele „classische" Stücke werden nur noch aus Pietät, vor einer sehr spärlichen Gemeinde von Kennern und Verehrern, aufgeführt! Sollte es so schwer seyn, auch einem entschieden bühnengerechten geistlichen Schauspiel gegenüber, das zweifellos eine mindestens gleich zahlreiche Gemeinde um sich sammelte, um der reinen Kunst willen dieselbe billige Rücksicht walten zu lassen? Die Schauspielkunst könnte ein solcher Versuch nur adeln.

LVII.

Zur Geschichte der Freimaurerei in Oesterreich *).

Das Werkchen auf das wir uns hier beziehen, ist anonym erschienen. Wir sind nicht Freunde anonymer Bücher, begreifen aber leicht die Bedenken, die einen Schriftsteller bestimmen können, auf die Autorschaft einer Schrift gegen die Freimaurerei vor dem großen Publikum zu verzichten . . . Ob-

---

*) Beiträge zu einer Geschichte der Freimaurerei in Oesterreich. Von W. B. Regensburg, Coppenrath 1868.

[redacted]

gleich nun unsere Schrift anonym erschienen ist, so entstammt sie doch einer gewandten und bekannten Feder; von Ersterem wird sich jeder Leser selber überzeugen, das Zweite wird man vielleicht unserer Versicherung glauben.

Oesterreich ist krank und zwar, wie die Einen hoffen und die Andern fürchten, bis zum Sterben krank. Gleichwohl liegt der Kaiserstaat im europäischen Spital nicht in der Abtheilung der Externisten trotz der Wunden von Solferino und Sadowa, sondern auf Seite der Internisten, in der Nähe der Unheilbaren. Es muß einem Patienten willkommen seyn, seine Krankengeschichte aus der Feder eines Arztes zu erfahren, der sein Uebel untersucht hat und ihm sagt, wie und wodurch es so schlimm mit ihm geworden. Der Verfasser vergleicht den Zustand des heutigen Oesterreich mit dem Einsturze eines Hafendammes, und sagt: „Der Zuschauer blickt überrascht und staunend auf die Reste des für unzerstörbar gehaltenen, nun vernichteten Dammes — er sieht, daß die Wellen durch die Fugen des äußeren Gesteins sich allmählig den Weg gebahnt, und, da auch schon das Innere unbemerkt zerklüftet und durchwühlt war, sonach der Bruch erfolgen mußte. So ergab es sich in Oesterreich.“

Gewöhnlich glaubt man, die österreichischen Länder seien, so lange die Kaiserin Maria Theresia regierte, welche das bewundernswerthe Beispiel einer sittenreinen und höchst gewissenhaften Frau auf dem Throne gegeben hat, in strengkirchlichem Glauben erhalten geblieben und die sogenannte Aufklärung habe hier erst unter der Regierung Joseph's II. begonnen. Das ist eine irrige Voraussetzung. „Die gelehrte Aufklärung der Universitäten und der höheren Bürgerclasse hatte“, wie Bruder Fellenz in seiner Trauerrede auf Kaiser Joseph's Tod sehr richtig angibt, „unter seiner Mutter längst begonnen.“ Dasselbe sagt auch Frau Caroline Pichler in ihren Denkwürdigkeiten, wo sie von der Regierung Joseph's II. spricht. „Sprünge geschehen nicht, sagt sie, weder in der physischen noch in der moralischen

[redacted]

Welt, und jeder folgende Zustand des Einzelnwesens wie des Ganzen liegt vorbereitet und eingehüllt im vorhergehenden, so daß er selten mit überraschender Neuheit hervortritt, sondern sich meistens nur entfaltet und jene Veränderungen sichtbar werden läßt, welche gleichsam unsichtbar schon länger vorhanden waren. So war es auch damals mit jener Periode (1780—90) der Denk- und Preßfreiheit, Aufklärung, Philosophie und Neuerung, deren Wurzeln weit zurück in vergangenen Decennien zu suchen waren."

Bekanntlich sah sich Kaiser Karl VI. 1736 durch die Stände der damals noch österreichischen Niederlande genöthiget die Freimaurerlogen in diesen Provinzen zu verbieten. Die Versuche aber die bei dem Kaiser in Wien gemacht wurden, um ein gleiches Verbot für die übrigen Erbstaaten von ihm zu erlangen, blieben ohne Erfolg; denn es befand sich eine einflußreiche Person am Hofe, die den Bund schützte. Dieser Schutz ging so weit, daß selbst die Bannbulle welche Clemens XII. unterm 28. April 1738 gegen die Freimaurer erließ, in Wien nicht öffentlich bekannt gemacht werden durfte. Wer war nun die Persönlichkeit, deren Schutz so mächtig wirkte? Der kaiserliche Schwiegersohn, Franz Herzog von Lothringen, war selbst Mitglied des Maurerbundes. Anderson's Neues Constitutionsbuch der Bruderschaft enthält darüber folgendes: „1731 wurde Se. K. Hoh. Franz, Herzog von Lothringen, im Haag vermittelst einer Deputation zu einer dasigen Loge als Lehrling und Gesell aufgenommen. — Da unser Bruder Lothringen dieses Jahr nach England kam, berufte der Großmeister Lovell eine zufällige Loge auf Hrn. Robert Walpoln Landhause Houghton-Hall und machte Bruder Lothringen zum Maurer-Meister."

Franz Stephan, Prinz von Lothringen, geb. 1708, kam 1723 nach Wien, folgte 1729 seinem Vater als Herzog von Lothringen in der Regierung, wurde 1731 Vicekönig und General-Statthalter von Ungarn und 1736 mit Maria Theresia, der Erbtochter Karls VI., des letzten Habsburgers,

vermählt. Das Herzogthum Lothringen trat er 1735 an Frankreich ab und erhielt dafür 1737 nach Gaston's von Medici Tode das Großherzogthum Toskana. Als er daselbst die Regierung angetreten hatte, untersagte er sofort jede Verfolgung des Freimaurerbundes und nahm den Orden öffentlich gegen die Geistlichkeit in Schutz. 1754 bestieg er den Thron der römisch-deutschen Kaiser als Franz I. „Dieser Fürst", sagt ein maurerischer Schriftsteller, „lebte mit seiner Gemahlin in einer glücklichen Ehe; gleichwohl mußte er durch die ganze Dauer derselben bis zu seinem 1765 erfolgten Tode seinen ganzen Einfluß aufbieten, um die nie ruhenden Einflüsterungen der erklärten Feinde des Maurer-Bundes und deren öffentliches Auftreten (!) zu dessen Unterdrückung dermaßen zu neutralisiren, daß die Freimaurerei in Oesterreich während der 40jährigen Regierung Maria Theresia's wenigstens geduldet wurde."

Also nicht bloß ein Verbot wußte Bruder Lothringen hintanzuhalten, sondern sogar öffentliche Angriffe gegen den Bund zu hindern. Aber einmal geschah doch ein öffentlicher Angriff. Am 7. März 1743 wurde die Loge „zur Einigkeit" von der Polizei überfallen und dabei folgende Brüder aufgehoben: Graf Gondola (Großmeister), Graf Gall, Graf Stahremberg, Graf Trautmannsdorf, dann die Freiherrn von Liebenstein, von Kunitz, von Tinti u. s. w. Am 17. Sept. 1742 wurde in Wien bereits eine Großloge „zu den drei Kanonen" eröffnet, was stets das Bestehen mehrerer Nebenlogen, sogenannter Johanneslogen, voraussetzt. Die Mitglieder deren Namen unser Buch mittheilt, gehörten fast ausschließlich dem höheren Adel und Offiziersstande an. Um 1754 wird in Wien eine Deputationsloge „zu den drei Herzen" genannt, 1771 fand die Gründung der Loge „zum heil. Joseph" statt. In Prag wurde die erste Loge 1749 eröffnet, 1776 zählt diese Stadt bereits vier Logen. U. s. w.

Nicht genug, daß in solcher Weise die Freimaurerei in Oesterreich unter Maria Theresia bestand, wirkte und um sich

[redacted]

griff, die große Kaiserin selbst fand sich von „Brüdern" umgeben, wurde deren Werkzeug und förderte unbewußt deren Plane und Zwecke. Frau Pichler erzählt, indem sie von ihrem Vater spricht: „Meines Vaters ausgezeichnete Geistesgaben, seine strenge Rechtlichkeit, sein Eifer, sein unermüdeter Fleiß hatten bald nach seiner Verheirathung (mit der bisherigen Vorleserin der Kaiserin) die Aufmerksamkeit der Monarchin auf den Gemahl ihrer Vorleserin gelenkt. Sie erhob ihn zur Stelle eines Hofrathes und geheimen Sekretärs, schenkte ihm viel Vertrauen, sah ihn oft, ließ sich von ihm in Privataudienzen wichtige Dinge vortragen und hörte seine Meinung, seinen Rath." Es war das zu Anfang der 70ger Jahre, und Herr von Greiner, der Vater der späteren Frau Pichler — war Freimaurer.

Wie überall, so lag auch in Oesterreich der Brüderschaft vor Allem daran die Lehranstalten an sich zu reißen. Einer der mächtigsten Günstlinge der kaiserlichen Frau war bekanntlich ihr Leibarzt, Gerhard v. Swieten, ein Holländer. Es ist bezeichnend, daß in Bayern und in Oesterreich Ausländer es waren welche das Geschäft des „Aufklärens" in erster Linie betrieben haben. Van Swieten war praktischer Arzt in Leyden und entschiedener Jansenist, als er 1745 einen Ruf an die Universität Wien erhielt. Noch in demselben Jahre wurde er von der Kaiserin zu ihrem ersten Leibarzt und zum Präfekten der Hofbibliothek ernannt. Sein Einfluß wuchs mit jedem Jahr, er wurde in den Freiherrnstand erhoben, Präses der Studien- und der Büchercensur-Hofcommission und mit der Direktion des gesammten Medicinalwesens in den kaiserlichen Staaten betraut. In dieser Stellung reformirte van Swieten die medicinischen und physikalischen Anstalten an den Universitäten zu Wien und Prag und besetzte die Lehrstühle mit Professoren welche größtentheils Freimaurer waren. Der bekannte Nikolai sagt von ihm (Reisebeschreibung durch Deutschland Bd. IV.), daß „er auf alle Weise die Macht der Jesuiten

[redacted]

und der Geistlichkeit überhaupt zu untergraben gesucht" habe. „Er that dieß auch", setzt dieser Autor hinzu, „indem er ein Censur-Collegium zu Stande brachte, welches ausschließend mit Männern seiner Gesinnung besetzt war."

Durch van Swieten's Bemühungen erhielt 1754 Martini, später Freiherr von Martini, einen Lehrstuhl in Wien. Nikolai erzählt: „Martini hat unbeschreibliche Verdienste um Oesterreich, dem er zuerst das Recht der Natur lehrte und philosophische Wahrheiten auf die Menschheit zurückführte. Nach Aufhebung des Jesuitenordens wurde er, der große Widersacher der Jesuiten, 1774 zur böhmisch-österreichischen Kanzlei versetzt und bekam das Referat in Studiensachen. Von 1761 bis 1773 war ihm der Unterricht der vier Erzherzoge Joseph, Leopold, Ferdinand und Maximilian in allen Rechts- und politischen Wissenschaften anvertraut." Sein größtes Verdienst hat Nikolai vergessen: die berühmten österreichischen Freimaurer Spielmann, Sonnenfels, Riegger, Bob u. s. w. waren sämmtlich Martini's Schüler.

Im J. 1754 kam auch Gebler nach Wien. Derselbe war aus Zeulenroda im Voigtlande gebürtig und hatte in Jena und Halle studirt. Da in jener Zeit Protestanten in Oesterreich Staatsämter nicht bekleiden konnten, so trat er nach der maurerischen Gewohnheit „sich den religiösen Bräuchen jenes Landes wo sie zu wandern und zu schaffen hatten, gleichförmig zu halten", zur katholischen Kirche über. Von ihm behauptet Nikolai, daß er die größten Verdienste um Oesterreich habe. Man könne sagen, daß von der Zeit an, da Swieten und Gebler anfingen Einfluß zu haben, die neue Epoche für die Aufklärung in Oesterreich eigentlich angehe. Er habe durch stille Ausstreuung von mancherlei gutem Samen mehr gewirkt, als manche Andere die sehr viel posaunt hätten. Gebler, oder damals bereits Freiherr v. Gebler, war 1784 Großmeister der Distriktsloge „zum neuen Bunde" und starb 1787 als kaiserl. geheimer Rath und Vice-Kanzler der böhmischen Hofkanzlei.

[redacted]

Unter den Schülern Martini's errichteten einige, worunter Sonnenfels, Riegger, Bob u. A. besonders zu nennen sind, ums Jahr 1763 eine „deutsche Gesellschaft." Das Publikum das seine Leute besser kannte, als die arme Kaiserin sie kennen konnte, hat dieses Treiben mit sehr ungünstigen Augen angesehen. „Die Art, meint Nikolai, wie das Publikum in Wien die neue deutsche Gesellschaft und ihre Bemühungen aufnahm, zeigte, wie hart es dem Religionsvorurtheile und der Nationaleitelkeit zu verdauen fiel, daß es bloß Ausländer, daß es Protestanten waren, von denen Hr. v. Sonnenfels zu den Oesterreichern mit so großem Rechte sagte:

Die eifert nachzuahmen!
So seid ihr deutscher Art,
Nicht bloß von deutschem Samen.

Man nannte daher damals das Deutsche, das die neue deutsche Gesellschaft einführen wollte, spottweise lutherisch-deutsch."

Hrn. Wiener, später von Sonnenfels genannt, stand diese Schulmeisterei Oesterreich gegenüber am wenigsten gut, da er selbst weder Oesterreicher noch von deutschem Samen war. Sein Großvater war Stadt- und Land-Rabbiner in Berlin, der Sohn ging nach Oesterreich und ließ sich und seine beiden Söhne taufen. Sonnenfels war Professor an der katholischen Universität Wien; er bemühte sich seinen Zuhörern besonders folgende Lehren einzuprägen: daß der geistliche Stand in engere Grenzen gezwungen, daß die Zahl der Studirenden, als die Pflanzschule der Geistlichen und Müssiggänger beschränkt, daß die geistlichen Güter und Kirchenschätze im Nothfalle dem Regenten in die Hände geliefert, die Verführung der Jugend unter dem Titel Beruf gehindert, daß die Ehen befördert werden sollen, daß man gefallenen Mädchen alle Beschämung ersparen und eine geheime Entbindung erleichtern soll u. s. w. Man sieht, daß die Ansichten des Wiener Gemeinderathes vor hundert Jahren an

[redacted]

der dortigen Universität docirt worden sind von Professoren, welche „der Hof" ernannt und gehalten hat. Aus Worten werden Thaten. Sonnenfels war von Maria Theresia besonders begünstigt, noch 1797 wurde er in den Reichsfreiherrnstand erhoben und starb erst 1817.

Im „Nekrolog von 1795" von Schlichtegroll wird die Stiftung der deutschen Gesellschaft Hrn. Riegger zugeschrieben. Wenigstens wurde sie in seines Vaters Haus eröffnet. Riegger, der Vater, war Professor der Rechtswissenschaften in Innsbruck gewesen, kam im Jahre 1750 als Professor des canonischen Rechtes nach Wien, wurde darauf Direktor des juristischen Faches am Theresianum, Hofrath und 1764 wegen seiner Verdienste „geadelt". Gleichzeitig wurde der 1742 geborne Sohn, kaum 22 Jahre alt, durch Martini's Gunst Professor des Kirchenrechts am Theresianum; Vater und Sohn waren einflußreiche Maurer. Riegger jun. wurde später an die Universität zu Freiburg i. B. versetzt, hatte daselbst den Studienplan für das Lyceum in Constanz zu entwerfen und sein Gutachten über die Errichtung eines allgemeinen Priesterseminars für die österreichischen Vorlande abzugeben. Im J. 1778 wurde er Professor des Staatsrechtes und wirkl. Gubernialrath in Prag, 1781 wurde ihm das Referat über das Bücherwesen übertragen, „wodurch die Literatur in Böhmen ungemein gewann", wie sein Nekrologist sagt. Späterhin kam das ganze Schulwesen in Böhmen in seine Hände. († 1795).

Auf Rieggers Empfehlung wurde Bruder Eybel Professor des canonischen Rechtes in Wien; 1779 mußte er seine Stelle verlassen und kam als Rath zur Landeshauptmannschaft in Linz, wo er das Referat in geistlichen und Toleranzsachen führte. Dieser Eybel war nicht der pfiffigste, wohl aber der wüthendste unter den damaligen Freimaurern Oesterreichs, der sein Unwesen so arg trieb, daß er von Rom mit dem großen Kirchenbanne belegt wurde. Als Pius VI. im J. 1782 jene hochherzige Reise nach Wien machte, um

[redacted]

Joseph II. zum Einlenken zu bewegen, hatte Eybel nicht so viel Anstandsgefühl, seine Invektiven gegen den hl. Vater wenigstens während dessen persönlicher Anwesenheit in Wien auszusetzen. Eines Tages ließ er in einem öffentlichen Blatte folgenden Geistesblitz annonciren: „Was ist der Papst? Antw.: Der römische Bischof!“ Tags darauf stand in einer andern Zeitung: „Was ist der Eybel? Antw.: Ein Gimpel und das nur ein Weibel.“ († 1805.)

Zu den Männern welche unter Maria Theresia großen Einfluß im Schul- und Studienwesen ausübten und sich der allerhöchsten Gunst erfreuten, gehörte auch Birkenstock (Melchior Edler von Birkenstock) aus Heiligenstadt im Eichsfelde, der in Göttingen studirt hatte und 1763 nach Wien gekommen ist. Bruder Birkenstock mußte im Auftrage der Kaiserin einen Erziehungs- und Studienplan für alle k. k. Erbstaaten entwerfen. Welch Geistes Kind dieser Birkenstock war, erhellt am deutlichsten aus der Grabschrift, die ihm nicht ein Mönch, sondern Bruder Bretschneider gemacht hat:

„Hier ligt der alte Sündenbock,
Herr Melchior von Birckenstock,
Darob die Musen klagen;
Er schrieb Latein im alten Styl
Und fraß und soff gern gut und viel;
Denn er konnt' was vertragen.
Die Wissenschaften liebt' er sehr,
Doch die Dukaten noch viel mehr.“

Das sind einige Silhouetten aus der Zeit Maria Theresia's, man kann daraus vieles Andere errathen. Die zwei Hauptpfeiler des Hafendammes, die Bildung der Jugend und das Preßwesen waren in Oesterreich damals schon unterwühlt; ist es da ein Wunder, wenn jetzt, nach hundert Jahren, der Damm einbricht? Die Risse und Sprünge daran müssen schon gegen das Ende der guten Kaiserin selber sichtbar geworden seyn; denn tief betrübt und des Regierens müde schrieb sie 1772: „La mort de tous mes conseillers

[redacted]

intimes, *l'irreligion, la dépravation des moeurs, le jargon qu'on parle à cette heur* et que j'entends avec peine, tout cela sont des causes bien plus que suffisantes pour m' accapler (Arneth, Maria Theresia's und Joseph's II. Correspondenz II. 65).

Wir brechen hier unser Referat ab mit dem Bemerken, daß das oben angezeigte Buch die Geschichte der Freimaurer in Oesterreich in der angedeuteten Weise bis auf die Gegenwart fortführt. Man versteht Oesterreichs Geschichte nicht, so lange man bloß die äußeren Erscheinungen studirt. Der Damm fällt ein, obwohl die Bekleidungsquadern gut sind, weil er unterwühlt ist. Nicht bloß die Batterien, auch die Minen müssen in Rechnung gezogen werden. Es gibt nicht bloß ein „unterirdisches Rom", sondern auch ein unterirdisches Oesterreich. Den Beweis davon mag Jeder aus unserm Buche ersehen.

LVIII.

Seb. Brunners Erinnerungen *).

Das vorliegende Buch hat bereits nach seiner ersten Auflage (1854) die Aufmerksamkeit der Histor.-polit. Blätter erfahren (34. Bd. S. 1032 ff.). Wenn dort der merkwürdige Proceß hervorgehoben wurde, wie es möglich war, daß aus

*) Woher? Wohin? Geschichten, Gedanken, Bilder und Leute aus meinem Leben. Von Seb. Brunner. Zweite, sehr vermehrte Auflage. 5 Bde. Regensburg 1866.

[redacted]

der Froschmolluskenbreinatur des Josephinismus ein so stahlbewehrter ritterlicher Kämpfer für die wahren Interessen der Kirche sich entwickeln konnte, so mag in der jetzt fast um das Doppelte vermehrten Auflage auch dem Poeten sein Recht werden.

Die deutsche Literatur ist ziemlich reich an autobiographischen Schilderungen aus dem Jugendleben. Was der Herr Verfasser hier nun nachträglich eingeschaltet oder des Breitern aus diesem Lebensalter erzählt hat, ist äußerst anziehend und verdient dem Besten gleichgestellt zu werden. Welch' ein warmes Bild aus einer frommen Wiener Bürgerfamilie wird hier aufgerollt: der Vater, welcher den Geburtstag seines Kindes noch mit einem Bibelverse in den Kalender setzt, die Mutter und dazu die Großelternpaare, die sorglos die glänzenden Sporen ihres fränkischen Adels verrosten ließen, das heimliche Treiben am eigenen Herd — dieß und Anderes weiß Herr Brunner mit farbiger Tinte zu schildern und mit hochpoetischen Lasuren aufzuhöhen. Es sind reizende Erinnerungen aus dem Schutt des kindlichen Traumlebens, ehe der Flugsand der Vergessenheit darüber wirbelt.

Es war die Zeit der arkadischen Schulmeister, jener nun ausgestorbenen Prachtexemplare welche die studirende ABC-Jugend schlafen und ihre armen Teufel von Schulgehülfen hungern ließen. Dazwischen gab es für den Jungen fröhliche Ministrantendienste und die freien Kunstübungen im Glockenläuten, häusliche Schattenspiele und Marionetten-Theater, Krippenvorstellungen und heilige Gräber. Hier finden wir auch die Originalfigur, welche dem Verfasser des „Diogenes von Azzelbrunn" zu seinem alten Geiger Raspelmayer als Modell gesessen. Dann kommt mal eine Fahrt auf ein nahegelegenes Landgut, die Poesie von Wald und Feld greift dem Knaben jubelerweckend in's Herz und begründet die Lust und Freude an der Natur und den Wandertrieb, welche in unserem Autor immerdar lebendig verblieben. Die Kindheit

[redacted]

ist wahrhaftig „eine Alchymistin der Poesie, ihr wird Alles unter der Hand zu Gold; sie weiß überall einen dichterischen Zauber zu finden oder hineinzulegen.“ Es ist heiter, den Kleinen bei den Frosch-Krebsendiners des Großvaters zu finden, wie dieser die Krebsenscheeren auslösen lehrte und Geschmack und Sinn für Naturgeschichte in dem Enkel anzuregen wußte. Dazu die musikalische Hauptleidenschaft des Orgelziehens an den Blasbalgriemen und die Kunstentdeckungs-Reisen in den archäologischen Plunderkästen zu Fladnitz. Ferner bringt der kleine Poet die ersten kaufmännischen Utilitäts-Bestrebungen in Ausübung, wie denn auch Clemens Brentano ehedem zu Frankfurt und im classischen Langensalza Rosinen und Mandeln gratis an die bereitwilligen Kunden brachte. Der Tod der Großmutter und ihres blöde gewordenen Mannes bringen Intervalle; dann machen sich alsbald die ersten Eindrücke von Lektüre und Theater bemerklich, die goldene Zeit des Eulenspiegel und Robinson. Darüber begann jedoch auch das erstere Studiren, wobei der Knabe für den Fall, daß es dabei schief ginge, in die Zunft der bürgerlichen Seidenzeugfabrikanten eingeschrieben wurde. Die Seidenweberei wurde unter Maria Theresia nach Wien verpflanzt. „Die ersten Meister waren Lombarden, Wälsch-Tyroler und Venetianer; daher auch alle Benennungen der Webstuhl-Bestandtheile und der verschiedenartigen Manipulationen entweder italienisch oder doch dem lombardischen Jargon entnommen sind. So heißt die Bank auf welcher der Seidenweber oder die Weberin sitzt, Banchetto (im Wienerdialekt Wanketta), die Pfähle auf denen der Webstuhl steht, Stazzi (wahrscheinlich von staza, Visirstab). Die Seiden-Färber (tintore di seta, wie sie sich auf ihren Schilden früher nannten) sind noch jetzt zumeist Italiener.“

Der junge Lateinschüler entwickelte sich zu einem Bücherverschlinger, auch am Gymnasium wurde schauderhaft viel gelesen, mit dem Eintritt in die Humaniora gleich ein Pfeifen-

[redacted]

kopf mit Shakespeare's Porträt angeschafft und die Mitgliedschaft eines Dichterclubs erobert, wobei der Jüngling das Misere der verkannten Genies und des Journalistentreibens alsbald in heilsamer Weise erkannte. Unter seinen Mitstrebenden waren der später als Sphragistiker berühmt gewordene Eduard Melly und der nachmals so verdiente Meister im Kupferstich, Petrak. Die Zeit der Krisis trat ein. Der durch eine gut katholische Erziehung gelegte religiöse Grund wurde durch aufgeklärte Collegen und vage Religionshandbücher erschüttert; letztere „gingen an der Strömung der Zeit, an der ganzen Richtung der modernen Literatur unachtsam vorüber, die dogmatischen Beweise waren so schwach abgefaßt und hingestellt, daß man über das zu Beweisende erst durch sie zu zweifeln anfing, wenn man bis dahin auch den von Haus aus mitgebrachten Glauben noch bewahrt hatte.“

Die ringenden Gedanken lähmten die ganze Kraft. „Das classische Alterthum, erzählt der Verfasser, gähnte mich an mit dem Riesenschlunde seiner verzweifelten Melancholie; ich konnte das ewig vorgerühmte Schöne daran nicht finden, es wehte mich daraus ein eigenthümlicher Todtengeruch an. Die einzige Stütze außer der Gnade Gottes und der im elterlichen Hause eingewurzelten Sittlichkeit und Rechtlichkeit war — Shakespeare. Ich fand in ihm nirgends eine Verläugnung, wohl aber eine Anerkennung des Christenthumes. Die Vorsehung, die sittliche Weltordnung, der Jammer, die Zerrissenheit und die Strafe der Sünde lagen klar ausgeprägt in seinen großartigen Schöpfungen. Selbst sein Zweifler, Hamlet, wagt es nicht den Glauben wegzuwerfen. Er glaubt mehr als er zweifelt und zweifelt weniger als er glaubt. Er läßt sich zum Selbstmord versuchen um des Zweifels willen, er wagt aber zum Selbstmord nicht einmal den Plan zu fassen, um des Glaubens willen; mit aller scharfsinnigen Sophistik kann er sich des Gedankens an Gericht und Jenseits nicht entschlagen. Und so erhielt mich Shakespeare,

[redacted]

wenn er auch den Zweifel nicht wegnahm, doch wenigstens im Zweifel; und ich fand in ihm mehr Veranlassung zum Kirchenglauben, als ich z. B. in Tiedge's Urania und selbst in Young's „Nachtgedanken" Veranlassung fand an die persönliche Unsterblichkeit zu glauben. Ich rang ernsthaft nach religiöser Befriedigung, konnte diese aber nicht finden. Das Morgen- und Abendgebet wurde aber doch hiebei immer regelmäßig fortgesetzt." Und dazu noch aufgeklärte Religionshandbücher! Der unverantwortliche Fehler der dreißiger Jahre war überhaupt, daß damals in Oesterreich Niemand daran dachte die Jugend über die literarischen und auch politischen Zustände der Welt vom kirchlichen Standpunkt aus zu belehren, daß man ihr der vom „Ausland" hereinbringenden Literatur gegenüber keine Waffen in die Hände gab, ja gar nicht im mindesten auf diese Literatur Rücksicht nahm, die jungen Leute also dem verderblichen Einflusse wehrlos überliefert wurden. Das war die wirkliche „Verdummung", und diese Dummheit mit der entsprechenden Bosheit und Verworfenheit im Bunde brachte vorläufig im Oktober 1848 ihre Früchte sichtbar und fühlbar zu Tage. Dr. Brunner knüpft daran einige beherzigenswerthen Betrachtungen (I. 216 ff.) über die absolute Staatsomnipotenz, welche in die Schule hineinregiert und der Kirche nur aus einer gewissen polizeilichen Ceremonie noch für etliche Stunden den Zutritt gestattet. Jeder nicht von der kirchlichen Idee der Einheit getragene Studienplan läuft nothwendiger Weise in eine zusammengestoppelte Komödie hinaus.

Es ist nun ein nicht nur für Psychologen, sondern für jeden Leser höchst anziehender und lehrreicher Proceß, durch welches Aggregat von Studien und Prüfungen der Entwickelungsgang des Jünglings — der selbst bei den Piaristen zu Krems wenig auf positive Kirchlichkeit gelenkt werden konnte, da z. B. das Schulbuch der Religionslehre nach Kantischen Principien ausgearbeitet war (I. 270) — aus

[redacted]

dem Labyrinth der Zweifel sich löste, und wie es endlich kam, daß ein behäbiges Bürgerkind und eines Hausherrn Sohn — und man muß wissen was ein „Hausherr“ in Wien zu bedeuten hatte! — aus einem flotten Studiosen zu einem Candidaten der Theologie, zu einem Priester entwickeln konnte und obendrein noch zu einem so energischen Streiter für die Rechte und Freiheit der fast ganz geknebelten Kirche! Wie ehedem der brittische Dichter den letzten Halt gewährt habe, so waren es nun die Bekenntnisse des afrikanischen Kirchenvaters, welche als Brücke über den Abgrund hinüberleiteten. Aber welche Wege waren da noch zu gehen, welche Berge des verhärteten Vorurtheiles zu übersteigen, bis der unerschrockene Mitarbeiter im Gottesgarten die Bekämpfung des lang eingeimpften rationalistischen Geistes und Unglaubens in's Werk setzen konnte. Einzig durch die jüngere Generation, durch ein anderes „junges Oesterreich“ wurde das große Werk möglich. Es hing zusammen mit dem allgemeinen Erwachen des kirchlichen Geistes der seit den berüchtigten Kölner Wirren begann, ein Ereigniß das mit seinen wohlthätigen Folgen für Preußen und das übrige Deutschland längst hinter uns liegt, von der österreichischen liberalen Aera aber mit potenzirter Unklugheit noch einmal in Scene gesetzt werden muß.

Der erfrischende Rückschlag dieser Ereignisse, ebenso die frühere Versumpfung in ihrer unglaublichsten Bornirtheit war schon beim Erscheinen der ersten Auflage in diesen Blättern hervorgehoben, wir können uns hier an andere Bilder halten, welche der Verfasser mit der Liebhaberei eines wahren Cabinetstückmalers zwischenein gelegt hat. Da finden wir scharfgezeichnete Porträtskizzen von Zeitgenossen wie Z. Werner (II. 220 ff.), Jarcke, Veith (II. 240 ff.), Metternich, Hurter u. s. w., oder treffende Urtheile über Persönlichkeiten wie Hegel (und seine Feindseligkeit gegen die Kirche II. 331) und Andere; ferner über Voltaire I. 317 ff.; Shakespeare I. 336 ff.; Göthe II. 103 ff.; Fallmerayer III. 13;

[redacted]

Passy III. 60 ff.*); dann die Excurse über viele pia desideria, die kostbaren Bemerkungen über Seminarien (II. 97 ff.) ästhetische und literarische Aphorismen, welche das Buch zu einer ungemein belebenden und gewinnbringenden Lektüre machen. An Humor und Witz gebricht es natürlich keinem Buche Seb. Brunners.

Nach der Priesterweihe (1838) erhielt unser Autor eine Kaplanei zu Neudorf im Viertel unter Mannhartsberg, an der Grenze Mährens. Mit liebevoller Hand entwirft er ein prächtiges Charakterbild des Pfarrer Kumanz, eines frommen biederen Mannes vom alten Schlag. Die Schilderung (II. 145—216) ist eine Idylle, natürlich ohne alle arkadische Schäferei; im Gegentheil rückt die harte Prosa des täglichen Lebens öfters in den Vordergrund, alles lyrisch-poetische Beiwerk tritt zurück, und doch geht ein wohlthuender Hauch über das mit photographischer Treue wiedergegebene Ganze. Im uralten Petersdorf (Perchtoldsdorf) erwuchs dann die Lust und der erste Antrieb zu schriftstellerischer Thätigkeit. Außer einem Erbauungsbuch entstand eine Geschichte des Marktes Perchtoldsdorf und der alten Kaiserstadt Wiener-Neustadt (1842); weiterhin das epische Gedicht „der Babenberger Ehrenpreis" und der köstliche Roman: „des Genie's Malheur und Glück". Als Pfarrverweser zu Wienerherberg (an der ungarischen Grenze) schrieb unser Autor die Novelle „Fremde und Heimath". Von nun an bringt er jedes Jahr eine neue Spende.

Im Jahre 1845 schickte Herr Brunner, der unterdessen Cooperator zu Altlerchenfeld geworden, das „Nebeljungenlied" in die Welt und erregte damit vielen Lärm. Dann folgte der deutsche Hiob, die Vertheidigung „Hurter's vor

*) Ueber diesen leider zu wenig gekannten Dichter und Schriftsteller vergl. Brühl: die kath. Literatur (1861) S. 385 ff.

[redacted]

dem Tribunal der Wahrheitsfreunde" und die komische Novelle „Diogenes von Azzelbrunn". Es gab, da der Dichter die Censur umgangen hatte, einige Scenen, welche jedoch durch Metternichs Vermittlung straflos beigelegt wurden. Die Censur verfuhr mit völliger und möglichst unverständiger Willkür. „Jedem zur Theologie gerechneten Manuscript wurde doppelte Aufmerksamkeit gewidmet, ein weltlicher und geistlicher Censor, beide von der Polizei bestellt, mußten es approbirt haben, ehe es gedruckt werden konnte. Oft wurde (wie zur Zeit der Napoleon'schen Dictatur) rein nur aus der Ursache etwas gestrichen, daß der Censor den Beweis liefern konnte: er habe das Manuscript durchgelesen, oder damit dem jungen Manne gezeigt werde, daß der Censor doch gescheiter sei, weil er etwas streichen konnte. So wurde mir einst aus einem Erbauungsbuch eine Stelle gestrichen, die aus dem heil. Augustinus übersetzt war. Eine Uebersetzung des Thomas von Kempis (es erschien davon in der Folge in Wien eine Stereotypausgabe) hatte man mir bei der Censur drei Monate lang behalten. Ein Vierteljahr bedurfte es also, um die Ansicht festzustellen, daß im Thomas vom Kempis nichts enthalten sei, wodurch das Staatsgebäude unterminirt werden könne." Es waren schöne Tage, diese Zeiten im vormärzlichen Oesterreich, sie sind vergangen wie ein Traum und nur die unzweifelhafte „Schönheit" ist geblieben, denn die heutige freie Presse wird von einer ganz andern „Censur" tormentirt, deren Tragweite eine ungleich mehr tragische ist.

Die „Prinzenschule zu Möpselglück" (1847) fällt in die Zeit jener brütenden Windschwüle, deren Losbrechen der Dichter in Versen und Prosa längst als bevorstehend angekündet hatte. Bei ihrem wirklichen Eintreffen war Dr. Brunner der erste auf dem Kampfplatz mit Gründung der „Kirchen-Zeitung". Das Programm dazu verdiente es in diesen Erinnerungen aufbewahrt zu werden (III. 139 ff.); die Schil-

wie zum Spott verfolgt, und unter der absolutesten Theilnahmslosigkeit des Volkes, seinen Rückzug an die portugiesische Grenze zu bewerkstelligen, nachdem er in mehreren Städten, zum Hohn seiner Verfolger, glänzende Feste gegeben hatte. Von Portugal ging er nach London, von London nach Brüssel und wieder zurück, von Zeit zu Zeit in seinen Manifesten des „moralischen Triumphes“ sich rühmend den seine Schilderhebung errungen und dem der „materielle Triumph“ unfehlbar bald nachfolgen werde. In Wirklichkeit ist jetzt auch dieser Triumph errungen, die „Idee“ aber welche die Unternehmung von langer Hand her getragen hatte, sie ist verloren! Das iberische Projekt kam im Ernste gar nicht mehr zur Sprache.

Dadurch aber dürfte nicht nur der Revolution von Cadix sondern auch der diplomatischen Intrigue gewisser Höfe das Concept vollständig verdorben seyn. Die Verlegenheit der politischen Generalität in Madrid ist offenbar groß, aber die Verlegenheit in Paris, Florenz und London dürfte nicht viel kleiner seyn. Auch in London hätte man nämlich die iberische Union außerordentlich vortheilhaft gefunden; denn der Iberismus hätte nicht nur dem versippten Hause Coburg neuen Macht- und Länderzuwachs eingetragen, sondern die Art von Lehensherrlichkeit welche England über Portugal längst ausübt, oder, wie Andere sagen, die „schmähliche Sklaverei“ Portugals unter der englischen Krämerpolitik wäre dadurch mit Einem Schlage auf Spanien ausgedehnt worden. Andererseits hätte der französische Imperator durch den Iberismus nicht nur dem letzten Bourbonenthron in Europa den Gnadenstoß versetzt, sondern er hätte seinem eigenen Herrschafts-Princip eine neue Garantie geschaffen. Was ihm in Italien wenigstens vorerst gelungen und was er in Mexiko versucht, das hätte der pyrenäische Einheitsstaat besiegelt: das neue Recht nationaler Agglomerationen und revolutionärer Fürstenthrone auf Grund des allgemeinen Stimmrechts.

Ohne Zweifel wäre diese Idee auch ganz geeignet ge-

[redacted]

ohne Uebertreibung „ein schwaches blasses Bild der wirklichen Zustände" geben. Nebenbei entstanden allerlei Broschüren, welche jetzt gegenstandlos geworden sind, aber doch Zeugniß geben von dem wüthenden Gedränge welches damals in hohen Wogen ging; die Abschnitte über Journale und Journalisten, Preßprodukte aller Art und Preßprozesse, über Ronge's Erscheinen in Wien, über das Bombardement der Stadt mit den Folgen, die Leichenhofscenen ꝛc. — das sind alles lesenswerthe Zeitbilder. Der zehnte Abschnitt (III. 124 bis 262) gehört zu den anziehendsten aber auch schrecklichsten Partien des vorliegenden Werkes.

Hier finden sich zugleich die Worte der Erinnerung, welche Hr. Brunner am Grabe des viel zu frühe gestorbenen Joh. Georg Müller, des genialen Baumeisters der neuen Altlerchenfelder-Kirche sprach*); derselbe starb am 2. Mai 1849. In das gleiche Jahr fällt auch der Tod des Fürsten Alexander von Hohenlohe (Bischofs von Sardika und Großpropst von Großwardein), dessen „Nachlaß" von unserem Autor veröffentlicht wurde. Im J. 1852 wurde Dr. Brunner Dekan des Doktoren-Collegiums der philosophischen Fakultät und Festtagsprediger an der Universitätskirche. Die in dieses homiletische Fach einschlagenden Schriften unseres Autors finden sich III. 303 verzeichnet. Daran reiht sich eine Darstellung der Wiener Universitätsverhältnisse und der Promotionsskandale von 1759—1846.

Der vierte Band dieser Erinnerungen behandelt auf 370

---

*) Vergl. J. G. Müller, ein Dichter- und Künstlerleben, von Ernst Förster (St. Gallen 1851). Vollendet wurde der Bau von Franz Sitte. Ueber die malerische Ausschmückung dieser in reizend romanischem Style gehaltenen Kirche vergl. E. Förster Geschichte der deutschen Kunst V. 494 ff., und „Ornamente und Details in der Altlerchenfelder Kirche zu Wien, entworfen von Eduard van der Nüll, ausgeführt al Fresco von P. Isella." Wien 1864.

[redacted]

Seiten die Bedrängnisse des Redakteurs der Kirchenzeitung, die behördlichen Verwarnungen, Gehässigkeiten, Insulte, Preß-Prozesse, Preßpolizei und Censurstücke: das Alles muß man kennen, um über das Wiener Journalistenleben und Judentreiben eine beiläufige Idee zu kriegen; dann staunt man wohl, wie ein Mann das Alles auszuhalten vermochte! Daraus nur einige Pröbchen. Einmal wurde der Redakteur zu einigen hundert Gulden Strafe verurtheilt, weil er einen Artikel gegen eine Broschüre geschrieben hatte in welcher behauptet wurde, in Rom werde der Zahn des heil. Petrus angebetet. „Freilich war diese Broschüre in Oesterreich verboten, aber das wußte ich nicht. Fast allwöchentlich erschien in jener Zeit (1854) ein Amtsdiener der Behörde mit einer Liste von zwanzig bis dreißig Büchern. Die Liste las man durch und gab sie dem Amtsdiener wieder; wie leicht war es nun, auf ein oder das andere Buch zu vergessen. Schrieb man aber nun gegen ein solches Buch — so hatte man ja sicher den Geist des Gesetzes nicht verletzt, es nicht absichtlich übertreten wollen." Nach vielem Hin- und Herlaufen wurde die Sache durch einen vernünftigen Beamten schließlich ausgeglichen. Ein höher gestellter salbungsvoller Beamter fuhr den Herausgeber der Kirchenzeitung einmal an: „Ich kann keine Geistlichen leiden, die Zeitungen schreiben, die Zeitungsartikel machen. Haben die Apostel Zeitungen geschrieben?" Brunner antwortete: „Die Apostel haben allerdings keine Zeitungen geschrieben, aber was soll denn das beweisen? Die Apostel sind auch mit keinen Dampfschiffen gefahren; aus demselben Grunde dürfte heute kein Geistlicher auf einem Dampfschiff fahren" ꝛc. Solche Erörterungen waren damals noch nothwendig und gab es sehr häufig; das ärgste aber waren die grandiosen Preßprocesse mit der Judenschaft, in denen Herr Brunner nur den Fehler beging, keine Rechtsconsulenten zu wählen und sich selbst ohne hinreichende Kenntniß der Gesetze und ihrer Clauseln

[redacted]

zu vertheidigen; er wäre sonst glänzender daraus hervorgegangen*).

Der fünfte Band besteht aus kleineren Skizzen, welche der Verfasser in seinen großen Reisebildern aus Italien, Frankreich und England nicht unterbringen mochte: eine Fahrt nach dem polnischen Rom (Krakau) und ins Krainerland, allerlei touristische Kreuz- und Querzüge, Herbstblätter und Anderes; dann eine Serie von diversen Aufsätzen über religiöse und sociale Zustände, Betrachtungen über verschiedene Allarmtrompeten gegen die Kirche und das Christenthum, schlagende Beleuchtungen von Vorurtheilen und Schlagwörtern, lauter Dinge die geeignet sind richtungslosen Köpfen die Bahn zu weisen, und deßhalb ganz mit Fug unter den Titel „Woher? Wohin?" einrangirt werden konnten.

Das Ganze ist ein werthvoller und inhaltreicher Beitrag zum Studium unserer Zeit, wie selbe im Guten und Schlimmen also geworden und gewachsen; ebenso lehrreich wie die Erinnerungen und Aufzeichnungen Hoffmann's von Fallersleben, mit welchem unser Dichter, nur in anderem Sinne, auch die Aehnlichkeit theilt, daß jeder in seiner Weise ein Opfer des Liberalismus geworden.

---

*) Der gegenwärtige Redakteur der Wiener Kirchenzeitung ist bekanntlich Hr. Consistorialrath Albert Wiesinger, der das Werk seines Vorgängers mit der gleichen Unerschrockenheit, mit Scharfsinn und Schlagfertigkeit fortsetzt.

[redacted]

LIX.

Streiflichter auf die Staatsumwälzung in Spanien.

IV. Die Oberhaupts-Frage in Spanien und ihre europäische Bedeutung; Juan Prim und die Republikaner.

Am 20. Oktober und 2. November d. Js. haben sich zu London die „Delegirten der Republikaner aller Länder“ versammelt und eine Adresse an den Congreß der nordamerikanischen Union beschlossen, worin sie das Volk der vereinigten Staaten auffordern zunächst in Spanien das Gewicht seines Einflusses zu Gunsten der Republik in die Wagschale zu werfen. Dazu bedürfte es ja, meint die Adresse, weiter nichts als die Kundgebung des Willens, von einem amerikanischen Schiffe an die Küste Spaniens begleitet. „Von einer spanischen Monarchie wird dann nicht mehr gesprochen. Heute ist eine Fürstenallianz gegen eine Republik in Europa nicht mehr möglich. Ueberall gibt es Republikaner — helft der spanischen Republik und Europa wird republikanisch seyn, ohne daß man einen Schuß abfeuert“. So lautet das Manifest des großen Revolutions-Ausschusses in London.

Noch vor wenigen Jahren wäre eine solche Sprache entweder unmöglich gewesen, oder man hätte darin einen lächerlichen Erguß hirnverbrannter Köpfe gesehen. Jetzt ist

[redacted]

es anders; und der aufmerksame Beobachter wird auch beim kältesten Blute nicht zu verkennen im Stande seyn, daß die angeführten Worte allerdings ein paar unläugbare Wahrheiten enthalten. Für's Erste nämlich scheint es freilich gewiß daß, nach dem ganzen Verlauf der spanischen Revolution zu schließen, die Republik nicht ohne Aussichten in Spanien ist und daß jedenfalls das monarchische Europa ihr kein Hinderniß in den Weg legen wird. Für's Zweite ist es unzweifelhaft, daß die Einführung der republikanischen Staatsform jenseits der Pyrenäen ansteckend wirken und höchst wahrscheinlich in kurzer Frist zunächst in Italien und Frankreich den Einsturz des monarchischen Gebäudes nach sich ziehen würde.

Mit Recht fürchtet daher der französische Imperator die spanische Republik vielleicht mehr noch als die Eventualität eines Orleans auf dem Throne Ferdinands VII. Aber er fürchtet eben nur; einschreiten würde er sicher auch im Falle einer republikanischen Constituirung Spaniens — nicht. Wie könnte er auch für sich allein, und nicht einmal von den bloßen Wünschen seiner gekrönten Collegen begleitet, einen solchen Schritt wagen? Und wie wäre irgendwie noch auf eine monarchische Solidarität in Europa zu rechnen, nachdem selbst vom preußischen Throne herab der spanischen Volkssouveränetät die unbedingtesten Glückwünsche auf den Weg mitgegeben worden sind? Ganz natürlich. Die großen Könige des Welttheils rüsten sich bis an die Zähne zum Vernichtungskampfe unter sich, und so kommt es, daß der gemeinsame Feind der sie hinter dem Pyrenäen-Wall hervor rücklings und meuchlings zu überfallen droht, von dem Einen als Bundesgenosse gegen den andern angesehen werden kann. Allerdings gilt der Anfall zunächst und unmittelbar dem französischen Imperator; aber es ist leicht vorauszusehen, daß in diesem Fall der „Stoß in's Herz" nicht bloß Ein Haus und Eine Macht sondern das monarchische Princip überhaupt treffen würde. Ohnehin hat ja dieses monarchische

[redacted]

Princip seit 1859 und 1866 nicht mehr viel Glauben und Vertrauen einzubüßen.

Aber ist es denn wirklich schon so weit, daß man mit der Einführung der Republik in Spanien ernstlich sollte rechnen müssen? Wir werden diese Frage später untersuchen. Vorerst haben wir die bedeutsame Thatsache zu constatiren, daß es unter allen möglichen Veränderungen auf der pyrenäischen Halbinsel nur Eine für den französischen Nachbar durchaus angenehme und convenirende gegeben hätte und daß diese Eine Möglichkeit jetzt bereits — unmöglich geworden ist. Ich meine die Iberische Union. Bei dem ersten Ausbruch der September-Revolution in Spanien mochte Jedermann glauben, daß nun für den Iberismus die ersehnte Zeit gekommen sei. Anstatt dessen redet man jetzt kaum mehr davon weder dießseits noch jenseits der Pyrenäen. Somit sind die positiven spanischen Pläne des Imperators von vornherein so gut wie vernichtet, und es fragt sich nur mehr, ob nicht die Revolution den Stiel umkehren und ihre Resultate gegen Ihn selber wenden wird.

In dem raschen Fall der iberischen Unions-Idee — man könnte sagen sie sei in der Wiege erstickt worden — erkennen wir eine höchst merkwürdige Thatsache. Sie verkündet einen Sieg welchen der Un- und Widerwille des wahren spanischen Volkes über den liberalen und revolutionären Doktrinarismus à la Napoleon III. davongetragen hat. Es kann nichts Anderes gewesen seyn als die empfindliche Entrüstung des Volkes, wovor der Iberismus die Segel gestrichen hat, nachdem er sie kaum offen ausgespannt hatte. Das Faktum unterliegt gar keinem Zweifel, daß diese Idee allen offenen und geheimen Machinationen der liberalen Doktrinäre Spaniens mindestens seit 1861 zu Grunde lag. Es wurde damals sogar erzählt, daß schon die Sieger von Vicalvaro, O'Donnell an der Spitze, im Jahre 1854 sich mit der englischen Regierung diplomatisch in Verbindung gesetzt und über die Frage verhandelt hätten, ob und wie der junge König von Portugal durch das allge-

[redacted]

wesen der Revolution von Cadix einen gewaltigen Aufschwung von außen zuzuführen, während die glorreiche Bewegung jetzt von allen Seiten beargwohnt ist und sozusagen auf dem Bauch am Boden liegt. Wie kommt es aber, daß die „Idee" nicht einmal officiell laut werden durfte in allen den zahlreichen Manifesten der herrschenden Generalität, während doch der Iberismus in den Jahren von 1861 bis 1866 nicht nur in Spanien und Portugal selbst, sondern in ganz Europa so bedeutend rumort hat? Wir wissen es uns wie gesagt nicht anders als dadurch zu erklären, daß hier endlich einmal der gesunde Volkswille und das wahre Nationalgefühl Herr geworden ist über den liberalen Doktrinarismus.

In Spanien war die iberische Idee stets nur in den Köpfen solcher Doktrinäre heimisch. Anders stand es freilich seiner Zeit in Portugal. Hier war nicht nur die Regierung unter dem liberalen Herzog von Loulé dem Iberismus zugeneigt, sondern gerade in den conservativeren Schichten und namentlich auch unter dem Klerus fand er zahlreiche Anhänger. So war es wenigstens im J. 1861, wo die spanischen Organe der Partei eine große Anzahl guter portugiesischen Namen veröffentlichten als Anhänger der Unions-Politik. Diese Männer mochten in der friedlichen Vereinigung mit Spanien den einzigen Weg erblicken um sich von der Tyrannei der einheimischen Loge im Bund mit der englischen Ausbeutungspolitik zu befreien. Aber im Volke lebte beiderseits der alte Nationalhaß ungeschwächt fort. Die Portugiesen hassen die Spanier von der Zeit her, wo sie unter der gewaltsamen Oberherrschaft der letzteren standen. Die Spanier aber verachten und verhöhnen ihre ohnmächtigen Nachbarn, welche von ihnen ungescheut als „Sklaven der Engländer" bezeichnet werden*). Der nämliche Gewährsmann dem

*) Mit dem gleichen Urtheil stimmt auch die nachher anzuführende Schrift des spanischen Republikaners Garrido überein.



hervorgehen könnte; möglich wäre da
tur eines spanischen Cäsar.

Nachdem es nun mit den Aussi
Spanien dergestalt bestellt ist, darf m
wenn alle Berichte von den reißende
publikanischen Idee erzählen.
nicht erwartet. Als vor fünf Jahren
in Deutschland bekannt wurde, da
fortgeschrittenen Organe diesen Her
publik für eine komische Person, der
Willen aber schwachem Kopfe damit
betrügen und hinterher ehrlicher Weis
Nun ist allerdings nicht zu läugnen,
geschichte der republikanischen Bewegu
übertreibt. Nach ihm wäre der Repub
schon seit 1840, namentlich aber sei
Macht gewesen gegen welche sich d
Parteien nur noch mühsam erwehrt
sporadischen Erhebungen vereinzelter
Zeit zu Zeit in die ordinären Pro
ralen Parteien hineinspielten. Ind
dem Buche Garrido's ein klares Bi
publikanismus in Spanien allmähl
deutung anwachsen konnte und muß
gerkrieg den Thron zum Spielball
gemacht hatte, und bei diesen Partei
rität in schmutzigem Personalismus
nicht anders seyn: der Glaube an d
mußte verschwinden und die vollendet
ihrem eisigen Hauch über Spanien h
die politischen Generale nur mehr v
Monarchie" zu sprechen wagen, ist b

---

*) Süddeutsche Zeitung vom 9. Oktober



hervorgehen könnte; möglich wäre da
tur eines spanischen Cäsar.

Nachdem es nun mit
Spanien dergestalt
wenn alle Bericht
publikanische
nicht erwartet
in Deutsch
fortgesch
publi
Wi

publick
kann,
Königin von
souveraine Macht
welches dem Kö
wagen Espartero fo
Und warum kann sie
Königin ist, weil das Volk so

Offenbar sind diejenigen welch
für normal ansehen, nicht berechti
ihre schlechte Regierung vorzuwerfen
zwischen den liberalen Parteien un
vertritt die spanische Demokratie.
die Demokraten ihr Compromiß mi
ralen; sie bilden den eigentlichen
„Partei der Versöhnung". Aber ob
die Auflösung der machtgierigen Fo
verstärkt wurden, so ist doch die spa
lich schwach wie jede Halbheit. Al
revolutionären Sinne entschieden ist
dem Republikanismus zu. Das ist j
die Situation durch das unfreiwilli
Parteien geworden, obwohl die rep
Folge gesetzlicher Behinderungen seit
Organ in der Presse gehabt hat. Di
Parteien haben abgewirthschaftet, da
publikaner. Sie können vielleicht n
gewalt niedergeschlagen werden; abe
nicht, wenn sie dem Lande die Frag
nicht nach so vielen Lehren und ei

*) A. a. O. S. 78.



[redacted]

und der modernisirten Gesellschaft des Landes*); und die Reisenden aller Nationen, mit einziger Ausnahme der englischen Krämerseelen und Bibelverschleißer, urtheilen auffallend günstig vom wahren spanischen Volkscharakter. Nicht nur geistvolle Katholiken wie Alban Stolz und Lorinser enthusiasmiren sich für den ächten Spanier; neuestens noch haben der nordamerikanische Diplomat Körner und der badische Kreisrichter Baumstark sich im Wesentlichen ebenso ausgesprochen wie der mehrfach angeführte sächsische Botaniker und der ästhetisch durchgebildete Tourist Freiherr Alfred von Wollzogen.

Wir werden bald genug Anlaß haben auf den Verlauf des spanischen Umsturzes und insbesondere auf die antikirchliche Seite desselben zurückzukommen. Einstweilen schließen wir mit den trostreichen Worten des Baron Alfred von Wollzogen. Derselbe erkennt in der religiösen Freigeisterei den Einen Feind vor dem Spanien sich zu hüten habe und der leider schon in allen Classen des Volks Eingang habe. Aber nichts destoweniger glaubt er ernstlich die Frage aufwerfen zu dürfen: „ob dieser so seltsamer Weise inmitten der europäischen Cultur jetzt vereinsamt dastehenden Nation

---

*) Willkomm ist voll des Lobes über den spanischen Volkszustand an sich, insbesondere zieht ihn die naive Natürlichkeit an welche auch den armen Bauern noch zu einem Bilde noblen Anstandes mache. Er vergißt aber auch nicht zu bemerken: „Mit der größern Geistescultur hat sich gleichzeitig, wie dieß immer und überall zu geschehen pflegt, eine größere Sittenverderbniß eingefunden. Wer daher die edeln, schönen und großen Züge des castilianischen Charakters, die Biederkeit, Einfachheit, Uneigennützigkeit, Gastfreiheit und Ehrenhaftigkeit kennen lernen will, der gehe ja nicht in die um Madrid liegenden Dörfer und Flecken, am allerwenigsten in die an den großen Heerstraßen befindlichen, sondern begebe sich, was Neucastilien anlangt, in die Provinzen von Guadalajara, Toledo und Cuenca, sowie nach Altcastilien, Leon und Estremadura." Wanderungen. II. 149, 389.



ihres Erscheinens erlebt haben. Di
fünf Auflagen. Jägers Schrift übe
Tyrol, und Bernh. von Meyers Ab
Frage sind in sechster, Graf Blome's
bereits in achter Auflage verbreitet.
somit ihren Zweck: dem Volke das
Fragen zuzuführen und es über de
den es in dem Kampf um die wich
zunehmen habe. Ein erfreuliches Le
katholischen Geistes im Kaiserstaat!

Bei dieser Gelegenheit sei in
Schriften aus dem Gebiete der christ
aus demselben Verlag des thätigen
Wien hervorgegangen sind:

Von den „Dramen für das ch
Arndts" ist nun das dritte Bänd
„Ostern in fünf Bildern", das
würdig und passend anschließt. Glei
Bildern vereinigt auch dieses Oste
Auffassung und ansprechende poetisc
stellbarkeit, und eignet sich darum
vorausgegangenen zur Aufführung i
lienkreise. Mögen sie die Freude u
reits erzielte, in immer weitere Krei

Last not least: Führich, „
sind drei Hefte erschienen. Aesthetis
ziehender Originalität: die Summe
Künstler, und ein Künstler von Go
Chorage der christlichen Malerei in
und die höchsten Aufgaben der Ku
fruchtbar angewandten Leben innerl
gewiß der Beachtung werth. Die
Allen welche eine ernst anregende un
für die Weihnachtszeit und für alle
empfohlen.

